This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Geſchichte

der

Franzöſiſchen Literatur

ſeit Ludwig XVI. 1774.

Von

Julian Schmidt.

Zweiter Band.

Zweite, vollſtändig umgearbeitete Auflage.

Leipzig.
Fr. Wilh. Grunow.
1874.

NKB
972

SEP
16
1882
3553

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorrede.

Mein Augenmerk bei dieſer Geſchichte war nicht, zu allgemeinen Urtheilen, ſondern zu wirklicher Einſicht in den Inhalt, die Vorgänge und den Zuſammenhang der neueren franzöſiſchen Literatur anzuleiten; ich hoffe, daß auch der wirkliche Kenner manches Neue daraus erfahren wird. Natürlich ſoll die Literaturgeſchichte nicht etwa die wirkliche Lecture erſetzen, ſondern vielmehr dazu anregen, und zum Orientiren behülflich ſein.

Ich ſchließe mit der Februarrevolution: was ſeitdem geſchehen, eignet ſich noch kaum für die hiſtoriſche Darſtellung. Einzelnes habe ich in den „Bildern aus dem geiſtigen Leben der Gegenwart" behandelt, und denke darin fortzufahren.

Ich hoffe, dem vielen Großen und Schönen, das die franzöſiſche Literatur bietet, gerecht geworden zu ſein. Wir vermiſſen doch ſehr die Mitwirkung dieſes bei allen Schwächen ſo hochbegabten Volks in unſerer geiſtigen Arbeit. Es wird ſich wohl wieder ordnen; vorläufig iſt alles im Dunkel. Noch vor wenig Tagen konnten wir glauben, die alte traditionelle Monarchie werde der vorläufige Abſchluß ſein: heute ſteuert das Staatsſchiff wieder dem Unbekannten zu.

Möchten die Geburtswehen der neuen Zeit nicht zu lange dauern!

Berlin, 3. November 1873.

Drittes Buch.

Die Literatur unter Ludwig XVIII. und Carl X.

I.

Nach Abſchluß des äußern Friedens hatte es nun den Anſchein, als ſollten auch die innern Verhältniſſe eine geordnete Geſtalt annehmen. Frankreich hatte in der Chambre introuvable lauter eifrige Royaliſten zu ſeinen Vertretern ernannt, ſich alſo mit der herrſchenden Gewalt, dem Königthum und deſſen Principien einverſtanden erklärt. Den noch ſtreitenden Meinungen ſchien die Charte einen friedlichen Austauſch zu verheißen.

Aber in der Chambre introuvable lag ein innerer Widerſpruch: ſie ſollte die conſervative Partei repräſentiren, und war nicht im Beſitz. Sie war zum großen Theil aus Emigranten zuſammengeſetzt, die ihre Güter und ihre Privilegien verloren hatten und ſie wiederhaben wollten, ſie war alſo den beſtehenden Beſitzverhältniſſen feindlich. Daß man den Jacobinern und Bonapartiſten durch ſtrenge Repreſſivmaßregeln den Daumen aufs Auge drücken müſſe, um Ruhe und Ordnung herzuſtellen, darüber waren alle Anhänger des Königthums einig; aber wie weit die Reſtitution ſich erſtrecken ſollte, darüber gingen die Meinungen aus einander. Die Emigrirten pochten nicht blos auf ihr Recht, ſondern auch auf ihre Treue; aus Dankbarkeit ſollte ihnen das Königthum unbedingt zu Willen ſein. Sie hatten nun die Stellen bei Hofe, ſtarke Penſionen, ihren Faubourg St. Germain, als Individuen konnten ſie im Ganzen zufrieden ſein: aber ſie wollten als Claſſe regieren, und dazu, wie geſagt, fehlte ihnen vorläufig die Macht und der Beſitz. Sie hatten feudale Grundſätze und keine feudale Stellung.

Um so trotziger war ihre Sprache. Sie fühlten sich als die Erben der alten fränkischen Eroberer, und schleuderten nicht blos den Jacobinern, sondern dem ganzen Bürgerthum den vollen Hohn einer bevorzugten Race ins Gesicht.

König Ludwig 18. hatte Gedächtniß und Verstand genug, sich zu erinnern, eine wie geringe Stütze der Adel seinem unglücklichen Bruder gewesen war; er verhielt sich oft ablehnend gegen ihre Forderungen, und einer ihrer Heißsporne, Labourdonnaye, brachte das Stichwort auf: „vive le roi quand-même!“ Ihr Trost war der jüngere Bruder des Königs und muthmaßliche Thronerbe, der Graf von Artois; sein Pavillon Marsan war der Mittelpunkt ihrer geheimen Berathungen; er lebte ganz in den Traditionen des Ancien Regime, und die Charte kam ihm sehr verdächtig vor.

Die eigentlichen Jacobiner konnten sich nicht regen, die Fortpflanzung ihrer Doctrin übernahmen die Reste der Ideologen, zum Theil sehr große Herren, aus den ältesten Familien: Lafayette, Destutt de Tracy, d'Argenson, die alte Schule der Aufklärung, die den neu einströmenden Priestern mit Mißtrauen und Verachtung zusah.

Der zunächst hervortretende Gegensatz gegen die Emigranten war die Bourgeoisie. Es ist damit nicht der Mittelstand im Ganzen gemeint, sondern der reich gewordene Theil desselben: die Banquiers, die Käufer der Nationalgüter, die Speculanten, die hohe Finanz. Diese hätten allenfalls mit dem Adel getheilt, da er es aber nicht wollte, wurden sie seine Gegner, und zwar zunächst, da er sich auf das Parlament stützte und naturgemäß dieser Macht, über die er verfügte, auch eine Wirksamkeit schaffen wollte, Anhänger des Cabinets gegen das Parlament. Ihnen war das Königthum nur Mittel zum Zweck, sie verlangten Ruhe und Ordnung zur Sicherheit der materiellen Interessen. Nebenbei hatten sie über Junker und Pfaffen die Ansichten von 1789, und strebsame Leute unter ihnen, wie Casimir Perier und Lafitte, sahen nicht ein, warum sie nicht ebensogut regieren sollten wie der Adel.

So war die Kluft zwischen den beiden Schichten der Gesellschaft noch tiefer als 1789; es waren nicht blos Interessen und Neigungen, was sie trennte, sondern die Ideen: beide redeten eine ganz verschiedene Sprache, die eine verstand die andere nicht.

Der Vermittelung unterzog sich eine Gruppe gescheuter und hochgebildeter Männer, die wir schon kennen: die Doctrinairs, Royer-

Collard der Janſeneiſt, der im Bewußtſein ſeiner „roture prouvée“, als die Reſtauration ſeinen Royalismus mit dem Adelsbrief belohnen wollte, ſtolz erwiderte: „meine Anhänglichkeit an das Königthum iſt ſtark genug, dieſe Impertinenz zu verzeihen!“ Guizot der Proteſtant, der Herzog von Broglie (31 J.), der eben die liebenswürdige Tochter der Frau von Staël heirathete, Barante u. A. — Alle hoch angeſehn, wohl ſituirt, in geordneter und fördernder Ehe, aber zu ernſt und gravitätiſch für das leichtlebige Volk der Franzoſen, das ſie des Hochmuths zieh.

Ihr Zweck war, im Staat nicht einer Claſſe die Herrſchaft zu geben, ſondern ſie alle zu betheiligen, den Bürgerſtand wie den Adel; der Kirche zu ihrem Recht zu verhelfen, aber dem Staat (durch Vermittelung der Univerſität) das Erziehungsweſen zu wahren; das Königthum zu ſtützen, die Reaction zu bekämpfen. Ihr ſtilles Ideal war die engliſche Verfaſſung, ihr Vorbild Montesquieu.

Einen entſchiednen Helfer fanden ſie an Decazes, dem Günſtling des Königs, der die Tochter eines der Ihrigen, des Herzogs von St. Aulaire, heirathete, und von den Ultras als gefährlicher Feind betrachtet wurde.

In dieſer Gruppe der Doctrinairs vollzieht ſich nun hauptſächlich die literariſche Wandlung, welche das 19. Jahrhundert vom 18. trennt: der Uebergang von den mathematiſch-phyſiſchen zu den hiſtoriſchen Studien, der alle Disciplinen trifft. Zwar leiſteten die franzöſiſchen Gelehrten auch in jenem Fach fortdauernd Vorzügliches — eben begründete Brouſſais durch das „Examen de la doctrine medicale généralement adoptée“ die phyſiologiſche Schule der Medicin — aber das allgemeine Intereſſe wandte ſich den Wiſſenſchaften des Geiſtes zu: man wollte nicht mehr aufräumen, einreißen, ſondern verſtehn, ſchonen und aufbauen. So entſprach der politiſchen Gruppe der Doctrinairs die philoſophiſche der Ekleftiker.

Durch Royer Collard erhielt 1815 ſein Schüler aus der Normalſchule, Victor Couſin (22 J.), der Sohn eines armen Pariſer Handwerkers, die Profeſſur der Philoſophie am Lycée Bourbon; die Literaturgeſchichte wurde Villemain übertragen. Couſin iſt der Gründer der ekleftiſchen Schule.

Wie ſein Lehrer, ging Couſin von der ſchottiſchen Philoſophie aus; gleich ihm war er von der Nothwendigkeit überzeugt, die bisherige analytiſche Methode durch eine ſynthetiſche zu erſetzen, die, auf die Natur und den Begriff des menſchlichen Geiſtes gegründet, die überſinnlichen Ideen

nicht als Vorausſetzung, ſondern als Reſultat der Jugend verkündigen ſollte. Nicht von dem vorausſetzungsloſen Drang der Wahrheit, ſondern von einem Bedürfniß des Herzens und des Pflichtgefühls getrieben, ging er an ſeine Aufgabe. Er wollte den abgebrochenen Zuſammenhang mit der Vorzeit durch Wiederaufnahme der philoſophiſchen Tradition herſtellen, in der Geſchichte der Philoſophie einen bleibenden Fortſchritt nachweiſen und ohne Bevorzugung eines einzelnen Syſtems von jedem frühern Philoſophen diejenigen Sätze, die etwas Bleibendes enthielten, in das Inventarium des geiſtigen Beſitzes aufnehmen.

Couſin war kein Erfinder. Empfänglich für jeden tiefen Gedanken und raſch bereit, ihm eine rhetoriſche Form zu geben, hatte er aus ſich ſelbſt heraus wenig zu ſchöpfen; er war der urſprünglichen Anlage ſeines Geiſtes nach nicht ſpeculativer Philoſoph, ſondern Redner; ſein Stil erinnert an die großen Muſter des 17. Jahrhunderts. Damals hatte ſich die Redekunſt nur auf der Kanzel geltend machen können; jetzt wurden ihr die Katheder eröffnet.

„Ich weiß", ſagt er in der Rede, mit der er ſeinen Curſus von 1815 eröffnete, „il ne m'appartient pas de parler avec empire; mais cependant mon âme m'échappe malgré moi, et je ne puis consentir à garder les bienséances que m'impose ma faiblesse au point d'oublier que je suis Français. C'est à ceux d'entre vous dont l'âge se rapproche du mien que j'ose m'adresser en ce moment à vous qui formerez la génération qui s'avance, à vous, l'unique soutien, la dernière espérance de notre cher et malheureux pays! Messieurs, vous aimez ardemment la patrie; si vous voulez la sauver, embrassez nos belles doctrines! Assez long-temps nous avons poursuivi la liberté à travers les voies de la servitude. Nous voulions être libres avec la morale des esclaves. Non, la statue de la liberté n'a point l'intérêt pour base, et ce n'est pas à la philosophie de la sensation et à ses petites maximes qu'il appartient de faire les grands peuples. Soutenons la liberté française, encore mal assurée et chancelante au milieu des tombeaux et des débris qui nous environnent, par une morale qui l'affermisse à jamais." — Das iſt die Sprache eines Parlamentsredners, nicht eines Philoſophen.

Nach dem Zeugniß aller Zuhörer war Couſin's redneriſches Talent ohne Gleichen. Seine biegſame Stimme eignete ſich für ſeine Ironie wie für leidenſchaftliches Pathos; ſein Geſicht, ſeine Augen, ſeine Geberde,

Alles ſprach. Mit dem Anſchein unmittelbarer Improviſation verband er eine feine Berechnung des Effects; er war Künſtler, auch wo er zu plaudern ſchien.

Die neue Philoſophie verhieß, wie die alte des 18. Jahrhunderts, dem Menſchengeſchlecht das höchſte Glück, aber ſie ſuchte es in der Ideenwelt. „Man fragt, wohin die Menſchheit geht; fragen wir lieber, was ſie ſoll. Was ſein wird, iſt uns dunkel, aber nicht, was wir thun ſollen. Es giebt unerſchütterliche Grundſätze, die ausreichen, uns im Wechſel der Dinge durch alle Prüfungen zu leiten. Sie ſind einfach und von einer unermeßlichen Tragweite. Der Aermſte an Geiſt kann ſie begreifen und ausüben, und ſie enthalten das Geſammtgebiet der Pflichten für den Einzelnen wie für die Nation."

„Eine Philoſophie, die nicht in die Moral ausmündet, iſt dieſes Namens nicht werth, und eine Moral, die nicht wenigſtens die allgemeinen Geſichtspunkte für die Regelung des öffentlichen Lebens giebt, iſt ohnmächtig." Der edelſte Begriff des Geiſtes, die Freiheit, iſt von der Selbſtachtung und der Achtung Andrer unzertrennlich. „Le respect égal de la liberté commune est le principe à la fois du devoir et du droit; c'est la vertu de chacun et c'est la sécurité de tous; c'est la dignité parmi les hommes et c'est aussi la paix sur la terre. Telle est la grande et sainte image de la liberté et de l'égalité, qui a fait battre le coeur de nos pères. Tel est l'idéal que poursuit la vraie philosophie à travers les siècles, depuis les rêves généreux d'un Platon jusqu' aux solides conceptions d'un Montesquieu, depuis la première législation libérale de la plus petite cité de la Grèce jusqu' aux travaux de l'assemblée constituante, jusqu' à notre immortelle déclaration des droits." Der Senſualismus verwechſelt den Willen mit der Begierde und zerreißt infolge deſſen alle Zügel, welche die Gelüſte der Einbildungskraft und des Herzens beſchränken; er führt nicht zum Glück und zum Frieden, ſondern zur Anarchie und ſchließlich zum Deſpotismus; denn gegen dieſe ſchlimmſten Feinde der Freiheit iſt die einzige Bruſtwehr das allgemeine Rechtsgefühl, begründet auf die feſte Unterſcheidung des Guten und Böſen, der Tugend und des Intereſſes, des Willens und der Begierde, der Empfindung und des Gewiſſens. Man hat verſucht, durch die Veredlung des Herzens allein dieſe Anarchie zu bekämpfen, doch dieſer Kampf iſt ungenügend. Zum Adel der Empfindungen gehört die Größe der Gedanken; man darf Empfindung und Verſtand nicht von einander trennen.

„Au fond du sentiment est la raison qui lui communique son autorité, tandis que le sentiment prête à la raison son charme et sa puissance. La preuve la plus répandue et la plus touchante de l'existence de Dieu n'est elle pas cet élan du coeur qui, dans la conscience de nos misères et à la vue des imperfections de tout genre qui nous assiégent, nous suggère irrésistiblement l'idée confuse d'un être infini et parfait, nous remplit, à cette idée, d'une émotion inexprimable, mouille nos yeux de pleurs ou même nous prosterne à genoux devant celui que le coeur nous révèle, alors même que la raison refuse d'y croire? Mais regardez-y de plus près: vous verrez que cette raison incrédule, c'est le raisonnement appuyé sur des principes d'une portée insuffisante, vous verrez que c'est ensuite cette révélation de l'infini par la raison, qui, passant dans le sentiment, produit l'émotion et les ravissemens que nous avons rappelés. A Dieu ne plaise que nous repoussions le sentiment! Nous l'invoquons au contraire et pour les autres et pour nous. Nous sommes ici avec le peuple; nous sommes peuple nous-mêmes. C'est à la lumière du coeur, empruntée à celle de la raison, mais qui la réfléchit plus vive dans les profondeurs de notre être, que nous nous confions, pour entretenir dans l'âme de l'ignorant toutes les grandes vérités, et pour les sauver même dans l'âme du philosophe des égaremens ou des raffinemens d'une philosophie ambitieuse.“

Wenn die Philoſophie des vorigen Jahrhunderts den doppelten Zweck gehabt, die Vorurtheile und den Aberglauben auszurotten, und für die exacten Wiſſenſchaften eine Methode zu finden, ſo war die Aufgabe der neuen Philoſophie, dem ſittlichen Leben eine Richtſchnur zu geben und das Gefühl wieder an höhere Ideen zu gewöhnen. Jene bemühte ſich, die Ideen auf den einfachſten abſtracten Ausdruck zurückzuführen; dieſe, ſie in ihrer ganzen Fülle zur Anſchauung zu bringen: die eine ging in ihrem Stil auf Einfachheit und Durchſichtigkeit aus, die andre auf einen mächtigen concentrirten Ausdruck, der dem Verſtand imponirte und dem Gefühl eine reiche Nahrung verhieß. Es ſteht hier nicht blos Dialektik gegen Dialektik, ſondern Geſinnung gegen Geſinnung, und die Frage, welche von den beiden Schulen mehr wiſſenſchaftlich greifbare Sätze aufgeſtellt hat, kann über den relativen Werth derſelben allein nicht entſcheiden, noch viel weniger kann es die Frage nach der Klarheit und Beſtimmtheit des Ausdrucks. Es giebt eine Klarheit und Einfachheit, die darin beſteht, daß man die Hauptſachen ausläßt, und

es giebt eine Verworrenheit, der nur die letzte Hand fehlt, um sich in eine tiefer greifende Wahrheit zu verwandeln.

Das 18. Jahrhundert sprach nur von Freiheit, von Rechten, von irdischem Glück, der Eklekticismus weist nach, daß diese Begriffe durch die correspondirenden der Regel, der Pflicht, der übersinnlichen Idee ergänzt werden müssen; sein Ausgangspunkt ist die menschliche Natur, sein Werkzeug die Analyse, sein Zweck die Wiederherstelluug alles dessen, woran die Menschheit naturgemäß glaubt. In diesem Sinn konnte er an der Vermittelung zwischen den entgegenstehenden Parteien arbeiten, indem er beide zu verstehn und einander zu verständigen trachtete. —

8. Dec. 1815 wurde ein neues Amnestiegesetz erlassen, welches nur 56 Personen ausschloß, hauptsächlich die „Regicides", d. h. die für die Hinrichtung des Königs gestimmt. Die Austreibung derselben erfolgte 12. Januar 1816. So wurde der Dichter Arnault (50. J.) aus der Academie gestoßen, der Maler David (68. J.) wanderte nach Brüssel ins Exil, wo er fortfuhr, in zierlich griechischem Stil zu arbeiten. Beranger rief ihnen nach:

L'hiver, redoublant ses ravages,
Désole nos toits et nos champs;
Les oiseaux sur d'autres rivages
Portent leurs amours et leurs chants.
Mais le calme d'un autre asile
Ne les rendra pas inconstants:
Les oiseaux que l'hiver exile
Reviendront avec le printemps.

Mit blutigem Spott verfolgte er zugleich die Anhänger der weißen Cocarde, die dem Sieg der Fremden über Frankreich zugejubelt hatten.

Das Mißtrauen der Royalisten wurde genährt durch eine geheimnißvolle Verschwörung, deren Fäden sich über ganz Frankreich zu verzweigen schienen: zuletzt stellte sich freilich heraus, daß sie im Grund nur im Kopf einer einzelnen Person bestand, eines gewissen Didier, der zu Grenoble hingerichtet wurde; aber auch sie genügte den Ultras, das Ministerium der Schwäche und Fahrlässigkeit zu zeihen.

Bitrolles, der Vertraute des Grafen von Artois, suchte in der Schrift „du ministère dans le gouvernement réprésentatif", diese Schwäche daraus zu erklären, daß es nicht unmittelbar aus der Majorität der Kammer hervorgegangen und mit ihr in unterbrochener Verbindung geblieben

ſei, ſo daß es, ihr verantwortlich, ſich allenfalls auf ſie auch gegen die Krone ſtützen könne. So ging die Forderung einer parlamentariſchen Regierung im engliſchen Sinne von den Ultraroyaliſten aus.

Ihm entgegnete Guizot, der trotz ſeiner Vorliebe für die engliſchen Inſtitutionen die unbedingte Uebertragung derſelben auf das von Parteien zerwühlte Frankreich für unangemeſſen hielt. In demſelben Sinne wirkte Decazes auf den König ein: unter ſeiner Leitung entwarf das Cabinet eine Denkſchrift, in welcher es die Auflöſung des Junkerparlaments und die Bildung eines neuen Wahlgeſetzes empfahl, durch welches der bisherige maßgebende Einfluß der beiden extremen Parteien ausgeſchloſſen oder wenigſtens beſchränkt werden ſollte: beide („les exagérés, dont le but est de faire passer une partie de l'autorité royale dans ce qu'ils appellent l'aristocratie, occupent presque tous les postes qui influent sur les opérations des assemblées électorales") ſeien unvereinbar mit dem Königthum.

17. Auguſt 1816 verkündete der König, nachdem auch Richelieu den Bruch mit den Ultraroyaliſten für unvermeidlich erklärt, dem Cabinet ſeinen Entſchluß, dieſem Rath zu folgen.

19. Auguſt ſagte Royer Collard, indem er die Preiſe bei der Univerſität vertheilte: „Aujourdhui que le règne du mensonge est fini, et que la legitimité du pouvoir, qui est la vérité dans le gouvernement, donne un plus libre essor à toutes les doctrines généreuses, l'instruction publique voit ses destinées s'élever et s'agrandir. La religion lui redemande des coeurs purs et des esprits dociles; l'etat, des moeurs profondément monarchiques, les sciences, la philosophie, les lettres attendent d'elle un nouvel éclat et de nouveaux honneurs." In allen öffentlichen Kundgebungen wurde der Thron als die wahre Stütze der Freiheit geprieſen.

So 27. Auguſt in der Academie, wo Suard an Villemain (26 J.) den Preis für den „Eloge de Montesquieu" ertheilte: Montesquieu, der zuerſt den Begriff der conſtitutionellen Monarchie feſtgeſtellt, feierte einen glänzenden Triumph. Dieſer Schriftſteller wurde jetzt, wo die franzöſiſche Verfaſſung wieder dem Vorbild Englands nachzuſtreben ſchien, der maßgebende für die neue Schule der Geſchichte und Rechtswiſſenſchaft. „L'instabilité des gouvernements", ſagte Suard, „tient d'ordinaire à l'indécision dans les principes qui doivent régler l'exercice des pouvoirs." Durch die Charte ſei nun dieſer Unſicherheit ein Ende gemacht.

„Rallions-nous à ce signe d'alliance entre le peuple et son roi; que la charte soit pour nous ce qu'était pour les Hébreux l'arche sainte qui contenait les tables de la loi."

5. Sept. 1816 wurde die Auflöſung der „Chambre introuvable" ausgeſprochen. Die Wuth des Grafen von Artois, der vollkommen die Tragweite dieſes Schritts ermaß, überſtieg alle Grenzen. Decazes wurde von den Liberalen mit Glückwünſchen, von den Emigranten mit Verwünſchungen überhäuft: „il faut", ſagte er beſcheiden, „que ce pays soit bien malade pour que j'y sois si important."

Den lauteſten Ausdruck gab Chateaubriand (46. J.) der Erbitterung, der ſeiner „Monarchie selon la charte", welche er eben herausgab, ein Nachwort mit blutigen Invectiven gegen das Cabinet hinzufügte. Die Schrift vertritt noch heftiger als Vitrolles das parlamentariſche Regiment. Chateaubriand zeigt, „qu'il n'y a point de gouvernement représentatif, si l'opinion publique n'est la source et le principe du ministère, principium et fons; qu'il n'y a point de gouvernement représentatif, si la royauté irresponsable ne se résigne à abandonner la direction du pouvoir aux ministres, sur qui seuls pèse la responsabilité, que l'initiative est une attribution parlementaire." — Aber dieſe conſtitutionellen Grundſätze waren nur eine Waffe des Feudalſtaats gegen das liberale Königthum. Chateaubriand verlangte die Austreibung aller derer, die ſich in irgend einer Weiſe mit der Revolution eingelaſſen, aus den Staatsgeſchäften. „Qu'on ne mette plus les honnêtes gens dans la dépendance des hommes qui les ont opprimés, mais qu'on donne les bons pour guides aux méchants. C'est l'ordre de la morale et de la justice. Confiez donc les premières places de l'Etat aux véritables amis de la monarchie légitime ..... Quant à ces hommes capables, mais dont l'esprit est faussé par la Révolution, à ces hommes qui ne peuvent comprendre que le trône de saint Louis a besoin d'être soutenu par l'autel et environné des vieilles moeurs comme des vieilles traditions de la monarchie, qu'ils aillent cultiver leur champ. La France pourra les rappeler, quand leurs talents, lasses d'être inutiles, seront sincèrement convertis à la religion et à la légitimité."

Als das Miniſterium die Schrift confiſciren ließ, ſcheute ſich Chateaubriand nicht, auf offner Straße (18. Sept.) das Volk zum Widerſtand aufzurufen, weil man in ihm die Rechte der Pairskammer verletze.

Das Publicum klatſchte dem berühmten Mann Beifall, wandte ſich aber im Uebrigen mit Achſelzucken ab. Das Ganze endete in einem ſpitzigen Briefwechſel zwiſchen Chateaubriand und Decazes. Chateaubriand verlor ſeine Stelle, behielt aber ſeine volle glänzende Penſion, von der er als Grand Seigneur lebte, ähnlich wie Talleyrand: der Glanz ſeiner äußern Stellung trug weſentlich dazu bei, ſeinen Ruhm in lebendigem Andenken zu erhalten.

Die Neuwahlen — 4. Oct. — fielen ganz im Sinn des Miniſteriums aus: ein ſehr großes gouvernementales Centrum, von den Doctrinairs geleitet; eine ſehr leidenſchaftliche oppoſitionelle Rechte unter Bellèle, eine kleine äußerſte Rechte unter Labourdonnaye; die Linke (Laffitte, d'Argenſon) auf ein Minimum eingeſchränkt. Die Oppoſition der Pairskammer wurde durch Chateaubriand geleitet. Auf dieſen geht doch wenigſtens mit, was Beranger Nov. 1816 dichtete.

Voyez ce vieux marquis
Vous traiter en peuple conquis!
Son coursier décharné
De loin chez nous l'a ramené.
Vers son vieux castel
Ce noble mortel
Marche en brandissant
Un sabre innocent.
Chapeau bas! chapeau bas!
Gloire au marquis de Carabas!

. . C'est moi, dit-il, c'est moi
Qui seul ai rétabli mon roi.
Mais s'il ne me rend
Les droits de mon rang,
Avec moi, corbleu!
Il verra beau jeu. —

Mais l'on m'ose parler d'impôts!
A l'Etat, pour son bien
Un gentilhomme ne doit rien
Grâce à mes créneaux,
A mes arsenaux
Je sais au préfet
Sire un peut son fait.

Prêtres que nous vengeons,
Levez la dîme, et partageons!
Et toi, peuple animal,
Porte encor le bât féodal.

Damals war also von gegenseitiger Hochachtung zwischen dem Chansonnier und dem Dichter des René noch keine Rede. Uebrigens war nach Guizot's Zeugniß Beranger persönlich weder revolutionär noch ruchlos; er war „plus honnête et plus sensé que ses chansons", die gleichwohl einen ungeheuern Einfluß übten. Er trug sie selbst in heitern Gesellschaften vor.

Ein neuer, mindestens ebenso gefährlicher Gegner der Restauration trat zum erstenmal 10. Dec. 1816 hervor, in einer Eingabe an die Kammer. Sie war gegen das Verfolgungssystem der royalistischen Behörden in der Provinz Touraine gerichtet, und unterzeichnet Paul Louis, vigneron.

Der Verfasser P. L. Courier (43 J.), aus Paris gebürtig, war von seinem Vater zur Artillerie bestimmt, und machte die dazu nothwendigen mathematischen Studien durch, aber ohne Interesse, während er mit Eifer sich auf das Studium der Classiker warf. Gern würde er alle Wahrheiten des Euklid für eine Seite im Isokrates gegeben haben. Sonst wird die Jugend meist durch den Inhalt der alten Schriftsteller gefesselt, Courier merkt auf die reine Sprache, und seinem bis aufs Raffinirte ausgebildeten Geschmack erscheint zuletzt der Inhalt gleichgiltig. Einmal sagt er von Plutarch: „Son mérite est tout dans le style; il se moque de faits et n'en prend que ce qui lui plaît, n'ayant souci que de paraître habile écrivain. Il ferait gagner à Pompée la bataille de Pharsale, si cela pouvait arrondir tant soit peu sa phrase. Il a raison. Toutes ces sottises qu'on appelle histoire ne peuvent valoir quelque chose qu'avec les ornements du goût." In seinen Anforderungen an die Sprache nimmt er es daher sehr genau; er findet, daß es in Europa nur noch fünf bis sechs Leute giebt, die Griechisch verstehn; aber noch weniger verstehn Französisch: „Surtout gardez-vous bien de croire que quelqu'un ait écrit en Français depuis le règne de Louis XIV.; la moindre femmelette de ce temps-là vaut mieux pour le langage que les Jean Jacques, Diderot, d'Alembert, contemporains et postérieurs. Ceux-ci sont tous ânes battus, sous le rapport de la langue, pour user une de leurs phrases, vous ne devez pas seulement savoir qu'ils aient existé."

So finden wir ihn sein ganzes Leben. Die Verachtung gegen die Geschichte bleibt immer dieselbe; fest überzeugt, hinter die Couliſſen gesehn zu haben, erklärt er alle Historiker für Lügner und Declamatoren, im

Rabelais ſei mehr Wahrheit, als im ganzen Mezeray. In ſeinen Studien der franzöſiſchen Sprache hatte das 16. Jahrhundert hauptſächlich ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, wo die Sprache noch körniger, freier war, noch eine ſinnliche Kraft und Friſche entwickelte. Im 17. Jahrhundert war dieſe Unmittelbarkeit durch Rhetorik und Poeſie erſtickt. Die Sprache Montaigne's, Amyot's u. ſ. w. hatte er zu der ſeinigen gemacht, mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit vermied er ſelbſt in ſeinen Privatbriefen jede Phraſe, die nicht in einem jener Schriftſteller vorkommen könnte; aber es gelingt ihm bald, die Form ſouverain zu beherrſchen. Die Originalität, die weiß, daß ſie es iſt, findet keinen beſſern Ausdruck, als die Sprache Montaigne's.

In der Rheinarmee, in die er 1795 eintrat, war die Zahl der jungen Officiere ſehr groß, Oberſten von 18 und Generale von 20 Jahren waren keine Seltenheit; aber dazu gehörte Eifer für die Republik und innerer Trieb für den Kriegsdienſt. Beides fehlte ihm. Die Conventsdeputirten ſah er mit der ganzen Verachtung an, die ein Schüler der Griechen und Montaigne's gegen unwiſſende Demagogen empfinden muß, und das Lager langweilte ihn; jede Stunde, die er ſich abmüßigen konnte, brachte er in alten Bücherladen zu, wo er griechiſche Ausgaben aufkaufte. Plötzlich entfernte er ſich ohne Urlaub; er hatte ein menſchlich rechtfertigendes Motiv, aber die Disciplin war doch arg verletzt, und während er, als ob nichts geſchehen, auf dem Lande den Cicero überſetzte, hatten ſeine Freunde alle Mühe, es abzuwenden, daß er nicht als Deſerteur vor ein Kriegsgericht geſtellt wurde. Unter dem Directorium ſchloß er ſich der goldnen Jugend an, und lernte ſogar noch tanzen, um ſich dem Cultus des Tages anzuſchließen. Mit Jubel begrüßte er das Commando, das ihn 1798 nach Italien ſchickte, und er fand in den Schätzen der Kunſt und Wiſſenſchaft reichen Genuß. In ſeinen Briefen begegnen wir heftigen Zornausbrüchen gegen ſeine Landsleute, die mit den ſeltenſten Kunſtſchätzen umgingen, als ſeien es gewöhnliche Spielwerke. Er irrte zornig unter den Trümmern der Kunſt umher, und begab ſich öfters in Gefahr, von einem Italiener erſchoſſen zu werden, um an einem einſamen Ort Inſchriften oder Statuen aufzuſuchen: er hätte es dem Meuchelmörder nicht verdacht, der die zerbrochenen Göttinnen an einem der fremden Barbaren gerächt hätte. Bei dem Abzug der Armee aus Rom hielt er ſich zu lange bei ſeinen antiquariſchen Unterſuchungen auf, er gerieth zum zweiten Mal in den Verdacht der Deſertion. Bei ſeiner Rückkehr nach Frank-

reich blieb er der Politik ebenso fremd als früher, und beschäftigte sich im innigen Umgange mit einigen Gelehrten und Künstlern mit Studien über das Alterthum.

Als Bonaparte sich zum Kaiser machte, — Courier war wieder mit der Armee nach Italien gegangen — gab er ihm seine Stimme, aber mit Achselzucken; der neue Kaiserhof mit seinen Herzogen, Grafen und Baronen erschien ihm wie ein lächerlicher Maskenball. Er begnügte sich, in reizend geschriebenen Briefen den wechselnden Enthusiasmus der politischen Wetterhähne zu verspotten. Doch hatte er selbst einen Augenblick des Enthusiasmus, als der Feldzug gegen Oesterreich ausbrach. Schnell entschlossen eilte er dem Heere nach und meldete sich wieder zum Dienst, aber kaum war er nach einigen Schwierigkeiten so weit, aufgenommen zu werden, als er plötzlich umkehrte. Die Massenschlächterei, die Leichname, der Hunger, das Alles hatte seinen ästhetischen Sinn verletzt; er hatte von der Schlacht nichts weiter gesehn, als ein wüstes, gräßliches Getümmel, und war nun überzeugt, alle Idee einer planmäßigen Durchführung einer Schlacht, alle Kriegskunst überhaupt sei nichts als Chimaire, und die Genialität eines Hannibal, Cäsar, Napoleon die Erfindung müßiger Geschichtschreiber.

Noch in demselben Jahr ging er nach Florenz, um eine Handschrift des Longus zu entziffern; er machte auf das Manuscript einen Dintenfleck, der zur Reclamation der Bibliothekare und in Folge dessen zu einem humoristischen Sendschreiben 1810 Veranlassung gab, das zuerst die Augen der Menge auf ihn zog. Der Eindruck war kein günstiger, man wurde wieder auf den Deserteur von Lobau aufmerksam, und von zwei Seiten wurde auf Untersuchung angetragen. Doch gelang es, die Sache beizulegen.

Seine Heirath hat etwas sehr bezeichnendes. Eigentlich wollte er März 1814 aus Paris auswandern; aber, erzählt sein Freund und Verehrer Armand Carrel, „le hasard l'ayant rapproché d'une famille qu'il aimait (Clavier), il s'avisa de penser qu'il pourrait être heureux, marié avec la fille ainée de son ami; et cependant, un peu indécis de caractère, il voulait parce qu'il était amoureux, plus ne voulait plus, craignant de perdre sa liberté. Dans ces alternatives, ses parents ayant fait beaucoup pour le détourner, le mariage fût rompu. Mais au bout de deux jours Courier revint suppliant, obtint grâce, et le mariage fut conclu le 12. mai, sans que Courier fût encore

décidé sur ce qu'il voulait faire." Die Hochzeit machte dem Schwanken noch keine Ende. „Son caractère indépendant se plia difficilément à l'idée d'être lié pour jamais. Un beau jour il partit, disait-il, pour la Touraine, et de fait il y fut. Mais de là revenant sans s'arrêter à Paris, il alla sur les côtes de la Normandie. Il y oublia mariage et famille, pour se livrer encore à cette vie aventureuse qu'il avait menée si longtemps; et, tenté par l'occasion d'un vaisseau frété pour le Portugal, il allait s'embarquer. Le souvenir et les lettres de sa jeune femme l'ayant rappelé . . . . enfin, revenu à Paris, il se fit à sa nouvelle condition."

Von den Briefen, die er unterwegs schrieb, ist die eine Stelle, 25. August, bemerkenswerth: „Ce ne sont pas seulement les choses-là (Liebesbetheuerungen) qui me les font aimer tes lettres, mais c'est que vraiment tu écris bien et beaucoup mieux que ceux ou celles qui ont cette prétention. Ton expression est toujours juste, et tu a certaines façons de dire . . . . Tu te peins toi-même dans ton style; et moi qui te connais, je vois dans chaque mot ton geste, ton regard . ." So begleitete ihn das aufmerksame Stilgefühl in alle Functionen seines Lebens.

Er kaufte ein Landgut in der Touraine, seinen royalistischen Nachbarn nicht unbequem, weil er Bonaparte haßte. Jetzt aber begann in der Nachbarschaft die religiöse und politische Verfolgung, und machte ihn zum Schriftsteller. In seiner Denkschrift (10. Dec. 1816) denuncirt er eine Reihe von Uebergriffen, die sich die Beamten erlaubt haben: die Fälle sind brillant erzählt, lebhaft, unterhaltend, und so, daß man in die richtige Stimmung versetzt wird.

„L'autorité! voilà le grand mot en France. Ailleurs on dit la loi, ici l'autorité . . . Il est vrai que cette autorité n'est pas celle des Conciles, ni des Pères de l'Eglise, moins encore des jurisconsultes; mais c'est celle des gendarmes, qui en vaut bien une autre."

Und wer sind die Verfolger und die Verfolgten! — Die Angeklagten waren „les seuls peut-être qui n'eussent point juré fidélité à Bonaparte, point recherché sa faveur, ni protesté de leur dévouement à sa personne sacrée. Le magistrat qui les poursuit avec tant de rigueur aujourd'hui, sous prétexte de bonapartisme, traitait de même leurs enfants il y a peu d'années, mais pour tout un autre

motif, pour avoir refusé de servir Bonaparte. Il faisait par les mêmes suppôts saisir le conscrit refractaire, et conduire aux galères l'enfant qui préférait son père à Bonaparte. Voilà les gens qui nous accusent de bonapartisme."

Die Liberalen glaubten die Stimme eines großen Patrioten zu vernehmen; sein Biograph A. Carrel sieht ihm schärfer hinter die Karten. „En se determinant à élever la voix et à dire au public son avis sur les affaires, Courier avait senti, comme un autre, le besoin d'arranger son personnage; et, par un bonheur peu commun, tout dans sa vie passée prenait sans effort le caractère du patriotisme le plus désintéressé. La singularité si rare d'avoir été quinze ans les armes à la main contre les coalitions et l'émigration, sans obtenir, sans briguer faveur ni titres, sans être d'aucun des partis qui s'étaient disputé le pouvoir, lui devenait d'un merveilleux secours pour l'autorité de ses paroles. Ce qui parfois était le fait d'une humeur un peu bizarre, d'un esprit distrait et capricieux, passait sur le compte de fermeté de caractère et de la superiorité de jugement. Le vigneron de Touraine faisait désormais un même homme avec l'ancien cannonier à cheval. Ce n'était plus par insouciance qu'il était demeuré dans son humble condition, mais par haine du pouvoir qui corrompt. Soldat par devoir, paysan par goût, écrivain par passe-temps, tel il se donnait et tel il fut pris." — So urtheilt ein Parteigenoſſe über ihn, und das Urtheil iſt richtig: der Stiliſt zeigt ſich in jener Denkſchrift kräftiger als der Politiker: es iſt eine nervige, und dabei elegante Sprache; ein blutiger Witz, aber von gewählteſter Feinheit.

Courier's Angriffe gegen die äußerſte Rechte kamen dem Miniſterium ſehr gelegen, er wurde in Paris gut aufgenommen, und ſeinen Beſchwerden Abhülfe geſchafft. Decazes entſchloß ſich 5. Februar 1817 zu einem entſcheidenden Schritt gegen die Ultras: zu einer Umgeſtaltung des Wahlgeſetzes. Es wurden directe Wahlen eingeführt, das Wahlrecht an ein Alter von 30 Jahren und eine directe Steuer von 300 fr. gebunden. Damit war die Herrſchaft in den Kammern den beſſer ſituirten Mittelclaſſen in die Hände geſpielt. Die feudale Partei gerieth in die äußerſte Wuth; die Bourgeoiſie fühlte ſich als royaliſtiſch. Zugleich aber vollzog ſich eine zweite ſehr bedeutende Wandlung: bisher waren die Feudalen die Vertreter der parlamentariſchen Regierung, jetzt wurden es die

Liberalen, und es ließ ſich leicht vorausſehen, daß ihnen grade wie ihren Vorgängern das Mittel zum Zweck werden, daß der parlamentariſche Liberalismus in Conflict mit dem miniſteriellen kommen werde.

II.

Die große Revolution hatte die politiſchen, religiöſen und zum Theil auch die ſocialen Verhältniſſe von Grund aus umgewühlt, aber an das Geſetzbuch Boileau's hatte ſie ſich nicht gewagt. Noch immer war dem Schriftſteller die Auswahl der paſſenden Worte, die Satzfügung, der Versbau, die Anlage und Durchführung der Charaktere, die Anordnung der Handlung genau vorgeſchrieben, und gegen die eine oder die andre dieſer Regeln zu verſtoßen, ſah ebenſo paradox aus, als hätte man das Einmaleins bezweifelt. Boileau hatte nicht blos den ausübenden Künſtler gefeſſelt, ſondern auch der Betrachtung die engſten Grenzen geſteckt. Zunächſt gab es für ihn außer der franzöſiſchen Literatur nichts als die Alten; die franzöſiſche Literatur ſelbſt aber fing erſt mit Malherbe an, der als Vorläufer die Academie und das goldne Zeitalter Ludwig's XIV. verkündigte — „Enfin Malherbe vint!“ — Was vor ihm verſucht war, hatte nur in die Irre geführt. Dieſer literariſche Terrorismus wurde noch durch eine Philoſophie geſchärft, die ebenſo mit graden Linien operirte, die Philoſophie Condillac's. Streng logiſches Raiſonnement, rhetoriſches Pathos und gefälliger Scherz, das waren die drei Formen, in denen dem franzöſiſchen Geiſt geſtattet war ſich zu bewegen. Wie die Literaturgeſchichte ſo wurde auch die Geſchichte im Allgemeinen nach dem Maßſtab Boileau's zugeſchnitten, und wenn man es nicht gradezu unterſagte, ſich mit dem Mittelalter und der Geſchichte fremder Völker zu beſchäftigen, ſo wurden doch dieſe fremdartigen Gegenſtände in der Wiſſenſchaft ebenſo nach dem Maßſtab des claſſiſchen Zeitalters zugeſchnitten wie in der Kunſt.

Die Bourbons brachten den Adel, die Prieſter und nebenbei das freie Wort zurück, das freilich zunächſt von ihren Anhängern gegen die geſtürzten Voltairianer gewandt wurde. Oppoſition gegen den herkömmlichen academiſchen Stil, gegen die herkömmlichen ſittlichen Begriffe, das waren die nächſten Lebensäußerungen der neuen Poeſie, die plötzlich von ihrem Schnürleib befreit wurde. Eine Reihe von Ueberlieferungen, denen man bisher blind gefolgt, ſtanden ſich kämpfend gegenüber: die Ueberlieferung Boileau's, Voltaire's, Condillac's, die Ueberlieferung der Jacobiner, Napo-

leous, die der Kirche und des ancien regime. Sie hatten sich alle zu Schulen verdichtet, die mit den Ideen wie mit geprägten Münzen umgingen, sie also in Phrasen umsetzten. Zwischen ihnen vermitteln konnte nur die Kritik, welche die Worte aufgab und nach Sachen suchte: nicht jene ästhetische Kritik, die Lob oder Tadel nach fertigem Maaßstab austheilt, sondern die philosophische, die zweifeln lehrt. Der leitende Trieb der französischen Literatur in diesen Jahren ist die Kritik des Realismus. Eine Reihe glänzender Talente arbeitete an diesem Werk, uns noch viel zu wenig bekannt.

In der Production standen die Franzosen nicht mehr an der Spitze des Zeitalters; wenn ein Werk bei ihnen durchschlug, gab meist die politische Sympathie den Ausschlag: so bei Arnault's „Germanicus" März 1817, in welchem das Publicum für den Verbannten gegen den Hof demonstrirte, wie auch der ehemalige Napoleonische Censor Etienne von den Liberalen gegen die Priesterpartei auf den Stuhl gehoben wurde.

Desto eifriger verfolgte man, was im Ausland geleistet wurde. Man suchte sich der Resultate der deutschen Philosophie und Philologie zu bemächtigen, während die Deutschen mit athemloser Spannung auf jedes Wort lauschten, das in den französischen Kammern gesprochen wurde. An dem reichen wissenschaftlichen Leben unsrer großen Gelehrten konnten nur wenige theilnehmen, der Geist wirkte im Verborgenen, alles öffentliche Leben wurde erstickt: so bildete man sich an den Reden der französischen Parteien, deren Voraussetzungen nun für Deutschland maßgebend wurden, so wenig sie für die deutschen Verhältnisse paßten.

Mehr noch als die Deutschen zogen die Engländer die Aufmerksamkeit auf sich. W. Scott's Romane wurden in Frankreich verschlungen, erst von den Freunden des Gothischen, der Legitimität; bald aber von dem gesammten lesenden Volk. Thomas Moore brachte die englische Lyrik zur Geltung. Als Stern erster Größe erschien Lord Byron. In sein Schicksal war eine entscheidende Wendung eingetreten: seine Frau hatte ihn 15. Januar 1816 verlassen, das gesammte Publicum, das ihn früher angebetet, hatte ihn von sich gestoßen, er hatte 25. April 1816 England auf immer verlassen. Lange hatte er bei Frau von Staël am Genfer See gelebt, 1. Oct. 1816 war er nach Italien abgereist, von wo neben seinen Poesien der Ruf seiner wilden Abenteuer sich verbreitete. Der französische Radicalismus glaubte in ihm einen glänzenden Vorkämpfer zu haben.

14. Juli 1817 starb Frau von Staël; ihr Salon war bis gegen ihr Ende Mittelpunkt der gebildeten Opposition gewesen. Eine nachgelassene Schrift: „Considérations sur la révolution française" wurde in den nächsten Jahren veröffentlicht. — Sie hatte nicht blos für Deutschland Propaganda gemacht, sie hatte in der „Corinne" auch das Verständniß Italiens angebahnt. Diese Richtung wurde nun zeitgemäß, seit der junge Rossini (25. J.) als eine Großmacht den Franzosen gegenüber trat: durch den überwältigenden Zauber seiner Melodien (der „Barbier" war zuerst 5. Febr. 1816 aufgeführt, es folgten „Otello" u. s. w.) schien vorläufig die altfranzösische Musik ganz in den Hintergrund gedrängt zu werden. Mit besonderm Eifer trat für Italien im Sinne der Corinne ein Schriftsteller auf, der sonst nicht müde wurde, auf die Dichterin zu sticheln.

Fast gleichzeitig erschienen 1817, anonym, später unter dem falschen Namen „de Stendhal") verschiedene Aufsätze über italienische Musik, Reisebilder aus Rom, Neapel und Florenz, und eine Geschichte der italienischen Malerei. Der Verfasser derselben, Henry Beyle (34. J.), aus Grenoble, zeichnete sich schon auf der Schule durch schnelles Verständniß aus. Sein Vater wollte ihn auf die polytechnische Schule schicken und ließ ihn daher Mathematik studiren. Sein Geschmack trieb ihn eigentlich zur Musik. Als Soldat ging er 1800 nach Italien, und glaubte hier in dem goldnen Land seiner Träume zu sein, während er gegen die strenge Erziehung im väterlichen Hause einen dauernden Haß bewahrte. „Nos parents et nos maîtres sont nos ennemis naturels, quand nous entrons dans le monde." In das lockere Leben der Italiener wußte er sich schnell zu finden; der Dienst zog ihn wenig an. Tapfer im Duell wie im wirklichen Kampf, verabscheute er die Disciplin und fand 1803 eine schickliche Gelegenheit, seine Entlassung zu geben. Er kehrte zuerst nach Hause zurück, wo er durch seine Husarenredensarten die Entrüstung seiner Familie erregte, und ging dann nach Paris, seine Studien fortzusetzen. Er lernte Englisch und las die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, hauptsächlich aber bewegte er sich hinter den Coulissen. 1805 nahm er vorübergehend eine Stelle in einem Marseiller Handelshause an. Im folgenden Jahr trat er wieder in Dienst, und machte den östreichischen Feldzug mit Auszeichnung mit. Er folgte der großen Armee nach Rußland, von wo er höchst blasirt gegen die Menschen und Dinge zurückkehrte. Die Restauration endigte seine officielle Stellung, er lebte als Privatmann bald in Mailand, bald in London, bald in Paris. Doch blieb Italien sein Lieblingsaufenthalt, er

lebte ſich ganz in die Sitten des Volks ein, verſchwendete in anmuthigen Abenteuern ſein Vermögen und gab ſich noch in ſeiner Grabſchrift für einen gebornen Italiener aus.

In ſeinen Reiſebildern lernt man ſein Talent am beſten ſchätzen. Er hat für das italieniſche Volk und ſein Leben eine leidenſchaftliche Vorliebe. „La douce volupté civilisa l'Italie, la volupté, mère des arts, et unique source du bonheur.“ Die Franzoſen ſind ihm zuwider. Jeder Franzoſe hat Furcht vor dem, was ſein Nachbar ſagen wird, vor ſeinem Spott, vor ſeiner Kritik. Keiner wagt es, wahr und ganz zu ſein. Sie ſind des Glücks wie des Unglücks gleich unfähig. In Italien lebt Jeder für ſich, wie die Natur es ihm eingiebt, ohne Vorurtheil, ohne ſittliche Bande, mit lebhafter Neugier jedem friſchen Eindruck zugänglich, durch keine Rückſicht in ſeinen Leidenſchaften gehemmt. „Les femmes, en Italie, avec l'âme de feu que le ciel leur a donnée, reçoivent une éducation qui consiste à peu près uniquement dans la musique et une quantité de momeries religieuses; le point capital, c'est que, quelque péché qu'on commette, en s'en confessant il n'en reste pas de trace.“ In Paris dagegen „le bon ton consiste à rappeler sans cesse, d'une manière naturelle en apparence, que l'on ne daigne prendre intérêt à rien.“ Jeder Franzoſe fragt ſeine Nachbarn um ein Gutachten, ob er ſich amüſirt und glücklich iſt. „La crainte du ridicule, née de la monarchie et de l'influence d'une cour, ne tue pas seulement le génie des arts, elle tue les caractères, personne n'osant plus être soi. Nous voilà donc réduits aux bonheurs et aux vertus qui viennent de la vanité, comme la vaillance à la guerre, et, pour patrie, au plus vilain pays du monde que les nigauds appellent la belle France.“ Die materielle Sicherheit des Lebens ſtumpft das Volk immer mehr ab. Man verſteht nicht mehr zu leben, man verſteht nicht mehr luſtig zu ſein. Er ſieht in Frankreich „une collection de gens vertueux, de bons citoyens, d'exellents pères de famille, de bons négociants, mais c'est tout; le peuple français est un peuple ennuyeux.“

Die „Geſchichte der italieniſchen Malerei“ beſpricht mit Enthuſiasmus die Renaiſſance, obgleich ſie den chriſtlichen Inhalt der Kunſt als platt oder häßlich verwirft. Das Gothiſche iſt ihm verhaßt, die reine Antike, mit einer gewiſſen Vorliebe für das Priapiſche, ſein Ziel. Das Buch enthält die Lebensbeſchreibungen Lionardo's und Michel Angelo's. Den Begriff des Schönen („le beau n'est que la saillie de l'utile“) ſucht er

physiologisch zu zergliedern und führt ihn auf die Sinne zurück. Seine Lieblingszeit ist die Leo's X., der Katholicismus vor Luther, der über sich selbst noch nicht reflectirt hatte: „comme vous le savez, une religion, pour avoir des succès durables, doit avant tout chasser l'ennui.“ — Das Buch kam auch insofern zeitgemäß, als eben die aufstrebenden jungen französischen Künstler anfingen, die Augen nach Italien zu richten.

Sein leitender Gedanke ist Haß der Phrase. Sein Humor gegen die academischen Formen, gegen die Lehrbücher der Poetik, gegen die „schätzbaren moralischen Schriftsteller“ ist ganz zügellos; Geltung hatten bei ihm nur Originale, die den überlieferten Begriffen widersprachen: so in der Geschichte die Memoiren, Briefe und Urkunden. In der componirten Geschichte sah er nichts als Lüge und Declamation; um Gemeinplätze zu vermeiden, sucht er ausschließlich Anekdoten auf: freilich mußte jede Anekdote symbolisch sein. Um nicht farblos zu sein, sucht er die grellsten Contraste auf; um der Tartüfferie zu entgehn, scheut er in dem Bild des Greulichen auch die Unnatur nicht; um nicht durch Composition in die Academie zu gerathen, wirft er alle Einfälle bunt durch einander.

Seine Objectivität ist eigentlich nur Deckmantel für seine Misanthropie. Das Ideal seiner Jugend war Don Juan, dem das Herz jeder Schönen zuflog. Mit tiefem Mißbehagen empfand er seine Häßlichkeit, die nicht einmal den Vorzug der Distinction besaß: er hatte das Aussehn eines gemeinen Bourgeois, und um seine Verzweiflung darüber zu verbergen, ironisirte er beständig sich selbst und setzte eine Maske nach der andern auf, nur um nicht das zu scheinen, was er war. Er wollte sich wenigstens durch Bizarrerie von den Andern unterscheiden, und machte unerhörte Anstrengungen, den Menschen Räthsel aufzugeben. Er machte aus der Willkür ein System und erdachte sich eine ideale Sprache, die in allen Punkten dem academischen Stil entgegengesetzt war. Er feilte fortwährend, um nur keine academische Phrase durchzulassen, um in jedem Satz originell zu sein. Sein Haß gegen den Cant ging bis zum Fanatismus: er verstand darunter Alles, was entfernt an eine sittliche Idee erinnerte.

Aus Haß gegen die Heuchelei trieb er mit besondrer Vorliebe die Mathematik und ließ keine andre Beweisführung zu als die geometrische. Er glaubte nicht an Gott, aber er haßte ihn, weil er die Welt so verkehrt gemacht habe. „Ce qui excuse Dieu“, sagt er, „c'est qu'il n'existe pas.“ In der positiven Religion sah er nichts als eine Verschwörung schlauer Priester gegen das Glück der Völker: wer dem Menschen eine

andre Pflicht einreden will, als die höchste, einzige, für sein Glück zu sorgen, sei ein Tartuffe; das Glück aber liege in der sinnlichen Befriedigung. Das Leben ist kurz, darauf folgt das Nichts; das Glück schnell und entschlossen zu ergreifen, je nach dem individuellen Temperament, ist das einzige Gesetz, das der Mensch sich auferlegen darf. Fest überzeugt, daß die Selbstsucht die Triebfeder aller menschlichen Handlungen sei, fand er ein unheimliches Vergnügen darin, große und schöne Handlungen zu analysiren und sie in ihrer innern Hohlheit nachzuweisen. Er hatte eine beständige Furcht, durch sein Gefühl getäuscht und zu irgend einem falschen Enthusiasmus hingerissen zu werden. Hinter dieser Herzlosigkeit versteckt sich eine geheime Sentimentalität. Zwei Jahre vor seinem Tod schrieb er: „Ma sensibilité est devenue trop vive; ce qui ne fait qu'effleurer les autres me blesse jusqu'au sang. Tel j'étais en 1799, tel je suis encore en 1840: mais j'ai appris à cacher tout cela sous de l'ironie imperceptible au vulgaire." Ein andermal: „Je tremble toujours de n'avoir écrit qu'un soupir, quand je crois avoir noté une vérité." Auf Widersprüche kam es ihm nicht an, weil er jedem Augenblick des Lebens das gleiche Recht der Erfindung zuschrieb. Sein Spott war lebhaft, zuweilen glänzend, aber ohne Behagen, bitter ohne sittlichen Hinterhalt. Er glaubte an nichts und mochte doch von gewissen Dingen nicht reden hören. Einige Monate vor seinem Tod schrieb er: „Je me suis colleté avec le néant; c'est le passage qui est désagréable, et cette horreur provient de toutes les niaiseries qu'on nous a mises dans la tête à trois ans."

Da nun alles Ueberlieferte in Frage gestellt, jede feste Form des Denkens gebrochen wurde, gewannen die verwegenen Abenteurer des Gedankens freieren Spielraum, so Graf St. Simon, in dessen Schule sich immer bedeutendere Menschen zusammendrängten. Zu den jungen Leuten, die sich ihm anschlossen, gehörten zwei, die zu einer sehr erheblichen Rolle in der französischen Literatur berufen waren: Auguste Comte und Augustin Thierry.

Der Letztere — erst 22 J. alt — schrieb 1817 in den „Censeur" eine Reihe von Artikeln über die Geschichte Englands, die eine ganz außerordentliche Freiheit und Tiefe des Blicks verrathen: „tâtonnement d'un jeune homme", wie er später sich selber ausdrückt, „qui cherche à se frayer des voies nouvelles", „débrouillement d'une pensée, d'abord confuse et hazardée, qui peu à peu s'élève par l'étude patiente des

faits jusqu' à la précision scientifique." Hauptzweck derſelben iſt Analyſe und Kritik der überlieferten hiſtoriſch-ſittlichen Begriffe.

„La situation des hommes civilisés varie et se renouvelle sans cesse. Chaque siècle qui passe sur un peuple n'y laisse jamais la même manière d'être, les mêmes intérêts, les mêmes besoins qu'il a trouvés. Mais, dans cette succession d'états divers, le langage ne change pas aussi promptement que les choses, et rarement les faits nouveaux rencontrent, à point nommé, de nouveaux signes qui les expriment. Les intérêts qui viennent de naître sont forcés de s'expliquer dans l'idiome de ceux qui ont disparu, et ils se font mal comprendre; les rapports présents se défigurent sous l'expression des rapports détruits, et ils trompent la vue ou lui échappent."

„Vérité, vérité! crie-t-on de toutes parts aux publicistes, comme si celui qui entreprend de parler aux hommes de ce qu'ils sont et de ce qu'ils ont à faire, pour être vrai, n'avait qu' à vouloir! Mais, à chaque instant l'on est subjugué par des formules convenues, et la vérité plie sous les mots. Il n'est pas étonnant que nos idées en politique soient encore mal fixées, quand nous ne trouvons, pour leur donner une forme, que des expressions vieilles de vingt siècles."

Er zeigt, welche Wandlungen z. B. die Begriffe souveraineté, soumission, gouvernement, peuple, sujet im Lauf der Zeiten durchgemacht haben. — „Hommes de la même civilisation, nous devrions tous n'avoir qu'une seule voix sur nos relations civiles, et sur ce que chacun de nous a lieu d'exiger des autres. Pourquoi donc y-a-t-il tant de controverses, tant de querelles, tant de haines sociales? — C'est qu'il nous manque un langage exact, propre à rendre nos désirs particuliers d'une manière qui se fasse comprendre à tous. Les volontés diversement exprimées paraissent contraires, quand elles sont le mieux d'accord; l'hostilité des mots se transporte aux hommes."

„Quand de nouveaux besoins nous surviennent, au lieu de les étudier et de nous en rendre compte, nous trouvons plus commode pour notre paresse de saisir au hasard quelque rapport vague entre ce que nous cherchons, entre ce que nous voulons être, et ce que d'autres ont été avant nous. Parce que nous nous sentons chassés hors de notre condition présente par une modification de nos facultés, parce que nous sommes tirés an avant, nous nous rejetons en arrière. Au lieu de penser que nous tendons à une manière d'être

nouvelle comme les intérêts qui nous excitent à changer, nous nous croyons plutôt rappelés vers un état passé, dont notre espèce est déchue. On invoque à grands cris l'ancienne sagesse, l'instinct des premiers temps, au lieu d'en appeler aux lumières du temps présent et à ses propres inspirations".

Die Parteien unterſcheiden ſich danach, welches vergangene Jahrhundert ſie als Ideal verehren. „Le parti vainqueur dans cette guerre de mots et d'autorités, devenu seul maître du terrain, constitue, c'est-à dire que, l'histoire à la main, il réorganise certains arrangements d'hommes, dont quelques restes subsistent, ou que les siècles ont fini de détruire. Ces échafaudages, relevés en dépit du temps qui ne défait rien en vain, ne retrouvent plus leurs fondements, et s'écroulent bientôt d'eux mêmes . . . . La nature reprend le dessus et renverse l'oeuvre des donneurs de lois." — Aber dann beginnt der alte Irrweg wieder von Neuem.

„Vers la fin du dernier siècle, nous éprouvions une sorte de malaise dans notre état social; en nous observant avec attention, en interrogeant nos besoins, nous eussions decouvert d'où venait le mal et d'où viendrait le remède. Mais nous ne nous avisâmes point de cet examen. Nous étions, à ce qu'on disait, dans une monarchie; nous nous attaquâmes à ce mot; et alors . . . nous resolûmes, pour unique dessein, de sortir de la monarchie." Genau ſo ging es nach dem unglücklichen Ausgang der Revolution mit der Demokratie.

„Ainsi, tout l'effort de notre révolution se faisait pour de vaines formules, et presque pour des jeux de mots, l'intérêt sensible, l'intérêt réel restait oublié. Vainement aurait-on essayé de nous représenter le vide des objets que nous poursuivions; par malheur l'histoire était là, et nous pouvions la charger de parler pour nous, et de confondre la raison. Nous pouvions démontrer, que, par le système démocratique, des peuples s'étaient trouvés heureux, et que d'autres peuples l'étaient par le système mixte. Mais il y avait deux questions préalables sur lesquelles nous passions à tort. Etions-nous de la même nature que ces peuples? Et quand même, était-ce réellement de cet appareil systématique bâti sur eux, de cette machine sociale où ils étaient employés comme matériaux, que résultait leur bien-être?"

„Un cri s'élève de toute l'antiquité: la démocratie est la vie

de la société; hors de la démocratie, l'homme civil végète et s'éteint. Ce consentement unanime, le peu de figure qu'ont fait dans ces temps ceux qui ne pouvaient pas dire: nous sommes membres du souverain! tout cela nous a portés à regarder la discipline des Romains et des Spartiates comme une sorte de loi de la nature humaine, à la violation de laquelle s'attachait un malheur infaillible. Tout ce que nous désirions, tout ce qui nous manquait, nous l'attendions de cette discipline. Nous en ressuscitâmes toutes les règles, toutes les formes; nous nous les imposâmes, nous les déclarâmes notre propriété imprescriptible. Pour dompter notre naturel déchu qui s'assujettissait mal à ces pratiques étranges, nous décrétâmes contre nous-mêmes la plus terrible des sentences, la démocratie ou la mort!"

„Mais ce qui passionnait les hommes de l'antiquité, c'était le plein et le libre exercice de leurs facultés actives; s'ils aimaient tant leur démocratie, c'est qu'elle les favorisait dans cet exercice. Or, les facultés et les penchants de ces hommes étaient loin d'avoir rien de commun avec les nôtres. Dans les circonstances où leur naturel les excitait à l'action, le nôtre nous commande le repos; où ils n'aimaient pas à agir, l'activité nous est nécessaire; ainsi, nous avons besoin d'être libres dans les actes où ils pouvaient supporter la gêne, et nous souffririons d'être contenus où ils voulaient aucun frein. Ainsi, leur règle de bien et de mal, de droits et de devoirs, leurs lois de commandement et de défense, pour nous être applicables, auraient dû être tournées en sens contraire." Das wird nun im Einzelnen mit einem hiſtoriſchen Blick erörtert, der bei einem jungen Mann von 22 Jahren erſtaunlich iſt.

Nun iſt an Stelle der Römer ein neues Ideal getreten, die engliſche Verfaſſung. Die Engländer erklärten, ſie lebten glücklich unter ihr, und ſofort haben wir ſie zum Vorbild genommen. „Nous nous sommes enthousiasmés de l'instint admirable avec lequel le peuple anglais a bâti sa constitution pièce à pièce ajoutant, retranchant, remplissant les vides, accordant les parties, jusqu'à la perfection systématique de l'ensemble; nous nous sommes félicité de vivre dans un temps où ce chef-d'oeuvre de la sagesse moderne était achevé et s'offrait à l'imitation; nous n'avons plus aspiré qu'à le transporter parmi nous."

„Mais les Anglais n'ont point fait leur constitution. Jamais ils n'ont eu en tête le dessein de se partager par générations les travaux successifs qui devaient compléter leur organisation, finir leur état social, les amener au meilleur système. Ils ne se sont point avisés qu'il y avait trois éléments essentiels qu'il s'agissait de combiner sans les confondre, savoir, la monarchie, l'aristocratie et la démocratie. Il n'est pas vrai que, de dessein prémédité, ils aient élevé sur eux une monarchie, et en même temps une aristocratie pour la combattre; qu'ils aient mis ensuite à côté une dose de démocratie, laquelle ils ont voulu grossir peu à peu, jusqu'à ce qu'elle fît équilibre avec les deux autres principes, et qu'il y eût symmétrie. Ces spéculations abstraites peuvent bien passionner quelques penseurs de profession; mais elles n'occupent guère les peuples, qui sont plus matériels dans leurs intérêts."

„Vivre, jouir de son travail, exercer librement ses facultés et son industrie, voilà à quoi tendent les hommes réunis, et où le peuple anglais, comme tous les autres, s'est efforcé d'atteindre. Les voies qu'il a suivies ont été simples: c'était de s'attaquer aux obstacles qui arrêtaient ses désirs; il en a détruit ce qu'il a pu détruire. Voilà son courage, voilà son succès; hors de là rien n'est de lui."

„Nous devons nous défier de l'histoire. Trop souvent l'écrivain, au lieu de raconter naïvement ce qu'il a devant les yeux, nous présente ce qu'il imagine, et substitue ses idées au fait, ou dénature les faits en établissant des rapports forcés entre eux et d'autres faits étrangers."

„On peut tout prouver par les faits, avec des systèmes et des allusions; souvent l'histoire n'est qu'un mensonge continuel, et malheureusement, pendant que les écrivains la contournent à leur mode et en font un habit pour leurs pensées, ils la présentent aux hommes comme la vraie règle de leurs actions: c'est qu'ils savent bien qu'ils sont cachés derrière, et qu'en préconisant l'histoire, c'est proprement leur esprit qu'ils vantent." — In dieſem Sinn unternahm er, die Geſchichte Englands kritiſch von Grund aus neu zu bearbeiten.

„A la haine du despotisme militaire", erzählt er ſpäter, „fruit de la réaction des esprits contre le régime impérial, se joignaient en moi une profonde aversion des tyrannies révolutionnaires, et, sans aucun parti pris pour une forme quelconque de gouvernement,

un certain dégoût pour les institutions anglaises, qui me semblaient alors contenir plus d'aristocratie que de liberté. — Un jour que, pour étager cette opinion sur un examen historique, je venais de relire attentivement quelques chapitres de Hume, je fus frappé d'une idée qui me parut un trait de lumière, et je m'écriai en fermant le livre: Tout cela date d'une conquête! il y a une conquête là-dessous! — Sur-le-champ je conçus le projet de refaire, en la considérant de ce nouveau point de vue, l'histoire des revolutions d'Angleterre."

Gleich das erſte Fragment war glänzend. — Thierry zeigt, daß nach der Eroberung der Sieger den Begriff des Königthums von den Beſiegten nahm, und ihn auf das Verhältniß zu den Seinigen zu übertragen ſtrebte; daß dieſe, die Barone, die Officiere des ſiegreichen Heers, ihm die Magna Charta abdrangen; daß er ſich an ihnen dafür rächte, indem er die unterworfenen Sachſen gegen ſie in Schutz nahm, daß die Einberufung der Abgeordneten erſt ein Druck gegen das Volk war, daß durch Einmiſchung gelehrter Juriſten und durch bewußte Fälſchung alle dieſe hiſtoriſchen Begriffe auf den Kopf geſtellt wurden; daß man für Ideen einzutreten glaubte, indem man nur für Intereſſen ſtritt. Das führt er durch bis zur Zeit Karl's I.

Eben ſo lebhaft beſchäftigte ihn ſchon damals die Geſchichte der franzöſiſchen Communen, für die er eine Analogie in den kleinen italieniſchen Republiken des Mittelalters ſuchte. „Nos aïeux c'étaient ces artisans qui fondèrent les communes, qui imaginèrent la liberté moderne . . . Il ne tint pas à ces hommes énergiques que toute l'Europe ne devînt franche, il y a six siècles; si ce qu'ils voulaient ne se fit point, ce fut la faute des temps et non leur faute: la barbarie était trop vivace . . . Outragés, depouillés chaque jour, par leurs vainqueurs et leurs maîtres, ils ont subsisté péniblement, ne rapportant de leurs travaux que la conscience de faire bien, et de garder en dépôt la civilisation pour leurs enfants et pour le monde. Ces sauveurs de nos arts, c'étaient nos pères: nous sommes les fils de ces serfs, de ces tributaires, de ces bourgeois, que des conquérants dévoraient à merci; nous leur devons tout ce que nous sommes . . . Voilà notre patrimoine d'honneur national; mais, esclaves affranchis d'hier, notre mémoire ne nous a rappelé longtemps que les familles et les actions de nos maîtres."

In demſelben Jahr vollendete Michaud ſeine Geſchichte der Kreuzzüge, die aus den Quellen (er hatte auch die arabiſchen ſtudirt) nicht blos die Thatſachen, ſondern auch den Ton und die Localfarbe zu entnehmen ſuchte; von Declamation hatte er ſich durchaus frei gehalten. — Es waren nicht allein die liberalen Schriftſteller, an welche die Aufgabe der Kritik herantrat, auch die Vertreter der Reaction mußten ſich ſelbſtändig ihre Begriffe erarbeiten. — Eine eigenthümliche Stellung nahm dabei die Kirche ein.

Hinter dem Rücken des Cabinets wurde Sept. 1817 durch Blacas, den Günſtling des Königs, zu Rom ein neues Concordat abgeſchloſſen, welches die Erziehung, bisher ſeit Napoleon in den Händen der Univerſität, den geiſtlichen Orden überliefern ſollte. Hier nun erhob ſich der einſtimmige Widerſpruch der Doctrinairs: Royer Collard erklärte, die Univerſität habe das „Monopol“ der Erziehung ungefähr in dem Sinn wie die Gerichte das „Monopol“ der Juſtiz; im Volk entſtand große Aufregung, Béranger feierte das Concordat durch ein höhniſches Trinklied; und in der That mußte diesmal der Hof nachgeben.

Dafür erwuchs der Kirche ein neuer Verbündeter im „Essai sur l'indifférence en matière de religion“ (allenfalls: „über die Religion, an die Gebildeten unter ihren Verächtern“), der ein ungeheures Aufſehn erregte. Der Verfaſſer, Abbé de Lamennais (35 J.) [Bd. 1. S. 404], ſtammte aus der Bretagne, jener Provinz, welche die Ueberlieferungen des alten Frankreich am treuſten bewahrt hatte. Er war im Seminar zum Prieſter erzogen, hatte aber die Weihen erſt vor Kurzem genommen. Seit der Reſtauration lebte er in Paris in ziemlich dürftigen Verhältniſſen.

Für ſeinen Stil hatte er am meiſten von Rouſſeau gelernt, den er viel las, um ihn zu bekämpfen. Leidenſchaftlich von Natur, ſchwer zu bändigen, hatte er nie ein zarteres Band der Liebe und Freundſchaft gekannt, aber er fühlte die Entbehrung, und ſuchte Erſatz im Herrſchen. Die unterdrückte Kirche nahm ſeine Einbildungskraft gefangen, und verſprach zugleich ſeinem Stolz reiche Nahrung.

Man wundert ſich, wenn hochbegabte Männer ſich zu Trägern der kirchlichen Unfehlbarkeit hergeben; die Erklärung iſt nicht ſchwer. Wenn man in ſeinem eignen Namen mit der Wucht eines geſchloſſenen unfehlbaren Willens aufzutreten unternimmt, empfindet man bald die Schranken, die nicht blos der äußere Widerſtand, ſondern die Lücken des eignen Wiſſens dem vermeſſenen Wollen entgegenſetzen: im Auftrag einer höhern Macht dagegen, deren geheimnißvoller Urſprung ſich aller Kritik entzieht,

darf man sich getrost seinen Eingebungen überlassen, und die Gegner, l
sich der Dialektik nicht gefangen geben, durch die Blitze des zürnend
Gottes niederschmettern. Auf eine despotische Natur, der ein unmittelbar
Eingreifen in die Dinge dieser Welt versagt ist, übt die Kirche einen auß
ordentlichen Zauber: sie giebt das Recht zu fluchen und zu segnen, u
füllt die Phantasie mit glänzenden Bildern. — Freilich kommt dann wo
einmal die Stunde der Prüfung, wo sich zeigen muß, wer in diesem V
hältniß gebietet, die Kirche oder ihr Vertheidiger: eine Prüfung, die selt
durch das Gewissen, meist durch den Conflict zwischen dem Stolz und d
Verstand entschieden wird.

Vorläufig trat Lamennais mit der absoluten Sicherheit eines u
erschütterlichen Glaubens in die Schranken. Man findet fast nie ein
neuen Gedanken, aber eine rhetorische Kraft, die namentlich in den Zor
ausbrüchen bezaubernd wirkt. Die Inspiration ersetzt ihm das Nachde
ken, die Autorität das Studium. Obgleich er sich beständig auf die L
strebungen seiner Zeit bezieht, um sie zu strafen und zurecht zu weise
giebt er sich doch keine Mühe, sie aus der Quelle kennen zu lernen;
begnügt sich mit Notizen aus der zweiten oder dritten Hand. Aber gro
in dieser Unkenntniß, die seinen Augen alle Schranken des unbedingt
Wollens versteckte, lag zum Theil seine Kraft.

Die bisherigen Vorfechter der Kirche schrieben geistvoll, aber nich
weniger als populär; sie schrieben nur für die Gebildeten, deren Na
denken bereits angeregt war. Hier hatte man nun zum ersten Mal ei
hinreißende, echt volksthümliche Beredsamkeit, die auch den Gleichgiltig
aus seiner Ruhe aufweckte. Einen so schreienden Contrast die Grundsä
der Schrift gegen den Inhalt der öffentlichen Meinung bildeten, die Spra
war verständlich, gewaltig, von einem wunderbaren Zauber, und wir
namentlich auf die Jugend, die von kühnen Behauptungen auch dann el
trifirt wird, wenn sie erst bei ihr Anstoß erregen.

Lamennais sprach sich über die gesellschaftlichen Zustände Europ
mit einer Verachtung aus, als ob er nichts damit gemein hätte. D
Grundprincip der römischen Kirche, die Autorität in Glaubenssachen,
die einzige Regel der Gewißheit, und die Aufhebung dieses Princips
so viel als Vernichtung der Vernunft. Auch der Wahnsinn habe nur
der Hartnäckigkeit seinen Grund, mit welcher sich der Geist seinen Ei
bildungen hingebe, und er habe eine viel größere Ausdehnung in den Lä
dern, wo der Grundsatz der kirchlichen Autorität geschwächt ist und t

Geist weniger Schutz gegen sich selber findet. Sobald sich der Mensch blindlings seiner Vernunft überläßt, und die Zügel des Stellvertreters Gottes abwirft, büßt er grade das ein, worauf er stolz ist: sein Hochmuth hat ihn zum Abfall verleitet, an seinem Hochmuth wird er gestraft, er wird zu den Thieren der Wüste getrieben. Jede Abweichung von der Lehre der Kirche ist eine strafbare Abtrünnigkeit, jeder Widerstand gegen die Entscheidung des Papstes eine Empörung gegen Gott. Es kann nur eine Wahrheit geben und diese muß ein untrügliches Kennzeichen haben; sobald man sie der Prüfung der subjectiven Vernunft unterwirft, hört alle Sicherheit des Gewissens auf. Alle Staaten Europas sind auf dem Boden der Kirche aufgewachsen; sie begehn ein Verbrechen, sobald sie diesen Boden verlassen. Duldung gegen ketzerische Lehren, gegen ketzerischen Gottesdienst heißt nichts Andres als Gleichgiltigkeit gegen die Religion überhaupt, und der Staat, der es wagt, seine kirchliche Grundlage zu verlassen, hebt seine eigne Legitimität auf. Leider sind alle Staaten Europas dieser Abtrünnigkeit verfallen; sie sind tolerant, d. h. atheistisch geworden, und ihre Gebiete sind Pflanzschulen des Atheismus. Aus der Noth und der Anarchie, in welche die ganze Gesellschaft Europas versunken ist, giebt es nur einen Ausweg, die Rückkehr zur unfehlbaren Autorität des Papstes.

Nicht blos gegen den Unglauben des 18. Jahrhunderts kämpft er an, sondern eben so gegen die echtnationale Philosophie des 17. „En vous isolant comme Descartes l'a voulu faire, en vous dépouillant, par une supposition chimérique, de toutes vos connaissances acquises pour les reconstruire ensuite plus certainement à l'aide d'un reploiement solitaire sur vous-même, vous vous abusez; vous vous privez de légitimes et naturels secours; vous rompez avec la société dont vous êtes membre, avec la tradition dont vous êtes nourri; vous voulez éluder l'acte de foi qui se retrouve invinciblement à l'origine de la plus simple pensée; vous demandez à votre raison sa propre raison qu'elle ne sait pas, vous lui demandez de se démontrer elle-même à elle-même, tandis qu'il ne s'agirait que d'y croire préalablement, de la laisser jouer en liberté, de l'appliquer avec toutes ses ressources et son expansion native aux vérités qui la sollicitent, et dans lesquelles, bongré malgré, elle s'inquiète, pour s'y appuyer, du témoignage des autres, de telle sorte qu'il n'y a de véritable repos pour elle et de certitude suprême que lorsque sa propre opinion s'est unie au sentiment universel."

Er wendet ſich an die Jugend. „Vous êtes à l'âge où l'on se décide; plus tard on subit le joug de la destinée qu'on s'est faite, on gémit dans le tombeau qu'on s'est creusé, sans pouvoir en soulever la pierre. Ce qui s'use le plus vite en nous, c'est la volonté. Sachez donc vouloir une fois, vouloir fortement; fixez votre vie flottante et ne la laissez plus emporter à tous les souffles comme le brind'herbe sèche.“

Die Autonomie des Verſtandes und des Gewiſſens hatte zu völliger Zügelloſigkeit der Geiſter und endlich zur Revolution geführt; ſie hatte den Glauben des Menſchen an ſeine Kraft untergraben, und in der Unfähigkeit, auf eignen Füßen zu ſtehn, ſuchte er nach einer recht feſten Autorität, die ihm einen Halt gebe. Die Autorität des Papſtes war nicht blos die älteſte, und ſchon darum den Feinden der Revolution empfehlenswerth, ſie trat zugleich mit dem ſicherſten Selbſtgefühl auf. In den leidenſchaftlichen Kämpfen der letzten Generation hatte das Stichwort Alles oder Nichts, unbedingte Autorität oder zügelloſe Freiheit, allgemeinen Glauben gefunden.

In aufgeregten Zeiten pflichtet man am liebſten den extremen Anſichten bei, und denkt nicht daran, ſie an den Zeugniſſen der Geſchichte zu prüfen. In keinem Lande hatte ſo augenſcheinlich als in Frankreich der Jeſuitismus die Grundveſten des Staats unterwühlt; er hatte, wenn er mit dem Königthum unzufrieden war, nicht blos die Republik, ſondern den Königsmord gepredigt. Für die organiſche antirevolutionäre Entwicklung des Staatslebens giebt es keinen ſchlimmern Feind, als das Papſtthum im mittelalterlichen Sinn, die alleinſeligmachende Kirche, ſchon darum, weil ſie auf Erden ein doppeltes Regiment herſtellt: ſie bildet nicht blos einen Staat im Staat, ſie vernichtet die ſittliche Baſis, auf der alle Staaten beruhn, die Baſis der Nationalität. Das Vaterland des Jeſuitenſchülers iſt nicht in ſeiner Heimath, ſondern jenſeit der Berge; dort gipfeln ſeine Hoffnungen und Wünſche, von dorther empfängt er ſeine Principien und die Stichworte ſeines Handelns.

Die franzöſiſche Kirche hatte in ihrer claſſiſchen Periode, im 17. Jahrhundert, ſich gegen die Uebergriffe Roms ſehr entſchieden gewahrt; ſie hatte in der Politik den Nationalgeiſt vertreten, in der Pflege der Wiſſenſchaften mit den Laien gewetteifert. Von ſolchen Zugeſtändniſſen war bei der reſtaurirten Kirche nicht mehr die Rede. Aus Haß gegen die Ideen der Revolution verleugnete ſie alles Nationalgefühl und alle

Bildung, und stellte in dem Feldzug gegen die Philosophie die Jesuiten an die Spitze.

Lamennais' Werk wurde Jahre hindurch Gegenstand leidenschaftlicher Polemik. Nur ein Vermittler fand sich, der sanfte Ballanche (41 J.), im „Essai sur les institutions sociales". Er war ein gläubiger Christ, aber die schneidende Art des Eiferers that ihm wehe. Er suchte durch Kritik der Sprache dem Denken Bescheidenheit einzuflößen: auch der Prophet Hebal „n'avait pu raconter tout ce qu'il avait vu, et il n'avait pu dire tout ce qu'il avait senti; car la parole successive est impuissante pour une telle instantanéité. — Et même il n'était pas certain de l'exactitude de son langage; il avait passé trop brusquement de la région de l'esprit à la région de la forme." Mißtrauen gegen die Wahrheit des Worts sollte die streitenden Parteien einander nähern.

Graf Joseph de Maistre (64 J.), der 27. Mai 1817 nach 14jährigem Aufenthalt St. Petersburg verließ und in sein Vaterland Savoyen zurückkehrte, schrieb dem Verfasser, dessen Geist er übrigens sehr gelten ließ, einen sarkastischen Brief. „L'esprit révolutionnaire, en pénétrant un esprit très bien fait et un coeur excellent, a produit un ouvrage hybride qui ne saurait contenter les hommes décidés d'un parti ou de l'autre . . C'est une chose excessivement curieuse que l'illusion que vous a fait cet esprit au point de vous faire prendre l'agonie pour une phase de la santé. Si vous trouviez quelque chose de mal sonnant dans l'expression Esprit révolutionnaire, vous seriez dans une grande erreur, car nous en tenons tous. Il y a du plus, il y a du moins sans doute; mais il y a bien peu d'esprits que l'influence n'ait pas atteints d'une manière ou d'une autre: et moi même qui vous prêche, je me suis souvent demandé si je n'en tenais point." Er sagt ihm eine baldige Bekehrung voraus: „si je vis encore cinq ou six ans, je ne doute pas avoir le plaisir de rire avec vous de votre émancipation de la pensée."

Die Schriften, welche de Maistre damals veröffentlichte: „du Pape" (Lamennais gewidmet) und „de l'église gallicane" scheinen nun freilich alle Unsicherheit auszuschließen; sieht man aber die „Soirées de St. Petersbourg" an, die er fertig mitbrachte, die aber erst nach seinem Tod heraus kamen, so wird man doch zweifelhaft, ob der „esprit révolutionnaire" ihn nicht weit mehr angesteckt hatte, als er selber glauben wollte.

Wenn er durch den Ernst seiner Studien dem 16. Jahrhundert angehört, so verrieth die Form seines Denkens den Sohn des 18. Jahrhunderts. Er war ein Causeur vom ersten Range: sarkastisch, schlagfertig und unerschrocken, wo es galt eine extreme Meinung zu vertheidigen, kam es ihm hauptsächlich darauf an, durch die geistreiche Wendung zu imponiren; Andre zu überreden, war ihm gleichgiltig. Lieber schreckte er sie durch die Schärfe seiner Behauptungen ab. So heftig er Voltaire bekämpfte, las er ihn doch sehr gern. In seinen zahlreichen Briefen spricht er sich über seine literarischen Neigungen ganz aufrichtig aus. Wenn ihn ein Freund auf das Gewagte einer Behauptung aufmerksam machte, so freute er sich darüber, wie es die Pariser ärgern würde: in allen seinen Schriften hatte er das Pariser Publikum im Auge. Als ein Freund, auf dessen Urtheil er viel gab, ihn ermahnte, wenigstens die Persönlichkeiten zu schonen: „c'est une illusion française ... On n'a rien fait contre les opinions tant qu'on n'a pas attaqué les personnes ... Il faut de l'impertinence dans certains ouvrages, *comme du poivre dans les ragoûts.*" Es machte ihm eben so viel Freude, wenn seine Paradoxien die Leute in Verwunderung setzten, als wenn sie ihnen gefielen. Seine Schriften sind mehr von einem gewissen Kunstgefühl eingegeben als von einem praktischen Zweck, so eifrig dem Anschein nach seine Gedanken auf das Praktische gerichtet sind: „Je voudrais vouloir", sagt er einmal, „mais je finis toujours par penser." Von Frömmelei hat er nicht den leisesten Zug.

Im Buch über den Papst sucht er die kirchlichen Begriffe auf weltlich juristische zurückzuführen. — Die Infallibilität in der geistlichen Ordnung sagt nichts Anderes als die Souveränität in der zeitlichen. Jede Regierung ist absolut und folglich infallibel. In dem Augenblick, wo man ihr Widerstand leisten darf unter dem Vorwand eines Irrthums oder eines Unrechts von ihrer Seite, hört sie auf zu bestehn. Auch im Rechtswesen giebt es ein letztes, infallibles Tribunal, weil man irgendwo einen Punkt des Stillstands haben muß: der Papst wäre infallibel, auch wenn er keine göttliche Mission empfangen hätte. Er ist es, weil er es sein muß. Die Concilien sind die Reichsstände des Christenthums, durch die Autorität des Souverains und unter seinem Vorsitz versammelt. Die natürliche Stellung des Papstes ist die Vermittlung zwischen den Völkern und den Fürsten. Er bekämpft durch die Stabilität seiner Herrschaft die Anarchie, er ist aber auch der Anwalt der Freiheit; denn wenn im All-

gemeinen die Regel gilt, daß man dem Souverain, auch dem ungerechten, keinen Widerſtand leiſten darf, ſo giebt es Ausnahmen, die auf ganz unvorhergeſehenen Umſtänden beruhu; und dieſe beſtimmt der Papſt, indem er die Unterthanen vom Eid der Treue entbindet. Durch dies einfache Mittel werden alle Revolutionen vermieden, und mit der Zeit werden ſelbſt die Proteſtanten in der Einſicht in die Nothwendigkeit dieſes Inſtituts ſich der Autorität des Papſtes wieder unterwerfen. Wenn die chriſtlichen Dogmen Fabeln ſind, ſo iſt doch Einheit der Fabeln nothwendig, und dieſe iſt nur durch eine monarchiſche Einheit derjenigen Gewalt herzuſtellen, welcher die Bewahrung und Fortbildung der Dogmen (Fabeln) übertragen iſt. Wenn ich daher Souverain wäre, ſetzt er hinzu, ſo würde ich durch ein Staatsgrundgeſetz die Unfehlbahrkeit des Papſtes feſtſtellen, auch wenn ich Atheiſt wäre, um dadurch die Sicherheit und den Frieden in meinen Staaten herzuſtellen. Schon pour épargner les deux choses les plus précieuses de l'univers, le temps et l'argent, ſollten die Staatsmänner ſich bei jeder verwickelten Lage mit dem Schiedsſpruch des Papſtes begnügen.

Nicht der innere Gehalt der Dogmen, ſondern die Feſtigkeit der Organiſation entſcheidet über den Werth der Kirche. „Le dogme capital du catholicisme est le souverain pontife. Les droits du souverain pontife et sa suprématie spirituelle forment l'essence même de la religion.“ Die Declaration von 1682, der Stolz Frankreichs, wird als das Gefährlichſte bezeichnet, was man hätte erfinden können; Boſſuet iſt ein Ketzer wie Pascal. „Il n'y a plus que deux systèmes possibles, le catholicisme et le déisme . . un protestant, s'il existait, serait un être risible. Toutes les sectes sont filles du calvinisme; la plus dangereuse est le jansénisme, parce qu'elle se couvre d'un masque catholique.“

Die Schilderung von Port-royal zeigt eine wahre Virtuoſität des Haſſes. Die Janſeniſten werden als eine Geſellſchaft verdrüßlicher Sectirer dargeſtellt, die ſich in die Einſamkeit zurückziehn, um dort ungeſtört zu grübeln, und mit dem Haß kleiner Naturen gegen alle wohlthätigen Einrichtungen der allgemeinen Kirche eifern. Alle Schriften, die von dort ausgingen, ſeien lauwarm, trocken und gewöhnlich; von einer Erhebung der Seele ſei keine Rede, und ſelbſt Pascal, der beſte unter ihnen, zeige Spuren von der böotiſchen Luft. Die ganze Geſellſchaft wird als ein theologiſcher Club oder Kaffeehaus bezeichnet.

Die „Soirées de St. Petersbourg, ou entretiens sur le gouvernement temporel de la Providence“ verrathen die Kunſt des feingebildeten Weltmanns, der in den großen Verhältniſſen des Lebens zu Hauſe iſt, in dem Glauben der Kirche nur diejenigen Punkte hervorzuheben, die den gebildeten Mann intereſſiren. Der Lebhaftigkeit wegen hat er die dialogiſche Form gewählt, obgleich er eigentlich blos vorträgt, da ihm die beiden andern Mitſprecher nicht eine geſchloſſene Ueberzeugung, ſondern nur eine partielle Unwiſſenheit entgegenſetzen. „Alle Argumentation iſt nur für die Gläubigen, und es giebt keine Philoſophie ohne die Kunſt, die Einwürfe zu ignoriren.“ Voltaire wird mit einem Haß und einer Verachtung behandelt, die ſich auch auf ſeine künſtleriſchen Leiſtungen erſtreckt am ſchlimmſten ergeht es Locke. Der Verfaſſer findet unter den Philoſophen keinen einzigen ehrlichen Menſchen; das Höchſte, was er gelten läßt, iſt, daß ſie durch ihre Selbſtgefälligkeit und ihren aus dem Proteſtantismus hervorgegangenen Widerſpruchsgeiſt ſich verleiten laſſen, die Sophismen des von Natur rebelliſchen Herzens für Zweifel des Verſtandes zu nehmen. Er ſpricht dieſem verderbten Herzen alle Fähigkeit ab, das Schöne und Erhabene zu empfinden.

Hauptgegenſtand der Unterſuchung iſt die Frage: Wie iſt es mit Gottes Weltordnung in Einklang zu bringen, daß der Gerechte leidet? Die Antwort iſt folgende: Einmal wird ſchon auf Erden durch das bürgerliche Recht in der Hauptſache die Weltordnung hergeſtellt. In dieſer Ausführung kommen die Sätze vor, der Henker ſei der Eckſtein der Geſellſchaft, und mit ſeiner Abſchaffung fiele die Welt ins Chaos. Sodann findet im Fegefeuer die irdiſche Gerechtigkeit ihre natürliche und nothwendige Ergänzung. — Ferner leidet der Gerechte, der doch nur uneigentlich ſo genannt werden kann, da wir alle Sünder ſind, nicht als Gerechter, ſondern als Menſch. Die Geſetze der phyſiſchen wie der moraliſchen Welt ſind für alle gegeben, und da durch die Erbſünde in die Natur die allgemeine Verderbniß eingetreten iſt, das phyſiſche Leiden und die moraliſche Unvollkommenheit, die den Menſchen ebenſo befleckt hat wie die Natur, ſo kann ſich der Einzelne dieſer allgemeinen Regel nicht entziehn. Man darf die menſchlichen Rechtsbegriffe nicht auf Gott anwenden, das Recht beſteht nicht für ſich, ſondern nur als Ausfluß des göttlichen Willens, und hat keine Geltung mehr, wenn es ſich mit demſelben in Widerſpruch ſetzt. In der natürlichen wie in der ſittlichen Ordnung iſt das allgemeine Geſetz, ſo alt wie das Uebel überhaupt, daß nur im Schmerz das Heilmittel der Un-

ordnung enthalten ſei. Die Geſchichte iſt ein großes fortgeſetztes Opfer. Das Leiden des Gerechten leiſtet nicht blos für ihn, ſondern auch für den Schuldigen Genugthuung. Das Heil kommt in die Welt nur durch das Blut. „La guerre accomplit la grande loi de la destruction violente des êtres vivants. La terre entière, continuellement imbibée de sang, n'est qu'un autel immense où tout ce qui vit doit être immolé sans fin, sans relâche, jusqu'à la consommation des choses, jusqu'à l'extinction du mal, jusqu'à la mort de la mort.“ Dieſe Idee der Rechtfertigung durch Opfer findet ſich in allen Religionen, wie die Idee des Sündenfalls; das Chriſtenthum hat dieſen Glauben gerechtfertigt, ohne ihn weiter zu erklären. Der Tod Gottes am Kreuz hat auf eine Weiſe, die Gottes am würdigſten war, bewieſen, was der Menſch immer geglaubt hat, noch ehe es ihm verkündigt war: daß er in einer vollſtändigen Verderbniß lebe, daß die Verdienſte des Unſchuldigen dem Schuldigen zugerechnet werden, und daß die Erlöſung nur durch das Blut kommt. —

Der ſcheinbare Widerſpruch zwiſchen der natürlichen und der offenbarten Wahrheit wird durch die Annahme einer doppelten Weltordnung ausgeglichen. In der geiſtigen Weltordnung hat das Gebet eine ebenſo unmittelbare Wirkung, wie in der phyſiſchen die Elektricität; in ihr hört alle Zeit auf, und das Prophetenthum iſt etwas ganz Natürliches. — Das alles wird nicht mit myſtiſchem Schwung, ſondern mit kalter Dialektik auseinandergeſetzt. — Zuletzt fällt er in den Ton der deutſchen Romantiker. „Il faut nous tenir prêts pour un évènnement immense dans l'ordre divin, vers lequel nous marchons avec une vitesse accélérée qui doit frapper tous les observateurs. *Il n'y a plus de religion sur la terre* . . . Mais attendez que l'affinité naturelle de la religion et de la science les réunisse dans la téte d'un seul homme de génie. L'apparition de cet homme ne saurait être éloignée, et peut-être même existe-t-il déjà. Celui-là mettra fin au 18. siècle, qui dure toujours, car les siècles intellectuels ne se règlent pas sur le calendrier... Tout annonce je ne sais quelle grande unité vers laquelle nous marchons à grand pas.“

In gleichem Sinn wie Lamennais und J. de Maiſtre kämpfte Bonald (61. J.) in den „Recherches sur les premiers objets des connaissances morales“ gegen die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts. Alle dieſe Männer vereinigten ſich im „Conservateur“ gegen das augenblickliche Gouvernement, und waren in ihren Ausfällen gegen Decazes viel

leidenſchaftlicher und erbitterter als in ihren Ausfällen gegen die Radicalen. Der Anſtoß war doch ſo arg, daß man den Führer der Partei, den Grafen von Artois, ſeiner Stelle als General-Commandant der Nationalgarde enthob.

Gegen dieſe fromme und eifrige Schule waren die Doctrinairs ſchon dadurch im Nachtheil, daß ihre Ideale von keinem feſten Glauben getragen wurden. — Royer-Collard erzog ſeine Kinder in ſtrengen Religionsübungen; er ſelbſt machte ſie nicht mit. — „J'ai la foi qui croit, mais je n'ai pas la foi qui voit; elle est si précieuse, cette foi, qu'il faudrait aller la chercher jusque dans les entrailles de la terre.“ — Maine de Biran (52. J.) kämpfte in der Kammer für die gute Sache, aber mit Verdruß und eigentlich gegen ſeine Natur. „Was gehn mich dieſe Miniſterwechſel an“, ſchreibt er 1818, „dieſe kleinlichen Intriguen ehrgeiziger Menſchen, die in ihrem tollen Hochmuth das Geſchick zu lenken glauben, deſſen Werkzeuge ſie doch nur ſind! Warum beſchränke ich mich nicht auf die Rolle eines Beobachters, die mir allein zukommt, dem traurigen Zeugen der Auflöſung meines Vaterlandes? Nur durch ohnmächtige Wünſche kann ich ihm dienen, da mir die Natur die Energie verſagt hat, auf Andre zu wirken! Und dennoch ereifere ich mich mit den Andern! Ermüdet von dieſen fruchtloſen Anſtrengungen, verliere ich alle Haltung, und mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich eine falſche Rolle ſpiele.“ — „Die einzig gute Regierung iſt diejenige, unter welcher der Menſch die meiſten Mittel findet, ſeine intellectuelle und ſittliche Natur zu vervollkommnen.“ Dieſem Ideal widerſpricht nichts ſo ſehr als die Maſſenherrſchaft, die fieberhafte Betheiligung jedes Bürgers an der Politik. „Die Volksſouverainetät entſpricht in der Politik dem Uebergewicht der ſinnlichen Affecte und Leidenſchaften in der Philoſophie.“ Er verlangt eine Autorität, die ſich auf den Glauben des Volks ſtützt, nicht auf die Waffengewalt und nicht auf die Leidenſchaften der Menge, und deren traditioneller Urſprung ſie über jeden Streit der Meinungen hinaushebt. Er ſieht der Zukunft mit Schrecken entgegen. „Die Autorität des Throns iſt geſchwächt, wahre Freiheitsliebe iſt aber nicht denkbar ohne Selbſtverleugnung. Niemals war dieſe Uneigennützigkeit ſo ſelten, niemals die Selbſtſucht ſo concentirt, niemals die Fähigkeit eines hingebenden Gefühls ſo verkümmert. Ce sont des barbares armés qui ont en haine l'ordre qui les protége, et n'aspirent qu'à le renverser violemment.“

Es war Royer-Collard und Couſin keineswegs unbequem, in Bezug auf die metaphyſiſche Begründung ihrer Anſichten auf Biran's Werke zu

verweiſen, die an Tiefſinn alle früheren Philoſophen überbieten ſollten. Biran bemühte ſich im Anfang eifrig, ihren neuen Forſchungen, namentlich über die Philoſophie der Geſchichte, zu folgen, aber er verlor bald die Luſt, vertiefte ſich wieder in ſein Inneres und entfloh dem geräuſchvollen Leben der Hauptſtadt, um in der Einſamkeit ſeines Landguts ſeine Meditationen fortzuſetzen. Auch hier fand er nicht die Ruhe, die das Ziel ſeines Lebens war; er fühlte, daß ſeinem Leben etwas fehle. Seine Tagebücher ſind voll von Klagen und Wünſchen. „Je n'ai pas de base, pas d'appui, pas de mobile constant: je souffre.“ „Wo finde ich etwas, das ſich gleich bliebe, ſei es in mir oder außer mir? In mir verwiſcht die Zeit die ſüßeſten und lebhafteſten Empfindungen; die Ideen verwiſchen ſich, die mein geiſtiges Leben beſeelten. Draußen verwandeln ſich die Gegenſtände, und bleiben ſie ſich auch gleich, ſie füllen doch die Seele nicht aus, ſie geben ihr keine Befriedigung. Woran ſoll ich den Gedanken heften, damit er ſich wiederfinde, ſich ſtärke und ſich genüge?“ Er hatte ſeine ganze Philoſophie auf einen einzigen Punkt baſirt, auf die Freiheit des Willens, und er fühlte an der Unſtetigkeit ſeines eignen Willens das Schwankende dieſer Stütze. Auch der Wille nährt ſich von Ideen, und dieſe bilden ebenſo eine den Menſchen überwältigende Welt, als die ſinnlichen Eindrücke. Die Ueberſinnlichkeit der Ideen angenommen, muß man die Quelle derſelben zu entdecken ſtreben. Seine frühere Erziehung hat wenig religiöſe Keime in ihm zurückgelaſſen, aber das Bedürfniß erregte in ihm den Durſt nach Gott. „Pour me garantir du désespoir, je penserai à Dieu, je me réfugierai dans son sein.“ Gott iſt ihm der abſolute Wille, deſſen ſein eigner ſchwankender Wille als Stütze bedarf. So wie er die Seele lediglich im Willen ſucht, ſo iſt ihm auch Gott nur die unbedingte Kraft; und zwar muß es ein gegebener Gott ſein, der ſeiner eignen Hilfe nicht bedarf. Er lieſt eifrig die Bibel, die Imitatio Jesu Christi und die geiſtlichen Schriften von Fénélon. Die Organiſation der Kirche iſt ihm gleichgiltig, er ſucht nur ſeinen perſönlichen Heiland. Wenn er 1795 geſchrieben hatte: „Je crois que le seul qui soit sur la route de la sagesse ou du bonheur, c'est celui qui, sans cesse occupé de l'analyse de ses affections, n'a presque pas un sentiment, pas une pensée dont il ne se rende compte à lui-même,“ ſo finden wir nun in ſeinen Tagebüchern: „L'habitude de s'occuper spéculativement de ce qui se passe en soi-même, serait-elle donc immorale? — Je le crains, d'après mon expérience. Il faut se don-

ner un but, un point d'appui hors de soi et plus haut que soi, pour pouvoir réagir avec succès sur ses propres modifications.“ Die fortwährende Analyse der eignen Empfindung dagegen lähmt nicht nur die Kraft der Handlung, peinigt nicht nur durch beständigen Wechsel von Anklagen und Ueberhebung, sie verwirrt den Blick durch falsche Perspectiven. Das Detail erweitert sich ungebührlich, und aus dem Ganzen wird ein verzerrtes Bild.

Kant hatte den Geist frei gemacht durch eine Welt von Pflichten, die ihm einen nothwendigen Inhalt gaben. Zu dieser Hingebung an das wirkliche Leben konnte sich Biran nicht erheben. Sein Ideal blieb immer der einsame mit sich übereinstimmende Wille, und daher war ihm das Leben ein beständiges Elend, weil es durch die Mannigfaltigkeit der sinnlichen Eindrücke diese Harmonie des Geistes verwirrte. Mein Gott, rief er in seiner Angst kurz vor seinem Tod, erlöse mich vom Uebel, d. h. von diesem Zustand des Körpers, der alle meine Kräfte verdunkelt und absorbirt! — Wenn er im Anfang seiner philosophischen Thätigkeit mit Fénélon sagte: „Nous n'avons rien à nous que notre volonté; tout le reste n'est point à nous,“ so konnte er jetzt mit demselben Schriftsteller fortfahren: „Aussi c'est la volonté dont Dieu est jaloux, car il nous l'a donnée, non afin que nous en demeurions propriétaires, mais afin que nous la lui rendions tout entière, telle que nous l'avons reçue et sans en rien retenir.“ Auf die Freiheit des Willens hatte er seine Philosophie begründet; das letzte Ziel und Ideal derselben war die Erlösung vom Willen. Seit dieser Zeit theilte er das Leben in drei Epochen: das thierische Leben, in dem sich die Seele noch nicht von den Natureindrücken trennt; das Leben des Willens, in dem der Mensch mit Anstrengung sich von der Außenwelt frei zu machen sucht, und das Leben im Geist, wo der Wille sich ganz dem höhern Einfluß überläßt, und wo der Mensch durchdrungen von der ewigen Quelle aller Kraft und alles Lichts den Frieden findet in seiner vollkommenen Einigung mit Gott. „Le véritable amour consiste dans le sacrifice entier de soi-même à l'objet aimé. Dès que nous sommes disposés à lui sacrifier invariablement notre volonté propre, si bien que nous ne voulons plus rien que lui et pour lui, en faisant abnégation de nous-mêmes, dès-lors notre ame est en repos, et l'amour est le bien de la vie.“ Als die höchste Stufe, welche die menschliche Seele erreichen kann, erscheint

der Weisheit jetzt der Zuſtand, wo ſie ganz in Gott vertieft das Bewußtſein ihres Ich ſammt ihrer Freiheit verliert.

Couſin hatte im vorigen Jahr Deutſchland beſucht, und, des Deutſchen nur unvollkommen mächtig, die „Kritik der reinen Vernunft“ in einer lateiniſchen Ueberſetzung ſtudirt. Hier fand er nun die tiefere Begründung deſſen, was er zuerſt aus Hutcheſon, Ferguſſon und Reid entnommen — ſo ſeltſam es klingt, auch Joſeph de Maiſtre war ein großer Kenner und Verehrer Kant's — und die Vorleſungen der Jahre 1818 und 1819 beſchäftigen ſich faſt ausſchließlich damit, die tiefſinnige Metaphyſik des transcendentalen Idealismus ins Rhetoriſche zu übertragen, und es iſt ihm gelungen, ihn der Menge zugänglicher zu machen.

„Tant que je veille, je pense, j'agis, je suis libre: je puis à mon gré faire ou ne pas faire, je règne sur moi-même. Dans la nature, rien ne s'appartient, rien ne possède une force inhérente à soi; moi, je suis dépositaire d'une puissance active et volontaire. Je ne suis pas une chose, je suis une personne. Dès que j'ai reconnu en moi ce fait, ou plutôt dès que j'ai reconnu que ce fait c'est moi-même, je sais ma nature, je vois quelle est ma place dans le monde, je connais mon devoir: c'est d'être fidèle à ma nature, c'est de rester libre.“

„Je suis libre, donc je dois me conserver libre, donc je dois maintenir l'indépendance native de ma volonté contre ce qui m'entoure. Ce devoir m'est prescrit par ma raison, qui me révèle la loi de la liberté, comme ma conscience m'atteste ma liberté. La raison m'ordonne de fuir les excès qui peuvent ajouter d'autres chaînes à celles que m'imposent les bornes de mes organes, et surtout de m'eclairer moi-même et d'agrandir ma liberté en perfectionnant mon être.“

„J'ai des devoirs envers moi-même, je n'en ai point envers les choses. Les choses n'ont pas d'activité en elles, je puis donc légitimement leur imposer la mienne; je puis me les asservir, me les approprier, tourmenter leur substance, modifier ou briser leurs formes selon ma pensée ou ma puissance.“

„Mais j'aperçois des êtres plus ou moins conformes à moi par eurs apparences matérielles; je vais pour exécuter sur eux l'empire ed ma force; l'un de ces êtres prononce devant moi ces seuls mots: Je suis libre! et il m'arrête.“

„A cette découverte, l'homme entre sous l'empire d'une obligation nouvelle, celle de laisser tout homme dans son indépendance. Les hommes, tous libres, ont tous les mêmes devoirs mutuels, ils ont les mêmes droits réciproques; ils sont tous égaux. Ainsi, la liberté morale engendre l'égalité morale.“

„Sainte comme la liberté qui la fonde, l'égalité donne naissance à l'idée de la justice; n'est pas autre chose que le respect mutuel des libertés. — La justice n'exige point que chaque liberté possède des propriétés égales, mais bien que chaque liberté possède inviolablement la mesure de propriété où son mode de développement personnel l'a conduite.“ Auf Gleichheit der Genüſſe hat die Perſon keine Anſprüche.

„Ma liberté, ma volonté, ma pensée, mon être, termes synonymes. La raison déclare ma liberté sainte, ma pensée est donc sainte, et personne n'a aucun droit sur elle, quelques formes qu'elle ait revêtues:“ Preßfreiheit. — Heiligkeit des Eigenthums: „Je n'ai pas droit sur ce qu'un autre a occupé avant moi, mais ce que j'ai occupé le premier est à moi.“

„Voilà toute la morale sociale; il n'est point d'autres devoirs ni d'autre droit pour l'homme vivant avec les hommes.“ Die Geſellſchaft iſt älter als der Staat, der Staat hat nichts zu thun, als die Rechte und Pflichten der Geſellſchaft zu ſchützen. „La question des lois politiques est tout entière dans la garantie des droits sociaux.“

Es giebt keine abſolute Form des Staats, aber es giebt beſtimmte Garantien für die Aufrechthaltung der Staatszwecke: „La représentation nationale ou l'intervention de la nation dans la formation des lois; le jury ou l'intervention de la nation dans le pouvoir judiciaire du gouvernement; la garde nationale ou l'intervention de la nation dans le maintien de la sûreté extérieure et intérieure, et, par-dessus tout, la garantie suprême de la publicité universelle.“

„La loi de la conservation dans ce monde est une loi de destruction; tout doit passer pour la mort; rien ne vit que par la mort. Ne tremblons point devant les crises politiques: elle sont le passage à un ordre meilleur, passage triste et périlleux, où il faut prendre garde de s'engager au hasard et sans guide. Placés entre une forme à venir que nous n'entrevoyons qu'au travers d'un nuage, que nous désirons sans la bien connaître, et une forme que nous

quittons, que nous connaissons bien et que nous voulons quitter, craignons de nous égarer à la poursuite d'une fausse apparence....“

Mit beſonderer Vorliebe behandelte Couſin gleichzeitig in ſeinen Vorleſungen das Gebiet der Aeſthetik. Die Senſualiſten hätten es vernachläſſigt: eine Philoſophie, die alle Ideen aus ſinnlicher Empfindung herleitete, konnte ſich zu der Idee einer intereſſeloſen Bewunderung nicht aufſchwingen. Das Erhabene macht ſich nur geltend, wenn Furcht und Begierde ſchweigt. Nur der Verfaſſer des Phädon konnte den Phädrus und das Sympoſion ſchreiben, nur der Spiritualismus kann eine Philoſophie der Kunſt geben. So lange die Kräfte der Seele, Vernunft, Gefühl, Einbildungskraft ſich ſondern, iſt künſtleriſches Schaffen unmöglich; nur die gleichmäßige Ausbildung und Vermählung dieſer verſchiedenen Kräfte bringt den Geſchmack hervor.

In folgerichtiger Durchführung ſeines Princips verwirft Couſin die gemeine Nachahmung der Natur und predigt den Idealismus. Die Kunſt hat die Aufgabe, Ideen auszudrücken, das Sinnliche hat in ihr nur ſo weit Bürgerrecht, als es den Geiſt durchſcheinen läßt. Auf dem Antlitz der Natur wie auf dem Antlitz des Menſchen müſſen wir die Spuren Gottes erkennen, um ſie poetiſch darzuſtellen. Die Sinnlichkeit iſt das nothwendige Medium der Kunſt: aber eben nur das Medium. Durch den unabhängigen und intereſſeloſen Cultus der Schönheit erhebt die Kunſt die Seele und arbeitet ſo, ohne daran zu denken, dem höchſten Zweck des Lebens, der ſittlichen Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts in die Hände.

In Vertheidigung der Freiheit ging der Eklekticismus mit den Männern von 1789 Hand in Hand. Claude Daunou (51. J.), der verdienſtvolle Gelehrte, dem die Reſtauration ſein Amt genommen, vertrat ſeine politiſchen Grundſätze in dem „Essai sur les garanties individuelles“. Es kommt ihm darauf an, die perſönliche Freiheit ſicherzuſtellen und den Staat von der Einmiſchung in Privatangelegenheiten abzuhalten. Dieſelbe Ueberzeugung vertrat er in der Deputirtenkammer. Viel bedeutender war ſeine gelehrte Thätigkeit. In der Redaction des „Journal des Savants“ bahnte er theils durch eigne Aufſätze über alle Zweige der Geſchichte, theils durch Anregung tüchtiger Mitarbeiter die Verbindung zwiſchen der Gelehrſamkeit und der allgemeinen Bildung an, worin uns die Franzoſen ſo ſehr überlegen ſind. Er blieb ſtets ein Gelehrter im eigentlichen Sinn des Worts, und jede ſeiner zahlreichen Arbeiten enthält eine eigne

und selbständige Forschung. Seine Vorlesungen über die Geschichte am Collége de France sind in Bezug auf die Methode der Kritik ein Muster; die Probleme der Chronologie, die Einflüsse der Oertlichkeit, der relative Werth der verschiedenen Zeugnisse und Ueberlieferungen, die Beziehungen zwischen den Zuständen und den Ereignissen, zwischen den Ideen der Völker und ihrer Sitten, das Alles ist vortrefflich durchgeführt. In der Form seiner Darstellung drängt sich der Moralist und der Analytiker zu sehr hervor, er ist zu sehr von der Bildung seines Jahrhunderts abhängig, um nicht diesen Maßstab an alle Epochen anzulegen und zuweilen gegen sie ungerecht zu sein. Dazu kommt die Abneigung gegen große Männer, deren Ruhm freilich zuweilen durch das Glück der Völker erkauft wird. Ueber Alexander, Mahomed, Napoleon spricht er sich ziemlich hart aus. Der Letztere hatte ihn doch sehr gedrückt, und in einem Augenblick des Unwillens sagte er von ihm: „Enfin c'était un homme qui ne savait ni le français ni l'italien.“ Am liebsten verweilt er im 18. Jahrhundert: „sans doute il a été commis beaucoup d'injustices, essayé beaucoup de malheurs durant ces 78 années; mais ce sont encore celles, depuis le siècle des Antonins (das ist charakteristisch!), où il a été le moins difficile et le moins périlleux d'exister.“ — In dem ungeheuern Umfang seiner Arbeiten läßt er sich nur mit den alten Benedictinern vergleichen: er war unermüdlich in seinen Studien, und da er mit seinen Ideen seit langer Zeit fertig war, kam es ihm hauptsächlich auf die Details an. Es war für ihn die passendste Beschäftigung, daß ihm die Redaction des großen Werks jener Benedictiner, der französischen Literaturgeschichte übertragen wurde. Er hat sieben Bände herausgegeben, welche von dem letzten Theil des 12. Jahrhunderts bis zum Ende des 13. gehn. Seine Abhandlung über den Zustand der Literatur im 13. Jahrhundert nimmt fast den ganzen 16. Band dieser Sammlung ein, und gegen 200 monographische Notizen über die Schriftsteller und Fürsten des 13. Jahrhunderts, von denen einige den Umfang eines selbständigen Werks haben, werfen auf diese Periode ein neues Licht. So wenig der alte Philosoph das Mittelalter im Allgemeinen liebte, so befähigte ihn doch seine tiefeingehende Kenntniß, die großen Seiten desselben richtig zu würdigen. Im genauesten Verkehr blieb Daunou mit allen seinen alten philosophischen Freunden aus der Decade: er hatte den Schmerz, sie fast alle zu überleben. Die jüngere Schule der Geschichtschreibung ehrte in

ihm ihren Begründer und drängte ſich mit einer Verehrung an ihn, gegen die er ſich meiſtens ablehnend verhielt.

Eine bedeutende Rolle unter den Liberalen ſpielte wieder B. Conſtant (51. J.), der, in Folge der Amneſtie nach Paris zurückgekehrt, in der „Minerve“ neben den Ideologen auch die alten Bonapartiſten um ſich ſammelte: Biguon, Etienne, Jouy; ſie nannten ſich „les Indépendants“ und ſuchten das Volk in der „Religion de la Gloire“ zu erziehn, worin ihnen Beranger kräftig half. So in den blutigen Spottgedichten gegen die „Ventrus“, die „Paillasses“, d. h. die geſinnungsloſen Werkzeuge in den Händen des jeweiligen Miniſteriums. Ein Verbannter, von Europa verfolgt, ſucht Zuflucht bei den Wilden: (Aug. 1818.)

Heureux enfants de ces forêts,
De nos maux apprenez l'histoire:
Sauvages! nous sommes Français,
Prenez pitié de notre gloire.

Elle épouvante encor les rois,
Et nous bannit des humbles chaumes
D'où' sortis pour venger nos droits,
Nous avons dompté vingt royaumes.
Nous courions conquérir la Paix
Qui fuyait devant la Victoire...

Un homme enfin sort de nos rangs;
Il dit: je suis le dieu du monde.
L'on voit soudain les rois errants
Conjurer sa foudre qui gronde.
De loin saluant son palais,
A ce dieu seul ils semblaient croire...

Ein Andrer von dieſen glorreichen Verbannten kehrt in ſein Vaterland zurück:

Qu'il va lentement le navire
A qui j'ai confié mon sort!
Au rivage où mon cœur aspire,
Qu'il est lent à trouver le port!
France adorée! douce contrée!
Mes yeux cent fois ont cru te découvrir.
Qu'un vent rapide soudain nous guide
Aux bords sacrés où je reviens mourir.
Mais enfin le matelot crie:

Terre! terre! l'à-bas, voyez!
Ah! tous mes maux sont oubliés.
Salut à ma patrie!

Auf dem Congreß zu Aachen, Oct. 1818, ſetzte Richelieu die vollſtändige Räumung des franzöſiſchen Bodens durch: damals ſchrieb Beranger „la sainte alliance des peuples.“ Kaiſer Alexander kam ſelber mit dem franzöſiſchen Miniſter nach Paris, die frohe Botſchaft zu verkünden, die beiläufig den Ultraroyaliſten keineswegs willkommen war: in ihrem Namen hatte Vitrolles eine Denkſchrift veröffentlicht, welche das Bleiben der fremden Heere zum Schutz des Thrones verlangte.

In den neuen Kammern, wo nun Lafayette, B. Conſtant und Manuel an die Spitze der Oppoſition traten, fand das Miniſterium ſtarken Widerſtand; noch ſtärker wurde er von der entgegengeſetzten Seite bei den Pairs. Zwiſchen die beiden Extreme geſtellt, reichte Richelieu ſeine Entlaſſung ein, die der König — er hat darüber in einer ausführlichen Denkſchrift berichtet — nach langem Schwanken annahm. Decazes wurde nun der Leiter des Cabinets, das eine entſchiedene Schwankung nach Links machte. Die Wuth der Ultras kannte keine Grenzen, ſie äußerte ſich mit beſonderer Heftigkeit in der Pairskammer. Decazes antwortete mit einem ſtarken Pairsſchub (63), der die nach den hundert Tagen ausgetriebenen Napoleoniſchen Marſchälle wieder hineinbrachte. Die Verſöhnung der Reſtauration mit der Bourgeoiſie ſchien vollſtändig zu ſein.

III.

Wenn moderne Dichter ſich über den Materialismus des Zeitalters beklagen, der es dem Genius unmöglich mache, frei ſeine Schwingen zu entfalten, ſo iſt man erſt geneigt, für das Zeitalter Partei zu nehmen, und den Vorwurf der Unfruchtbarkeit auf die Ankläger zurückzuwerfen. Der Materialismus der Gegenwart iſt lange nicht ſo ſchlimm als der einer frühern Periode, und über Kraftloſigkeit kann man ſich wahrlich bei einem Zeitalter nicht beklagen, welches einen Napoleon hervorgebracht. Leidenſchaften und Conflicte des Herzens finden immer noch in der alten Stärke ſtatt, und an eigenartigen Naturen fehlt es auch nicht.

Anders wenn man das Zeitalter mit den Augen eines Malers anſieht. Unſre Straßen und Gebäude werden immer gradliniger, und die Menſchen zeigen ſich mehr und mehr in der Uniform und der geſellſchaft-

lichen Tracht, die alle Unterſchiede verſteckt. Mit einiger Verwunderung hat man entdeckt, daß ſelbſt das vielgeſchmähte Rococo maleriſcher war als unſre moderne Kleidung. Das Zeitalter iſt nicht unpoetiſch, aber unmaleriſch, und der Einfluß der Kleider hat ſich auf die Formen des Benehmens und ſelbſt auf die Redeweiſe ausgedehnt. Man klagte vorher über die Abweſenheit des öffentlichen Lebens, aber grade die Parlamente und Volksverſammlungen haben im Verkehr eine Convenienz hervorgebracht, die läſtiger iſt als die der Salons. Es giebt gewiſſe Wendungen und Stichworte, die Einer dem Andern ablernt, und die ſich dann von der Kammer auf den Markt übertragen. Der falſche Ernſt oder die Wichtigthuerei, die früher hauptſächlich durch die Kirche und durch die Aemter genährt wurde, findet jetzt in den Volksvertretungen ihre hauptſächliche Förderung. Dieſer äußere Anſtand bedeckt freilich die Schwächen und Leidenſchaften, die mit der menſchlichen Natur unzertrennlich verbunden ſind, aber er lähmt ihren freien und naturwüchſigen Ausdruck.

Gegen dieſe ſteife, hölzerne Würde der hommes sérieux, die jede Eigenart in dem allgemein Conventionellen erſtickt hatten, rüſtete ſich nun, in Wort und Bild, von allen Seiten die Ironie des jugendlichen Realismus, der nach freier Bewegung und ſchlagender Farbe verlangte.

Am ſchnellſten und durchgreifendſten erfolgte die Umkehr in der Malerei. In keinem Lande hatte die claſſiſche Schule eine ſo unbedingte Herrſchaft ausgeübt als in Frankreich, nirgend war man ſo feſt davon überzeugt, die Hauptſache in der Kunſt ſei die Schönheit und Würde der Linien, Farben und Gruppen. David's Schule hatte ſich ſo feſtgeſetzt, daß es keinen geringen Kampf koſtete, ſie zu ſtürzen. Im Salon von 1819 erregte ein Gemälde des jungen Malers Géricault, der Schiffbruch der Fregatte Meduſa, unter Kennern und Liebhabern eine Aufregung, die ſpäter nur noch durch die erſten Schauſpiele von Victor Hugo überboten wurde. Hier ſah man zum erſten Mal mit Hintanſetzung aller akademiſchen Grundſätze das Beſtreben, die Natur aufs getreuſte nachzuahmen, und der Leidenſchaft der Elemente und der Menſchen den freieſten, ungezwungenſten Ausdruck zu geben. Ein wildes, ſchauerliches, man kann faſt ſagen, gräßliches Gemälde: jede Gattung der Todesfurcht und des Todeskampfs in anſchaulichſter handgreiflichſter Nacktheit! — Aber es wirkte. — Der junge Maler, auf den man Hoffnungen geſetzt, ſtarb bald, aber ſein Bild hatte „Schule gemacht“. Schon trat Horace Vernet mit ſeinen erſten Schlachtgemälden auf; ſchon bewarb ſich der junge Bildhauer Barye

mit ſeinen Löwen und Tigern, die er nicht in der Academie ſtudirt, ſondern die er der Natur abgeſehn hatte, um den Preis.

Der Realismus beginnt mit der Nachahmung der Natur, die er aber in ihren kühnſten und freiſten Bewegungen aufzufaſſen ſucht. An Stelle der ruhenden Gruppen ſetzt er die Action, die leidenſchaftliche Erregung. Die Natur ſucht er in ihrer unbändigſten Wildheit auf, er iſt ſtark in der getreuen Wiedergabe des Thieriſchen, und was den menſchlichen Geiſt betrifft, ſo liebt er ſolche Scenen des Entſetzens, des Grauens, ja ſelbſt des Wahnſinns, wo das Gebiet des Thieriſchen angeſtreift wird. Das Häßliche, ja das Abſcheuliche wird nicht verſchmäht, wenn es nur naturkräftig und charakteriſtiſch iſt. Auf die Localfarbe und das Coſtum wird ein großes Gewicht gelegt, ſelbſt die Heiligengeſchichte muß ſich dem Portrait und Genre fügen.

Der Eindruck dieſer maleriſchen Verſuche wurde ſehr gefördert durch die „Briefe an David über den Salon von 1819“ von Delatouche (34 J.), der ſich vorher drei Jahre in Italien aufgehalten und dort die Kunſt ſtudirt hatte: ein geiſtreicher Mann, deſſen poetiſche Productionskraft aber nicht ſeinem Drang entſprach, und der in einer Reihe verfehlter Verſuche unnöthig viel Esprit ausgab; eben deshalb verſtimmt gegen ſein Zeitalter und gegen die Menſchen überhaupt; eine problematiſche Natur wie Beyle, dem er auch ſonſt nahe ſtand; leidenſchaftlicher Intrigant ohne ſelbſtſüchtige Zwecke, und nicht ohne Schadenfreude.

Derſelbe erwarb ſich gleichzeitig ein großes Verdienſt um die Literatur durch die Herausgabe der Gedichte von André Chénier. Chateaubriand hatte im „Geiſt des Chriſtenthums“ einige Fragmente veröffentlicht, ſonſt kannte man eigentlich von ihm nur das ſchöne Lied „la jeune captive“. Jetzt wirkten ſie außerordentlich: wenn man in ſeiner kühnen, kernigen Sprache, in dem rückſichtsloſen Vorgehn gegen den academiſchen Stil ein verwandtes Streben freudig begrüßte, ſo gab die Wehmuth über ſeinen frühen Tod dieſer Theilnahme einen romantiſchen Anſtrich.

Die claſſiſche Poeſie hatte die Originalität unterdrückt; bei den Realiſten fand nur die freie Individualität Gnade, auch wo ſie ins Launenhafte und Phantaſtiſche überging. Bei ihrer Abneigung gegen die Regel und das Allgemeine liegt für ſie nicht ſelten das Kennzeichen der Wahrheit im Zufälligen, ſie erſetzen das eigentliche Schaffen durch Combination empiriſcher Handzeichnungen nach der Natur, durch Genrebilder und Arabesken. Bei ihrem Haß gegen Abſtraction, Phraſe und Convenienz können

ſie ſich doch der Empfindſamkeit nicht ganz erwehren, aber ſie entſchädigen ſich durch nachträglichen Cynismus.

Sehr bezeichnend iſt Beyle's Schrift „de l'amour", das eigentliche Geſchäft ſeines Lebens. Sie enthält eine wunderliche Terminologie und eine genaue Zerlegung und Claſſification des Begriffs Liebe; mathematiſche Deductionen zwiſchen Bildern und Anekdoten, und eine Gründlichkeit in Bezug auf die materiellen Grundlagen, die nach der Medicin ſchmeckt. „Il y a, dès les commencement de l'amour, une cause physique, un commencement de folie, une affluence du sang au cerveau, un désordre dans les nerfs et dans le centre cérébral." Er verſpricht, daß nach hundert Jahren die Phyſiologie dies Phänomen der Liebe mit einer ähnlichen Gründlichkeit wie die Verdauung analyſiren wird. Vorläufig giebt er einen Beitrag zu dieſer künftigen Phyſiologie, den Begriff der Cryſtalliſation. „Laissez travailler la tête d'un amant pendant vingt-quatre heures, et voici ce que vous trouverez: aux mines de Saltzbourg, on jette dans les profondeurs abandonnées de la mine un rameau d'arbre effeuilletée par l'hiver, deux ou trois mois après on le retire couvert de cristallisations brillantes; les plus petites branches, celles qui ne sont pas plus grosses que la patte d'un mésange, sont garnies d'une infinité de diamants mobiles et éblouissants; on ne peut plus reconnaître le rameau primitif. Ce que j'appelle cristallisation, c'est l'opération de l'esprit, qui tire de tout ce qui se présente la découverte que l'objet aimé a de nouvelles perfections. On se plaît à orner de mille perfections une femme de laquelle on est sûr." Man darf ſich über die Begeiſterung, welche dieſe und ähnliche Stellen bei Balzac erregten, nicht wundern: trotz der ſcheinbaren Verſchiedenheit in den Formen begegneten ſich hier verwandte Geiſter.

„La beauté est une promesse du bonheur, une aptitude à vous donner du plaisir. Les plaisirs de chaque individu sont différents et souvent opposés: cela explique fort bien comment ce qui est beauté pour un individu est laideur pour un autre. Pour découvrir la nature de la beauté, il convient de rechercher quelle est la nature du plaisir de chaque individu . . . La beauté de la maîtresse d'un homme n'est autre chose que la collection de toutes les satisfactions et de tous les désirs qu'il a pu former successivement à cet égard. . . . Pourquoi jouit-on avec délices de chaque nouvelle beauté

que l'on découvre dans ce que l'on aime? C'est que chaque nouvelle beauté vous donne la satisfaction pleine et entière d'un désir".

Jeder Kampf gegen die Naturkraft hieß ihm Tartufferie. Er ließ nur diejenige Liebe gelten, die mit der Gewalt eines Naturprocesses sich wie durch einen Blitzschlag der Seele bemächtigt und alle sonstigen Ideen und Empfindungen niederschlägt; eine Liebe, die zugleich Raserei ist. Wo ein innerer Kampf stattfindet, wo das Verlangen mit dem Gewissen streitet, die Begierde mit der Scham, läßt er keine Liebe gelten. Nur die Italienerinnen kennen die wahre Liebe, denn nur sie geben sich rücksichtslos ihrer Leidenschaft hin. Der Franzose ist zu eitel dazu, der Deutsche zu melancholisch ꝛc. Den Schluß des Werks bildet Heinse's Theorie: „Une femme appartient de droit à l'homme qui l'aime et qu'elle aime." Er nennt die Ehe „un vil mélange de vanité et de courage, né de l'idée singulière qu'eurent certains hommes de faire les femmes juges du mérite". Die Frauen wieder machen das Publicum zum Richter ihres Lebens und werden dadurch gemein, obgleich seit 1789 „les évènemens combattent en faveur de l'utile ou de la sensation individuelle contre l'honneur ou l'empire de l'opinion". — Gleichzeitig schrieb er ein italienisches Buch „del romantiscimo nelle arti", in welchem er die Romantik als die Kunst erklärte, im Geist der Gegenwart zu schreiben, um die Gegenwart zu interessiren, während der Classicismus den Geschmack der Vergangenheit nachahmt.

Gleichzeitig setzte Nodier (39 J.) in kleinen Phantasiestücken, die er unter dem Namen Dr. Neophobus schrieb, in malerischen Reisebildern, in kritischen Aufsätzen über das Theater im Journal des Débats, und in dem Roman „Therese Aubert", den er selbst für seinen besten hielt, seine Streifzüge gegen des Herkommen fort. Jetzt gewannen auch die Novelletten von Xavier de Maistre — nach der „Voyage autour de ma chambre" war noch „le lépreux d'Aosta", „la jeune Sibérienne" und „les prisonniers du Caucase" erschienen — ein größeres Publikum, sie wurden als classisch anerkannt, und als der Verfasser in diesen Jahren zum erstenmal nach Paris kam, fand er sich zu seinem eignen Erstaunen als berühmten Mann.

Ein treues Bild des wunderlichen gesellschaftlichen Durcheinander jener Zeit sind die „Malheurs d'un amant heureux" von Sophie Gay (43 J.). Der Held ist ein Kammerdiener, der freilich die seltne Eigenschaft hat, Horaz und Shakespeare in der Ursprache zu lesen und

ſich für die Corinne zu begeiſtern; im Uebrigen ein ins 19. Jahrhundert übertragener Gil Blas. Hart neben einander drängen ſich die heruntergekommenen großen Damen, die reich gewordenen Lieferanten, die halbbekehrten Jacobiner, die mitunter ihr Gutes haben. „En vérité, il y a de quoi dégoûter d'une vertu qui peut se trouver au milieu de tant de vices, et il me semble qu'on ne lui doit pas plus de respect qu'à une honnête femme qu'on rencontrerait dans un mauvais lieu.“ — Das Buch ſieht wie eine Sammlung von Memoiren aus, in der ſich die verſchiedenen Epochen ſpiegeln: die ſentimentalen Damen aus der Zeit der Genlis, die liederlichen des Directoriums. Dann kam die Reſtauration. Die Oberſten der Kaiſerzeit wurden alt und invalid, der Soldat in Friedenszeiten erregte verhältnißmäßig nur eine geringe Theilnahme, große Umwälzungen des Vermögens wurden ſeltner; dagegen zog der alte Adel mit ſeinen Wappen und Stammbäumen wieder ein, er erzählte von ſeinen Ahnen, die in den Kreuzzügen gefochten; es gehörte zum guten Ton, in die Kirche und zur Beichte zu gehn. Abgeſehn von den äußern Vortheilen: wenn ein ſo geiſtvoller Mann wie der Vicomte Chateaubriand, der das Leben auch nach andern Seiten ſehr gut verſtand, nach Jeruſalem pilgerte und um der ſchmerzensreichen Mutter Gottes willen heilige Thränen vergoß, warum ſollten die Marquiſen und Comteſſen Anſtand nehmen, ſich für eine Religion zu erwärmen, die mittelſt der Kreuzzüge die alten Wappen wieder in Erinnerung brachte?

Chateaubriand war jetzt ſtehender Gaſt in der Abbaye aux Bois, der Reſidenz der Me. Recamier (42 J.), die fortan ſeine „Beatrice“ wurde. Noch treuer hing an der ſchönen Frau Ballanche, der damals „le vieillard et le jeune homme“ ſchrieb. Der „junge Menſch“ leidet am Weltſchmerz, wie René und der Giaour; er verzweifelt an der Geſellſchaft und ſich ſelbſt, ſieht überall nur die Ruinen einer großen Vergangenheit, hat auf die Zukunft keine Hoffnung, und kann doch das Leben nicht laſſen, obgleich er nur an den Tod glaubt. Der „alte Mann“ verſucht, ihn von dieſer „traurigen Krankheit“ zu heilen: „état fâcheux de l'âme qui intervertit les saisons de la vie et place l'hiver dans un printemps privé de fleurs.“ „L'homme peut faire sa destinée, mais il ne peut rien sur les destinées du genre humain; Dieu, dans ses conseils éternels, saura bien se passer de vos pensées mûries avant le temps. La société a été imposée à l'homme, non comme un moyen de parvenir au bonheur, mais comme un moyen de déve-

lopper ses facultés." — „Ce qui a toujours troublé la raison des fabricateurs de systèmes, c'est qu'ils ont toujours voulu faire tendre l'espèce humaine au bonheur, comme si l'homme était sans avenir, comme si tout finissait avec la vie, comme si, enfin, on pouvait être d'accord sur les appréciations du bonheur."

Im Ganzen war dieſe reſignirte Betrachtung des Lebens für die Menge nicht gemacht; ſie berauſchte ſich an Byron's „Don Juan", dieſer glänzenden Apologie der irdiſchen Luſt und Lebensfreude, in welche das Jenſeits nur wie ein fernes unheimliches Grau hereindämmerte. Der Lord lebte eben mit der ſchönen Gniccioli zuſammen, in ewigem Wechſel zwiſchen Rauſch und politiſchen Freiheitsabenteuern. Um ihn in Italien ſammelte ſich das junge England, das nicht mehr für das engere Vaterland, ſondern für die Welt dichtete.

Gegen dieſe mächtige Stimme kam die conventionelle Muſe nicht auf. Der einzige Erfolg auf dem Theater wurde Delavigne's „Vêpres Siciliennes" zu Theil. Das Stück iſt ganz nach Corneille, in ſeiner ſchlechtern, den Spaniern nachgemachten Manier. Die „Vertrauten" des alten Theaters fehlen nicht, um Alles ins Klare zu ſetzen; die Mordthaten gehn hinter der Scene vor, der Ort wird nicht gewechſelt, die ſcheinbare Zeit entſpricht leidlich der wirklichen. Die Gefühlsconflicte ſind ausgeklügelt, abſtract, calculirt wie bei Calderon, Corneille und Voltaire. Procida, der Befreier Siciliens, iſt der römiſche Brutus, der ſein Gefühl und ſein Gewiſſen zum Schweigen gebracht hat und nur in der Idee ſeines Zwecks lebt. Sein Sohn Loredan iſt der ſentimentale Held, an dem von allen Seiten herumgearbeitet wird. Er hat mit dem Gouverneur Freundſchaft geſchloſſen, dieſen ſoll er nun ermorden, ſo will es der Vater. Alſo doppelter Conflict: Sohnespflicht und Freundespflicht; Patriotismus und perſönliche Neigung. Die Entſcheidung wird ihm dadurch erleichtert, daß er in dem Gouverneur ſeinen Nebenbuhler entdeckt, von demſelben in einem Anflug von Jähzorn übel behandelt wird und ſich nun ſelbſt zum Zorn anſtacheln kann. Er ſchwört, ihn zu tödten, aber nun iſt der Gouverneur wieder großmüthig; neuer Conflict. Erſt rettet er ihn, dann tödtet er ihn dennoch, ſtürzt ihm reuevoll zu Füßen und erſticht ſich ſelbſt. — Seine Geliebte, Amélie, iſt des Hohenſtaufen Conradin Schweſter; eigentlich liebt ſie den Gouverneur, aber ihre Blutrache und ihre ältere Verpflichtung gegen Loredan bringen wieder einen doppelten Conflict und eine Reihe ſehr bedenklicher Schritte hervor, die man ihr mit wunderbarer Gefällig-

keit verzeiht — wie überhaupt das classische Theater gegen Damen sehr galant ist — bis sie endlich mit einer Ohnmacht schließt.

Mehr und mehr wurde das Mittelalter die Lieblingszeit der Tragödie. Rasch hintereinander erschienen von Lemercier „Fredegonde" (freilich nur eine neue Variation des alten Typus Roxelane), „Charlemagne", „Clovis", „Louis IX. en Egypte".

Das wirkliche Interesse für das Mittelalter wurde nicht durch diese schwächlichen Versuche, sondern durch die Dichtungen Walter Scott's geweckt, die schneller und durchgreifender auf die französische Literatur einwirkten als auf die deutsche. In seinen bisherigen Romanen, die rasch auf einander folgten: Waverley, Guy Mannering, Antiquary, Old Mortality, Black Dwarf, Rob Roy, Heart of Midlothian, Bride of Lammermoor, Montrose war das Gothische und die Romantik nur in der Gesinnung; nun griff er mit „Ivanhoe" kühn in das wirkliche Mittelalter. Diese Romane sind die eigentliche Basis der französischen Romantik in Poesie und Geschichtschreibung.

Von W. Scott's Popularität in Frankreich giebt aus einer spätern Periode G. Sand's „Compagnon du tour de France" ein merkwürdiges Zeugniß: der feinfühlende Zimmergesell schleicht sich allnächtlich in die Bibliothek des Fräuleins, wo er sämmtliche Romane W. Scott's durchliest und aus ihnen seine Bildung schöpft. — Weit werthvoller aber sind für uns die gleichzeitigen Urtheile eines großen Schriftstellers.

Wie Augustin Thierry erst durch Chateaubriand angeregt wurde, ist bereits berichtet (I. S. 422); der Einfluß W. Scott's war bei weitem nachhaltiger. Zunächst interessirte ihn die scharfe Schilderung der verschiedenen Volksstämme in Schottland. „A ce partage de l'Ecosse entre deux nations régies nominalement, durant une longue suite de siècles, par la même autorité royale, mais complétement distinctes pour la langue, les moeurs et la constitution politique, se rattachent la plupart des révolutions qui, dans le cours des temps, ont changé l'état de ce pays .... De là résultent un développement remarquable d'activité politique, de grands contrastes de moeurs et de croyances; une grande variété de caractères originaux, en un mot, tout ce qui constitue l'intérêt dramatique et pittoresque de l'histoire. — W. Scott n'a rien ignoré de tout cela; simple romancier, il a porté sur l'histoire de son pays un coup d'oeil plus ferme et plus pénétrant que celui des historiens eux-mêmes. Il a curieusement étudié, à chaque

période, la composition essentielle de la nation écossaise; et c'est ainsi qu'il est parvenu à donner aux scènes historiques où figurent ses personnages quelquefois imaginaires le plus haut degré de réalité. Jamais il ne présente le tableau d'une révolution politique ou religieuse, sans la rattacher à ce qui la rendait inévitable, à ce qui doit, après elle, en produire d'analogues, au mode d'existence du peuple, à sa division en races distinctes, en classes rivales et en factions ennemies."

Wenn die günſtigen Vorausſetzungen, welche die ſchottiſche Geſchichte dem Roman bot, nicht verkannt wurden, ſo mußte bei tieferem Nachdenken die Möglichkeit einer Anwendung dieſer Methode auf Frankreich nahe treten. „A chaque nouvelle apparition d'un roman historique de W. Scott, j'entends regretter que les moeurs de la vieille France ne soient présentées par personne sous un jour aussi pittoresque; j'entends même blâmer de ce défaut notre histoire, trop terne, à ce qu'on imagine, et dont l'uniformité monotone n'offre point assez de situations diverses et de caractères originaux. Cette accusation est injuste. L'histoire de France ne manque point au talent des poëtes et des romanciers; mais il lui manque un homme de génie comme W. Scott, qui la comprenne et qui sache la rendre .... Cette distinction profonde de populations ennemies sur le même sol, la haine du Saxon et du Normand en Angleterre, du Montagnard et du Saxon en Ecosse, se retrouvent aussi dans notre histoire. Ce n'est pas sans de longues convulsions que les dix peuples dont nous sommes les fils ont pu être réduits à un seul; et il a fallu qu'il se passât bien des siècles avant que les noms nationaux, le souvenir des races, la diversité même du langage, aient disparu, avant que le Gaulois se soit laissé donner le nom de Frank, et que le Frank ait parlé sans mépris l'idiome roman de la Gaule."

In dieſen Gedanken und Studien hatte er einen treuen Helfer und Berather an Claude Fauriel, der ſein ungeheures Wiſſen und ſeine gründliche Methode faſt nur benutzte, um die Arbeiten der Freunde zu unterſtützen. — Epochemachend war das Erſcheinen des „Ivanhoe", Dec. 1819: „Mon admiration pour ce grand écrivain était profonde; elle croissait à mesure que je confrontais dans mes études sa prodigieuse intelligence du passé avec la mesquine et terne érudition des historiens les plus célèbres. Ce fut avec un transport d'enthousiasme que

je saluai l'apparition du chef-d'oeuvre d'Ivanhoe. W. Scott venait de jeter un de ses regards d'aigle sur la période historique, vers laquelle, depuis trois ans, se dirigeaient tous les efforts de ma pensée. Avec cette hardiesse d'exécution qui le caracterise, il avait posé, sur le sol de l'Angleterre, des Normands et des Saxons, des vainqueurs et des vaincus, encore frémissant, l'un devant l'autre, 120 ans après la conquête. Il avait coloré en poëte une scène du long drame que je travaillais à construire avec la patience de l'historien. Ce qu'il y avait de réel au fond de son oeuvre, les caractères généraux de l'époque où se trouvait placé l'action fictive, et où figuraient les personnages du roman, l'aspect politique du pays, les moeurs diverses et les relations mutuelles des classes d'hommes, tout était d'accord avec les lignes du plan qui s'ébauchait alors dans mon esprit. Je l'avoue, au milieu des doutes qui accompagnent tout travail consciencieux, mon ardeur et ma confiance furent doublées par l'espèce de sanction indirecte qu'un de mes aperçus favoris recevait ainsi de l'homme que je regarde comme le plus grand maître qu'il y ait jamais eu en fait de divination historique."

In diesem Sinn schrieb er gleich nach dem Erscheinen des „Ivanhoe" eine begeisterte Kritik, von welcher der eine Punkt hervorgehoben werden muß, weil man ihn gewöhnlich übersieht. „C'est qu'au milieu du monde qui n'est plus, W. Scott a soin de placer le monde qui est et qui sera toujours, c'est-à-dire l'humanité, dont il connaît tous les secrets. Tout ce qu'il y a de particulier aux temps et aux lieux, l'extérieur des hommes, l'aspect du pays et des habitations, les costumes, les usages, sont décrits avec la vérité la plus exacte; et pourtant l'érudition immense qui a fourni tant de détails ne se laisse apercevoir nulle part. W. Scott semble avoir pour le passé cette second vue que dans les temps d'ignorance certains hommes s'attribuent sur l'avenir. Il y a plus de véritable histoire dans ses romans que dans les compilations philosophiquement fausses qui sont encore en possession de ce grand nom."

Villemain hatte eine Biographie Cromwell's geschrieben, die Thierry zu einer Anzeige veranlaßte. Er stellte sich ihn als einen neuen Eroberer vor, der sich England unterwarf. Sein Erbe Monk schloß dann Frieden mit dem ancien régime; zwei erobernde Mächte ver-

banden ſich zu Ungunſten des Volks; und dieſe Mächte waren es wieder, die ſich zu der ſogenannten Revolution von 1688 vereinbarten, in welcher man mit Unrecht eine Erhebung des Volks geſucht hat. „Nous aussi“, ſetzt er hinzu, „nous avons eu notre revolution de 1688“ (er meint die hundert Tage); „ce n'est plus pour nous une épreuve à faire; nous savons dans quelle situation d'âme une pareille révolution met un peuple, et si, en la subissant, il doit se glorifier ou rouger de lui-même. Quand celui qui fut pour nous Guillaume III. (Napoleon) se faisait précéder, à sa rentrée dans Paris, par des pièces de canon, des mèches brûlantes et des sabres nus, avons-nous cru bien de bonne foi à notre puissance et à nos volontés, dont il se disait l'ouvrage? Nous sommes-nous vraiment persuadé que c'était par nous et pour nous qu'il marchait de nouveau sur nos têtes? C'était son profit de nous inspirer de l'orgueil au milieu de notre néant, de nous gonfler de cette vanité que la fable a rendue ridicule, de la folle vanité de l'insecte qui se vante de guider le char, quand le char l'emporte et va l'écraser. Le despotisme a surtout beau jeu lorsqu'il peut répondre aux peuples qui murmurent: C'est vous-mêmes qui m'avez voulu! — A Dieu ne plaise qu'une telle réponse puisse encore nous être faite! Si nous avons le malheur d'être opprimés, n'ayons jamais la honte d'être appelés esclaves volontaires. Nous fuirons l'un et l'autre, en poursuivant avec calme et constance l'oeuvre de liberté commencé si heureusement par nos pères, et dont les fondements furent dispersés par le premier chef d'une dynastie prétendue nationale. Qu'importe aux nations la forme et l'origine du pouvoir? c'est par son poids, c'est par leur faiblesse que le pouvoir les accable. Elévons dans nos lois, et surtout dans nos âmes, des barrières et des forts inviolables contre toute tyrannie, soit d'ancienne, soit de nouvelle date: laissons le reste au temps, et ne nous abaissons jamais à conspirer avec la fortune!“

Nach der Juli-Revolution iſt ihm die nähere Parallele eingefallen; er geſteht, daß er nach ſeinen jugendlichen Ueberzeugungen auch über jene „un jugement aussi partial et aussi dédaigneux“ gefällt haben würde: „l'âge m'a rendu moins enthousiaste des idées, et plus indulgent pour les faits.“

Wichtiger iſt die nachträgliche Selbſtkritik ſeiner Verſuche aus dieſer Zeit über die engliſche Geſchichte. „La révolution de 1640 s'y pré-

sentait sous l'aspect d'une grande réaction nationale contre l'ordre de choses établi, six siècles au paravant, par la conquête étrangère. J'aurais du m'arrêter là; il y avait assez de hardiesse, ou, pour mieux dire, de témérité: mais mon ardeur en politique et mon inexpérience en histoire me firent aller plus loin, et avec les mêmes formules: conquête et asservissement, maîtres et sujets, je poursuivis, en détaillant davantage le récit des événements politiques, jusqu'à la fin du règne de Charles II. Je voyais, dans l'élévation de Cromwell et le triomphe du parti militaire sur tous les autres partis de la révolution, une nouvelle conquête traîtreusement opérée à l'ombre du drapeau national. La restauration des Stuarts par l'armée de Monk me semblait un pacte d'alliance, à profits communs, entre les anciens et les nouveaux conquérans. Après beaucoup de temps et de travail perdus pour obtenir ainsi des résultats factices, je m'aperçus que je faussais l'histoire, en imposant à des époques entièrement diverses des formules identiques. Je résolus de changer de route et de laisser à chaque période sa forme et sa couleur particulières; mais je ne renonçai point à l'idée de rattacher fortement au fait de la conquête normande l'histoire moderne de l'Angleterre." In diesem Sinn iſt dann das ſpätere große Werk geſchrieben.

Auch die alten Bonapartiſten mühten ſich um die Geſchichte. Von Daru (52 J) erſchien 1819 die „Geſchichte der Republik Venedig", pragmatiſch ausgearbeitet, mit dem Sachverſtändniß eines geſchulten Beamten, der an den Mechanismus einer geordneten Verwaltung gewöhnt, ſich die Anomalien der ſeltſamen Oligarchie klar zu machen ſucht; das Buch giebt namentlich über den Untergang der Republik wünſchenswerthe Aufſchlüſſe. — Graf Daru war von der Reſtauration wieder zu Gnaden aufgenommen: der König declamirte ihm, als er ihn in die Pairskammer aufnahm, Stellen aus ſeinem Horaz vor. — Lemontey (57 J.) brachte ſein „Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV." in die Academie; ſein Hauptwerk, die Geſchichte der Regentſchaft, durfte erſt nach ſeinem Tode erſcheinen, weil es ſich auf wichtige Staatspapiere ſtützte, die man Anſtand nahm, ſchon jetzt bekannt zu machen. — Von Ségur erſchien eine „Histoire du Bas Empire!"

Der kritiſche Geiſt verbreitete ſich auch über die volkswirthſchaftlichen Studien. In den „Nouveaux principes d'économie politique", 1819

ſuchte in Deutſchland Adam Müller das
haft umzugeſtalten, und nicht blos den Ackerbau,
Induſtrie an ſtabile Formen zu knüpfen. —
n erſchien „l'organisateur“, der wenigſtens in der
atzes „laissez faire“ mit jenen Hand in Hand
ine Bombe ſchlug 20. März 1819 Courier's
emie in die ganze bisherige Tradition ein. Er h
it verleiten laſſen, ſich um eine Stelle darin zu
rfagt worden, und er rächte ſich blutig. Das g
ein lächerliches Ueberbleibſel der Zopfzeit dargeſte
leon, den Schutzgott der alten Pergamente. „Oh
eut le grand Napoléon d'enrégimenter les beau
sciences!“ Dadurch iſt die Literatur eine Carrie
der artige junge Menſch durch Gunſt vorwärts
iches Glied der Geſellſchaft wird. „L'étude rend
e dans ses livres, on devient rêveur, distrait
rs, visites, assemblées, repos, cérémonies.“
der junge Academiker überhoben. Viele von di
Schwarze, aber — „Quelle bizarre fantaisie à
qué quarante ans des coteries littéraires, et viv
ite cabale, de m'aller jeter au milieu de ces
Das war der ſchwache Punkt, und man antwor
auben“.
Reihe von kleinen pikanten Sendſchreiben an den

nous parlerons au maire tout comme je vous parle; nous pourrons lui demander de l'argent, s'il nous en doit, et nous plaindre, s'il nous en prend, sans encourir peine de prison." — „Toutes choses ont leurs progrès. Du temps de Montaigne, un vilain, son seigneur le voulant tuer, s'avisa de se défendre. Chacun en fut surpris, et le seigneur surtout, qui ne s'y attendait pas, et Montaigne qui le raconte. Ce manant devinait les droits de l'homme. Il fut pendu, cela devait être. Il ne faut pas devancer son siècle." — „Sous Louis XIV., on découvrit qu'un paysan était un homme, ou plutôt cette découverte, faite depuis longtemps dans les cloîtres par de jeunes religieuses, alors seulement se répandit, et d'abord parut une rêverie de ces bonnes soeurs, comme nous l'apprend La Bruyère. Pour des filles cloîtrées, dit-il, un paysan est un homme. Il témoigne là-dessus combien cette opinion lui semble étrange. Elle est commune maintenant, et bien des gens pensent sur ce point tout comme les religieuses, sans en avoir les mêmes raisons. On tient assez généralement que les paysans sont des hommes. De là à les traiter comme tels, il y a loin encore. Il se passera longtemps avant qu'on s'accoutume, dans la plupart de nos provinces, à voir un paysan vêtu, semer et recueillir pour lui; à voir un homme de bien posséder quelque chose. Ces nouveautés choquent furieusement les propriétaires: j'entends ceux qui pour le devenir n'ont eu que la peine de naître."

Es ſollen von Seiten der Regierung Anſtalten getroffen werden zur Hebung des Ackerbaus; Courier widerräth es. „Toute influence du pouvoir nuit à l'industrie." „A qui travaille, il ne faut que la liberté." Bei der Gelegenheit verhöhnt er das krankhafte Streben der Franzoſen nach Amt und Würden: „cet art de se faire petit pour complaire, de s'abaisser, de s'effacer devant un supérieur, de s'ôter à soi-même tout mérite, toute vertu; de s'anéantir, seul moyen d'être quelque chose."

Mit blutiger Ironie geißelt er (18. Oct.) den officiellen Stil der Präfecten, wenn ſie einen Haftbefehl erlaſſen: „et aussitôt gendarmes de courir, prison de s'ouvrir; quand vous y serez, la Charte ne vous en tirera pas. Vous pourrez rêver à votre aise la liberté individuelle. Non, respectons les gens du roi, ou les gens de l'empereur, qui happent au nom du roi: c'est le conseil que je prends pour moi

st que je donne à mes amis." — In ähnlichem Sinn ſchrieb der Vicomte de Cormenin (31. 3.) „des garanties des citoyens" — gegen die Uebergriffe der Verwaltung.

Die Anhänger des Alten beklagen ſich über die Theilung der Güter; die Schlöſſer, die Monumente, die Erinnerungen werden dadurch zerſtört; die ganze Geſchichte. „Les monuments", ſagt Courier (12. Nov.) „se conservent où les hommes ont péri, à Balbek, à Palmyre, et sous la cendre du Vésuve; mais ailleurs l'industrie, qui renouvelle tout, leur fait une guerre continuelle . . . Que deviendrait le monde, si chaque âge respectait, révérait, consacrait, à titre d'ancienneté, toute oeuvre des âges passés, n'osait toucher à rien, défaire ni mouvoir quoi que ce soit? . . . Ils ne songent pas, les bonnes gens qui veulent maintenir toutes choses intactes, qu'à Dieu seul appartient de créer; qu'on ne fait point sans défaire; que ne jamais détruire, c'est ne jamais renouveler. . . L'abbé de Lamennais conserve les ruines, les restes de donjons, les tours abandonnées, tout ce qui pourrit et tombe. Que l'on construise un pont du débris délaissé de ces vieilles masures, qu'on répare une usine, il s'emporte, il s'écrie: l'esprit de la revolution est éminemment destructeur. Le jour de la création, quel bruit n'eût-il pas fait! il eût crié: Mon Dieu, conservons le chaos." — „Les souvenirs! dit-on. Est-ce par les souvenirs que se recommandent ces châteaux et ces cloîtres gothiques? Autour de nous, que retracent-ils à l'esprit? de honteuses débauches, d'infâmes trahisons, des assassinats" u. ſ. w.

So werden von der Geſchichte nur die Greuel hervorgehoben, um das neue Frankreich dem alten zu entfremden. Unermüdlich arbeitete Beranger an demſelben Zweck. „L'enfant de bonne maison," d. h. der Baſtard eines großen Herrn, zählt ſeine Anſprüche an die Krone auf:

Ma mère, en illustre personne,
Dédaigna robins et traitans;
De l'Opéra sortit baronne,
Et se fit comtesse à trente ans.
Marquise enfin des plus sévères,
Elle nargua les sots propos.
Auprès de mes chastes grand' mères
Que son âme soit en repos!

Mon père, que sans flatterie
Je cite avant tous ses aïeux,

Etait chevalier d'industrie,
Sans en être moins glorieux.
Comme il avait pour plaire aux dames
De vieux cordons et l'air dispos,
Il vécut aux dépens des femmes u. ſ. w.

rber noch äußert ſich eine vornehme Dame:

Marquise à trente quartiers pleins,
J'ai pris mes droits sur les vilains:
En amour j'aime la canaille,
D'un ton fier je leur dis: venez!
Mais sous mes rideaux blasonnés,
Vils roturiers, respectez les quartiers
De la marquise de Prétintaille.

Im Gegenſatz gegen dieſe Adelsfratzen wird dann das eigentliche ankreich, die „Nation" gefeiert.

Reine du monde, ô France! ô ma patrie!
Soulève enfin ton front cicatrisé!
Sans qu'à tes yeux leur gloire en soit flétrie,
De tes enfans l'étendard s'est brisé.
Quand la Fortune outrageait leur vaillance,
Quand de tes mains tombait ton sceptre d'or,
Tes ennemis disaient encor:
Honneur aux enfans de la France!

De tes grandeurs tu sus te faire absoudre,
France, et ton nom triomphe des revers.
Tu peux tomber, mais c'est comme la foudre
Qui se relève et gronde au haut des airs.
Le Rhin aux bords ravis à ta puissance
Porte à regret le tribut de ses eaux;
Il crie au fond de ses roseaux:
Honneur aux enfans de la France! . .

Prête l'oreille aux accents de l'histoire
Quel peuple ancien devant toi n'a tremblé?
Quel nouveau peuple, envieux de ta gloire,
Ne fut cent fois de ta gloire accablé? —

Indeß nimmt das Ganze eine friedliche Wendung: der Fremde hat die Schätze unſerer Muſeen geſtohlen, wir ſollen ihn beſchämen, indem

wir noch beſſere Gemälde machen. Aber dieſe Concurrenz iſt immer nur ein Nothbehelf; auch der Demokratie erſcheint die Concurrenz der Waffen als das Einfachere.

Die Nachwahlen des Herbſtes erregten große Beſorgniß: ſo General Foy, der nun an die Spitze der Liberalen trat, und bei der Armee nicht weniger Achtung hatte als bei dem Volk. Aber das größte Entſetzen erregte 11. Sept. die Wahl Grégoire's: er hatte nicht eigentlich für den Tod des Königs geſtimmt, aber ihn nachträglich genehmigt, und galt daher als Regicide. „Jetzt ſehn Sie, mein Bruder!“ ſagte Graf Artois zum König, „wohin man Sie führt!“ — „Ich ſehe es,“ antwortete dieſer, „und habe meine Maßregeln getroffen.“ — Decazes hatte ſich bereit erklärt, für das Repreſſivſyſtem zu wirken, und ſuchte ſich, aber umſonſt, mit dem Pavillon Marſan zu verſtändigen.

Bei der Umgeſtaltung des Cabinets, 19. Nov., bot man auch Royer-Collard eine Stelle an; er lehnte nach einiger Ueberlegung ab, weil er ſich doch nur in der Rolle eines Kritikers wohl fühlte.

Bei der Eröffnung der Kammer, 29. Nov., wurde die Wahl Gregoire's aus formellen Gründen einſtimmig umgeſtoßen: bei der Gelegenheit rief B. Conſtant dem Königthum ein bittres Wort zu über die frühere Verbindung mit dem Königsmörder Fouché. — Von den oppoſitionellen Parteien hatte die Rechte, unter Villèle, 75, die Linke, unter Lafitte, 65 Stimmen.

In den Zeitungen wurde Decazes durch das „Journal de Paris“ (Villemain) vertreten; heimlicher Mitarbeiter war der König; das „Journal des Débats“ war das Organ Chateaubriand's; die Doctrinairs ſprachen ſich im „Courrier français“ aus; den Ultras gehörten „Quotidienne“ und „Drapeau blanc“, die Liberalen ließen ſich im „Conſtitutionel“ vernehmen, der durch Etienne, den ehemaligen Cenſor, hauptſächlich für die Epiciers geſchrieben wurde.

30. Nov. 1819 ſchrieb Courier in den „Censeur“ über das Wortſpiel: „le peuple croit“ und croît (wächſt). Beides iſt richtig. „Le peuple croit, cela est évident. Il croit qu'on songe à tenir ce qu'on lui a promis; que tout à l'heure on va exécuter la Charte.. Il croit que ses mandataires vont faire ses affaires. Il croit bien d'autres choses, car il est fort crédule.“

Aber es wächſt auch. „Il croît a vue d'oeil, comme le fils de Gargantua, et paye.“ Dafür hat der Ausgang Napoleon's geſorgt, „de-

puis que ce grand homme est là où son rare génie l'a conduit. S'il eût continué de l'exercer, trois millions de jeunes gens seraient morts pour sa gloire, qui ont femmes et enfants maintenant; un million serait sous les armes, sans femmes, corrompant celles des autres." Außerdem ſind die Klöſter aufgehoben und jeder Bauer hat einen kleinen Beſitz.

Dieſes beides ſoll nun freilich wieder aufhören. Man will die Klöſter wiederherſtellen, ein wunderlicher Widerſpruch gegen unſre Sitten, „une société de gens faisant voeu publiquement de fainéantise et de mendicité, si l'on ne veut dire encore d'impudicité." Ferner ſoll der kleine Beſitz wieder alterirt werden. „On va récomposer les grandes propriétés pour les gens qui ne veulent rien faire. La terre alors se reposera. Chaque gentilhomme ou chanoine aura, pour sa part, mille arpents, à charge de dormir, et s'il ronfle, le double."

Das Volk wächſt und zahlt. Decazes preßt ihm jährlich 900 Millionen aus. „Le meilleur usage qu'il en pût faire, ce serait de les jouer au biribi, ou d'en entretenir les nymphes d'Opéra, à l'insu de madame la comtesse." Wie ſagte der alte würdige Geiſtliche? „Vos queritis a me, fratres carissimi, quomodo itur ad paradisum? Hoc dicunt vobis campanae monasterii: dando! dando! dando!"

Man will, fährt er 20. Dec. fort, die alten Kirchenformen wiederherſtellen. Aber ſeit Leo X. iſt die katholiſche Kirche in beſtändigem Sinken, und noch nie iſt es einem Fürſten gelungen, ein Volk zu bekehren. Lamennais hat eine große Wahrheit ausgeſprochen: „Le mal de notre siècle, en fait de religion, ce n'est pas l'hérésie, l'erreur, les fausses doctrines; c'est bien pis, c'est l'indifférence." „C'est toi qui l'as nommé, docte abbé! La froide indifférence a gagné toutes les classes, tous les individus, sans même en excepter l'abbé de Lamennais et d'autres orateurs de la cause sacrée." „Sie geben ſich nicht einmal mehr die Mühe, Frömmigkeit zu heucheln; es handelt ſich offen um den Beſitz."

„Hommes noirs!" ruft Beranger Dec. 1819 den heimkehrenden Jeſuiten entgegen, „d'où sortez-vous?" — „Nous sortons de dessous terre. Moitié renards, moitié loups, notre règle est un mystère. „Nous rentrons; songez à vous taire! et que vos enfans suivent nos leçons! C'est nous qui fessons et qui refessons les jolis petits, les jolis garçons." Decazes hat ſie zurückgerufen, er hofft die frommen

Spürhunde für ſich zu gewinnen, zum Dank werden ſie ihn ſtürzen. „Français, tremblez tous: nous vous bénissons!“ — Und weiter: „Bénis soient la Viérge et les saints: on rétablit les capucins!“ Das ſind die Koſaken der Jeſuiten. — „Satan dit un jour à ses pairs: on en veut à nos hordes; c'est en éclairant l'univers qu'on éteint les discordes. Par brevet d'invention j'ordonne une mission. En vendant des prières, vite soufflons, soufflons, morbleu! Eteignons les lumiéres, et rallumons le feu.“ Die Könige rufen uns zu ihrem Schutz, wir wollen Ravaillac zu einem Heiligen machen!

Decazes hatte im Grund keine Partei, auf die er ſich ſtützen konnte; er war dem Pavillon Marſan nicht blos als Liberaler, ſondern auch als Parvenu zuwider; die äußerſte Rechte (Labourdonnaye) überhäufte ihn mit Hohn; die gemäßigte Rechte (Villèle) klagte ihn unzeitiger Nachſicht gegen das Treiben der Demagogie an, deren Exiſtenz man nicht leugnen konnte. Nicht minder machten ihm die Demokraten das Leben ſauer.

Ein wahrer Wuthausbruch war Courier's Artikel vom 12. Februar 1820. Decazes ſei kein Franzoſe, er wiſſe nichts vom Volk. Sein Wahlſpruch ſei: „la cour est mon pays, je n'en connais point d'autre!“ Er ſinne nur darauf, dem König mit Gracie die Strümpfe auszuziehn. „Absorbé tout entier dans la contemplation de l'étiquette, des présentations, du tabouret, il ne nous méprise pas, à proprement parler, il nous ignore.“ Im Volk giebt es verſtändige Leute, die arbeiten, aber von dieſen weiß ein Hofmann nichts. „La cour c'est un lieu fangeux, où la vertu respire un air contagieux.“ Für jede Corruption ſind glänzende Preiſe ausgeſetzt. „Il y en a pour le mensonge et toutes ses subdivisions, comme flatterie, fourberie, calomnie, imposture, hypocrisie. Il y en a pour la bassesse beaucoup et de fort considérables; d'autres pour l'adultère et la prostitution, les plus enviés de tous, dont un seul fait souvent la grandeur d'une famille. Mais pour ceux-là, ce sont les femmes qui concourent: on couronne les maris; du reste, point de faveur, de préférence injuste; la palme est au plus vil, l'honneur au plus rampant, sans distinction de naissance: ainsi le veut la charte, et le roi l'a jurée; c'est un droit garanti par la constitution, acheté de tout le sang de la révolution.“ Der Adel des ancien regime und der Adel Napoleon's unterſcheiden ſich nur darin, daß der letztere nicht orthographiſch ſchreiben kann.

„Bien des gens croient la cour un pays de fainéants, où, dès

qu'on a mis le pied, la fortune vous cherche, les biens viennent en dormant: erreur. Les courtisans, il est vrai, ne font rien; nulle oeuvre, nulle besogne qui paraisse. Toutefois, les forçats ont moins de peine, les galères sont un lieu de repos."

Drei Tage nach dieſem Artikel, 15. Februar 1820, wurde der Herzog von Berry, der jüngere Sohn des Grafen von Artois, auf offener Straße von einem Fanatiker Louvel umgebracht. Aufgewachſen mit der Republik, begeiſtert von den Napoleoniſchen Siegen, meinte er durch Ermordung eines Bourbon dem Vaterland zu nützen. Ein allgemeines Entſetzen verbreitete ſich, mit Recht, nicht ſowohl über die That ſelbſt als über die Geſinnung, aus der ſie hervorgegangen war. — Ballanche wurde durch ſie veranlaßt, im „l'homme sans nom" dieſen böſen Geiſt des Fanatismus zu charakteriſiren, der wie das Fatum der Alten auch den Widerwilligen zum Mord drängt.

Die Partei des Grafen von Artois beutete die That gegen den verhaßten Miniſter aus, den ſie wetteifernd mit Courier mit Schmähungen überhäufte; ſie klagte ihn offen der Mitſchuld an. Das konnte er nun leicht als Verleumdung zurückweiſen, aber ſeine Stunden waren dennoch gezählt.

Man trieb eine geiſtreiche Dame auf, die Gräfin du Cayla, die wie eine neue Eſther dem alten König zugeführt wurde, und als Freundin ihn bald ganz beherrſchte. Dieſe bereitete insgeheim die Anklage ſehr geſchickt vor, dann folgte ein Fußfall der Herzogin von Angoulême, der Tochter Ludwig's XVI., welche die Schreckenszeit durchgemacht, und wenn auch mit ſchwerem Herzen, mußte ſich Ludwig 18. endlich doch entſchließen, den Günſtling zu opfern. Decazes erhielt 20. Februar ſeine Entlaſſung, der Herzog von Richelieu wurde wieder an die Spitze des Cabinets geſtellt, das diesmal aber eine viel ſtrenger royaliſtiſche Färbung hatte.

Chateaubriand begrüßte dieſen Wechſel mit einem Triumphſchrei der Wuth (3. März 1820); er brach in Thränen der Rührung aus und ſchmückte ſich mit dem ganzen Coſtüm der altfranzöſiſchen Monarchie. „Ceux qui luttaient encore contre la haine publique n'ont pu résister à la publique douleur. Nos larmes, nos gémissements, nos sanglots ont étonné un imprudent ministre: les pieds lui ont glissé dans le sang; il est tombé." Dieſe abſcheuliche Wendung war urſprünglich nicht beabſichtigt; der Klang der Phraſe beſtimmte ihn zur blutigen Inſulte. Noch widerwärtiger wird die Empfindſamkeit, welcher die ſpäteren

Memoiren ein ſo ſchneidendes Dementi geben, in der Flugſchrift „Sur la vie et la mort de M. le duc de Berry“; aber auch hier verſtand er ſehr geſchickt die vereinzelte Unthat zur Empfehlung des Feudalſyſtems auszubeuten. „Il s'élève derrière nous une génération impatiente de tous les jougs, ennemie de tous les rois; elle rêve la République, et est incapable, par ses moeurs, des vertus républicaines. Elle s'avance; elle nous presse; elle nous pousse: bientôt elle va prendre notre place. Buonaparte l'aurait pu dompter en l'écrasant .... mais nous, nous n'avons que deux choses à opposer aux folies de cette jeunesse: la Légitimité escortée de tous ses souvenirs, environnée de la majesté des siècles; la Monarchie représentative *assise sur les bases de la grande propriété, défendue par une rigoureuse aristocratie,* fortifiée de toutes les puissances morales et religieuses.“

Chateaubriand wurde als Geſandter nach Berlin geſchickt. Das Repreſſivſyſtem ſtand in voller Blüthe: 15. März wurde die Suſpenſion der perſönlichen Freiheit, 1. April die Cenſur für die periodiſche Preſſe von den Kammern angenommen. Beranger hatte nun die ſchönſte Gelegenheit, ſeine Satire ſpielen zu laſſen. „La faridondaine ou la conspiration des chansons“ April 1820 verſpottete die polizeiliche Beaufſichtigung der „Cafés chantants„; „Halte là!“ die Chicanen der öffentlichen Ankläger.

Si je dis que la musique
Vous offre aussi des succès,
Qu'à plus d'un chant héroïque
S'émeut votre coeur français:
„On ne m'en fait point accroire“,
S'écrie Hua (ein Rechtsanwalt) radieux;
„Chanter la France et sa gloire,
C'est par trop seditieux.
Halte là! Vite en prison pour cela.“

Durchweg wurde von liberaler Seite die Cenſur den Einflüſſen des Auslands zugeſchrieben, das vor der kriegeriſchen Begeiſterung der Franzoſen Furcht habe. Es galt, die Leidenſchaften gegen die Regierung anzufeuern. — Courier tadelt (10. April 1820) die parlamentariſche Oppoſition, zu ſehr mit Gründen zu kämpfen; dieſe Gründe haben nichts Ueberzeugendes. B. Conſtant zeigt den Miniſtern, daß es bei einer freien Preſſe keine Verſchwörung geben, daß die Verkehrtheiten vermieden würden.

Die Miniſter lachen darüber: wir brauchen grade die Verſchwörungen! „Les bévues des ministres coûtent cher, il est vrai, mais non pas aux ministres . . . Le point pour un ministre c'est de rester ministre; et pour cela, it faut savoir, non ce qui s'est fait à Lyon, mais ce qui s'est dit au lever, dont ne parlent pas les journaux . . . Les journaux apprennent aux ministres ce que le public dit, chose fort indifférente; ils apprennent au public ce que les ministres font, chose fort intéressante. Il n'y a nulle parité, le profit est tout d'une part.“

Freilich wird viel Kunſt und Wiſſenſchaft dabei entwickelt. „Courage! les ministres se moquent de nous, mais nous raisonnons bien mieux qu'eux. Ils nous mettent en prison, et nous y consentons; mais nous les mettons dans leur tort, et ils y consentent aussi.“ Es ſollte doch eine Redeform gefunden werden, die Gegner zum Hören zu zwingen.

Courier ſchlägt eine Apoſtrophe an die Miniſter des Auslands vor: ſie ſollten den franzöſiſchen Miniſtern, ihren Freunden, nicht zu ſehr trauen. „Non que je les soupçonne de vouloir vous trahir. Ce sont d'honnêtes gens, fidèles, sur lesquels vous pouvez compter, dont les services vous sont acquis.“ Aber im Dienſteifer werden ſie blind. — So ſprechen ſie zu euch: „Venez, il y fait bon: cette nation est lâche. Ce ne sont plus des Français, la terreur de l'Europe, l'admiration du monde. Ils furent grands, fiers, généreux; mais domptés aujourd'hui, abattus, mutilés, bistourrés par Napoléon, ils se laissent ferrer et monter à tous venants: il n'est bât qu'ils refusent, coups dont ils se ressentent, ni joug trop humiliant pour eux. Quand d'abord nous revînmes derrière vous dans ce pays, nous les appréhendions; ce nom, cette gloire nous en imposaient, et longtemps nous n'osâmes les regarder en face. Mais à présent nous les bravons, chaque jour nous les insultons, et non seulement ils le souffrent, mais, le croiriez-vous? ils nous craignent: nous, que vous avez vus dans l'opprobre, la fange, rebutés partout, signalés parmi les espions, les escrocs, à toutes les polices de l'Europe, nous sommes ici l'épouvantail de ceux qui vous firent trembler; et c'est de nous qu'on les menace, lorsqu' on veut qu'ils obéissent. Venez donc, accourez; butin sûr, proie facile et tributs vous attendent; ou ne bougez; fiez-vous à nous. Avec sept hommes, nous nous chargeons

de tondre et d'écorcher les Français pour votre compte moyennant part dans la dépouille, et récompense, comme de raison."

Einiges in dieſen Erklärungen der franzöſiſchen Miniſter, ſetzt Courier hinzu, iſt freilich wahr. „Quinze ans de galère, tranchons le mot, ont abaissé notre humeur fière, et sont cause que nous endurons vos correspondants; ce qui à bon droit les étonne. Cependant, par bonheur, échappés du bagne de Napoléon, nous avons des hommes encore, et ne sommes pas sans quelque vigueur." Als Beleg werden die liberalen Neuwahlen angeführt. „Cette nation n'est point avilie: par vous provoquée au combat (!), usant de la victoire, elle vous fit esclaves et le fut avec vous, parcequ'autrement ne se peut. Insensé qui croit asservir et se dispenser d'obéir; mais, rompue la chaîne commune, il vous en reste plus qu'à nous."

Freilich haben die Alliirten ihre Verbündeten in Frankreich. „Les missionaires prêcheront pour vous, les religieuses du Sacré-Coeur prieront Dieu, non de vous convertir, mais de vous amener à Paris, et lèveront au ciel leurs innocentes mains en faveur des Pandours, supplieront en mauvais latin le Seigneur infiniment miséricordieux d'exterminer la race impie, de livrer à la fureur du glaive les ennemis de son saint nom, c'est-à-dire ceux qui refusent la dîme; et d'écraser contre la pierre les têtes de leurs enfants. Mais malheureusement tout n'est pas moines chez nous."

Dann iſt noch der Adel, der alte und der neue, der den Fremden nicht viel zu ſchaffen machen wird; an große Worte gewöhnt, hat er zu handeln verlernt. „Mais il y a chez nous une classe moins élévée . . . qui fait tout ce qui se fait; bâtit, cultive, fabrique autant qu'il est permis; lit, médite, calcule, invente. perfectionne les arts; sait tout ce qu'on sait à présent, et sait aussi se battre. Il n'est vilain qui n'en ait fait son apprentissage . . . Georges le laboureur, André le vigneron, Jacques le bonhomme, et le marchand, l'artisan, le juge, l'avocat, et notre digne vicaire, tous ont porté les armes, tous vous ont fait la guerre. Ah! s'ils n'eussent jamais eu le grand homme à leur tête . . . sans la troupe dorée, les comtes, les ducs, les princes, les officiers de marque . . . si la roture en France n'eût jamais dérogé, ni la valeur dégénéré en gentilhommerie, jamais nos femmes n'eussent entendu battre vos tambours" Von dieſen

Leuten würde jeder Fremde, der es wagte, bewaffnet den Boden Frankreichs zu betreten, erwürgt werden.

In demſelben Sinn ſind die Abhandlungen, welche gleichzeitig Auguſtin Thierry in den „Censeur“ ſchrieb. So 2. April 1820 „sur l'antipathie de race qui divise la nation française“.

„Nous croyons être une nation, et nous sommes deux nations sur la même terre, deux nations ennemies dans leurs souvenirs, inconciliables dans leurs projets: l'une a autrefois conquis l'autre; et ses desseins, ses voeux éternels sont le rajeunissement de cette vielle conquête énervée par le temps, par le courage des vaincus et par la raison humaine. La raison, qui fait rougir le maître de l'abaissement où il tient son esclave, a détaché graduellement de son peuple tout ce qu'il avait d'âmes généreuses et d'esprits droits; ces transfuges vers la meilleure cause en ont été les plus nobles soutiens; et nous, fils des vaincus, ce sont de pareils chefs que nous voyons encore à notre tête (er meint hauptſächlich Lafayette). Mais le reste, aussi étranger à nos affections et à nos moeurs que s'il était venu d'hier parmi nous, aussi sourd à nos paroles de liberté et de paix que si notre langage lui était inconnu, comme le langage de nos aïeux l'était aux siens, le reste suit sa route sans s'occuper de la nôtre. Quand nous nous efforçons de perdre la mémoire et d'embrasser dans une vaste union tout se qui vit sur le sol de la France, ils se lèvent pour nous démentir.“

So gebärdete ſich früher Boulainvilliers als Erbe der alten Eroberer und ihrer Rechte, ſo ſpricht heute Montloſier zu uns: „Race d'affranchis, race d'esclaves arrachés de nos mains, peuple tributaire! licence vous fut octroyée d'être libres, et non pas à nous d'être nobles; pour nous tout est de droit, pour vous tout est de grâce.“

Es iſt Zeit, unſre wohlgemeinten Fictionen aufzugeben, als ob der Adel als Belohnung beſonderer Verdienſte ertheilt ſei, und zuzugeſtehn, daß die Gegner mit ihren thatſächlichen Behauptungen Recht haben: ſie ſind wirklich die Nachkommen der alten wüſten Sicumbrer. „Et nous, revendiquons la descendance contraire. Nous sommes les fils des hommes du Tiers-Etat; le Tiers-Etat sortit des communes, les communes furent l'asile des serfs; les serfs étaient les vaincus de la conquête. Ainsi de formule en formule, à travers l'intervalle de quinze siècles, nous sommes conduits au terme extrême d'une con-

quête qu'il s'agit d'effacer. Dieu veuille que cette conquête s'abjure elle-même jusque dans ses dernières traces, et que l'heure du combat n'ait pas besoin de sonner. Mais, sans cette abjuration formelle, n'espérons ni liberté ni repos: les fruits que porte cette terre ne croîtront jamais sur un sol où resteraient empreints des vestiges d'invahissements."

In dieſem Sinn verkleidet er (12. Mai) die Geſchichte Frankreichs in eine Art Legende: „Histoire véritable de Jacques Bonhomme, d'après les documents authentiques." Er ſchildert die Leiden des armen gedrückten Volks von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis es endlich ſich erhob und ſeine Feinde vertrieb. „Il fut cruel dans sa victoire, parce qu'une longue misère l'avait aigri. Il ne sut pas se conduire étant libre, parce qu'il avait encore les moeurs de la servitude." So ging das Murren wieder los, bis einer ſeiner Generale zu ihm ſagte: „Je vois ce qu'il vous faut, et je prends sur moi, de vous le donner. Je mélangerai les traditions des deux conquêtes que vous regrettez à si juste titre; je vous rendrai les guerriers franks dans la personne de mes soldats; ils seront, comme eux, barons et nobles. Quant à moi, je vous reproduirai le grand César, votre premier maître; vous aurez place dans mes legions."

„Jacques ouvrit la bouche pour répondre, quand tout-à-coup les trompettes sonnèrent, les tambours battirent, les aigles furent déployées. Jacques s'était battu autrefois sous les aigles: sa première jeunesse s'était passée à les suivre machinalement; dès qu'il les revit, il ne pensa plus, il marcha . . . ."

— „Sortie du bourbier de l'Empire" hat das junge Frankreich allerdings den alten Legiſten dankbar zu ſein, die mit ihren wohlmeinenden Fictionen den Haß der hiſtoriſchen Parteien zu beſchwichtigen ſuchten; aber es bedarf dieſer Fictionen nicht, wenn es ſich auf den Boden der gegenwärtigen Bedürfniſſe ſtellt.

In einem ſehr merkwürdigen Artikel (über Mirabeau, Febr. 1820) klagt Thierry die franzöſiſche Centraliſation an. Die Conſtituante war über die urſprünglichen Wünſche Frankreichs hinausgegangen: „Ils démembrèrent les territoires; ils frappèrent les existences locales, pour atteindre plus sûrement les pouvoirs injustes qu'elles soutenaient à côte des libertés légitimes. La France ne murmura point: c'était le temps de l'enthousiasme; et d'ailleurs, des franchises, des droits,

la représentation, furent donnés uniformément aux circonscriptions nouvelles. Cette nouvelle indépendance, rendue commune à tout le sol, réjouit le coeur des patriotes; ils ne s'aperçurent pas qu'elle était trop dispersée, et qu'aucun de ces différents foyers ne trouverait en lui-même la puissance de la défendre. Bientôt, au moment où l'illusion allait finir avec la première effervescence, un nouveau besoin, le besoin de résister à la force extérieure, vint s'emparer des esprits; à la vue du péril pressant, on oublia la liberté pour l'intérêt de la défense; et la furie française, toujours trop prompte, traita en ennemis de la patrie les esprits plus calmes qui s'obstinaient à ne pas croire qu'il n'y eût qu'un besoin et qu'un danger (die Girondiſten). Les partisans de la fédération libre, véritable état social dont l'ancienne France avait le germe, et qui devait s'accomplir dans la nouvelle France, furent traînés à l'échafaud; l'opinion laissa punir d'un supplice atroce des désirs qui avaient été les siens. Plus tard, elle revint à sa première allure; elle fut à son tour fédéraliste; mais le pouvoir central, fortifié de son long assentiment, se rit de ce retour et refusa ses demandes; aujourd'hui, il refuse encore."

Thierry glaubt es alſo nicht ſcharf genug ins Gedächtniß rufen zu können, daß die unbedingte Centraliſation „regime de conquête et non de société", niemals zu den eigentlichen Zwecken der Revolution gehört hat; daß eine parlamentariſche Vertretung Frankreichs in Paris für ſich nichts iſt, daß ſie nur eine Krönung des Gebäudes ſein kann: „pour être représentée, la France doit l'être à tous les degrés, dans tous ses intérêts, sous tous ses aspects"; Communen, Städte, Kreiſe, Gemeinden — das alles muß die organiſirte Baſis bilden, auf welche die Nationalvertretung ſich ſtützt.

Die Regierung faßte ihre Aufgabe einfacher; 12. April 1820 legte ſie ein Wahlgeſetz vor, welches wieder zu den feudalen Principien zurückkehrte, die Zahl der Wähler von 80,000 auf 18,000 herabſetzte, und dem großen Grundbeſitz eine beſondere Vertretung gab. Die Bourgeoiſie fühlte, daß es ihr an's Leben ging, die Debatten wurden ſtürmiſch und dauerten mehrere Wochen. Am leidenſchaftlichſten ging es 6. Mai her: Lafayette, Mauuel, Foy, überboten ſich an Drohungen; der Banquier Laffitte und B. Conſtant nahmen ſelbſt die Aufſtändiſchen in Schutz. „Die Monarchie", ſagte Labourdonnaye, der Führer der äußerſten Rechten,

„ne peut plus être sauvée que par les plus interessés, les plus intéressés sont les plus riches. Que la royanté choisisse, c'est pour elle une question de vie ou de mort! La révolution s'avance, et l'oriflamme va disparaître devant le drapeau tricolore!“ Das Wahlgesetz wurde 12. Juni angenommen, und damit eine neue Richtung eingeschlagen, die sich auch äußerlich dadurch bekundete, daß 17. Juli die Doctrinairs, Guizot, Royer-Collard u. s. w. in den unhöflichsten Formen aus dem Cabinet getrieben wurden. Die Idee der Vermittelung war aufgegeben.

Grund genug zur Besorgniß hatte das Königthum. Der unruhige Freiheitstrieb der Zeit hatte hauptsächlich die romanischen Nationen ergriffen; die Spanier und Italiener. In Italien umfaßte die geheime Gesellschaft der Carbonari alle Stände, hauptsächlich aber die Soldaten, die noch unter Napoleon und Murat gedient; in der Verschwörung war das Volk stets virtuos. 2. Juli siegte der Aufstand in Neapel, 7. Juli gab er sich eine demokratische Verfassung. Der Zusammenhang dieser Insurgenten mit den französischen Liberalen war augenscheinlich. — Man erkennt ihn auch in den wissenschaftlichen Versuchen der Liberalen; so in den „zehn Briefen über die französische Geschichte“, welche Thierry an den „Courier Français“, das Organ Guizot's, richtete.

Aus den Kämpfen der verschiedenen Stände war das Königthum als die siegreiche, ja als die einzige Macht hervorgegangen; das Jahrhundert Ludwig's XIV. erschien als der Glanzpunkt der Nation, und nach diesem Bild wurden auch die Vorstellungen der Vergangenheit gefärbt. Wie die dramatischen Dichter des 17. Jahrhunderts ihre Römer und Türken so darstellten, als hätten sie zu Versailles gelebt und das Hofkleid des großen Königs getragen, so malten die Geschichtschreiber das französische Mittelalter aus. Mit Pharamund beginnt die ununterbrochene Reihe der legitimen Monarchen, die auf das göttliche Recht gesteift mit mehr oder minder Eifer für das Wohl ihrer Unterthanen sorgten, die Großen in ihrem Palast empfingen und auch auf die unteren Schichten des Volks einen segnenden Strahl ihrer Majestät fallen ließen. Wenn in der Tragödie eine Liebesepisode unvermeidlich war, so mußten auch Chlodwig, Karl der Große, Hugo Capet u. s. w. geliebt haben; sie hatten sich bei dieser Gelegenheit so galant benommen, wie ein Prinz der Frau von Scudéry, so majestätisch wie ein römischer Kaiser Corneille's. Es hatten im Lauf der Zeit

in der unruhigen Menge einige Unordnungen stattgefunden, aber das waren unbedeutende Episoden in jener ehrwürdigen legitimen Monarchie von 14 Jahrhunderten. Die Schlachtgemälde, in denen sich die Diener des Königs Ruhm erwarben, und die Bilder des Hoflebens waren die vornehmsten Theile dieser Geschichtschreibung. Sie mißfiel Napoleon keineswegs, der sich zuweilen mit dem Gedanken schmeichelte, die Monarchie Karl des Großen fortzusetzen, noch mehr aber mußte sie der Restauration gefallen, deren leitender Grundsatz, daß die Krone nicht stirbt, durch sie eine neue Weihe erhielt.

Dieser monarchischen Auffassung der Geschichte hatte Graf Boulainvilliers eine aristokratische entgegengestellt, aristokratisch im Sinn der Fronde. Nach ihm waren die fränkischen Eroberer durchweg geborene Edelleute, in ihnen war die eigentliche Nation, sie waren die Pairs ihrer Könige, und Karl der Große hatte ihre ständische Verfassung sanctionirt. Die spätern Könige hatten ihren Adel systematisch bekämpft und dadurch die Grundfeste ihres Throns untergraben. Die Auffassung war hauptsächlich gegen die Emporkömmlinge aus dem Bürgerstand, gegen die Noblesse de robe gerichtet, die sich als Abkömmlinge von Knechten und Sclaven dem fränkischen Adel gegenüber eine unterwürfige Stellung gefallen lassen mußten. —

Einige Zeit vor der Revolution versuchte die Aufklärung, die im Ganzen gegen die Geschichte sehr gleichgiltig gesinnt war, ihre politische Ansicht auch historisch zu rechtfertigen. Es war der Abbé Mably, der sich dieser Aufgabe unterzog. Nach seiner Theorie war die Verfassung der Franken ursprünglich eine Demokratie gewesen. Die Franken waren die Befreier Galliens von den Römern, erst allmälig war unter ihnen der Adel und die Geistlichkeit aufgekommen, Karl der Große hatte die demokratische Verfassung wiederhergestellt, wenn er auch leider die Theilung des Reichstags in drei Stände zuließ. Diese ganze Geschichtschreibung ist ein Prolog zu der Einberufung der Reichsstände 1789 mit doppelter Vertretung des dritten Standes.

In den Briefen widerlegt Thierry zunächst die Vorstellung von einer ununterbrochenen Folge der legitimen Monarchie; er zeigt, daß die Thronbesteigung der Carolinger und Capetinger nicht ein bloßer Thronwechsel, sondern eine innere Revolution des Volks, das Emporkommen einer neuen nationalen Bildung war.

Der erste Brief, 13. Juli, war gewissermaßen sein Manifest. „L'hi-

stoire de France, telle que nous l'ont faite les écrivains modernes, n'est point la vraie histoire du pays, l'histoire populaire: cette histoire est encore ensevilie dans la poussière des chroniques contemporaines, d'où nos élégants académiciens n'ont eu garde de la tirer. La meilleure partie de nos annales, la plus grave, la plus instructive, reste à écrire: il nous manque l'histoire des citoyens, l'histoire des sujets, l'histoire du peuple. Cette histoire nous présenterait cet intérêt de sympathie que nous cherchons vainement dans les aventures de ce petit nombre de personnages privilégiés qui occupent seuls la scène historique. Nos âmes s'attacheraient à la destinée des masses d'hommes qui ont vécu et senti comme nous, bien mieux qu'à la fortune des grands et des princes, la seule qu'on nous raconte et la seule où il n'y ait point de leçons à notre usage; le progrès des masses populaires vers la liberté et le bien-être nous semblerait plus imposant que la marche des faiseurs de conquêtes, et leurs misères plus touchantes que celles des rois dépossédés. Dans cette histoire vraiment nationale la France figurerait avec ses cités et ses populations diverses, qui se présenteraient à nous comme autant d'êtres collectifs, doués de volonté et d'action. Nous y apprendrions que nos villes ont à s'enorgueillir d'autre chose que du séjour de tel grand seigneur ou du passage de tel souverain."

Freilich ſchreiben unſre Geſchichtſchreiber die Befreiung der Städte gewöhnlich einem Gnadenact der Könige zu. „C'est une chose bien singulière que l'obstination des historiens à n'attribuer jamais aucune spontanéité, aucune conception, aux masses d'hommes. Si tout un peuple émigre et se fait un nouveau domicile, c'est, au dire des annalistes et des poëtes, quelque héros qui, pour illustrer son nom, s'avise de fonder un empire; si de nouvelles coutumes s'établissent, c'est quelque législatur qui les imagine et les impose; si une cité s'organise, c'est quelque prince qui lui donne l'être: et toujours le peuple et les citoyens sont de l'étoffe pour la pensée d'un seul homme. Voulez-vous savoir au juste qui a créé une institution, qui a conçu une entreprise sociale? Cherchez qu'ils sont ceux qui en ont eu véritablement besoin; à ceux-là doit appartenir la pensée première, la volonté d'agir et tout au moins la plus grande part dans l'exécution."

Die Verfälſchung der franzöſiſchen Geſchichte datirt nicht erſt von

Gestern. „Les vieilles chroniques, rédigées dans les couvents, eurent naturellement des préférences pour les hommes qui faisaient le plus de dons aux églises et aux monastères; et l'histoire, ainsi écrite hors de la scène du monde, perdit son caractère public. Malgré la supériorité de nos lumières, nous avons copié le modèle transmis par les religieux du moyen âge, et nous avons même enchéri sur eux: de tout ce qui se passait dans la Gaule, ils ne voyaient que la succession des rois franks: nous, pour plus de simplicité, nous avons réduit cette succession à une seule famille, à deux ou trois au plus." So sind aus den wilden Barbarenkönigen, den Merowingern und Carolingern, die Frankreich auf das greulichste verwüstet haben, die legitimen Könige Frankreichs geworden.

Um nun diese falsche Voraussetzungen los zu werden, empfiehlt Thierry die Wiederherstellung der alten Eigennamen: man soll sagen „les Franks", und nicht „les Français", denn beides sind verschiedene Dinge; „Karl" und nicht „Charlemagne", da das Letztere eine falsche Vorstellung erweckt. Chateaubriand schloß sich dieser Neuerung an.

Dann zeigt Thierry den modernen Vorkämpfern der Adels-Interessen, daß sie von den Sitten ihrer eignen Ahnen abgefallen sind. „Une haine acharnée . . est celle des nobles d'aujourd'hui contre la philosophie du XVIII. siècle. A voir la véhémence de cette aversion, on la croirait antique; on la prendrait pour une de ces inimitiés héréditaires qui se transmettaient en grandissant d'une génération à l'autre. Il n'en est rien cependant: les pères de presque tous nos nobles furent les disciples serviles et les prôneurs effrénés des philosophes. Plût au ciel que les penseurs du XVIII. siècle n'eussent point été l'objet de leurs indiscrètes affections; plût au ciel que des fauteuils dorés n'eussent point été les premiers bancs de cette école: elle eût été bien autrement grande, si elle eût été populaire; les semences de raison que ses fondateurs répandaient, au lieu de languir à demi étouffées dans la poussière des salons, auraient fructifié largement au sein de la terre forte du bon sens plébéien et de la conviction nationale."

Als die Nation in der Erhebung von 1789 von der Philosophie die Richtung verlangte: „la philosophie, qui, des écrits où elle était née, avait passé dans les cercles frivoles, et qui s'était arrêtée là, entre les mains de commentateurs en jupe de cour et en veste bro-

dée, ne put donner une réponse assez profonde ni assez complète. La nation, une fois ébranlée dans sa masse, ne put se rasseoir; force fut à la révolution de se faire; et elle se fut comme elle put. Appuyée sur la base flottante de quelques axiomes vagues et de quelques théories mal achevées, elle trébucha au premier choc; du moment qu'on la sentit chanceler, les têtes se perdirent, et l'on devint cruel par effroi. La France fut ensanglantée, non point, comme on le prétend mal à propos, parce que les philosophes du 18. siècle s'étaient fait entendre au peuple, mais parce que leur philosophie ne s'était pas rendue populaire; les philosophes et le peuple n'avaient pu s'expliquer ensemble; une classe d'hommes, raisonneurs par désoeuvrement et patriotes par vanité, était venue se placer entre eux. Ces hommes, nés dans une sphère inaccessible au mal comme au bien public, s'investirent de l'emploi de disserter sur ce qu'ils ne pouvaient comprendre; ils établirent dans leurs salons une sorte de monopole des idées morales et politiques, sans véritable besoin de la science, poussés par le désir d'échapper à l'ennui, la seule des calamités sociales qui pût arriver jusqu' à eux."

„Quand vinrent les embarras et les périls, toute cette troupe stérilement empressée prit la fuite, comme les grelons qui s'envolent quand le travail de la ruche commence. Après avoir gâté le siècle, après avoir fait descendre les écrivains au rôle d'orateurs de boudoir, après avoir détruit le goût de la retraite, qui fait la dignité des penseurs et donne aux pensées la gravité et l'énergie; après avoir enlevé du milieu du peuple les hommes qui lui devaient leurs veilles, ils abandonnèrent ce peuple à la demi-science légère et présomptueuse que leurs vaines conversations lui avaient faite. Ils firent plus, ils se levèrent contre le peuple et contre leur propre science; ils furent traîtres à leurs principes, et diffamèrent impudemment ce qu'ils avaient proclamé juste et vrai."

Das ſagt Thierry bei Gelegenheit der Memoiren Garat's über Suard. — „Tout ce siècle est pour nous comme un autre monde. Nous parcourons les cercles où l'auteur nous fait entrer: nous y trouvons des portraits originaux et piquants, mais pas une seule figure de connaissance, pas un seul trait que nous ayons enterevu: ces hommes sont presque nos contemporains; et il y a des siècles entre eux et nous. La race spirituelle de leur temps est aujourd'hui

la race stupide; la conversation n'est plus en France; la méditation en a pris la place; l'esprit de raison est dans le public, les salons dorés n'y prétendent plus; on n'y bégaie plus gracieusement la philosophie; elle y est maudite; et cela vaut mieux, car cela prouve qu'elle est grave et puissante."

In dieſer Richtung begegnete Thierry ein Verbündeter in einem Mann, den man wahrlich demokratiſcher Neigungen nicht zeihen wird. — Guizot hatte mit ſeiner Familie eine Zuflucht in dem Landhaus der Frau von Condorcet gefunden, die ſich auch Fauriel als treuſte Freundin erwies. Dort veröffentlichte er Sept. 1820 ſeine erſte Oppoſitionsſchrift: „du gouvernement de la France depuis la Restauration."

„Depuis plus de treize siècles la France contenait deux peuples, un peuple vainqueur et un peuple vaincu. Depuis plus de treize siècles, le peuple vaincu luttait pour secouer le joug du peuple vainqueur. Notre histoire est l'histoire de cette lutte. De nos jours, une bataille décisive a été livrée. Elle s'appelle la Revolution... Le résultat de la Revolution n'était pas douteux. L'ancien peuple vaincu était devenu le peuple vainqueur. A son tour, il avait conquis la France. En 1814, il la possédait sans début. La Charte reconnut sa possession, proclama que ce fait était de droit, et donna au droit le gouvernement représentatif pour garantie. Le Roi se fit, par ce seul acte, le chef des conquérants nouveaux. Il se plaça dans leurs rangs et à leur tête, s'engageant à défendre avec eux et pour eux les conquêtes de la Révolution, qui étaient les leurs. La Charte emportait, sans nul doute, un tel engagement, car la guerre allait évidemment recommencer Il était aisé de prévoir que le peuple vaincu ne se résignerait point à sa défaite. Ce n'est pas qu'elle le réduisît à subir la condition qu'il avait imposée jadis. Il retrouvait le droit s'il perdait le privilége, et en tombant de la domination il pouvait se reposer dans l'égalité. Mais il n'est pas donné à de grandes masses d'hommes d'abdiquer ainsi la faiblesse humaine, et leur raison demeure toujours bien loin en arrière de la nécessité. Tout ce qui conservait ou rendait aux anciens possesseurs du privilége une lueur d'espérance devait les porter à tenter de le ressaisir. La Restauration ne pouvait manquer de produire cet effet. Le privilége avait entraîné le trône dans sa chute; il devait croire qu'en se relevant le trône le relèverait. Comment n'en eût-il pas

en l'espoir? La France de la Révolution en avait la crainte. Mais quand même les événements de 1814 n'auraient pas amené la Restauration, quand même la Charte nous serait venue d'une autre source et par une autre dynastie, le seul établissement du système représentatif, le seul retour de la liberté auraient remis en lumière et rappelé au combat l'ancien peuple, le peuple du privilége. Ce peuple existe au milieu de nous; il vit, parle, circule, agit, influe d'un bout de la France à l'autre. Décimé et dispersé par la Convention, séduit et contenu par Napoléon, dès que la terreur ou le despotisme cesse, il reparaît, prend sa place et travaille à recouvrir celle qu'il a perdue .... Nous avons vaincu l'ancien régime; nous le vaincrons toujours; mais longtemps encore nous aurons à le combattre. Quiconque veut en France l'ordre constitutionnel, des élections, des Chambres, une tribune, la liberté de la presse, toutes les libertés publiques, doit renoncer à prétendre que, dans cette révélation continuelle et si animée de toute la société, la contre-révolution demeure muette et inactive."

Freilich milderte er denn wieder seine Behauptungen: die Gerechtigkeit habe die beiden Völker einander genähert, sie vermischt. „Mais il n'en est pas moins vrai que, durant treize siècles, par le résultat de la conquête et de la féodalité, la France a toujours renfermé deux situations, deux classes sociales, profondément diverses et inégales, qui ne se sont point amalgamées ni placées, l'une envers l'autre, dans un état d'union et de paix, qui n'ont cessé enfin de lutter, celle-ci pour conquérir le droit, celle-là pour retenir le privilége."

Dreißig Jahre später, als er seine Schrift wieder las, fand er den Inhalt zwar richtig, aber den Ausdruck zu schroff. „C'est la rivalité aveugle des hautes classes sociales qui a fait échouer parmi nous les essais du gouvernement libre. Au lieu de s'unir, soit pour se défendre du despotisme, soit pour fonder et pratiquer la liberté, la noblesse et la bourgeoisie sont restées séparées ardentes à s'exclure ou à se supplanter, et ne voulant accepter, l'une aucune égalité, l'autre aucune supériorité. Prétentions iniques en droit et vaines en fait. Les hauteurs un peu frivoles de la noblesse n'ont pas empêché la bourgeoisie française de s'élever et de prendre place au niveau supérieur de l'état. Les jalousies un peu puériles de la bourgeoisie n'ont pas empêché la noblesse de conserver les avantages

que donnent la notoriété des familles et la longue possession des situations. Dans toute société qui vit et grandit, il y a un mouvement intérieur d'ascension et de conquête. Dans toute société qui dure, une certaine hiérarchie des conditions et des rangs s'établit et se perpétue. La justice, le bon sens, l'intérêt personnel bien entendu veulent que, de part et d'autre, on accepte ces faits naturels de l'ordre social. Les classes diverses n'ont pas su avoir, en France, cette équité habile. Aussi ont-elles, les unes et les autres, porté pour elles-mêmes et fait porter à leur commune patrie la peine de leur inintelligent égoïsme. Pour le vulgaire plaisir de rester, les uns impertinents, les autres envieux, nobles et bourgeois ont été infiniment moins libres, moins grands, moins assurés dans leurs biens sociaux qu'ils n'auraient pu l'être avec un peu plus de justice, de prévoyance et de soumission aux lois divines des sociétés humaines. Ils n'ont pas su agir de concert pour être libres et puissants ensemble, ils se sont livrés et ils ont livré la France aux révolutions."

7. Sept. 1820 gebar die verwittwete Herzogin von Berry einen Knaben, der ſofort von der royaliſtiſchen Partei als „enfant du miracle" triumphirend begrüßt wurde. Sie wurde auch in den Provinzen immer dreiſter: ſo inſultirte ſie 15. Oct. B. Conſtant in Saumur, was Courier wieder zu einem ſehr artigen Brief Veranlaſſung gab, der übrigens trotz ſeines Haſſes gegen Napoleon ſehr eifrig die Wahl des Bonapartiſten Bignon betrieb. — Er legte einem zum Tode verurtheilten Raubmörder in den Mund: „Vous connaissez des gens qui ont tenté de faire tuer la moitié de la France par les puissances étrangères. Ils voulaient de l'argent, et moi aussi. Le cas est tout pareil. Vous n'avez contre moi que des preuves douteuses, vous avez leurs notes secrètes signées d'eux; vous me coupez le cou, et vous leur faites la révérence."

Mit nicht geringerer Bitterkeit verhöhnte Beranger das Königthum. Als der Negerkönig Chriſtoph umgebracht war, wendet er ſich im Namen des Haïtiſchen Adels an die heilige Allianz: „Dons Quichottes de l'arbitraire, allons, morbleu, de la valeur! Ce monarque était votre frère, les rois sont de même couleur." Und wenn er die Landleute vor dem Schloß Ludwig's XI. tanzen läßt, ſo galt es nicht blos dieſem alten Tyrannen, wenn es heißt:

Dans nos hameaux quelle image brillante
Nous nous faisions d'un souverain!
Quoi! pour le sceptre une main défaillante!
Pour la couronne un front chagrin!
. . . toujours il prend l'heure qui sonne
Pour un signal de son beffroi.

Der Dichter ſieht einer Schaar Dorfkinder zu, die auf dem F ſpielen und tanzen, obgleich von Fern das Gewitter kommt:

En vain ce pauvre monde
Craint de nouveaux malheurs;
En vain la foudre gronde:
Couronnez-vous de fleurs!

Auf dieſen Kindern ruht die Zukunft Frankreichs:

Vos pères ont eu bien des peines;
Comme eux ne soyez point trahis!
D'une main ils brisaient leurs chaînes,
De l'autre ils vengeaient leur pays.
De leur char de victoire
Tombés sans déshonneur
Ils vous lèguent la gloire:
Ce fut tout leur bonheur.

Au bruit de lugubres fanfares,
Hélas! vos yeux se sont ouverts.
C'était le clairon des Barbares
Qui vous annonçait nos revers.
Dans les fracas des armes,
Sous nos toits en débris,
Vous mêliez à nos larmes
Votre premier souris.

Den Kindern gehört die Zukunft; die Alten ſchwelgen in der innerung.

De mes vieux compagnons de gloire
Je viens de me voir entouré;
Nos souvenirs m'ont enivré,
Le vin m'a rendu la mémoire,
Fier de mes exploits et des leurs,
J'ai mon drapeau dans ma chaumière.
Quand secoûrai-je la poussière
Qui ternit ses nobles couleurs?

Il est caché sous l'humble paille...
Où je dors pauvre et mutilé,
Lui qui, sûr de vaincre, a volé
Vingt ans de bataille en bataille.

Seul il peut voiler nos malheurs;
Déployons-le sur la frontière....

Mais il est là, près de mes armes;
Un instant osons l'entrevoir.
Viens, mon drapeau! viens, mon espoir!
C'est à toi d'essuyer mes larmes.
D'un guèrrier qui verse des pleurs
Le ciel entendra la prière:
Oui, je secoûrai la poussière
Qui ternit tes nobles couleurs.

Zuweilen ſcheint ihm die Zukunft hoffnungslos, und er hält es für das Beſte, ſich auf den Genuß einzuſchränken (Dec. 1820).

Chantons le vin et la beauté:
Tout le reste est folie.
Voyez comme on oublie
Les hymnes de la liberté.
Un peuple brave retombe esclave:
Fils d'Epicure, ouvrez moi votre cave.
La France, qui souffre en repos,
Ne veut plus que mal à propos
J'ose en trompette ériger mes pipeaux.
Adieu donc, pauvre Gloire!
Déshéritons l'histoire.
Venez, Amours, et versez-nous à boire.....

Des tyrans par nous soudoyés
La faiblesse est connue:
Gulliver éternue,
Et tous les nains sont foudroyés.
Mais quelle image! Non, plus d'orage,
De nos plaisirs redoutons le naufrage.
Opprimés, gémissez plus bas.
Que nous fait, dans un gai repas,
Que l'univers souffre ou ne souffre pas?..

Du sommeil de la liberté
Les rêves sont pénibles:

Devenons insensibles
Pour conserver notre gaîté.
Quand tout succombe, faible colombe,
Ma muse aussi sur des roses retombe,
Lasse d'imiter l'aigle altier,
Elle reprend son doux métier:
Bacchus m'appelle, et je rentre au quartier.

IV.

Bis dahin hatte, mit Ausnahme von Beranger, die Dichtung in der franzöſiſchen Literatur nur eine untergeordnete Rolle geſpielt; das änderte ſich völlig mit dem Erſcheinen der „Méditations poétiques“, Anfang 1820, von denen in wenig Jahren 47,000 Exemplare abgeſetzt wurden. Der Dichter war Lamartine (29. J.).

Dieſer große Erfolg hing zum Theil mit ſeiner Perſönlichkeit zuſammen. Ein ſchöner junger Edelmann, in den erſten Cirkeln zu Hauſe; mit dem Gepräge des René: äußerſt ſkeptiſch in ſeinen Ueberzeugungen und mißtrauiſch gegen die Treue ſeines eignen Herzens, aber geneigt, ſich jeder neuen Illuſion, jedem neuen Gefühl, jeder neuen Liebe, jeder neuen Ueberzeugung mit jugendlicher Wärme hinzugeben: kurz, ein intereſſanter und unwiderſtehlicher junger Mann. So ungefähr ſtellte man ſich Lord Byron vor, der eben damals die Guiccioli entführte.

Um ſich die Perſönlichkeit des Dichters zu vergegenwärtigen, iſt man leider auf ſeine ſpätern Confeſſionen angewieſen. Dieſe Confeſſionen ſind neuerdings bei den berühmten Männern und Frauen Frankreichs epidemiſch geworden, und leider ſind ſie durchweg von einer krankhaften Eitelkeit gefärbt. Keiner von ihnen giebt die reine Wahrheit, Jeder bemüht ſich, ſein Leben zu idealiſiren und ſich ſelbſt mit einem Heiligenſchein zu umgeben, und grade deshalb ſtellt ſich der Dichter in ſeinen Denkwürdigkeiten viel ſchlechter dar, als in ſeiner frühern Poeſie und im wirklichen Leben.

Alphonſe de Lamartine, Sohn eines dürftigen Edelmanns, war 1790 auf dem väterlichen Schloß Milly in der Grafſchaft Burgund geboren. In den Erinnerungen ſeiner Kindheit iſt nichts ſo charakteriſtiſch, als die Schilderung ſeiner Mutter. „On retrouve en elle ce sourire intérieur de la vie, cette tendresse intarissable de l'âme et du regard et surtout ce rayon de lumière si serein de raison, si imbibé de

sensibilité, qui *ruisselait comme une caresse éternelle de son oeil* un peu profond et un peu voilé, comme si elle n'eût pas voulu laisser jaillir toute la charité et tout l'amour qu'elle avait dans ses beaux yeux . . . Ses traits sont si délicats, ses yeux noirs ont un regard si candide et si pénétrant; *sa peau transparente laisse tellement apercevoir sous son tissu un peu pâle le bleu des veines* et la mobile rougeur de ses moindres émotions; ses cheveux très-noirs, mais très-fins tombent avec tant d'ondoiements et des courbes si soyeuses le long de ses joues jusque sur ses épaules, qu'il est impossible de dire si elle a dix-huit ou trente ans." „Man begreift aus dieſem Portrait die Leidenſchaft, die eine ſolche Frau meinem Vater, und die kindliche Liebe, die ſie ihren Söhnen einflößen mußte."

Lamartine ſelbſt war ihr Ebenbild. „Ich war damals eins der ſchönſten Kinder, das jemals mit nackten Füßen den Steinboden unſrer Berge betreten hat, in einem Land, wo doch die Race ſo geſund und ſo ſchön iſt. Dunkelblaue Augen, wie die meiner Mutter, reine und faſt römiſche Formen, gemildert durch einen etwas nachdenklichen Ausdruck; das Geſicht von einem blendenden Strahl innerer Freudigkeit verklärt; ſehr feine und geſchmeidige kaſtanienbraune Haare mit Goldglanz, die in reichen Locken auf meinen gebräunten Hals herabwogten; hoher Wuchs; behende, gelenke und graziöſe Bewegungen; eine faſt zu große Zartheit des Hautgewebes, durch welche die Gewalt der Herzensbewegungen in Röthe und Bläſſe ſich Bahn brach. Glückliche Formen, ein glückliches Herz, ein glücklicher Charakter — ich hatte der Natur nichts vorzuwerfen." Dieſer phyſiſchen Vollkommenheit entſprach die moraliſche. „Meine Mutter verlangte nichts weiter von mir, als gut und wahr zu ſein. Das machte mir keine Mühe. Meine Seele, die nur Güte athmete, konnte nichts Anderes hervorbringen. Ich hatte nie zu kämpfen, weder mit mir, noch mit ſonſt wem."

Der erſte Unterricht wurde ihm ſpielend beigebracht; ſeine Lecture waren Empfindungsſchriften: außer einer „gereinigten" Bibel die Werke der Frau von Genlis, von Berquin, dem franzöſiſchen Geßner, Bruchſtücke aus Fénélon und Bernardin de St. Pierre, das befreite Jeruſalem, Racine und einige Tragödien von Voltaire. Dem kleinen Pythagoreer wurde ſogar Abſcheu vor Fleiſchſpeiſen eingeflößt, und er verſichert, ſich bis zum 12. Jahr nur von Früchten genährt zu haben.

Die Mutter war eine von jenen Frauen, wie ſie die Reaction gegen

den Geist der Aufklärung, namentlich in den höheren Ständen, die Muße hatten, sich mit ihrem Innern gründlicher zu beschäftigen, nicht selten hervorgebracht hat, die nur von der Höhe ihrer Seele auf die prosaische Welt herabblicken. Sie hat in fortlaufenden Tagebüchern ihren geheimen Umgang mit Gott aufgezeichnet. Von diesen Tagebüchern hat ihr Sohn 15—20 Bände aufbewahrt. Der Ehemann, der überhaupt in den „Confidences" kaum erwähnt wird, scheint diese schöne Seele mit resignirter Verehrung angebetet zu haben, wie es einem Soldaten in Pension ziemt, dessen Gesichtskreis nicht weit über den Horizont seiner Uniform herausgegangen ist. Alle ihre Gedanken und Reden bezogen sich auf Gott. Eine Stunde des Tags, und eine bestimmte Allee im Garten, die den Profanen sich verschloß, war diesem intimen Umgang mit dem Schöpfer geweiht. „Was Gott zu dieser Seele sprach, weiß Gott allein; was sie aber zu Gott sagte, war theils salbungsvolle Reue über die leichten Fehler, die sie in der Ausübung ihrer Tagespflichten begangen, zarte Vorwürfe, die sie sich selber machte, um sich aufzumuntern, der göttlichen Gnade ihrer Lage immer besser zu entsprechen; theils leidenschaftliche Danksagungen für das kleine Glück, das ihr die Vorsehung zu Theil werden ließ; theils entzückende Betrachtungen über die Größe des Firmaments, das Heer der Sterne, die Schönheit der Jahreszeit, den Bau der Blumen, der Insecten u. s. w. Alles das in ihrem Herzen aufbewahrt wie die Erstlinge auf einem Altar, und entzündet vom Feuer des jungen Enthusiasmus, der sich in Blicken, Worten, Gesten ausdrückt, und den so die Blumen und die Sterne vernehmen." Sogar der Gang und die Haltung, in welcher sie diese Andacht ausübte, hatte etwas Imponirendes. Diese Andacht, die zu ihrer Natur gehörte, wie die Poesie, suchte sie ihren Kindern einzuflößen, sie hielt sie zu jeder Tageszeit zum Gebet und zum Ausdruck ihrer Empfindungen an, namentlich bei schönem Wetter, um ihnen die Pflicht angenehm zu machen. Abends wurde den versammelten Domestiken aus einem Andachtsbuch vorgelesen.

Zehn Jahre alt, wurde Lamartine in die Dorfschule geschickt. Der Vicar, der den Unterricht ertheilte, Abbé Dumont, impfte dem Knaben encyklopädistische Grundsätze ein. Dann wurde er in die Jesuitenschule zu Belloy gebracht, an der Grenze von Savoyen. „Dieses Collegium stach sehr günstig gegen die Tambourerziehung in den kaiserlichen Lyceen ab, wo Bonaparte die Gedanken von ganz Frankreich in Uniform stecken und die Nation ans Commando gewöhnen wollte. Die adligen

Familien, die ihm abhold waren, schickten aus Frankreich, Savoyen, Deutschland und Polen ihre Söhne in diese aufblühende Anstalt. 300 Knaben aus allen Gegenden empfingen dort eine ebenso fromme als liberale Erziehung." „So lange der Geist des Jahrhunderts sich nicht zu einem religiösen Glauben gestaltet, der die Seele mit sich fortreißt, werden die weltlichen Erziehungsanstalten vergebens mit den geistlichen wetteifern." „Ich erkannte bald den Werth eines Unterrichts, der im Namen Gottes mit religiöser Hingebung ertheilt wird. Ich fand Gott wieder, die Reinheit, das Gebet, die christliche Liebe, eine sanfte, väterliche Aufsicht, den wohlwollenden Ton der Familie. Gern beugte ich mich unter ein Joch, das vortreffliche Lehrer uns sanft und leicht zu machen wußten. Unsre Seelen fanden ihre Schwingen wieder und erhoben sich im natürlichen Flug dem Guten und Schönen entgegen; das religiöse Gefühl wurde uns liebenswürdig und die Liebe Gottes unsre Leidenschaft." „Meine schwärmerische Neigung zur Natur vermählte sich in meiner Seele mit himmlischen Gedanken und Visionen. Eine sanfte Melancholie warf auf meine natürliche Heiterkeit einen Schleier und gab meinen Gedanken wie meiner Stimme einen ernsten Accent. Meine Eindrücke wurden so stark, daß sie schmerzten. Diese unbestimmte Traurigkeit, welche alle irdische Dinge in mir erregten, wandte meine Seele dem Unendlichen zu. Die häufigen Gebete, die Betrachtungen, die Weihen, die häufig wiederholten Ceremonien, gehoben durch die Pracht der Altäre, der Kleidungen, der Gesänge, der Weihrauch, die Blumen übten auf unsre kindliche Entwickelungsstufe eine sinnliche Wirkung aus, wie der religiöse Rausch im Orient. Die Geistlichen übten diese Andacht aus der vollen Gluth ihres Glaubens. Ihre Sanftmuth flößte mir wiederholt das Gefühl meiner Pflicht ein, die Gemeinschaft Gottes, die Lust der Meditationen und Gebete, die Gewohnheit der innern Sammlung und die Ekstase in der Anbetung, die nur mit der ersten Liebe verglichen werden kann."

Jetzt wird der Spiegel wieder vorgesucht. „Meine Physiognomie wurde durch diese Empfindungen entwickelt. An Stelle der kindlichen Flüchtigkeit trat ein milder und sanfter Ernst, die nachdenkliche Sammlung des Blicks und der Züge, welche dem Gesicht Sinn und Einheit giebt. Ich sah aus wie eine Statue der Jugend, die man einen Augenblick vom Altar nimmt, um sie jungen Leuten als Muster vorzuhalten. Meine Spielkameraden näherten sich mir mit einer gewissen Ehrfurcht und liebten mich mit Scheu." „Meine glück-

lichſten Stunden waren Abends, wenn ich mich dem Spiel entzog und durch eine geheime Pforte in die Kirche eintrat. Ich verſteckte mich hinter einen Pfeiler, hüllte mich in meinen Mantel, ſtützte meine Stirn an den kalten Marmor einer Baluſtrade, verſenkte mich in eine ſtumme, aber unverſiegliche Anbetung und fühlte nicht mehr die Erde unter meinen Knien; mein Weſen war in Gott aufgegangen, wie das Atom, von der Sonne angezogen, ſich in der wogenden Atmoſphäre verliert, durchſichtig wie der Aether, flüchtig wie die Luft, leuchtend wie das Licht." —

Nach drei Jahren kehrte Lamartine zu ſeiner Familie zurück. Er erhielt jetzt, als junger Mann, ſein eignes Zimmer, eine Uhr, ein Reitpferd und ein Gewehr, und bemächtigte ſich der Schätze einer Leibibliothek. Die ſchlüpfrigen Romane der Kaiſerzeit konnten ſeine zartgeſtimmte Seele nur abſchrecken, um ſo begieriger ſog er das ſüße Gift jener ätheriſchen Sinnlichkeit ein, die in ſentimentalen Liebesgeſchichten das junge Herz zu träumeriſchem Müſſiggang verleitet. Frau von Staël, Me. Cottin, Frau von Flahault, Richardſon, Abbé Prevoſt und unſer deutſcher Lafontaine wurden ſeine Lieblingslecture, unter den Dichtern Taſſo, Dante, Petrarca, Milton, Chateaubriand, über alle hinaus aber trat Oſſian, der Dichter des Nebels, der Ruinen und der ſentimentalen Geſpenſter. Baour-Lormian hatte ihn damals überſetzt, und ganz Frankreich ſchwärmte für ihn. Die jungen Mädchen begleiteten ihre abreiſenden und empfingen ihre wiederkehrenden Anbeter mit den Romanzen von Morven. Das Zwielicht dieſer ſelbſtgefälligen Melancholie reizte die junge Einbildungskraft des ſechzehnjährigen Schülers.

Zur weitern Ausbildung wurde Lamartine nach Paris geſchickt, wo er drei Jahre blieb. „Ich lebte in allen Unordnungen und Ausſchweifungen einer müßigen Jugend. Es waren Jahre, die dem ſpäteren Alter nur Demüthigung und Reue zurücklaſſen, deren Gedächtniß man von ſich fern hält, wie einen bittern Nachgeſchmack, welcher den Lippen weh thut."

Nach Ablauf derſelben reiſte er mit einer verwandten Familie nach Livorno, und von da heimlich nach Rom. Der Sänger David und ſeine Nichte Camilla machten ihn mit den Alterthümern der Stadt bekannt. Nach ihrer Abreiſe miethete er ſich den Winter über bei einem alten Maler ein. Der alte Maler hatte einen Bruder, eine Art Volkstribun, deſſen republikaniſcher Haß gegen Bonaparte mit dem legitimiſtiſchen des jungen Lamartine glücklich correſpondirte. Er fing nun an, ſich für Alfieri

und Monti zu begeistern und die republikanischen Träume des jungen Italien für das angemessene Ideal einer strebsamen Jugend anzusehn. „Wie oft vergossen wir bittere Thränen über das Loos dieser Welt, die allen Tyranneien preisgegeben ist, wo die Philosophie und die Freiheit nur auf einen Augenblick aufblühten, um gleich darauf überall verrathen, verkauft, mit Füßen getreten zu werden! Was für leise Flüche quollen aus unsrer Brust gegen diesen Tyrannen des menschlichen Geistes, gegen diesen gekrönten Soldaten, der sich nur in die Revolution tauchte, um aus ihr die Kraft zu schöpfen, sie zu zerstören und die Völker von neuem den alten Vorurtheilen und der alten Knechtschaft preiszugeben! Von dieser Zeit schreibt sich meine Sehnsucht nach der Emancipation des Menschengeschlechts und mein Haß gegen den Helden des Jahrhunderts, ein Haß, mit dem ich mich rühme gelebt zu haben, und in dem ich zu sterben hoffe."

Von Rom reiste er nach Neapel, wo er den 1. April 1809 ankam. Er lebte in Neapel mit einem Jugendfreunde von den Jesuiten her, Aymon de Virieu. „Müde der eitlen Bestrebungen des Lebens, ohne sie durchgemacht zu haben, beneideten wir die Lazzaroni, die Tags am Meeresstrande schliefen, hin und wieder einen Improvisatar anhörten und Abends mit den jungen Mädchen ihres Standes die Tarantella tanzten. Wir kannten ihre Sitten viel besser als die der eleganten Welt, in die wir niemals gingen. Dieses Leben gefiel uns und schläferte jene fieberhafte Unruhe der Seele ein, welche die Einbildungskraft junger Leute ohne Frucht abnutzt vor der Stunde, wo ihr Schicksal sie zum Handeln oder zum Denken ruft."

Er lernte eine Fischerfamilie auf der Insel Procida kennen, theilte ihre Beschäftigungen, wohnte ein halbes Jahr lang unter ihrem Dache, las ihnen sentimentale Schriften vor — die „Briefe des Jacopo Ortis" von Ugo Foscolo, den italienischen Werther mit republikanischer Färbung, und „Paul und Virginie" — um die Empfindungen des „Volks" zu erproben. Er fand, daß sie für wehmüthige Liebesgeschichten weit empfänglicher sind, als für politischen Weltschmerz. Neben diesen Studien knüpfte er ein Liebesverhältniß mit der Fischerstochter Graziella an. Es konnte nicht ewig dauern; ein ernster Brief der Mutter rief ihn ins Vaterhaus zurück, das gute Mädchen starb vor Kummer und Sehnsucht, und er feierte ihren Tod in einem blumenreichen Gedicht: die erste Reue. „So sühnte ich durch diese geschriebenen Thränen die Härte und Undankbarkeit meines neunzehnjährigen Herzens. Ich kann

dieſe Verſe nicht leſen, ohne noch einmal von dieſem lieblichen Bild zu träumen, welches auf den durchſichtigen und klagenden Wogen des Golf von Neapel ſchaukelt, und ohne mich ſelbſt zu haſſen. Aber die Seelen verzeihen da oben. Die ihrige hat mir vergeben. Vergebt auch ihr! ich habe geweint!"

Nach der Reſtauration trat Lamartine in die Garde ein; ein kurzer Aufenthalt in der Schweiz während der hundert Tage gab ihm Gelegenheit, mit ſeinen Gedichten eine royaliſtiſche Familie zu erbauen. Nach Paris zurückgekehrt, ging er hauptſächlich mit zwei Jugendfreunden aus der Jeſuitenſchule um, Aymon de Virieu, der ſeinem lyriſchen Enthuſiasmus die Kritik einer ſkeptiſchen Natur entgegenſetzte, und Louis de Vigne, dem Frondeur, auf deſſen Landgut er einige ſeltſame Originale kennen lernte, nachdem er ſeinen Dienſt definitiv aufgegeben. „Dieſer Umgang war mir ſehr nützlich; er befreite mich von jener Unterofficierphiloſophie und von jener verweichlichten Literatur, die damals in Frankreich herrſchte. Er zeigte mir urſprüngliche Naturen an Stelle jener verwaſchenen Copien, die damals in Paris die Geſellſchaft ausmachten."

„Es folgen zwei Jahre, von denen ich nur Unregelmäßigkeiten, Fehler und Unheil berichten könnte. Das Spiel war meine hauptſächliche Beſchäftigung. Ich gewann und verlor wechſelsweiſe beträchtliche Summen, zu Mailand, zu Paris, zu Neapel. Meine Mutter kam endlich, mich in das Vaterhaus zurückzuführen, das durch unerwartete Unglücksfälle beinahe ruinirt war." — „Ich lebte — wenn man das leben nennen kann — wie in einer halbdunkeln Winterdämmerung. Bevor ich gelebt, war ich müde zu leben. Ich zog mich gleichſam aus der Exiſtenz in eine innere Sammlung ohne Illuſionen zurück, in eine tiefe Einſamkeit des Herzens."

Lamartine lebte auf ſeinem Schloß einen Sommer lang allein in einem unruhigen Müßiggang; von ſeinem Zimmer ging er in den leeren Ahnenſaal, wo er träumte, aus dem Saal in den Stall u. ſ. w. Er war in ſeiner Entmuthigung ſoweit gekommen, daß es ihm eine Art bitteren Vergnügens machte, auf der Eitelkeit aller Gedanken und Empfindungen zu verweilen. Endlich fand er einen Gefährten in dem Abbé Dumont, ſeinem erſten Lehrer. Sie begegneten ſich häufig auf ihren Spaziergängen, und fingen an, ſich gegenſeitig zu beſuchen. Zuletzt kam Lamartine allabendlich in die einſame Pfarrwohnung, half dem Abbé in ſeinen ländlichen Beſchäftigungen, und disputirte mit ihm über die Ungerechtigkeit des Schickſals, das Eitle des Ehrgeizes, die Veränderlichkeit

und die Ungewißheit der menſchlichen Ideen u. dgl. Als Belege wurden hin und wieder philoſophiſche Schriften aufgeſchlagen. Man ſchwärmte für die Republik und gegen die Jacobiner, für die Reſtauration als das Ende der kaiſerlichen Tyrannei, und gegen den ſchlechten Hof. Lamartine ſuchte umſonſt ſeinen philoſophiſchen Freund durch die neumodiſch religiöſen Werke eines Chateaubriand, Bonald, Lamennais, zu bekehren; er ſelbſt ſuchte ſich durch Anſtrengung der Phantaſie zum Glauben ſeiner Kindheit zurück zu reflectiren, bis er ernſtlich krank wurde, und der Arzt, um ihn ſeiner Einſamkeit zu entreißen, ihm die Bäder in Savoyen verordnete. Mit 25 Louisd'or, die er von einem weitläufigen Verwandten entlehnt, reiſte er nach Chambery ab.

Jetzt folgt die Liebe zu Elvira, dem Gegenſtand ſeiner „Meditationen". Ganz Frankreich hatte ſich an dieſem romantiſchen Halbdunkel begeiſtert, welches eine Ueberfülle von Empfindungen zu verbergen ſchien, und die Geſtalten leiſe und ahnungsvoll andeutete. Der Dichter hat es aber nicht über das Herz bringen können, bei dieſem Halbdunkel ſtehen zu bleiben: im Lauf ſeiner Bekenntniſſe hat er Enthüllungen über Elvira und ſein Verhältniß zu ihr gegeben, die nicht für die Wahrheit ſeines Gefühls ſprechen.

In der neuen Verſion heißt Er Raphael; ſeine Geliebte Julie. Seine eigne Perſon ſchildert er wie in den Confidences, mit einigen Zuſätzen: „ces yeux qui sont imbibés de lumière jusqu' au fond, mais un peu humides des rayons délayés dans la rosée ou dans les larmes." Diesmal ſpricht er ſich auch über ſeine geiſtigen Anlagen aus. „S'il eût tenu un pinceau, il aurait peint la Vierge de Foligno; s'il eût manié le ciseau, il aurait sculpté la Psyché de Canova; s'il eût connu la langue dans laquelle on écrit les sons, il aurait noté les plaintes aériennes du vent de mer dans les fibres des pins d'Italie . . . S'il eût été poëte, il aurait écrit les apostrophes de Job à Jehovah, les stances d'Herminie du Tasse, la conversation de Roméo et Juliette au clair de lune, le portrait d'Haydé de lord Byron . . . S'il eût vécu dans ces républiques antiques où l'homme se développait tout entier dans la liberté, comme le corps se developpe sans ligature dans l'air libre et en pleine soleil, il aurait aspiré à tous les sommets comme César, il aurait parlé comme Démosthène, il serait mort comme Caton . . . !!!" — Leider iſt dieſer Ausbund von Vollkommenheit bereits im zwanzigſten Jahr blaſirt; er hat ſeine Kraft

in elenden Paſſionen ausgegeben, und ſein Müßiggang hat ſeine Fähigkeiten unterdrückt. Er fühlt eine tiefe Langeweile, aber ſein Stolz hindert ihn, die Laufbahn eines gewöhnlichen Menſchen anzutreten. Im zwanzigſten Jahr hat er bereits alle Emotionen durchgemacht, das Gebiet der Leidenſchaft kann ihn nichts Neues mehr lehren; er hat der Liebe entſagt. — So lernt er Julie kennen, eine gelehrte, aber körperlich leidende ſchwindſüchtige Pantheiſtin, mit einem alten Herrn verheirathet, der ihrer Geſundheit zu Liebe Naturwiſſenſchaft ſtudirt. Der junge René erregt ihre Liebe, und in dieſem Gefühl geht ihr eine neue Welt auf; die Natur, die ſie ſo genau zu kennen glaubte, zeigt ihr ein neues ſtrahlendes Antlitz; ſie bekehrt ſich zu Gott, freilich etwas in der Weiſe der Atala. „Dieu! Dieu! Dieu! s'écria-t-elle encore, comme si elle eût voulu s'apprendre à elle-même une langue nouvelle, Dieu, c'est vous! Raphaël, me comprenez-vous? Non, vous ne serez plus Raphaël, vous êtes mon culte de Dieu!“ Sie verkehren zuſammen ſpiritualiſtiſch, nicht, wie man aus den Gedichten vermuthet, aus Tugend, ſondern nach ärztlicher Vorſchrift. So macht der Materialismus ſelbſt die poetiſche Jugendliebe zur Fratze.

Wenden wir uns nach dieſem Eindruck wieder zu den Gedichten zurück, ſo ſehn wir freilich, daß Vieles auf Rechnung eines depravirten Alters kommt; die Empfindung in den Gedichten hat einen ſo zarten Anſtrich, daß wir den dahinter lauernden Materialismus kaum erkennen; aber er iſt darin, und einmal aufmerkſam gemacht, erblicken wir ſelbſt in der Sehnſucht nach dem Unendlichen und Ewigen nur die Erſchöpfung des Farbenmiſchers, der des abgeſchloſſenen Bildes nicht fähig iſt.

In der Vorrede zu ſeinen „Recueillements“ ſchildert Lamartine die Art und Weiſe ſeines Producirens. — Sein Dichten fällt gewöhnlich in den Herbſt. — „Kaum hat es fünf geſchlagen auf der langſamen und heiſern Uhr des Thurms, der neben meinem Garten ſteht, ſo verlaſſe ich mein Bett, ermüdet von Träumen, zünde meine kupferne Lampe an und mache Feuer in dem Kamin, um mein Wachen in dieſem kleinen, gewölbten, ſtummen und iſolirten Thurm zu erwärmen, welcher ausſieht, wie ein Grabgewölbe. Ich öffne mein Fenſter, ich thue einige Schritte auf den wurmſtichigen Fußboden meines hölzernen Balcons. Ich betrachte den Himmel und die ſchwarzen Bergzacken, die ſich beſtimmt und ſcharf auf dem Blaßblau des Winterhimmels abzeichnen, oder ihre Spitzen in einem ſchwerfälligen Ocean von Nebeln verbergen; wenn es windig iſt, ſo ſehe ich die Wolken über die letzten Sterne ziehn,

welche leuchten und verschwinden wie die Perlen der Tiefe, welche die Welle in ihren Krümmungen bloslegt und wieder verdeckt. Die schwarzen entblätterten Zweige der Nußbäume auf dem Kirchhof winden sich klagend unter der Folter der Lüfte, und der nächtliche Sturm fegt die Haufen der trockenen Blätter durcheinander, die wie eine Brandung an den Fuß des Thurmes schlagen. Bei einem solchen Schauspiel, in einer solchen Stunde, in einem solchen Schweigen, in Mitte dieser sympathetischen Natur, dieser Hügel, wo man zu altern gedenkt, zehn Schritt von dem Grabe, wo Alles, was man am meisten auf dieser Erde beweint hat, ausruht und uns erwartet — ist es möglich, daß die erwachende Seele, welche sich in die Luft dieser Nächte taucht, nicht in einem Schauder das Gefühl des Universums in sich rege werden läßt, sich nicht für einen Augenblick verliert in dieses prachtvolle Ineinandergreifen des Firmaments in die Berge, der Sonne in die Wiesen, des Windes in die Bäume, und daß nicht ein schneller, elastischer Gedanke sich aus dem Herzen erhebt, um zu diesen Sternen zu steigen, und von diesen Sternen zu Gott! Ein Etwas trennt sich von mir, um sich mit dem All zu vermischen, ein Seufzer führt mich zu Allem zurück, was ich gekannt, geliebt, verloren habe, in diesem Hause und anderswo; eine starke Hoffnung führt mich in den Schooß Gottes, wo Alles sich wiederfindet; Melancholie und Enthusiasmus mischen sich zu einzelnen Worten, in welche ich laut ausbreche, ohne Furcht, daß Jemand anders sie vernehmen werde, als der Wind, der sie zu Gott trägt. — Es wird kalt, ich schließe mein Fenster und kehre in den Thurm zurück, wo das Kaminfeuer prasselt und mein Hund mich anwedelt. — Was soll ich nun während dieser drei stummen Stunden thun, welche dem Erwachen des Tages vorangehen? Alles schläft u. s. w. Man ist ruhig und vertrauensvoll, denn der Tag gehört den Menschen, die Nacht nur Gott. Ich genieße einen Augenblick die Wollust dieser vollkommenen Sicherheit. Ich mache einige Schritte nach allen Seiten hin, ich betrachte ein oder zwei Portraits, die an der Wand hängen, Bilder, die um tausendmal besser in meinem Herzen ausgeprägt sind, ich rede zu ihnen, ich rede zu meinem Hunde, der mit einem intelligenten unruhigen Auge allen Bewegungen meines Geistes und meines Körpers folgt. Zuweilen falle ich auf die Kniee vor einem dieser theuern Andenken; noch häufiger gehe ich auf und ab, indem ich meine Seele zum Schöpfer erhebe und einige Fragmente von Gebeten stammle, die unsere Mutter uns in der Kindheit lehrte u. s. w."

„Nachdem ich dies gethan — und muß man damit nicht Alles anfangen und

beſchließen? — ſetze ich mich an den alten Eichentiſch, an dem mein Vater und Großvater geſeſſen. — (Dieſer wird beſchrieben.) — In Mitte vieler beſtaubter Bände liegt ſchönes weißes Papier, Bleiſtift und Federn. Den Ellbogen auf den Tiſch geſtützt und den Kopf auf die Hand, das Herz angeſchwollen von Gefühlen und Erinnerungen, den Gedanken voll von unbeſtimmten Bildern, die Sinne in Ruhe oder in gelinde Melancholie gewiegt durch das Gemurmel des Waldes, welches ſich an meinen Fenſtern bricht, laſſe ich mich in meinen Träumen gehen, empfinde Alles, denke an Alles, ſpiele mit meinem Bleiſtift — die Bewegung des Gedankens macht Halt, die Empfindungen und Bilder häufen ſich zuſammen, ſie ſuchen eine Geſtalt, und ich ſage zu mir ſelber: Ich will ſchreiben. — Die beſten dieſer Gedichte zerreiße ich wieder, denn das Auge oder das Ohr der Menſchen würde ſie entweihen. Ce qu'il y a de meilleur dans notre coeur, n'en sort jamais."

Ganz neu gefunden iſt nicht, was Lamartine bietet: die Gedanken und ſelbſt der Tonfall erinnern ſo ſtark an Bernardin's „Etudes de la nature", wie nur immer Verſe an Proſa erinnern können; außerdem klingen Rouſſeau's „Rêveries", der „l'homme de désir" und die Corinne durch. — Aber das Anziehende lag in der Form. Die Schule des Horaz und Boileau war völlig aufgegeben, der poetiſche Ausdruck entſprach dem wirklichen Empfinden. Von einer zarten Melancholie gefärbt, floßen die Verſe melodiſch dahin, eine Reihenfolge anmuthiger Bilder gab der Stimmung eine hellere Farbe, ohne ſich doch zur feſten Geſtalt abzuſchließen; die rhythmiſche Form ſchmiegte ſich der Träumerei wie ein poetiſches Gewand, in ungezwungenen Falten an. Freilich fehlte es den Gemüthsbewegungen an Tiefe, den Empfindungen an dem Gehalt des Gedankens, den Bildern an ſinnlicher Friſche; die Reflexionen ſpielen auf der Oberfläche, die Einbildungskraft hat einen geringen Umfang. Die eigentlichen Enthuſiaſten bewunderten Alles; ein mäßigeres Urtheil ſoll hier angeführt werden, wenige Jahre nach dem erſten Erſcheinen der Gedichte.

„M. de Lamartine, par cela même qu'il range humblement sa poésie aux vérités de la tradition, qu'il voit et juge le monde et la vie suivant qu'on nous a appris dès l'enfance à les juger et à les voir, répond merveilleusement à la pensée de tous ceux qui ont gardé ces premières impressions, ou qui, les ayant rejetées plus tard, s'en souviennent encore avec un regret mêlé d'attendrissement. Il se trompe lorsqu'il dit dans la préface que ses vers ne s'adressent

qu'à un petit nombre. De toutes les poésies de nos jours, aucune n'est autant que la sienne selon le coeur des femmes, des jeunes filles, des hommes accessibles aux émotions pieuses et tendres. Sa morale est celle que nous savons: ils nous répète avec un charme nouveau ce qu'on nous a dit mille fois, nous fait repasser avec de douces larmes ce que nous avons senti, et l'on est tout surpris en l'écoutant de s'entendre soi-même chanter ou gémir par la voix sublime d'un poëte. C'est une aimable beauté de coeur qui nous ravit et nous touche par toutes les images connues, par tous les sentiments éprouvés, par toutes les vérités lumineuses et éternelles. Cette manière de comprendre les diverses heures du jour, l'aube, le matin, le crépuscule, d'interpréter la couleur des nuages, le murmure des eaux, le bruissement des bois, nous était déjà obscurément familière avant que le poëte nous la rendît vivante par le souffle harmonieux de sa parole. Il dégage en nous, il ravive, il divinise ses empreintes chères a nos sens, et dont tant de fois s'est peinte notre prunelle, ces comparaisons presque innées, les premières qui se soient gravées dans le miroir de nos âmes. Nul effort, nulle reflexion pénible pour arriver où sa philosophie nous porte. Il nous prend où nous sommes, chemine quelque temps avec les plus simples, et ne s'élève que par les côtés où le coeur surtout peut s'élever. Ses idées sur l'amour et la beauté, sur la mort et l'autre vie, sont telles que chacun les pressent, les rêve et les aime .... C'est une espèce d'originalité bien rare et désirable que celle qui s'accommode si aisément des idées reçues, des sentiments consacrés, des préjugés de jeunes filles et de vieillards; qui parle de la mort comme en pense l'humble femme qui prie, comme il en est parlé depuis un temps immémorial dans l'église ou dans la famille, et qui trouve en répétant ces doctrines de tous les jours une sublimité sans efforts, et pourtant inoule jusqu'à présent ...."

Wenn man zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, wird man dieſem Urtheil im Weſentlichen beipflichten. Im Uebrigen muß conſtatirt werden, daß auch heute Frankreich Lamartine für einen großen Dichter hält.

Wenn wir nun das Urtheil der Nation über ihren Dichter an unſerm eignen Urtheil meſſen wollen, ſo haben wir bei allen lyriſchen Gedichten Grund, vorſichtig zu ſein und zu prüfen, ob uns von dem, was jene ſympathiſch berührt, nicht die Hauptſache entgeht. Im Epos und

Drama ist das weniger der Fall: ein Epos oder Drama, das nach Abstreifung des äußern Firnisses, allenfalls in einer prosaischen wortgetreuen Uebersetzung, nicht noch genug innern Werth behält, um sich uns als bedeutend aufzudrängen, gehört jedenfalls nicht in die erste Classe der Dichtung. In der Lyrik dagegen ist Form und Inhalt unbedingt Eins, auch in der besten Uebersetzung kann man niemals ein lyrisches Gedicht nach seinem wahren Gehalt würdigen, und die Originale selbst, wenn sie von dem Fremden, der der Sprache mächtig ist, in derselben Art empfunden werden sollen, wie von der eignen Nation, setzen eine gewisse Wahlverwandtschaft der Sprache voraus. Eine solche findet zwischen Deutschen und Engländern statt. Ich glaube ein Gedicht von Lord Byron, Moore oder Burns eben so richtig empfinden zu können als ein Engländer oder Schotte, wie denn auch die Engländer, die sich unsre Sprache angeeignet haben, Goethe's Gedichten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit den romanischen Sprachen ist es anders. Geistreiche Wendungen freilich oder rhetorischer Schwung werden Jedem verständlich sein, der überhaupt für diese Formen Sinn hat. Aber das eigentlich Poetische, dasjenige, was unmittelbar wirkend ist, findet weniger Eingang in unser Gemüth. Die Romanen legen einen andern Werth auf den sinnlichen Klang der Worte als wir. Für uns ist das Wort nur der Vertreter des Sinns, der Anreger des Bildes; den Werth des rein Musikalischen müssen wir uns erst zurecht legen. Wenn daher ein Franzose unserm Urtheil über Lamartine's Gedichte die Bemerkung entgegensetzt, es sei eben etwas darin, das wir nicht hören, also auch nicht nachempfinden können, so müssen wir die Möglichkeit zugestehn.

Deshalb haben wir doch nicht nöthig, uns jedes Urtheils über die romanische Lyrik zu enthalten. Es bleibt, abgesehn von der Klangfarbe, genug übrig, das wir verstehn und prüfen können: die Gedanken, die Bilder, die Energie der Stimmung; es bleibt uns ferner die Vergleichung der verschiednen französischen Dichter untereinander. Wir können die neufranzösische Romantik mit ihren classischen Vorgängern, wir können die ganze moderne academische Literatur mit den Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts zusammenstellen; wir können die einzelnen Dichter der Schule gegen einander messen. Wenn diese Vergleichungen unserm Urtheil keinen absoluten Werth geben, so führen sie uns wenigstens der Wahrheit näher.

Was Lamartine der Jugend von 1820 geleistet, ist nicht ohne

Einfluß auf das ſpätere Urtheil der Franzoſen geblieben, die in dieſer Beziehung mehr Pietät haben als wir.

„Bei meinem Eintritt in die Welt“, ſagt Lamartine, „war nur eine Stimme darüber, daß die Poeſie auf immer untergegangen ſei. Das Kaiſerreich war eine Incarnation der materialiſtiſchen Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts. Die herrſchenden Mathematiker, die damals allein zu Worte kamen, und die uns jungen Leute niederhielten, glaubten alles Göttliche und Melodiſche im menſchlichen Denken unterdrückt zu haben. Es war das ſataniſche Lächeln eines böſen Geiſtes, dem es gelungen iſt, ein ganzes Geſchlecht zu entwürdigen, die Tugend in der Welt zu tödten. Mit Triumph ſagte man zu uns: „Liebe, Philoſophie, Religion, Begeiſterung, Freiheit, Poeſie, alles das ſind leere Worte. Berechnung und Gewalt, Ziffer und Säbel, darauf kommt Alles heraus. Wir glauben nur, was ſich beweiſen, empfinden nur, was ſich greifen läßt. Die Poeſie iſt geſtorben mit dem Spiritualismus, aus dem ſie entſprungen war.“ — Mit der Rückkehr der Bourbons nahm die Poeſie eine neue Richtung; die Jugend, die jetzt auf dem Schauplatz erſchien, war ein beſſeres Geſchlecht. „Die Poeſie, bisher ein unfruchtbares Spiel des Geiſtes, erinnerte ſich ihres Urſprungs: elle renaît fille de l'enthousiasme et de l'inspiration, expression idéale et mystérieuse de ce que l'âme a de plus éthéré et de plus inexprimable, sens harmonieux des douleurs ou des voluptés de l'esprit“ u. ſ. w. Vor allen Dingen „wird der Gedanke durch religiöſe Gluth in ſeinen innern Tiefen aufgewühlt“.

Das vorige Geſchlecht, im Glauben erzogen, hatte gezweifelt; das neue, im Zweifel aufgewachſen, ſehnte ſich zu glauben. Die Ahnung eines unnennbaren Glücks für die Seele, außerhalb der dürftigen Bedingungen der Sinnlichkeit, zitterte durch alle Gemüther; ſchwärmen und träumen wollte die Jugend; von Genuß überſättigt, durſtete ſie nach der Poeſie der Schmerzen. Wir Deutſche hatten eine ähnliche Zeit durchgemacht: halten wir Elvira an Fanny, Lamartine's Oden und geiſtliche Lieder an Klopſtock's, ſo iſt die Verwandtſchaft augenſcheinlich; nur daß der franzöſiſche Dichter der fremden Form, der Antike, nicht bedurfte, um die Stimmung zu erhöhen.

Lamartine hatte den großen Vorzug, daß er zuerſt kam. Chateaubriand war ganz Politiker geworden, die eigentlichen Romantiker tauchten erſt ſpäter auf. Wenn wir heute die „Meditationen“ aufſchlagen, können wir uns ſchwer die Paradoxie vergegenwärtigen, die zur Zeit ihres

Entſtehens in ihnen zu liegen ſchien. Religiöſe Empfindung, Empfindung für die Natur, für den Mondſchein und das tiefe Schweigen der Nacht, entſchiedne Neigung zu Thränen, Aufmerkſamkeit auf das Leben der einzelnen Naturgegenſtände, eines Eichbaums, des Oceans, einer Schwalbe; gelegentliche Sehnſucht nach dem Tode: das alles iſt ſeitdem ſo häufig dageweſen, daß man ohne viel Aufregung darüber hingeht. Aber im Jahr 1820 ſah es für die Franzoſen paradox aus, und wenn die herrſchende Gewalt ſich der „Meditationen" annahm, weil ſie mit ihrer Tendenz auf Thron und Altar ihr nützlich waren, ſo erfreute ſich die Jugend an ihnen, weil ſie ihr etwas Neues boten, und in den eintönigen Kriegslärm Abwechſelung brachten.

In der Form weicht Lamartine weniger vom Herkommen ab, als er ſelbſt annahm. Allerdings hält er es für die Aufgabe des Poeten, nicht, wie es bisher geſchehn, den proſaiſchen Geſetzen der Logik zu folgen, ſondern mit Beobachtung der Naturgeſetze des Traumlebens eine freie muſikaliſche Stimmung anzuſchlagen; darin wird ihm der deutſche Kritiker gewiß Recht geben. Aber es kommt ihm hauptſächlich darauf an, dieſe Anſicht auszuſprechen, und in der rhetoriſchen Ausführlichkeit, mit der er ſich ſelbſt über ſeine Träume, Empfindungen und Stimmungen verbreitet, bleibt dem Leſer nichts zu ahnen und zu träumen übrig; er wird nicht, wie bei den eigentlich großen Lyrikern, zum Selbſtſchaffen angeregt, er hat nicht nöthig, die einzelnen Geſichte des Dichters an einander zu reihen, in ſeine eigne Stimmung aufzunehmen; der Dichter hat, was die Meditation betrifft, Alles für ihn gethan, und ein Bild kommt doch nicht zu Stande.

Um einen Begriff von ſeinem Schaffen zu haben, ſchlage man das gefeiertſte ſeiner Gedichte auf, den „See".

Der Dichter hat zu Elvira ein zartes, zugleich reines und inniges Verhältniß gehabt; er hat ſie verlaſſen müſſen, ſie iſt geſtorben, und er ſucht an dem See, auf dem er mit ihr früher glückliche Stunden verlebt, die Erinnerungen ſeiner verſchwundnen Liebe auf.

Er redet den See an, indem er ſich an ſein Ufer ſetzt, und erinnert ihn an die Tage, die auch ihm bekannt ſein müſſen, als der Schaum ſeiner Wellen die angebeteten Füße ſeiner Geliebten beſpritzte. Vor allem eines Tages ſoll er gedenken, als Elvira mit ihrer ſüßen Stimme den Widerhall des entzückten Ufers erweckte. Sie ſang ein Lied, das der Dichter

mittheilt. Es ist das alte Horazische: „Laßt uns lieben und genießen, denn die Zeit vergeht zu rasch!“

Da die erhabenen Erregungen nicht wieder kommen, so fordert der Dichter den See auf, wenigstens das Andenken derselben zu erhalten. Er soll es erhalten in seiner Ruhe, in seinen Stürmen, in den dunklen Tannen und den wilden Felsen, die sich auf das Wasser herab neigen, in Luna mit der Silberstirn, die den Wasserspiegel mit ihrer weichen Klarheit bleicht. Das Seufzen des Windes und des Schilfs, der leichte Duft, Alles, was man hört, sieht und athmet, sollen erzählen: sie haben geliebt!

Die Ausführung ist eben so artig als der Gedanke. Im Rhythmus ist zwar keine Kraft, aber ein angenehmer Fluß; das Bild hat keine besondere Farbe, aber man wird wenigstens nicht aus der Stimmung gebracht. Was der Dichter von der Liebe mittheilt, ist in keiner Weise neu, hat aber auch keinen Mißton. Ein Deutscher, der nicht wüßte, wie dies Gedicht bei den Franzosen gefeiert wird, würde es etwa den bessern Liedern von Matthisson, Salis oder Tiedge an die Seite stellen. Und wenn er es weiß, so wird sein Urtheil sich nicht wesentlich ändern. Man empfindet in der Reihe der Bilder und Stimmungen nicht den freien nund atürlichen Pulsschlag des Herzens, der in jedem derartigen Gedicht von Goethe die verwandten Saiten mächtig berührt. Es ist ein runder, wohl erwogner Periodenbau, der alles Spiel der Phantasie und alles wirkliche Träumen ausschließt.

Alfred de Musset hat in einem seiner spätern Gedichte, „Souvenir“, mit offenbarer Reminiscenz an Lamartine eine ähnliche Stimmung dichterisch entwickelt. Das Gedicht ist viel weniger rund, es ermüdet durch seine unendliche Länge und stört durch seine Abschweifungen auf das literarische Gebiet: aber nicht blos die Gedanken sind kräftiger, unmittelbarer, eigenartiger, sondern auch die Naturbilder, die es theils wirklich giebt, theils in der Seele hervorruft, sind von einer ganz andern Macht der Farbe. Allein als diese Schöpfung des jüngern Dichters erschien, wimmelte es schon von Poeten der Thränen und der leidenden Liebe, während Lamartine die Gattung geschaffen hat. Und so ist es wohl nicht zu gewagt, anzunehmen, daß die historische Stellung der „Meditationen“ für das bleibende ästhetische Urtheil entscheidend gewesen ist.

Auch in den übrigen Gedichten ist der Gegensatz gegen den ältern Ton der französischen Poesie nicht so stark; er tritt eigentlich nur in einzelnen Einschiebungen hervor. So beginnen die „Préludes“ mit einem allerdings

neuen Bild. „Ein Wind ſpielt um meine Lyra: iſt es der Flügel eines Vogels? Seine Stimme erſtirbt im Herzen, und die arme Saite erſeufzt wie ein biegſames Schilf.“ Aber dann folgt ſofort mit verändertem Versmaß das bekannte „Beatus ille“, wie es allenfalls auch Delille hätte dichten können, und wenn Lamartine vermeidet, ſich direct auf Horaz zu beziehn, ſo wird der Kenner doch ſtets auf das uralte Vorbild der franzöſiſchen Poeſie zurückgeführt.

Bei einem andern Gedicht, „der Abend“, wird der Deutſche unwillkürlich zu einem Vergleich geleitet. „Der Abend führt das Schweigen zurück. Hingeſtreckt auf den wüſten Felſen, verfolge ich in der Unbeſtimmtheit der Lüfte den Wagen der Nacht, der heran kommt. Venus erhebt ſich am Horizont; mit ſeinem geheimnißvollen Licht bleicht der verliebte Stern den Raſen zu meinen Füßen. Ich höre die Zweige dieſer Buche mit ihren dunklen Blättern zittern; man ſollte denken, daß man einen Schatten um die Gräber ſchweben hört. Plötzlich gleitet, vom Himmel ſich löſend, ein Strahl des Mondes auf meine ſchweigende Stirn und berührt ſanft meine Augen. Lieblicher Abglanz einer Flammenkugel, was willſt du von mir? Kommſt du, in mein niedergeſchlagenes Herz Licht zu bringen? Steigſt du herab, um mir das göttliche Geheimniß der Welten zu enthüllen, das ſich in der Sphäre verſteckt, wohin der Tag dich wieder bringen wird? Schickt dich eine verborgene Weisheit zu den Unglücklichen, kommſt du, Nachts über ihnen leuchtend, wie ein Strahl der Hoffnung? Kommſt du, dem müden Herzen, das dich anruft, die Zukunft zu enthüllen? Göttlicher Strahl, biſt du die Morgenröthe des Tages, der nicht enden ſoll? Mein Herz glüht auf bei deiner Klarheit, ich fühle unbekannte Regungen, ich denke an die, welche nicht mehr ſind. Süßes Licht, biſt du ihre Seele? Vielleicht gleiten ſo die ſeligen Manen über den Hain. Eingehüllt von ihrem Bilde, fühle ich mich ihnen näher. Ja, ihr ſeid es, geliebte Schatten! Fern von dem Geräuſch der Menge kehrt ihr jede Nacht zurück, und miſcht euch in meine Träumereien. Führt den Frieden und die Liebe in meine erſchöpfte Seele zurück, wie der Nachtthau, der in die Flammen des Tages fällt! — Kommt! — — Aber finſtere Nebel ſteigen am Horizont auf; ſie verhüllen den ſüßen Strahl, und Alles kehrt ins Dunkel zurück.“

Das Gedicht, welches dem Deutſchen dabei in Erinnerung kommt, Goethe's Mondlied, hat allerdings keinen ſo correcten Gang: es iſt nur einem Herzen verſtändlich, das ſelbſt träumen und den Träumen des

Dichters nachfühlen kann. Lamartine läßt nichts ungesagt, und wenn er durch seine contemplative Stimmung einen genetischen Zusammenhang zwischen dem Naturleben und den Gedanken der Seele, also eine Art von realer Bewegung entwickelt, sehr unterschieden von der ganz äußerlichen Aufeinanderfolge der ältern französischen Gleichnisse, so ist dieser Unterschied jedenfalls geringer, als der Unterschied gegen das, was wir Deutsche lyrische Stimmung nennen: die Fortbewegung auf den Flügeln des Traums, der alle äußern Beziehungen löst, von einem Bild und einem Gedanken zum andern, das flüchtige, aber scharfe Licht, das die berührten Gegenstände mächtiger in der Seele haften läßt, als die ausführliche und bei allem Aufwand von Gefühl zuletzt prosaische Beschreibung.

Dabei ist noch in Betracht zu ziehn, daß Lamartine durch seine Gleichgiltigkeit gegen die äußere Form der Correctheit zwar jene Gemüthlichkeit des Ausdrucks erreicht — die Franzosen nennen es Abandon — die sich leichter der Seele einschmeichelt, daß er aber auch ebendeshalb leichter in Trivialitäten und Weitschweifigkeiten verfällt. So ist in seinen religiösen Gedichten, wenn man sie mit J. B. Rousseau oder einem andern Odendichter aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vergleicht, die subjective Betheiligung des Gemüths reicher und voller, und die Thräne wird fast im Uebermaß vergossen; was aber den Gedankeninhalt betrifft, der sich an der Betrachtung des göttlichen Wesens aufbaut, so geben die alten Katholiken immer noch eine reichere Ausbeute als der Erbe des revolutionären Zeitalters, der sich in das göttliche Wesen nur vertiefen kann, wenn er die Bestimmtheit desselben abschwächt. Sein einziger religiöser Inhalt ist Einkehr in die Welt seiner eignen schmerzlichen Gefühle. „Es giebt Herzen, die durch den Kummer gebrochen, von der Welt verstoßen, sich in die Tiefe ihrer eignen Gedanken flüchten, in die Einsamkeit ihrer Seele, um zu weinen, zu harren oder anzubeten; für sie ist diese einsame Muse. Die Welt hat ihrer nicht Noth, sie hat ihre eigenen Sorgen und ihre eignen Gedanken."

Das Ueberschwängliche sowohl als das Weichliche stößt uns oft bei Lamartine ab, aber ein gewisser Adel des Herzens versöhnt uns wieder, wenn wir ihn mit den andern Liebesdichtern der Epoche vergleichen. Was Beyle über die Liebe phantasirt, sieht doch sehr gemein dagegen aus, und fast noch schlimmer ist es mit Beranger: wo er cynisch zugleich ist und lustig, giebt er keinen Anstoß, aber wenn er seine Ironie mit einer gewissen Feierlichkeit vorträgt — man denke an „le philtre ou la can-

tharide“ oder „la Bacchante“ — kann man ſich kaum des Ekels erwehren. — Auch in ſeinen ſchönſten Liedern findet ſich nicht ſelten ein falſcher Zug. Z. B. die „Göttin der Freiheit“: muſicaliſch iſt das Lied vollendet wie wenige; und auch die menſchliche Theilnahme fehlt nicht, wenn man hinter den Zügen der armen alten Frau die ehemalige Schönheit des jungen Weibes erkennt, die auf den Schultern des Volks im Triumph getragen wurde; aber daß dieſer Triumphzug ein wüſter Sabbat war, der frevelhafte Taumel einer verruchten Pöbelmaſſe, die ſelbſt Robespierre mißfiel, und daß der Dichter die Religion des „Père Duchesne“ verherrlicht — hier hört die poetiſche Licenz auf! — Welche tiefe innerliche Rohheit verſteckt ſich hinter „Octavie!“ — Am unſchuldigſten tritt die Geſinnung in der „Sylphide“ hervor, augenſcheinlich im bewußten Gegenſatz zu Chateaubriand und Lamartine.

La raison a son ignorance;
Son flambeau n'est pas toujours clair.
Elle niait votre existence,
Sylphes charmants peuples de l'air;
Mais, écartant sa lourde égide
Qui gênait mon oeil curieux,
J'ai vu naguère une Sylphide.
Sylphes légers, soyez mes dieux! —

J'ai deviné son origine
Lorsqu' au bal, ou dans un banquet,
J'ai vu sa parure enfantine
Plaire par ce qui lui manquait...

Que de grâce en elle font naître
Vos caprices toujours si doux...
J'ai vu, sous un air de paresse,
L'amour rêveur peint dans ses yeux u. ſ. w.

Das iſt die echte altfranzöſiſche Muſe; die „Meditationen“ feierten eine Liebe, von der die Franzoſen bis dahin keine Vorſtellung gehabt: eine Liebe, die das Medium für das Ueberſinnliche war. Wenn Parny's Eleonore an die griechiſchen Amouretten erinnerte, ſo mußte man bei der durchſichtigen Geſtalt Elvirens an die chriſtlichen Seraphe denken; ſie gehörte nur ſcheinbar der Erde an. Das wurde nun guter Ton. Den Sylphiden des Directoriums wuchſen lange Flügel, das ſtrotzende Roth ihrer

Wangen verwandelte sich in ein interessantes Blaß, der Blick, der früher so dreist ins Leben geschaut, wandte sich schwermüthig zum Himmel.

Von den Frauen ging der Cultus dieser Gedichte aus, in allen Salons wurden sie mit Begeisterung vorgetragen, und zahlreiche Sängerinnen, jung und alt, versuchten ihnen nachzustammeln. In erster Reihe steht Me. Amable Tastu (22 J.), aus Metz. Schon als Kind hatte sie der Kaiserin Josephine ein Gedicht „le reséda" überreicht; ein zweites Gedicht, „le narcisse", veranlaßte in ihrem 18. J. die Heirath mit einem Buchhändler in Perpignan. Ihre Elegien athmen durchweg eine sanfte, bescheidene Resignation: hervorzuheben ist der schöne tief empfundene Vers:

„Hélas! à chaque pas nous sentons sur la route
De nos jeunes respects le coeur se délier!"

Nicht weniger Beifall fanden die Gedichte der Me. Marceline Desbordes-Valmore (33 J.), die mit ihren sehnsuchtsvollen Klängen sich ganz dem Tonfall Lamartine's anschlossen.

Fast in denselben Tagen, wo die „Meditationen" erschienen — 6. März 1820 — erlebte P. Lebrun auf dem Theater mit seiner „Marie Stuart" einen glänzenden Triumph. — Wer das Drama liest, ohne Schiller zu kennen, wird zugeben, daß es ein gutes Stück ist und sich von allen Leistungen der französischen Bühne jener Zeit außerordentlich unterscheidet. Die Aenderungen Lebrun's sind nicht durchweg zum Nachtheil des Stücks. So hat er z. B. gefühlt, daß dem letzten Act alle Spannung fehlt, er läßt daher Mortimer im vorletzten Act nicht umbringen, sondern noch Pläne zur Befreiung Mariens entwerfen, so daß bei der Möglichkeit des Gelingens für die Katastrophe noch einige Zweifel übrig bleiben. Daß die lyrischen Exclamationen sich dem Versmaß des Dialogs fügen müssen, ist nur ein mäßiger Verlust, denn auch im Alexandriner lesen sich diese Verse sehr schön. Die meisten Aenderungen entspringen aus dem Bedürfniß, die Zeit der Aufführung und die Zahl der Personen zu mäßigen und die Veränderung der Decoration unnöthig zu machen, und wenn das zu einigen gewaltthätigen Schnitten geführt hat, z. B. zur Auslassung der wichtigen, freilich höchst wilden Scene zwischen Mortimer und Maria, und des letzten Auftretens der Elisabeth, so ist dadurch auch manche unnöthige Breite verkürzt. Freilich muß es Wunder nehmen, wenn französische Kritiker das Stück grade so besprechen, als wenn es ein Originalstück wäre, denn Lebrun gehört keine Zeile davon an. Aber er hatte sich doch ein

wichtiges Verdienſt erworben, es war der erſte Schritt zur ſpäteren Umgeſtaltung des franzöſiſchen Dramas. Im Journal des débats behauptete der Referent, Schlegel habe einen außerordentlichen Courier hingeſchickt, um über den Erfolg ſofort dem Bundestag zu berichten. Uebrigens lobte er Lebrun, „d'avoir séparé assez habilement l'or pur du plomb vil, d'avoir su éviter adroitement les fautes nombreuses qui déshonorent l'ouvrage de Schiller.“ Dennoch habe er nicht genug gethan, er habe einigemal die Einheiten gröblich verletzt und unpoetiſche Ausdrücke gebraucht.

Seit 1820 hat ſich die Stellung des Dichters den Stoffen wie dem Publicum gegenüber durchaus umgewandelt; ob zum Vortheil der Dichtkunſt, iſt eine Frage, die ſich nicht leicht entſcheiden läßt. Die dichteriſche Perſönlichkeit hat ohne Zweifel verloren, denn wenn der Stolz des Dichters über ſeinen Genius ins Unendliche gewachſen iſt, ſo hat er darüber das geſunde Selbſtgefühl eingebüßt, das ihn früher zum Liebling und gewiſſermaßen zum Führer der Geſellſchaft machte. Er ſieht die Welt ſich feindlich gegenüber ſtehn; er hält ſich für berufen, ſie zu richten und zu bilden; für ſich nimmt er eine Ausnahmeſtellung in Bezug auf Sitte und Geſetz in Anſpruch, dann aber verkündigt er ſeine ſubjectiven Eingebungen als den Glauben und das Ideal der Zukunft, er richtet das Götterbild auf, vor dem das künftige Geſchlecht ſich niederzuwerfen habe. Fortwährend getrieben, ſein Inneres herauszukehren, legt er den Bewegungen deſſelben eine übertriebene Wichtigkeit bei, die ihn nicht blos zu einem ungerechtfertigten Selbſtgefühl, ſondern auch wohl zur Lüge gegen ſich und Andre verführte. Die göttliche Sendung des Poeten ſoll ſich auch in ſeinem äußern Glanz offenbaren: die Welt muß ihm Weihrauch ſtreuen, oder proſaiſcher ausgedrückt, er muß in Sammt und Seide gekleidet ſein und Schildkrötenſuppen ſpeiſen; ſtatt deſſen läßt die Welt ihn hungern, während gemeine Handarbeiter reich werden. Während der Dichter auf der einen Seite den höchſten Idealen nachgeht, die dem Pöbel unzugänglich ſind, während ihm die Kunſt als das Heiligthum gilt, das nur von Braminen geflegt werden ſollte, treibt ihn die Enttäuſchung über den äußern Erfolg ſehr leicht dahin, um ſeiner Würde den nothwendigen äußern Glanz zu geben, die Mittel ſeiner verhaßten Nebenbuhler anzuwenden. Und ſo erleben wir nicht ſelten das widerwärtige Schauſpiel, daß die Poeſie in demſelben Augenblick, wo ſie den überſchwenglichſten Idealen nachzujagen glaubt, ſich der gemeinſten Induſtrie verkauft. Dieſe Induſtrie wird um ſo gemeiner, wenn ſie auf die heiligſten Empfindungen ſpeculirt, wenn ſie

den augenblicklichen Cours, in dem die Ideen des Chriſtenthums, der Freiheit, der Liebe, der Humanität an der Börſe ſtehn, escomptirt.

V.

Während die ultramontane Partei, hauptſächlich durch den Einfluß der Frau von Cayla, bei Hof immer mächtiger wurde, war ſie auch in der Preſſe von einer Rührigkeit ohne Gleichen. Lamennais ſchrieb eine „Apologie" ſeines Hauptwerks, ein anderer Abbé, Genoude (29 J.), gründete die „Gazette de France", in welcher die Reaction dem größern Publicum mundgerecht gemacht wurde. Die „Quotidienne" hatte ihre Blüthezeit; außer Michaud und Fiévée traten darin zwei junge Hiſtoriker auf, Bazin und Capefigue.

Lamartine, durch ſeine Gedichte der Liebling des Hofs und der Frauen, wurde in die diplomatiſche Laufbahn eingeführt: er ging als Attaché der Geſandtſchaft nach Florenz. Dort heirathete er eine reiche Engländerin, Mariane Birch, die ſich in ſeine Verſe verliebt hatte; außerdem machte er eine bedeutende Erbſchaft und hatte auch von den Gedichten eine anſehnliche Einnahme. Im Einverſtändniß mit ſeinem Chef, Fontenay, bemühte er ſich, zwiſchen den leidenſchaftlich erregten Parteien Italiens zu vermitteln.

26. Febr. 1821 ſtarb in Turin Joſeph de Maiſtre (68 J.), in hohen Würden, aber tief bekümmert über das Umſichgreifen des revolutionären Geiſtes. — „Nés fort mal à propos, trop tôt ou trop tard, nous avons essayé toutes les horreurs de la tempête sans pouvoir jouir de ce soleil qui ne se lèvera que sur nos tombes. Surement Dieu n'a pas remué tant de choses pour ne rien faire; mais, franchement, méritons-nous de voir de plus beaux jours, nous que rien n'a pu convertir, je ne dis pas à la religion, mais au bonsens, et qui ne sommes pas meilleurs que si nous n'avions vu aucuns miracles?" Diesmal kommt die Gefahr nicht mehr von Unten. „Du temps de la canaillocratie je pouvais dire leurs vérités à ces inconcevables souverains; mais aujourd'hui ceux qui se trompent sont *de trop bonne maison* pour qu'on puisse se permettre de leur dire la vérité. La revolution est bien plus terrible que du temps de Robespierre; en s'élévant elle s'est raffinée. La différence est du mercure au sublimé corrosif. Le mal est tel qu'il annonce évidemment une explo-

sion divine. Mais quand?“ — Endlich kurz vor seinem Tode: „*Hic jacet*, voilà ce qui va bientôt me rester de tous les biens de ce monde. *Je finis avec l'Europe, c'est s'en aller en bonne compagnie.*“ Ein Bonmot war sein Abschied vom Leben.

„L'homme des doctrines anciennes“, schreibt Ballanche, „le prophète du passé vient de mourir . . . Paix à la cendre de ce grand homme de bien!“

Die Fortschritte der Reaction trieben auch den Liberalismus in die Extreme. 1. Mai 1821 wurde von drei jungen Leuten in Paris, Bazard, Buchez und Flotard die Gesellschaft der französischen Carbonari gegründet, ganz nach dem Vorbild der italienischen, mit einer sehr verwickelten Hierarchie von „Venten“ und „Centralventen“ und einer Geheimnißkrämerei, welche die Phantasie unheilvoll beschäftigte, ohne praktisch von Bedeutung zu sein. Ihr Hauptaugenmerk war auf das Militär gerichtet, den entschiedensten Erfolg aber hatten sie bei der Schuljugend, die durch diese Gewohnheit des Verschwörens ohne einen bestimmten Zweck für ihre ganze Zukunft corrumpirt wurde. Mit Ungeduld lauschte man auf Nachrichten von der italienischen Erhebung, an der auch Lord Byron sich moralisch betheiligte.

Die Mehrzahl der Verschwörer waren namenlose Leute; da sie einen Namen brauchten, wandten sie sich an Lafayette, der im Ruf stand der echte Vertreter der Revolution von 1789 zu sein. Der alte Mann ging ohne Weiteres auf die Sache ein, mit ihm seine Parteigenossen Manuel und d'Argenson; B. Constant und General Foy, obgleich eingeweiht, hielten sich doch in gemessener Entfernung. — Lafayette glaubte die Verschwörung zu leiten, während er doch blind der Stimmung der Jugend folgte, die unruhig, nervös, gereizt, selber nicht wußte, wohin sie wollte.

Lafayette nahm eine ganz eigenthümliche Stellung ein. Für die Jugend — Zeugniß ist uns Thierry — war er das ideale Bild der guten alten Zeit. Guizot, sein entschiedner Gegner, läßt seiner Gesinnung volle Gerechtigkeit wiederfahren. „Sa bienveillance, un peu banale envers les personnes, n'en était pas moins, pour l'humanité en général, vraie et profonde. Son courage et son dévouement étaient faciles, empressés, sérieux sous des apparences quelquefois légères, et d'aussi bon aloi que de bonne grâce. Il a eu, dans sa vie, une constance de sentiments et d'idées et des jours de résolution vigoureuse qui

feraient honneur aux plus fermes amis de l'ordre et de la resistance ... Mais il manquait de jugement politique, de discernement dans l'appréciation des circonstances et des hommes, et il avait un laisser-aller sur sa propre pente, une imprévoyance des résultats probables de ses actions, un besoin permanent et indistinct de faveur populaire qui le faisaient dériver bien au delà de ses vues, et le livraient à des influences d'un ordre très-inférieur, souvent même contraire à sa nature morale comme à la situation." Sehr feine Züge findet auch Lamartine. „Son impatience ardente de l'anéantissement des préjugés et des servitudes qui avilissent l'esprit humain, une passion sainte des progrès de l'humanité sur tout le globe, une importance personelle qui comptait pour rien sa vie, mais qui comptait son nom pour tout, et qui lui donnait envers lui-même cette sorte de culte et de superstition que les fanatiques ont pour leur idée, étaient à la fois la vertu, le tort et l'excuse de M. Lafayette. Il faut ajouter deux qualités qui le rendaient éminemment propre au rôle de conspirateur: une froideur extérieure qui, masquant l'enthousiasme concentré et systématique de son âme, ne se trahissait par aucune agitation devant le danger; et une médiocreté de nature qui ne correspondait pas assez à la grandeur de ses pensées, et qui, en écartant de sa personne l'envie, cet ennemi implacable des hommes supérieurs, laissait à tous les chefs de parti, groupés autour de sa popularité volontaire, la satisfaction de servir ses idées, sans avoir l'humiliation de fléchir sous son génie."

Die Pläne der Verschwornen hatten bald eine republicanische, bald eine bonapartische Richtung. Die letztere wurde durch ein Ereigniß verstärkt, von dem man eigentlich hätte annehmen sollen, daß es sie aufhob: den Tod Napoleon's auf St. Helena, 5. Mai 1821.

Napoleon hatte durch seine letzten Schriften dafür gesorgt, sich dem Volk als Märtyrer der Freiheit darzustellen, und seine Leidensgefährten — Las Casas, Montholon, Gourgaud, — hatten dies Lügensystem kräftig unterstützt. Er wandte sich an alle Leidenschaften, Empfindungen und Stimmungen; er suchte sich allen Parteien verständlich zu machen, um sie gegen das Bestehende aufzuhetzen. Die Gluth seiner erfindenden Phantasie, die wir in seinen Proclamationen an den Pyramiden bewundert, zeigte sich noch mächtiger in seinen Memoiren; er wußte seinen Tod mit einem theatralischen Geschick zu arrangiren, daß seine frühere Kunst,

da er noch in Talma's Schule ging, nicht daneben in Betracht kam. Sein Leben wurde nun eine Legende, seine Gestalt vom Mythus umgebildet, und in der Vergötterung hörte alle Kritik auf. Da die Liberalen ihn nicht mehr zu fürchten hatten, machten sie ihren Helden aus ihm: er war gefallen durch die Kosaken, die heilige Allianz und die Pfaffen; in ihm verkörperte sich nicht blos die Macht und Ehre, sondern auch die Freiheit Frankreichs. Die anscheinende Heuchelei erregt Ekel; aber viele von den Neubekehrten glaubten wirklich, was sie sagten: so ist der Mensch geartet.

Zuerst besang ihn Lebrun, der Dichter der „Maria Stuart", der von einer Reise aus Griechenland zurückkehrte; er verlor dafür seine Pension. Dann folgte Beranger mit einer Reihe von Gedichten.

De vieux soldats m'ont dit: Grâce à ta Muse,
Le peuple enfin a des chants pour sa voix.
Ris du laurier qu'un parti te refuse;
Consacre encor des vers à nos exploits!
Chante ce jour qu'invoquaient des perfides
Ce dernier jour de gloire et de revers! — —
— J'ai repondu, baissant des yeux humides:
Son nom jamais n'attristera mes vers.

Der Tag von Waterloo muß als verflucht ebenso aus dem Munde der Franzosen schwinden wie der Tag von Chäronea aus dem Munde der Athener. Als der Riese fiel, traten die Zwerge zusammen und drückten Europa in Sklaverei. Es war ein böser Traum, jener Tag! — Ein verbannter Franzose — „humble débris d'un héroique empire" — fährt auf einem spanischen Schiff nach Hause: er sieht die Klippe von St. Helena.

Bons Espagnols, là c'éteint votre haine;
Nous maudissons ses fers et ses bourreaux.

Noch zittern alle Könige vor ihm, den sie verrathen haben:

— Et lui, peut-être accablé de souffrance,
A la patrie adresse ses adieux . . .
Ah! ce rocher repousse l'espérance:
L'aigle n'est plus dans le secret des dieux . . '
Il fatiguait la Victoire à le suivre:
Elle était lasse, il ne l'attendit pas. —
Bien au-dessus des trônes de la terre
Il apparaît brillant sur cet écueil.

Sa gloire est là comme le phare immense
D'un nouveau monde et d'un monde trop vieux.

Da wird auf der Küſte die ſchwarze Fahne aufgezogen:

Loin de ce roc nous fuyons en silence;
L'astre de jour abandonne les cieux. —
Pauvre soldat, je reverrai la France,
La main d'un fils me fermera les yeux.

Und ſo pflanzt ſich die Sage vom großen Kaiſer von Geſchlecht zu Geſchlecht fort.

On parlera de sa gloire
Sous le chaume bien longtemps.
L'humble toit, dans cinquante ans,
Ne connaîtra plus d'autre histoire.
Là viendront les villageois
Dire alors à quelque vieille:
Par des récits d'autrefois,
Mère, abrégez notre veille.
Bien, dit-on, qu'il nous ait nui
Le peuple encor le révère.
Parlez-nous de lui, grand mère,
Parlez-nous de lui!

Und nun erzählt ſie, wie er einmal unter ihrem Dach geruht, aus einem Glaſe getrunken, das ſie noch als Heiligthum bewahrt.

Lui, qu'un pape a couronné,
Est mort dans une île déserte.
Longtemps aucun ne l'a cru;
On disait: il va paraître!
Par mer il est accouru,
L'étranger va voir son maître! —
Quand d'erreur on nous tira,
Ma douleur fut bien amère! — —

Nicht alle Poeten waren ſo begeiſtert. „Königliches Blut", ſang der Eine, „hat ſeinen angemaßten Purpur gefärbt! im geheimen Bewußtſein ſeiner Schuld ließ er ſich vom Papſt ſalben; er wollte ſein blutiges Diadem aus den Händen wieder empfangen, von denen Vergebung kommt! Er lebte in der Nacht der Frevel, unkundig des Gottes, der ihn geſendet! Er ſtarb, und die Welt athmet auf."

Der Dichter, Victor Hugo, (19. J.) war der Sohn eines Napoleonischen Generals; seine Mutter, von Abkunft und Gesinnung Vendéerin, war als junges Mädchen mit den Chouans im Lande herumgezogen. 9 Jahre alt, wurde er von seinem Vater nach Madrid berufen und im adeligen Seminar untergebracht. Hier empfing er die ersten Eindrücke jener spanischen Poesie, in welcher die Phantasie über den Verstand hinausgeht. Die erste Restauration begrüßte er mit der royalistischen Begeisterung seiner Mutter. — Zwistigkeiten zwischen dem General und seiner Gemahlin führten endlich zur gerichtlichen Trennung. In den hundert Tagen machte der General von seinem Recht Gebrauch, und entzog den jungen Victor der Mutter, um ihn in das Collége Louis le Grand zu bringen. Das Studium der Mathematik, dem er sich wider Willen hingeben mußte, verstärkte seinen Haß gegen das Kaiserreich.

Bereits in seinem vierzehnten Jahr hatte er ein nach allen Regeln der Aristotelischen Poetik geschriebenes Trauerspiel verfaßt; es spielte in Aegypten und sollte symbolisch die Rückkehr der Bourbons feiern. Im folgenden Jahr bewarb er sich noch von der Schulbank aus um den Preis, den die Academie für ein Gedicht über die Vortheile des Studiums ausgesetzt hatte. Zwei Jahre später sandte er der Academie der Jeux floraux in Toulouse zwei Oden ein: „Die Jungfrauen von Verdun" und „die Wiederaufrichtung der Bildsäule Heinrich's IV."; beide wurden gekrönt. Eine dritte, im folgenden Jahr eingesandt: „Die Aussetzung Mose's im Nil", brachte ihm einen neuen Preis und den Titel eines Maître-ès-jeux-floraux ein. Alle drei Oden waren vom reinsten Wasser des Royalismus. Mit der Herausgabe seiner gesammelten Gedichte (1821) öffnete sich ihm in der Welt eine glänzende Stellung. Die royalistische Partei nahm ihn mit offenen Armen auf, Chateaubriand gab ihm im „Conservateur" den Ehrennamen „das erhabene Kind", er selbst begründete mit einigen Freunden den „Conservateur littéraire" und erhielt vom Hof eine Pension. — Seine Gesinnung verdiente diese Auszeichnung.

„Die Geschichte", sagt er in der Vorrede zu den „Balladen" „ist nur dann poetisch, wenn man sie von der Höhe der monarchischen Idee und der Religion betrachtet." — „Unsre Revolution von Koth und Blut hat nur ein Denkmal hinterlassen, das bleiben wird, den Moniteur, die Geschichte ihrer Greuelthaten. Die Literatur und die Gesellschaft, welche aus der Revolution hervorgingen, widerwärtig und ohnmächtig wie sie selber, sind todt und werden nicht wieder aufstehn." — „Jetzt kennen wir

nur eine von der Religion geweihte Freiheit, eine vom Glauben geadelte Phantaſie." — „Von einer ruchloſen Welt", ruft er dem Schatten Ludwig's XVII. zu, „hat Dein Gott Dich abgerufen. Flieh die wahnſinnige Erde, wo man die Kreuze aus der Erde reißt, wo der Königsmord die Kirchhöfe ſchändet, wo nach Greueln gierig der Mord bis in die Gräber ſteigt, um dort nach Königen zu ſuchen!" Bei der Geburt des Herzogs von Bordeaux: „O Wonne! o Triumph! o Myſterium! geboren iſt das glorreiche Kind, der Engel, welchen ein zum Himmel aufſteigender Märtyrer der Erde verhieß! Der Gott, der auch einmal Kind war, hat die Hoffnung der Heldenmutter erhört. Nun fallen die Nebel der Zukunft. Heil deiner erſten Morgenröthe, o junge Lilie, du zarte Blume, die einem Grabe entſpringt! Nun fürchten wir nicht mehr das Wetter, das am Horizont grollt, denn die Schuld, die auf unſeren Häuptern laſtet, iſt geſühnt durch den Unſchuldigen." — Der Knabe wird getauft. — „Ein König iſt er unter den Menſchenkindern, aber indem er eintritt in den heiligen Ort, wird er, was wir ſind: ein Menſch zu Gottes Füßen. Dieſes Kind iſt unſere Freude, als unſern Heiland hat es Gott geſendet! Maria, die ewig Selige, die ewig Betende, Maria mit den beſcheidenen Strahlen, führt zu dieſer Feierlichkeit ſelber ihre himmliſchen Jungfrauen in ihren alten Tempel mit zwei Thürmen u. ſ. w." — In dem Gedicht von der Findung Moſis wird derſelbe Gegenſtand zu einer irreligiöſen Galanterie benutzt. Das Prophetenkind im Nil in einem Korb von einer Jungfrau gefunden, der Heiland als Kind von einer Jungfrau in einer Krippe gepflegt; der bourboniſche Wunderknabe von einer Heroine geboren, die wenigſtens— nicht mehr verheirathet iſt — eine Irreligiöſität, die auf eine ſehr impertinente Art in Notre-Dame wieder vorkommt, wo Victor Hugo einen Prieſter von einer Zigeunerin, in die er verliebt iſt, ſagen läßt: „Eine ſo ſchöne Creatur, daß Gott ſie der Jungfrau vorgezogen und ſie zu ſeiner Mutter gemacht haben würde, wenn ſie in der Zeit ſeiner Menſchwerdung gelebt hätte!"

Chateaubriand war der Führer dieſer goldnen Jugend: als René, als Liebling der Frauen, als Chriſt, als Pilger nach Jeruſalem, als Vorkämpfer der Legitimität; nach ſeinem Muſter ſuchte ſie ſich zu bilden.

Warum war die junge Romantik katholiſch royaliſtiſch? Aus demſelben Grund, aus dem ſie ſpäter die Kreuze aus der Erde riß und den ſchwarzen Brander der Revolution beſtieg. Der chriſtliche Flitterſtaat war ein Proteſt gegen die Perrücken, die Encyclopädie und die Mathematik.

Die Phantaſie fühlte ſich befangen in dieſem Gewebe von Abſtractionen, und das Gemüth beängſtigt in der Verwirrung der Ideen, die einander verleugneten. Es war eine wunderliche Maskerade. Die Bayaderen fanden ihren Altar, geheiligt durch die Erinnerungen an die Göttin der Freiheit; und die Asceten ihre Zelle, die ein Aſyl geworden war gegen die Stürme der Revolution. Der wohlbeleibte Bourgeois aus der Voltaire'ſchen Schule, der ſeine Religion auf den Grundſatz beſchränkte, nichts Böſes zu thun; der blaſſe Prieſter, der mit dem Crucifix in der Hand den wilden Horden der Chouans im Kampf vorangegangen war; der alte Schnurrbart, der an den Pyramiden gefochten und auf den Eisfelfeldern von Moskau zum Krüppel geſchoſſen war, und der nur einen Gott anbetete, den Gott des Kriegs und den Adler der großen Nation; der geächtete Jacobiner aus den Zeiten des Convents, der mit ſeiner Drehorgel von Dorf zu Dorf wanderte und die Marſeillaiſe ſpielte; Raritätenkrämer, die mit mittelalterlichen Heiligenbildern handelten und die heraldiſchen Farben vergeſſener Wappen erklärten — das Alles drängte ſich an einander. Was konnte dem phantaſiereichen Jüngling näher liegen, als die Rückkehr zu dem, was im Sturm der Zeiten am feſteſten geſtanden hatte, und was am rückſichtsloſeſten der verhaßten, mathematiſch-ökonomiſchen Geſellſchaft widerſprach, zum Glanz der katholiſchen Kirche und zur Heiligkeit des gottgeſalbten Königthums?

Wenn Burke und W. Scott den Abſtractionen der Revolutionsphiloſophie den concreten Inhalt ihres in Stände gegliederten Staatslebens entgegenſetzten, ſo war das nur ein Ausdruck des britiſchen Nationalgefühls gegen die franzöſiſche Phraſe. Aber in Frankreich, wo die Jeſuiten ihre Seminare wieder aufrichteten und der Adel in die alten Paläſte einzog, war der poetiſche Royalismus der Ausdruck einer übermüthigen Partei, die ſich gegen den Geiſt des Volks empörte. Es war die Poeſie des alten Feudaladels, der royaliſtiſcher ſein wollte als der König, d. h. der das Königthum nur ſtärken wollte, um es zu ſeinen Zwecken auszubeuten; des Adels, der in den Cirkeln des Faubourg St. Germain noch herrſchte und durch ſeine Manieren die Romanſchreiber lüſtern machte, nachdem die Baſis ſeiner Kraft, die Unabhängigkeit verloren gegangen war. Nicht das Königthum Richelieu's, Ludwig's XIV. war es, für welches Victor Hugo ſchwärmte — wie hätte er ſich mit der Perrücke und den beſchnittenen Alleen von Verſailles ausſöhnen können! — ſondern das Königthum der Fronde, der Larochejacquelein, des ſpaniſchen Trappiſten, das Königthum,

welches sein Hoflager in der Mitte alter Ritterburgen hielt, umgeben von funkelnden Helmen und geharnischten Rossen.

Die französischen Romantiker von 1821 waren so wenig gläubig als die deutschen Romantiker von 1799; den einen wie den andern war das religiöse Interesse, nach A. W. Schlegel's Ausdruck, eine „prédilection d'artiste". Das Christenthum hatte historischen Inhalt, starke Farben, es regte das Gemüth in seinen Tiefen auf und eignete sich daher viel mehr für eine künstlerische Behandlung als die farblose und nüchterne Weltanschauung der Theophilanthropen, die als schwächliches Residuum der gegen das Christenthum gerichteten Brandung des achtzehnten Jahrhunderts zurückgeblieben war. Chateaubriand hatte ein förmliches Register poetisch brauchbarer Stoffe aus dem Christenthum zusammengestellt, und man lernte die Madonnenbilder der Renaissance nicht weniger goutiren als die gothischen Dome des Mittelalters, für deren Erhaltung V. Hugo eiferte. Ohne den Glauben der Kirche zu theilen, nahm man es Voltaire doch übel, daß er ihn zerstört und so die Kunst ihrer prachtvollsten Stoffe beraubt habe.

Aber diese Gesinnung hielt nicht Stand. Die Lyrik fing damit an, Thron und Altar, Ritterthum und Kirche zu feiern; sie ging dann zu den Elfen und Nixen, zu den Poeten und verkannten Genies über, und vertiefte sich zuletzt in die Menschheit, der sie eine große Zukunft verhieß. So setzte sich die Muse, die sich erst mit den Lilien geschmückt, zuletzt die rothe Mütze auf.

Die alte Tragödie trat mehr und mehr zurück; man wollte auch im Theater den Contrast des Weltlaufs gegen das Recht des Gemüths denkend verfolgen. Lord Byron's Dramen — „Sardanapal", „Kain" machten großen Eindruck; die immer neu wiederkehrenden Klytemnestren, Makkabäer, Römer kamen dagegen nicht auf. Selbst die scurrile Romantik des „Freischütz" fand einige Verehrer. — Von den Werken der alten Schule setzte sich nur Cas. Delavigne's „Paria" durch. Er entspricht dem philanthrophischen Geist des Classicismus. Conflict der menschlichen Freiheit mit den Vorurtheilen eines hierarchischen Systems, ohne historische oder locale Bestimmtheit. Diesmal ist Racine das Vorbild, die Handlung ist klarer, das Interesse einheitlicher. Der Schluß eines jeden Acts wird durch den Eintritt des Chors bezeichnet, der lyrisch die Stimmung reflectirt, die aus der vorhergehenden Handlung entspringt. — Ein junger Paria, Idamor, verläßt seinen Vater, mischt sich unerkannt unter die Krieger-

ſchaaren ſeines Landes und zeichnet ſich durch ſeine Tapferkeit bald ſo aus, daß er zum Chef des Kriegerſtamms gewählt wird. Er verliebt ſich in die Tochter des Oberbraminen, Neala, und dieſer ehrgeizige Mann bewilligt ihm endlich ihre Hand, um ihn beſſer zu beherrſchen. Die Hochzeit ſoll gefeiert werden, da kommt Idamor's Vater dazwiſchen und verlangt von ſeinem Sohn, er ſolle mit ihm zurückkommen. Idamor zaudert: Conflict zwiſchen Sohnespflicht und Liebe. Er giebt ſich Neala zu erkennen; nachdem hier das erſte Braminen-Vorurtheil überwunden iſt, was ziemlich ſchnell geſchieht, fordert er ſie auf, mit ihm zu entfliehn: auch hier Conflict zwiſchen Tochterpflicht und Liebe. Endlich giebt ſich der alte Paria als Mitglied eines verfluchten Stammes zu erkennen; er ſoll getödtet werden, da ruft Idamor: es iſt mein Vater! Nun wird über ihn Gericht gehalten und er wird zum Tode verurtheilt, eigentlich nicht aus religiöſen Gründen, ſondern weil der ehrgeizige Prieſter ſich eines gefährlichen Nebenbuhlers entledigen will. Er wird denn auch wirklich geſteinigt, aber die poetiſche Gerechtigkeit bleibt nicht aus: Neala erklärt vor allem Volk, daß ſie, obgleich eine Braminin, den Paria geliebt habe; ſie verläßt ihren Vater und folgt dem Vater ihres Geliebten in die Wildniß. — Die Charaktere ſind höchſt rationaliſtiſch; weder der Bramine noch der Paria hat ein ſpecifiſches Braminen- oder Pariagefühl, der Eine iſt der ehrgeizige Heuchler, der Andere leidet unter einem lediglich äußern Conflict. Die Trennung der Racen wird als zufällige Thatſache hingeſtellt; wir erleben ſie nicht, es iſt ein Rechenexempel mit gleichgiltiger Vorausſetzung.

Immer lebhafter wurde das Intereſſe der Gebildeten an Shakeſpeare. Guizot ſchrieb darüber ein kleines Werk, in dem namentlich die Beſprechung der Luſtſpiele Aufmerkſamkeit verdient. Nach Guizot iſt bei allen übrigen Völkern, auch bei den Griechen, das Luſtſpiel von der Tragödie ſtreng geſchieden: das erſtere ſchildert die wirklichen Sitten. — Nicht ſo bei Shakeſpeare. Der Dichter nahm den Stoff der dramatiſchen Kunſt, Natur und Schickſal, in ſeiner Ganzheit, mit allen Contraſten, die ſich in der Wirklichkeit darin begegnen.

Seine Komödie beſchränkte ſich nicht auf die Darſtellung beſtimmter Sitten und durchgeführter Charaktere; ſie ſuchte nicht mehr die Dinge und die Menſchen unter einer zwar lächerlichen aber wahren Geſtalt zu ſchildern: ſie ward ein phantaſtiſch-romantiſches Geiſteswerk, ein Zufluchtsort für alle jene ergötzlichen Unwahrſcheinlichkeiten, welche die Phantaſie aus Trägheit oder Laune nur an einem dünnen Faden zuſammenreiht, um

daraus allerlei bunte Verknüpfungen zu bilden, die uns erheitern und interessiren, ohne eben dem Urtheil der Vernunft Stand zu halten. Anmuthige Gemälde, Verwechslungen, witzige Aufgaben, welche Verkleidungen herbeiführen, das ward der Stoff jener harmlosen leicht zusammengewürfelten Spiele. Die italienischen Novellen waren eine Lieblingslectüre des Publicums: diese Fundgrube zog die Aufmerksamkeit Shakespeare's schon früher auf sich. Seine junge und glänzende Einbildungskraft wiegte sich gern in jenen Stoffen, wo sie, des strengen Vernunftjochs baar, auf Kosten der Wahrscheinlichkeit alle möglichen ernsten und starken Effecte bereiten konnte. Er goß in seine Comödien alles hinein, ausgenommen die logische Verknüpfung. In seinen Tragödien findet man schwerlich eine Situation, die nicht auch in den Comödien vorkäme: aber was sich dort in die tiefste Tiefe erstreckt, was sich fruchtbar an erschütternden Folgerungen erweist, was sich streng in eine Reihe von Ursachen und Wirkungen einfügt, das ist hier nur für einen Augenblick hingeworfen, um einen flüchtigen Effect zu erzielen und sich ebenso schnell in einer neuen Verknüpfung zu verlieren.

In einem ähnlichen Sinn wirkte Ulrich Guttinger (37. J.) durch seine kritischen Schriften; mit ihm sein Freund Delatouche. Nicht geringes Aufsehen machte 1821 als Specimen der romantischen Kunst ein wunderliches Werk: „Smarra ou les démons de la nuit". Der Verfasser, Charles Nodier (41. J.) hat sich über diese eigenthümliche Composition ausführlich ausgesprochen. — Einmal stieß er auf den Vers von André Chénier: „Sur des sujets nouveaux faisons des vers antiques!" „Diese Idee ergriff mich auf eine ganz eigenthümliche Weise, und ich muß zur Erklärung und Entschuldigung meiner Schlüsse hinzusetzen, daß ich in dem bestimmten Vorgefühl einer literarischen Wiedergeburt damals allein stand. Für das Genie konnte das eine Offenbarung sein, für mich war es nur eine Qual. Ich wußte wohl, daß die Gegenstände nicht erschöpft waren, daß es noch unermeßliche Gebiete gab, welche die Einbildungskraft ausbeuten konnte; aber ich wußte es dunkel, in der Weise mittelmäßiger Leute. Ich lavirte von weitem auf der Höhe von Amerika, ohne zu bemerken, daß es dort eine Welt gab. — Ein Umstand machte mich aufmerksam. Gegen das Ende einer jeden Literatur hin scheint sich die Erfindung in demselben Verhältniß zu bereichern, wie der Geschmack sinkt, und die Schriftsteller, in denen sie am lebhaftesten sprudelt, scheinen durch eine seltsame Scham zurückgehalten zu werden, und zeigen sie der

Menge nur unter der Maske des Cynismus und des Hohns. So Lucian, Apulejus und Voltaire. Ich begriff, daß eine ernsthafte Darstellung des Phantastischen etwas ganz Neues wäre, und ich bemühte mich, in dem Menschen selbst die Quelle eines Phantastischen zu entdecken, das nur aus natürlichen Eindrücken oder allgemein verbreiteten Vorurtheilen hervorginge und daher als wahr oder als wahrscheinlich dargestellt werden könnte. Aus diesem Bestreben ging die Novelle Smarra hervor. Das Leben eines poetisch organisirten Menschen theilt sich in zwei Reihen von Empfindungen, die einander an Stärke beinahe gleichkommen: die Illusionen des Wachens und die Illusionen des Traumlebens. Es wundert mich, daß die Dichter so selten von den Gebilden des Schlafes Gebrauch gemacht haben, denn es ist unzweifelhaft, daß die kühnsten Eingebungen dieser Art eine künstlerische Realität hätten gewinnen können. Ich wurde zu einem Versuch um so mehr getrieben, da für mich das Feenspiel des Schlafes viel lichtvoller ist, als meine Liebe, mein Interesse und mein Ehrgeiz. Nur ein Umstand schreckte mich zurück, ich fand für mein Vorhaben in den alten Classikern kein Vorbild, und mein Glaube an diese war seit meiner frühsten Jugend unerschüttert. Endlich entdeckte ich im Apulejus den Rahmen einer Fabel, wie ich sie brauchte. Nun bemühte ich mich, aus den Classikern alle jene beinahe unübersetzbaren Ausdrücke nachzubilden und immer von neuem wieder nachzubilden, die ich zu der Farbengebung meines noch unbestimmten Bildes verwerthen konnte. Das ganze Buch wurde auf diese Art gewissermaßen eine alexandrinische Sammlung eigenthümlicher, den Classikern entlehnter Ausdrücke und Wortfügungen, aufs sorgfältigste durchgearbeitet und künstlich mit der flüchtigen, nebelhaften Färbung eines Traums überfirnißt. Smarra ist der illyrische Ausdruck für das Alpdrücken, und meine Kenntniß des illyrischen Lebens, in welchem sich die Reste des Classischen am längsten erhalten hatten, gab mir das nöthige Costum. Sonderbarerweise wurde das Buch gerade von den Classikern als ein romantisches bezeichnet und angefochten."

Die Methode des Schaffens begegnet uns bei jeder literarischen Uebergangszeit, nur daß die mehr empfänglichen als schöpferischen Talente einer solchen Periode sich selten über das, was sie thun, so klar werden. Man fühlt das Bedürfniß nach etwas Neuem und Ungewöhnlichem, und weil man es in sich selbst nicht findet, so wendet man sich an die Kritik und die Gelehrsamkeit, und sucht für den Inhalt wie für die Form nach Präcedenzen, die man dann mit dem gegenwärtigen Geschmack wohl oder

übel verknüpft. Aber die Reflexion ist niemals im Stande, auch nur den Schein der Naivetät herzustellen, und dies ist doch die einzige Form, in der wir das Phantastische ertragen. Nodier wendet, um das Duftige der Traumbilder wiederzugeben, Farben an, die durch ihre Schwere das leichte Spiel erdrücken.

„Entre des colonnes d'un marbre à demi transparent, sous douze coupoles brillantes qui réfléchissent dans l'or et le cristal les feux de cent mille flambeaux, les jeunes filles de Thessalie, enveloppées de la vapeur colorée qui s'exhale de tous les parfums, n'offrent aux yeux qu'une forme indécise et charmante qui semble prête à s'évanouir. Le nuage merveilleux balance autour d'elles ou promène sur leurs groupes enchanteurs tous les jeux inconstans de sa lumière, les teintes fraîches de la rose, les reflets animés de l'aurore, le cliquetis éblouissant des rayons de l'opale capricieuse. Ce sont quelquefois des pluies de perles qui roulent sur leurs tuniques légères, ce sont quelquefois des aigrettes de feu qui jaillisent de tous les noeuds du lien d'or qui attache leurs cheveux. Ne vous effrayez pas de les voir plus pâles que les autres filles de la Grèce. Elles appartiennent à peine à la terre, et semblent se réveiller d'une vie passée. Elles sont tristes aussi, soit parce qu'elles viennent d'un monde où elles ont quitté l'amour d'un Esprit ou d'un Dieu, soit parce qu'il y a dans le coeur d'une femme qui commence à aimer un immense besoin de souffrir."

An „Smarra" schließen sich noch eine Reihe phantastischer Erfindungen an, die Balladen und Fabeln nach dem Illyrischen, „Trilby oder der Kobold von Argyle"; „La fée aux miettes", die „Geschichte von Jean Sbogar", nach einer wirklichen Begebenheit bearbeitet, deren Augenzeuge Nodier während seines Aufenthalts in Illyrien war. Mitunter gelingt es dem Dichter, sich zu jener humoristischen Freiheit zu erheben, die den Franzosen so schwer fällt, trotz ihres Esprit. Durch die Academie ist sowohl dem Wortvorrath als der Syntax jene exacte Regelmäßigkeit gegeben, die alle behagliche Breite und Ausführlichkeit ausschließt, und zwar sind diese Formen so in das Fleisch und Blut der französischen Sprache übergegangen, daß man bei jeder Neuerung die subjective Willkür herauserkennt. Wie Hoffmann, geht Nodier darauf aus, psychologische Wunderlichkeiten, oder auch phantastische Bilder aus der übersinnlichen Welt mit beständiger Beziehung auf die literarischen Streitfragen der Gegenwart zu

anmuthigen Gemälden zu umreißen: aber bei Hoffmann gründen sich diese Bilder auf ein Gesicht, bei Nodier auf eine Reflexion, für welche der Schriftsteller in der reichen Fülle seiner Gelehrsamkeit nach Beispielen sucht. Hoffmann findet das Fratzenhafte, Schauerliche u. s. w. in sich selbst. Nodier sucht es aus ästhetischen Gründen draußen. Am anmuthigsten wird er in den Arabesken, in der Schilderung zierlicher Thierbewegungen, z. B. im „Songe d'or". Seine Figuren sind chimärisch, aber die Anmuth des Stils umgiebt diese Schattenbilder mit einer poetischen Atmosphäre.

Seine Opposition gegen Boileau ist von einem starken lebendigen Sprachgefühl getragen: bei manchen seiner poetischen Arbeiten ist sein Hauptzweck, veraltete Wörter oder Redewendungen wieder einzubürgern. Zuweilen überraschte er seine Freunde, wenn er im „Journal des Débats" im Stil von Comines schrieb. Er hat mehrmals den Anlauf genommen, seine sprachlichen Studien zu einem wissenschaftlichen Abschluß zu bringen, indeß wurde er nie damit fertig, und das Wörterbuch, welches das Hauptwerk seines Lebens werden sollte, ist Torso geblieben.

Zum Theil entsprang das Ansehn, dessen sich Nodier allgemein erfreute, aus seiner persönlichen Liebenswürdigkeit. Sein gutes Herz und seine Neigung zum Spott mischten sich im Leben wie in der Dichtung fast überall auf eine anmuthige Weise. Häufig mystificirte er sich selbst mit einer so gut gespielten Bonhommie, daß man geneigt war, ihn gegen seine eignen Angriffe zu vertheidigen. Niemals traf man ihn auf der Heerstraße, er suchte die verborgensten Fußpfade auf, um seiner Laune nachzugehn. Sein abenteuerlicher Geist versuchte sich an Allem. Aber in der Regel blieb er mitten im Wege stehn, sobald die Sache über das Behagen des Traums hinausging.

In seiner politischen Gesinnung blieb nur Eines fest, sein Haß gegen Napoleon; im Uebrigen vertrat er jede besiegte Partei und war Frondeur gegen jede Regierung. Unter der Republik war er Christ, unter Bonaparte halb Girondist, halb Chouan, unter Karl X. feierte er die Helden des Convents. Als Philolog gewissenhaft bis zur Pedanterie, in seinen Dichtungen bizarr und romantisch, nahm er die Untersuchung eines Jota subscriptum ebenso ernst, wie die leidenschaftlichsten Ergüsse des Herzens. Sein wissenschaftliches Interesse bezog sich fast nur auf Curiositäten, und in seinen Lieblingsfeldern, der Zoologie und der Grammatik, vertrat er am liebsten eine unhaltbare Paradoxie. So ist es auch in seinen Dichtungen.

Der Geiſt des Zweifels zieht ſich wie ein rother Faden durch alle ſeine Schriften und veranlaßt ihn zuweilen zu den artigſten Einfällen. Es giebt nach ihm nur relative Wahrheiten, il n'y a de faux que l'absolu. Nur wenn man auf den Urſprung der Sprachen zurückgehe, finde man in der ſinnlichen Anſchauung Spuren unmittelbarer Wahrheit. Je weiter man ſich vom Urſprung entfernt, deſto unſicherer wird das Wiſſen. „Le genre humain est presque toujours mené par le faux — Il n'y a que l'absurde qui puisse être nouveau, ce qui n'empêche pas qu'il y ait beaucoup plus de faux que de vrai dans ce qui est ancien.“ Alle wahren Quellen des ſittlichen Lebens, auch der Geſchmack, kommen auf den Inſtinct heraus, die ſchlechteſte Führerin des Menſchen iſt la sotte et présomptueuse raison. Le bon sens des masses, c'est l'instinct de leur intérêt, und die Moral iſt das geſetzlich fixirte Intereſſe. Ein andermal nennt er die Moral l'éclecticisme des religions. Der Glaube iſt der moraliſche Inſtinct des Geſchlechts, durch die Offenbarung in Gewißheit verwandelt. „L'homme qui possède la foi est placé par ce seul avantage au premier rang de la civilisation, parce qu'il vit affranchi des vaines inquiétudes qui la tourmentent;“ indeß bleibt Nodier's Wahlſpruch doch, wie der aller Realiſten, Calderon's: „Von aller Gewißheit iſt der Zweifel das Gewiſſeſte.“

Auch Nodier zählt in der Literatur mehr als Proſaiker und Kritiker; er gehört in die Reihe der Beyle, Courier, Thierry u. ſ. w. — Die franzöſiſche Proſa nahm faſt von Jahr zu Jahr einen neuen Schwung. — Villemain (31. J.) kam 1821 in die Academie, an Stelle von Fontanes; Sismondi veröffentlichte die drei erſten Bände ſeiner franzöſiſchen Geſchichte, das erſte gründliche Quellenwerk, welches die Franzoſen erhielten. — Thierry gab ſeine Journalarbeiten auf und machte auf der Bibliothek gründliche Vorſtudien über ſeine Geſchichte der normänniſchen Eroberung, deren Reſultat er täglich ſeinem Freunde Fauriel vorlegte und deſſen Prüfung unterwarf. Noch ſpäter dachte er mit Entzücken an dieſe Zeit angeſtrengter Arbeit. „Les semaines et les mois s'écoulaient rapidement pour moi, au milieu de ces recherches préparatoires, où ne se rencontrent ni les épines ni les découragements de la rédaction; où l'esprit, planant en liberté au-dessus des matériaux qu'il rassemble, compose et recompose à sa guise, et construit d'un souffle le modèle idéal de l'édifice que, plus tard, il faudra bâtir piéce à pièce, lentement et laborieusement. En promenant ma pensée à travers ces

miliers de faits épars dans des centaines de volumes, et qui me présentaient, pour ainsi dire, à nu, les temps et les hommes que je voulais peindre, je ressentais quelque chose de l'émotion qu'éprouve un voyageur passionné à l'aspect du pays qu'il a longtemps souhaité de voir et que souvent lui ont montré ses rêves." — Es kam ihm vor Allem darauf an, Spuren von der Fortdauer des Racenunterſchieds zwiſchen Sachſen und Normannen auch in den ſpätern Zeiten zu entdecken.

Guizot hielt (ſeit 7. Dec. 1820) Vorleſungen über die „Origines du gouvernement répresentatif en France": er wollte die revolutionären Theorien bekämpfen, ihre überlieferten Begriffe kritiſch realiſiren, und den Franzoſen wieder Achtung vor ihrer Geſchichte einflößen. Die Jugend, die ihn hörte, zum Theil in die geheimen Geſellſchaften eingeweiht, brachte ihm anfangs Mißtrauen entgegen. Eine neue Ausgabe des Mably mit Anmerkungen war die Frucht dieſer Studien. — Zugleich begann er die Vorarbeiten für ſeine engliſche Geſchichte.

Deshalb vernachläſſigte er die Politik keineswegs. In einer Reihe von Flugſchriften: „des moyens de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France", „des conspirations et de la justice politique" und „de la peine de mort en matière politique" ſuchte er den Eifer der herrſchenden Partei zu mäßigen. „Le pouvoir n'est pas libre d'être excellent à lui tout seul. Il ne fait pas la société, il la trouve; et si la société est impuissante à le seconder, si des principes anarchiques la possèdent, si elle renferme en son propre sein les causes de la dissolution, le pouvoir aura beau faire: il n'est pas donné à la sagesse humaine de sauver un peuple qui ne concourt pas lui-même à son salut." Man hielt ihn allgemein für einen Oppoſitionsmann, und er wurde aufgefordert, in die Carbonari zu treten. Er zuckte die Achſeln. „J'ai peu de goût naturel pour l'opposition, et plus j'ai avancé dans la vie, plus j'ai trouvé que c'était un rôle à la fois trop facile et trop périlleux. Il n'y faut pas un grand mérite pour réussir, et il y faut beaucoup de vertu pour résister aux entraînements du dehors et à ses propres fantaisies."

In der Schrift „des communes et de l'aristocratie" 1821 zeigt Barante 39 J. — jetzt Mitglied der Pairskammer, wo er mit Talleyrand und Broglie die Oppoſition leitete — die Gefahren, die für Frankreich daraus hervorgehen, daß die Bureaukratie vom Volk ganz getrennt, und

daß die Selbständigkeit der Communen ganz unterdrückt ist. „Wenn in Frankreich die Trennung zwischen den beiden Classen, Administration und Unterthanen, fortdauert, so wird man umsonst versuchen, der Regierung freie, berathende Formen zu geben; das Volk wird dadurch weder an Freiheit noch an Würde gewinnen. Die mindeste Veränderung in den oberen Schichten, eine plötzliche Ueberraschung, eine Intrigue, ein Aufstand, oder blos ein panischer Schreck: wenn dadurch der Mittelpunkt eine neue Form erhält, so ist das Volk jedes regelmäßigen Widerstands unfähig, eine Sclavenheerde, die ihr Schicksal von Oben erwartet. Die Repräsentativregierung kann auf dem Boden byzantinischer socialer Zustände keine Wurzel schlagen; sie bleibt eine fruchtlose, eitle und lügenhafte Form." —

In demselben Sinne fordert Royer-Collard die freie Presse; sie sei das nothwendige Gegengewicht gegen die Centralisation. „Die Centralisation ist aus der Zertrümmerung der alten Gesellschaft hervorgegangen; mit dieser sind eine Menge municipaler Einrichtungen und unabhängiger Magistraturen gefallen, die als Knotenpunkte von Privatrechten wahre Republiken innerhalb der Monarchie bildeten . . Nun aber nähert sich der Strom der Demokratie, von schwachen Dämmen eingedeicht. Die Demokratie ist überall, in der Industrie, im Besitz, in den Gesetzen, in den Erinnerungen. Die Mittelclassen haben fortdauernd an Macht und Einfluß, an Besitz und Einsicht zugenommen, sie haben mit dem Verlangen auch das Recht der Theilnahme am Staat. Das ist die Demokratie, wie ich sie verstehe: oui, elle coule à pleins bords dans cette belle France, plus que jamais favorisée du ciel. Mögen Andere darüber grollen, ich freue mich, daß die Vorsehung eine größere Zahl ihrer Geschöpfe an den Wohlthaten der Bildung Theil nehmen läßt." —

Um diese Zeit wanderten zwei junge Provençalen in Paris ein, um dort für die Sache des Liberalismus zu arbeiten: Mignet und Thiers, der eine 26, der andere 25 Jahre alt, beide zu Aix in derselben Schule erzogen, auf der Universität zur Jurisprudenz vorgebildet und dann in den Advocatenstand aufgenommen, beide aufs innigste mit einander befreundet. Sie wohnten in Paris auf demselben Zimmer und machten dieselben Bekanntschaften. Mignet hatte eine Preisaufgabe: „de la féodalité, des institutions de St.-Louis et de la législation de ce prince, in drei Monaten vollendet. Er suchte, indem er das Königthum bis an die Grenzen der Revolution verfolgte, eine beständige Wirkung des näm-

lichen Naturgesetzes nachzuweisen. „Cette analogie de causes et d'effets est remarquable et prouve combien les choses agissent avec suite, s'accomplissent de nécessité, et se servent des hommes comme moyens et des événemens comme occasions ... Ainsi depuis l'origine de la monarchie ce sont moins les hommes qui ont mené les choses, que les choses qui ont mené les hommes ... Trois tendances générales se sont tour- à tour déclarées et accomplies: sous les deux premières races, tendance générale vers l'indépendance, qui finit par l'anarchie féodale; sous la troisième, tendance générale vers l'ordre, qui finit par le pouvoir absolu; et après le retour à l'ordre, tendance générale vers la liberté, qui finit par la revolution." Mignet zeigt sich schon hier als systematischer Kopf, der die Thatsachen, die ihm passen, geschickt in Reih und Glied zu stellen und die widersprechenden stillschweigend zu beseitigen versteht.

Die Royalisten hatten beschlossen, dem „Kind des Wunders" durch eine Nationalsubscription die Domäne Chambord zu erstehen: das veranlaßte Courier zu den „Simple discours de Paul-Louis, vigneron, an den Gemeinderath zu Veretz."

Er widerräth den Ankauf; die Gemeinde habe viel nothwendigere Ausgaben und der junge Prinz habe keinen Vortheil davon, die Hofleute würden sich der Beute bemächtigen. „Son metier, c'est de régner un jour, s'il plaît à Dieu, et un château de plus ne l'aidera en rien." Freilich hat man sonst große Feldherrn dotirt, aber „récompenser l'enfant d'être venu au monde comme le capitaine qui gagna des batailles, c'est une idée nouvelle, qui ne nous fût pas venue sans l'avis officiel."

Wenn in frühern Zeiten der Erzieher dem künftigen König sagte: „Maître, tout est à vous; ce peuple vous appartient, corps et biens, bêtes et gens; faites-en ce que vous voudrez!" so hatte das den geheimen Sinn, den künftigen Monarchen zu unermeßlichen Geschenken an den Hof zu ermuntern. „Les princes ayant appris une fois et compris que tout était à eux, on leur enseignait à donner; un précepteur, abbé de cour, en lisant avec eux l'histoire, leur faisait admirer cet empereur Titus qui, dit-on, donnait à toutes mains, croyant perdu le jour qu'il n'avait rien donné, qu'on n'alla jamais voir sans revenir heureux, avec une pension, quelque gratification ou des coupons de rente; prince adoré de tout ce qui avait les grandes entrées ou

qui montait dans les carosses. La cour l'idolâtrait, mais le peuple? — Le peuble? il n'y en avait pas: l'histoire n'en dit mot. Il n'y avait alors que les honnêtes gens, c'est-à-dire, les gens présentés: c'était là le monde, tout le monde, et le monde etait heureux. Faites ainsi, mon maître, vous serez adoré comme ce bon empereur; la cour vous bénira; les poëtes vous loueront, et la postérité en croira les poëtes. Voilà les éléments d'histoire qu'on enseignait alors aux princes."

Was wird der junge Prinz in Chambord lernen? „Là, tout est plein de ses aïeux. Là, il verra partout les chiffres d'une Diane, d'une Châteaubriand, dont les noms souillent encore ces parois, infectées jadis de leur présence. Quelles instructions pour un adolescent destiné à régner! Ici, Louis, le modèle des rois, vivait (c'est le mot à la cour) avec la femme Montespan, avec la fille la Vallière, avec toutes les femmes et les filles que son bon plaisir fut d'ôter à leurs maris, à leurs parents. C'était le temps, alors des moeurs, de la religion; et il communiait tous les jours. Par cette porte rentrict sa maîtresse le soir, et le matin son confesseur. Là, Henri fait pénitence entre ses mignons et ses moines: moeurs et religion du bon temps! Voici l'endroit où vint une fille éplorée demander la vie de son père, et l'obtint (à quel prix!) de François, qui là mourut de ses bonnes moeurs. En cette chambre, un autre Louis ....; en celle-ci, Philippe ....; sa fille ... O moeurs! ô religion! perdues depuis que chacun travaille et vit avec ses enfants. Chevalerie, cagoterie, qu'êtes-vous devenues? Que de souvenirs à conserver dans ce monument, où tout respire l'innocence des temps monarchiques! et quel dommage c'eût été d'abandonner à l'industrie ce temple des vieilles moeurs, de la vieille galanterie (autre mot de cour, qui ne se peut honnêtement traduire), de laisser s'établir des familles laborieuses et d'ignobles ménages sous ces lambris, témoins de tant d'augustes débauches! — Voilà ce que dira Chambord au jeune prince."

Für die Gemeinde hatte der Ankauf von Chambord einen andern Nachtheil, die Nähe des Hofs. „La cour, à six lieues de nous, ne me plaît point. Rendons aux grands ce qui leur est dû; mais tenons-nous en loin le plus que nous pourrons, et, ne nous approchant jamais d'eux, tâchons qu'ils ne s'approchent point de nous, parce

qu'ils peuvent nous faire du mal, et ne nous sauraient faire de bien . . . Vous savez de quel air ils nous traitent, et le bon voisinage que c'est. . Jeunes, ils chassent à travers nos blés avec leurs chiens et leurs chevaux, ouvrent nos haies, gâtent nos fossés, nous font mille maux; et plaignez-vous un peu, adressez-vous au maire, ayez recours, pour voir, aux juges, au préfet, puis vous m'en direz des nouvelles quand vous serez sorti de prison. Vieux, c'est encore pis; ils nous plaident, nous dépouillent, nous ruinent juridiquement, par arrêt de messieurs qui dînent avec eux, honnêtes gens comme eux, incapables de manger viande le vendredi ou de manquer la messe le dimanche; qui, leur adjugeant votre bien, pensent faire oeuvre méritoire et recomposer l'ancien regime."

„Ce sont là quelques inconvénients du voisinage des grands. Y passer est fâcheux, y demeurer est impossible à qui du moins ne veut être ni valet ni mendiant. Vous seriez bientôt l'un et l'autre. Habitant près d'eux, vous feriez comme tous ceux qui les entourent. Là, tout le monde sert ou veut servir. Chacun reçoit ou demande salaire, tend la main, se recommande, supplie. Mendier n'est pas honte à la cour: c'est toute la vie du courtisan. Dès l'enfance, appris à cela, voué à cet état par honneur, il s'en acquitte bien autrement que ceux qui mendient par paresse ou nécessité. Actif, infatigable, il ne s'endort jamais; il veille la nuit et le jour, guette le temps de demander . . . aucun refus, aucun mauvais succès ne lui fait perdre courage. Il n'est affront, dédain, outrage ni mépris qui le puissent rebuter. Qu'on le chasse, il revient, qu'on le batte, il se couche à terre. Frappe, mais écoute, et donne! Du reste prêt à tout. On est encore à inventer un service assez vil, une action assez lâche, pour que l'homme de cour, je ne dis pas s'y refuse, chose inouïe, impossible, mais n'en fasse point gloire et preuve de dévouement. Le dévouement est grand à la personne d'un maître; c'est à la personne qu'on se dévoue, au corps, au contenu du pourpoint, et même quelquefois à certaines parties de la personne, ce qui a lieu surtout quand les princes sont jeunes."

„La cour est un lieu honnête, si l'on veut, cependant bien étrange. De celle d'aujourd'hui, j'en sais peu de nouvelles; mais je connais, et qui ne connaît celle du grand Louis XIV., le modèle de toutes, la cour par excellence, dont il nous reste tant de Mémoires,

qu'à présent on n'ignore rien de ce qui s'y fit jour par jour? C'est quelque chose de merveilleux: par exemple, leur façon de vivre avec les femmes ... Je ne sais trop comment vous dire. On se prenait, on se quittait, ou, se convenant, on s'arrangeait. Les femmes n'étaient pas toutes communes à tous; ils ne vivaient pas pêle-mêle. Chacun avait la sienne, et même ils se mariaient. Cela est hors de doute. Ainsi je trouve qu'un jour dans le salon d'une princesse, deux femmes au jeu s'étant piquées comme il arrive, l'une dit à l'autre: Bon Dieu, que d'argent vous jouez! combien donc vous donnent vos amants? Autant, repartit-elle-ci, sans s'émouvoir, autant que vous donnez aux vôtres. Et la chronique ajoute: les maris étaient là. Elles étaient mariées; ce qui s'explique peut-être en disant que chacune était la femme d'un homme, et la maîtresse de tous."

„Une telle vie, mes amis, vous paraît impossible à croire .... Je le crois. Chez vous on vit de travail, d'économie; mais à la cour on vit de faveur. Chez vous, l'industrie du mari amène tous les biens à la maison, où la femme dispose, ordonne, règle chaque chose. Dans le ménage de cour, au contraire, la femme au dehors s'évertue. C'est elle qui fait les bonnes affaires. Il lui faut des liaisons, des rapports, des amis, beaucoup d'amis. Sachez qu'il n'y a pas en France une seule famille noble, mais je dis noble de race et d'antique origine, qui ne doive sa fortune aux femmes; vous m'entendez. Les femmes ont fait les grandes maisons: ce n'est pas comme vous croyez bien, en cousant les chemises de leurs époux ni en allaitant leurs enfants. Ce que nous appelons, nous autres, honnête femme, mère de famille, à quoi nous attachons tant de prix, trésor pour nous, serait la ruine du courtisan. Que voudriez-vous qu'il fît d'une dame Honesta, sans amants, sans intrigues, qui, sous prétexte de vertu, claquemurée dans son ménage, s'attacherait à son mari? Le pauvre homme verrait pleuvoir des grâces autour de lui, n'attraperait jamais rien. De la fortune des familles nobles il en paraît bien d'autres causes, telles que le pillage, les concussions, l'assassinat, les proscriptions, et surtout les confiscations. Mais qu'on y regarde, et on verra qu'aucun de ces moyens n'eût pu être mis en oeuvre sans la faveur d'un grand, obtenue par quelque femme. Car, pour piller, il faut avoir commandements, gouvernements, qui ne s'obtiennent que par les femmes .... Bref,

comme il n'est, ne fut, ni ne sera jamais, pour nous autres vilains, qu'un moyen de fortune, c'est le travail: pour la noblesse non plus il n'y en a qu'un, et c'est ... c'est la prostitution, puisqu'il faut, mes amis, l'appeler par son nom." — —

Die Broſchure wurde mit Leidenſchaft geleſen und hatte, Mai, Juni 1821 einen raſenden Erfolg. Sie mußte endlich die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich ziehen; es wurde der Proceß eingeleitet, 28. Auguſt kam es zur öffentlichen Verhandlung. Courier vertheidigte ſich unerſchrocken und mit Geiſt: er ſuchte ſeine Behauptungen nicht abzuſchwächen, ſondern durch hiſtoriſche Data zu belegen. Man ſoll das Wort nicht ſcheuen, ſondern die Sache.

„On joue sur vos théâtres des pièces où l'adultère est en action, mais où le mot ne se prononce pas: les sages de la cour n'y voient rien à redire, rien contre la morale publique, et applaudissent à la peinture des vieilles moeurs qu'on veut nous rendre. Moi, que je me trouve là par hasard, homme des champs, dont les paroles vous scandalisent, je rougis en voyant représentée, figurée, en public admirée, la dégoûtante débauche, la corruption infecte; je murmure, et c'est moi qui offense la morale. On me le prouvera bien. Autre exemple: en tous lieux, et même dans les églises, j'entends chanter ici Charmante Gabrielle, au grand contentement de tous les magistrats conservateurs des moeurs. Apprenant ce que c'est que cette Gabrielle, je m'écrie aussitôt: Infâme créature, débauchée, prostituée! Là-dessus, requisitoire, mandat de comparoir. Pour venger la morale, le procureur du roi conclut à la prison. Est-ce le fait? Oui, Messieurs; j'ai parlé des vieilles moeurs qu'on nous prêche aujourd'hui, de la vieille galanterie des cours que l'on nous vante; sans cacher ma pensée, ni voiler mes paroles, j'ai dit sale débauche, infâme prostitution; et me voilà devant vous, Messieurs."

„Mais je suis du peuple, je ne suis pas des hautes classes, j'ignore leur langage et n'ai pas pu l'apprendre. Soldat pendant longtemps, aujourd'hui paysan, n'ayant vu que les camps et les champs, comment saurais-je donner aux vices des noms aimables et polis?" — Gleich darauf freilich ſpielt er den feingebildeten Helleniſten aus.

Dann wendet er ſich an die Geſchworenen. „Conterez-vous, sortant d'ici, à vos femmes, à vos filles: Un homme a osé dire que

les dames autrefois, ces grandes dames qui vivaient avec tout le monde excepté avec leurs maris, étaient d'indignes créatures: il les appelle des prostituées: j'ai puni cet homme-là, je l'ai déclaré coupable; on va le mettre en prison pour la morale? Jurés, si vous leur contez cela, ne manquez pas après de leur faire chanter Charmante Gabrielle, et d'ajouter encore: Oui, mes filles, ma femme, cette Gabrielle était une charmante personne. Elle quitta son mari pour vivre avec le roi, elle vivait avec d'autres. Aimable friponnerie, fine galanterie, coquetterie du beau monde! Il y a des gens, mes filles, qui appellent cela débauche; ils offensent la morale, et ce sont des coquins qu'il faut mettre en prison. Evitez, sur toutes choses, les mots, mes filles, les mots de débauche, d'adultère, et tant que vous vivez, gardez-vous des paroles qui blessent la décence, le bon ton: ainsi faisait la charmante Gabrielle."

Diese Vertheidigung konnte doch die Ueberzeugung der Geschwornen, daß der Verfasser unsittliche Zustände der Vergangenheit nur darum dem Volk vorführe, um in ihm Haß und Verachtung des Königthums und der mit ihm verbündeten Aristokratie zu erregen, nicht beseitigen. Courier wurde zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt; gleich darauf empfing er eine Zuschrift von Beyle, der in ihm ganz richtig den Geistesverwandten herausfühlte. 11. Oct. wurde er in Ste. Pélagie eingesperrt: das hatte noch seiner Rolle gefehlt, das Märtyrerthum.

Dort traf er (16. Nov.) mit einem zweiten berühmten Angeklagten zusammen, mit Beranger. Er hatte eine neue Sammlung seiner Gedichte veranstaltet, die ihn zuerst seine kleine Gage kosteten, dann ihn auf die Anklagebank führten. Unter den neuen Chansons waren z. B. „Nabuchonodosor", wie der König sich in einen Ochsen verwandelt, in diesem Zustand von den Pfaffen als ein Gott gepriesen, endlich aber geschlachtet und verzehrt wird; ferner „la mort du diable" und „le pape Musulman".

Man hat von Beranger's politischer Mission so viel gesprochen, daß er endlich selbst daran glaubte, indeß läßt sich sein politisches Glaubensbekenntniß so ziemlich auf den Satz zurückführen, daß die Heiligen, welche über die armen Grisetten und Zigeuner den Bannfluch aussprechen, im Stillen auch keine Kostverächter sind, und daß sie in ihren Klöstern Sabbate feiern, für welche die Gaudriole keine Entweihung sein würde. Diese Heiligen wurden von der Restauration begünstigt und predigten das

Chriſtenthum; es iſt natürlich, daß der liebenswürdige Dichter die Dynaſtie und die Kirche entgelten läßt, was ihre Vertheidiger geſündigt haben, um ſo mehr, da die Chanſon ihrer Abſtammung nach der Fronde angehört und ihren Muthwillen am liebſten an den Mächtigen der Erde ausläßt.

Dieſe Lieder gegen die Schwarzröcke und gar gegen die einfältigen Könige, welche ſich von ihnen am Gängelbande führen ließen, waren der echte Ausdruck des franzöſiſchen Geiſtes. Es war der Hauptfehler der Reſtauration, mit dieſen Prieſtern Gemeinſchaft zu machen, die der angebornen Neigung des Volkes widerſtrebten.

Der Dichter fühlt das Bedürfniß, dieſe Kritik durch etwas Poſitives zu ergänzen. In der Geſellſchaft der Griſetten traten ihm zunächſt die Militärs entgegen, tüchtige lebensfrohe Leute, die dem Tod ruhig ins Auge ſahen, ſich um die Jeſuiten nicht kümmerten, und von ihren Marketenderinnen, Catins und Gottons, reſpectable Sitten gelernt hatten; Männer, in denen am lebhafteſten das Gefühl der franzöſiſchen Ehre lebte, welche die Koſaken der heiligen Allianz verabſcheuten und in der Erinnerung an den erſten Helden des Jahrhunderts das Joch der Schwarzröcke um ſo unwilliger empfanden: die herumziehenden Invaliden, die ihnen von ihren Heldenthaten erzählten und ſich über das Pfaffenregiment beklagten, welches ſie verhungern ließ.

Mitunter coquettirt freilich Beranger ein wenig mit ſeiner Bonhommie; er rühmt ſich zu häufig, ein Mann des Volks zu ſein, als daß man nicht merken ſollte, er müſſe ſich erſt daran erinnern. Für den Günſtling des liberalen Adels und der vornehmen Bourgeoiſie iſt die Carmagnole nur eine Theatermaske.

Desaugiers (49 J.), der ältere Chanſonnier, der Liebling des Vaudeville, iſt unbefangener in ſeiner Luſtigkeit. Er will von dem politiſchen Idealismus nichts wiſſen; auch die Griechen laſſen ihn kalt.

Qu' êtes-vous sous ce beau ciel
Que réfléchit l'Archipel,
Turcs si doux et si polis,
Et vous, soldats de Miaulis!
Chien et chat u. ſ. w.

Er fand, daß die franzöſiſche Geſelligkeit unter der Politik litt:

Peuple français, la politique
T'a jusqu' ici trop attristé!

Rappelle la légèreté,
Ton antique
Joyeuseté!

Während der drei Monate, die Beranger im Gefängniſſe zubrachte — die Lieder, die er darin dichtete, verrathen trotz ihres heitern Tons doch, daß es ihm ſehr unbequem war — nahm die franzöſiſche Politik eine neue Wendung.

15. Dec. 1821 wurde das Cabinet entlaſſen, und Villèle, der Führer der Rechten, mit der Bildung des neuen betraut. Ein wirklicher Staatsmann, ſuchte er mit ſeiner nüchternen Art zu mäßigen. „Petit de taille", ſo beſchreibt ihn Lamartine, „étroit de forme, maigre de corps, courbé et vacillant d'attitude, inaperçu au premier aspect dans les foules, c'était une de ces figures qu'on ne regarde pas avant de savoir qu'elles ont un nom. Son visage, où dominait comme trait principal une grande puissance d'attention, n'était remarquable que par la perspicacité. Ses yeux pénetrants, ses traits aigus, son nez mince, sa bouche fine sans astuce, sa tête penchée en avant comme une tête d'étude, ses mains qui feuilletaient sans cesse le papier, ses gestes rares, où le mouvement indicateur du doigt qui démontre prevalait presque toujours sur l'ampleur du mouvement qui entraîne, tout, jusqu'au timbre nasal et guttural de la voix, semblait contrarier en lui la puissance oratoire nécessaire à un prémier ministre d'un gouvernement de parole." Nur ſeine Geſchäftskenntniß befähigte ihn zu ſeiner Rolle. Er nahm für ſich die Finanzen; zwei royaliſtiſche Heißſporne, Corbière und Peyronnet, traten neben ihm ins Cabinet, das Portefeuille des Auswärtigen erhielt der Herzog von Montmorency ein bekehrter Liberaler.

Chateaubriand ging als Botſchafter nach London, wo er ſich aber bald unbehaglich fühlte. „Il avait besoin", erzählt Guizot, „de règner dans une coterie, et d'y vivre sans gêne en même temps qu'adoré. Il ne fit pas dans la société anglaise tout l'effet qu'il s'était promis; il lui fallait trop de succès et des succès trop divers; on l'y prenait pour un grand écrivain plutôt que pour un grand politique; on le trouvait trop préoccupé de lui même; on était curieux de lui, mais sans l'admirer selon son goût; il n'était pas constamment le premier objet de l'attention, et ne jouissait là ni du laisser-aller, ni de l'enthousiasme idolâtre auxquels il avait été ail-

leurs accoutumé." Chateaubriand ſelbſt ſagt in ſeinen Memoiren: „Quelle vie que celle d'une journée de Londres! J'aurais préféré cent fois les galéres."

Das ultraroyaliſtiſche Cabinet regte die Carbonari auf. Eine lange vorbereitete Verſchwörung kam 1. Januar 1822 in Belfort zum Ausbruch. Was man wollte, wußte man ſelber nicht recht: die Republik, den Herzog von Orleans, Napoleon? Sie wurde raſch unterdrückt; der alte Lafayette wurde nur dadurch gerettet, daß die Erfüllung einer Pietätspflicht ſeine Ankunft verzögert hatte. Den kleinlichen Verſchwörungen begegnete nun ein ebenſo kleinliches Repreſſivſyſtem.

17. Februar folgte ein ebenſo thörichter Verſuch in Saumur. Louis Blanc ſelbſt kann nicht umhin zu geſtehn: „la charbonnerie ayant pris une grande extension, les ventes avaient fini par échapper à toute direction centrale; quelques-unes conspiraient sans autre but que de conspirer. Au fond d'une association, un moment si terrible, il ne restait plus que le chaos." Verſchiedene von den jungen Leuten wurden hingerichtet; den vornehmen Verſchwörern konnte man nicht beikommen.

Da man im Lande nichts ausrichtete, legte man ſich auf den Cultus der Fremden, namentlich der griechiſchen Inſurgenten. Die Bewegung war eine europäiſche, gleichzeitig dichteten Lord Byron, W. Müller und Platen ihre Griechenlieder. Auch Beranger, der nach Abbüßung ſeiner Haft März 1822 in einen neuen Preßproceß verwickelt aber freigeſprochen war, verſuchte, nicht grade mit viel Erfolg, den Ton des „Giaour" anzuſchlagen.

Zwei neue Provençalen, Barthélemy und Méry, ungefähr gleichalterig mit Mignet und Thiers, fanden ſich nun ebenfalls in Paris ein, um für die Napoleoniſche Legende zu arbeiten. Thiers gewann einen Preis für ſeine Lobrede auf Vauvenargues, Mignet hielt Vorleſungen über die Reformation und Revolution Englands, in denen die Parallele mit Frankreich deutlich genug durchblickte. Villemain las über die Literaturgeſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts; Sismondi gab in „Julin Severa" eine Schilderung Galliens aus dem Jahr 492. Raoul Rochette ſchrieb über die griechiſchen Alterthümer, Champollion über Aegypten.

13. Juli 1822 reichte Courier eine neue Petition an die Kammer ein, zu Gunſten der Bauern, welche von ſcheinheiligen Paſtoren am Sonn-

tagstanz verhindert wurden; eine heftige Anklage gegen die Seminar-Erziehung. „Le monde dit que ces jeunes prêtres, au séminaire, sont élevés par un moine, un frère picpus. Le moine fait les curés, les curés nous feront moines. Ainsi l'horreur de ces jeunes gens pour le plus simple amusement leur vient du triste picpus, qui lui-même tient d'ailleurs sa morale farouche. Voilà comme en remontant dans les causes secondes on arrive à Dieu, cause de tout. Dieu nous livre au picpus. Ta volonté, Seigneur, soit faite en toute chose. Mais qui l'eût dit a Austerlitz?“

Er wurde wiederum angeklagt, aber diesmal ohne Folgen. In seiner öffentlichen Erklärung darüber ist einiges bemerkenswerth. „Ce n'est pas l'esprit, c'est la sottise qui me fait aller en prison. J'ai cru bonnement à la Charte; j'ai donné dans la Charte en plein, je le confesse, à ma très-grande honte. De ma vie, sans la Charte, je n'eusse imaginé de parler au public de ce qui l'intéresse. Robespierre, Barras et le grand Napoléon, depuis plus de vingt ans, m'avaient appris à me taire: Bonaparte surtout; ce héros ne trompait pas. Il ne nous baillait pas le lièvre par l'oreille, jamais ne nous leurra de la liberté de la presse ni d'aucune liberté. Un peu Turc dans sa manière, il mettait au bagne ce bon peuple, mais sans l'abuser le moins du monde; et ne nous cacha point sa royale pensée, qui fut toujours d'avoir en propre nos corps et nos biens seulement. Des âmes il en faisait peu de cas; ce n'est que depuis lui qu'on a compté les âmes. Voulant parler tout seul, il imposa silence à nous premièrement, puis à l'Europe entière, et le monde se tut: personne ne souffla, homme ne s'en plaignit; ayant cela de commode, qu'avec lui on savait du moins à quoi se tenir.“

Wenn die Liberalen ihre Unschuld fortwährend betheuerten, so darf man ihnen nicht aufs Wort glauben; die Preßfreiheit wurde auf das unerhörteste mißbraucht, und die Bourbons hatten allen Grund, besorgt zu sein, denn grade in den romanischen Ländern wirkte der Geist der Unruhe ansteckend. Im Militär war der napoleonische Geist noch stark vertreten, und die Beuten hatten tief in alle Kreise eingegriffen. Nun erfolgte 7. Juli 1822 der Aufstand in Madrid, die Einführung der Verfassung von 1812, und auf der andern Seite der Unfug der Glaubensarmee, die, von Mönchen geführt, zu Ehren Gottes wüthete.

1. August forderten die Liberalen in der 2. Kammer (B. Constant,

Lafitte, C. Perier) das Miniſterium auf, gegen ſie die förmliche Anklage der Mitſchuld an der Verſchwörung von Belfort zu erheben; Villèle antwortete mit kalter Verachtung, und hatte das Recht auf ſeiner Seite: die Rolle, die Lafayette bei der Gelegenheit ſpielte, war nicht beneidenswerth. 21. Sept. wurden vier junge Sergenten erſchoſſen, die ſich ſtandhaft weigerten, ihre Mitſchuldigen zu nennen.

Indeß verſammelte ſich der Congreß zu Verona, über die allgemeinen europäiſchen Unruhen zu verhandeln. Die heilige Allianz verlangte eine Intervention in Spanien, England war mit Heftigkeit dagegen. Ludwig XVIII. und Villèle war für den Frieden, Montmorency für den Krieg. Der Letztere vertrat Frankreich auf dem Congreß. Nun ſetzte es Chateaubriand, der ſich in London langweilte, durch, ihm zur Seite geſtellt zu werden; ſeine Inſtructionen waren gemeſſen, aber er kehrte ſich nicht daran. Im Anfang ſprach er ſich überhaupt gegen den Congreß aus; er fand darin „immixtion insolente des cabinets du Nord dans les affaires du Midi; compromission, amoindrissement, humiliation de la France, qui a sa sphère à elle et qui doit la conserver indépendante et personnelle pour la grandir et la relever par la seule et libre détermination de ses intérêts, par la seule volonté de ses rois et par la seule force de ses armes.“ Er war mehr für ein Bündniß mit England in liberalem Sinn. Aber bald (Oct. 1822) gewannen ihn die Schmeicheleien des Kaiſer Alexander, er wurde für die Intervention umgeſtimmt, und ſpielte nun ein doppeltes Spiel: er intriguirte nicht blos gegen Villèle, ſeinen Gegner, ſondern auch gegen Montmorency, ſeinen Verbündeten. — Zwiſchen Alexander und Chateaubriand beſtand eine innere Sympathie. Nicht uneben ſagt Lamartine: „Chateaubriand avait adopté la Restauration pour les nouveautés qu'elle promettait à son imagination, plus que pour les vétustés qu'elle traînait après elle: En s'attachant à elle, il voulut l'entraîner et la rajeunir.“

Indeß ging im Innern das Repreſſivſyſtem weiter fort; 11. Oct. ließ der Cultusminiſter Frayſſinous Guizot's Vorleſungen ſchließen, obgleich dieſer ſich ſorgfältig jeder politiſchen Anſpielung darin enthalten hatte. Nun beſuchte ihn einmal Manuel, der ihn ganz für ſeine Sache zu gewinnen hoffte: Guizot ließ ihn ausreden, und es kam heraus, daß er ganz ernſthaft Napoleon II. im Auge hatte.

Barante, in der neuen Auflage ſeiner Literaturgeſchichte, ſieht ſchon darin eine große Gefahr, daß man nicht weiß, „si les souvenirs et les

affections que l'ancien régime a laissés après lui auront une plus grande part au gouvernement que les souvenirs et les affections invariablement attachés à l'état actuel des choses?" — Aber viel drohender iſt eine zweite, ein Zuſtand, wie ihn die Weltgeſchichte noch gar nicht kennt. — „Jamais, en effet, est-il arrivé que tous les pouvoirs, toutes les prééminences sociales, qui sont d'indispensables moyens pour établir l'ordre dans une nation, se soient trouvés tout à coup anéantis ou méconnus? Jamais est-il arrivé que leurs seuls titres pour se produire et se maintenir aient été le mérite réel, l'utilité, la force, l'influence; qu'ils aient eu à se frayer péniblement leur route à travers toutes les passions de l'homme? Jamais a-t-on vu le principe d'autorité dénué ainsi de toute sanction préalable, dépouillé de tout préjugé, soumis à un examen de tous les jours, contrôlé par chaque intérêt privé, n'en imposant par aucun prestige? Dans une telle disposition des esprits, le système des pouvoirs pourra-t-il triompher des mauvais penchants du coeur humain? vaincre l'envie qui ne sait jamais avouer aucune superiorité? fournir emploi à l'activité, aliment à l'imagination? rassurer les méfiances, convaincre l'ignorance aussi bien que les lumières, et les masses populaires en même temps que l'élite des citoyens? En un mot: la société dissoute peut-elle, en connaissance de cause, se recomposer? renferme-t-elle en elle même les germes d'un ordre solide, et peuvent-ils y être fécondés, y croître et y jeter des racines?"

In der Napoleoniſchen Zeit hat man nur im Despotismus die Loſung geſucht; die Reſtauration hat beſſere Hoffnungen erweckt; viele überſpannte Wünſche ſind aufgegeben; „on a commencé à se faire quelque idée de la force des choses." Selbſt die Helfershelfer des geſtürzten Despotismus verlangen die Freiheit. So experimentirt man nun „d'un gouvernement de déliberation et de publicité", und bis jetzt iſt es nicht ſchlecht gegangen, „malgré des vacillations plus fatigantes pour les esprits prévoyants que pour les masses populaires." „Mais pourtant il faut dire que rien ne donne l'idée de la fixité ni de l'avenir. C'est que les formes d'un gouvernement sont peu de chose, si elles ne sont pas l'expression des moeurs, des persuasions, des croyances d'un peuple. Il faut une âme à tous ces ressorts matériels, et l'âme n'est pas encore venue animer notre nouvelle machine politique. Que les esprits éclairés se livrent à l'examen et ne se rendent qu'à

une conviction raisonnée, que cet emploi de l'activité ne soit interdit à personne, cela se conçoit: mais il faut pourtant qu'une sorte de monnaie courante d'opinions, d'habitudes, d'affections, ait été frappée et soit reçue de confiance dans tout le pays. Il faut qu'il y ait des autorités et des prééminances investies de quelque force morale, et qui n'aient pas à faire vérifier chaque matin la réalité de leurs pouvoirs."

„Nous sommes loin encore de cette restauration morale, et peut-être la génération actuelle n'est elle pas destinée à la voir accomplie; surtout si de nouveaux troubles viennent encore bouleverser les opinions. En ce moment, malgré tant de bruit et de véhémence, elles sont énervées par le doute, bien qu'elles essaient de se le cacher à elles-mêmes sous la violence des paroles. Chacun n'est pas très-sûr d'avoir raison au fond de sa colère; on s'est si souvent trompé sur les choses et sur les hommes, qu'on veut bien soutenir son opinion, mais jusqu'au feu exclusivement, comme dit Montaigne. C'est à cette circonstance que nous devons le repos dont nous sommes quelquefois surpris de jouir."

VI.

Bei ſeiner Rückkehr nach Paris wurde der Herzog von Montmorency durch eine Mißſtimmung von zwei verſchiednen Seiten überraſcht. Der König, hauptſächlich durch Wellington beſtimmt, neigte ſich zur Friedenspolitik; aber auch die Ultra's waren lau. Er gab Dec. 1822 ſeine Entlaſſung ein; aber ſeine Stelle wurde durch Chateaubriand beſetzt, der ihn an kriegeriſchem Eifer noch übertraf, und der nun das Ziel ſeines Ehrgeizes erreicht zu haben glaubte.

Schon 18. Januar 1823 berief er, von der royaliſtiſchen Partei und den continentalen Höfen gedrängt, den franzöſiſchen Bevollmächtigten aus Madrid ab, und 28. Januar ſprach der König, nachdem auch Villèle umgeſtimmt war, vor den Kammern ſeinen Entſchluß aus. Dennoch dauerte das Schwanken noch fort, und ſteigerte ſich, als in der Pairskammer neben Daru, Barante, Segur, Pasquier u. ſ. w. hauptſächlich Talleyrand das Wort ergriff und (wahrheitswidrig) verſicherte, er habe ſchon Napoleon die ſpaniſche Intervention widerrathen. Er galt in den Augen des Königs noch immer als der eigentliche Mann von Fach.

In der zweiten Kammer stellten Royer-Collard und General Foy das Unternehmen als eine Intrigue der Priesterpartei dar, die eben in zwei neuen Bänden der „Indifférence“ von Lamennais sich in der Presse regte, und durch Bonald, der bereits Pair war, auch in die Kammer eintrat. Auch ein strammer Royalist, Fiévée (56 J.) ging in Folge dieser Wendung zur Opposition über und arbeitete mit B. Constant, dessen Abneigung gegen die bureaukratischen Uebergriffe er ohnehin theilte, am Journal des Débats.

Chateaubriand vertheidigte seine Sache nicht ungeschickt. Schon im „Geist des Christenthums“ hatte er gesagt: „L'Espagne, séparée des autres nations, présente encore à l'historien un caractère plus original: l'espèce de stagnation de moeurs dans laquelle elle repose lui sera peut-être utile un jour, et lorsque les peuples européens seront usés par la corruption, elle seule pourra reparaître avec éclat sur la scène du monde, parceque le fond des moeurs subsiste chez elle“ Auf diese Stelle bezog er sich nun. Er versicherte, die Entscheidung über die spanische Verfassung der spanischen Nation zu überlassen; es handle sich nur, die moralische Ansteckung der Revolution von Frankreich abzuwenden. „J'ai commencé“, rief er höhnisch, indem er sich an den General Foy wandte, „ma carrière ministérielle avec l'honorable préopinant pendant les Cent jours; nous avions tous les deux un portefeuille par intérim, moi à Gand, lui à Paris; je faisais alors un roman, lui s'occupait de l'histoire; je m'en tiens encore au roman.“ — Hauptsächlich bemühte er sich, das nationale Ehrgefühl für sich in Spiel zu setzen. — Die Gegner hatten ihn der Abhängigkeit von der heiligen Allianz angeklagt: „Lorsque nous n'avions point d'armée“, erwiderte er: „lorsque nous ne comptions parmi les Etats du continent, lorsque les petits princes d'Allemagne envahissaient impunément nos villages et que nous n'osions nous en plaindre: personne ne disait que nous étions esclaves. Aujourd'hui que notre résurrection militaire étonne l'Europe; aujourd'hui que nous élevons dans le conseil des rois une voix écoutée; aujourd'hui que de nouvelles conventions effacent le souvenir des traités par lesquels on nous a fait expier nos victoires: aujourd'hui on s'écrie que nous subissons un joug humiliant! .... N'oublions jamais que si la guerre avec l'Espagne a, comme toute guerre, ses inconvénients et ses périls, elle aura eu pour nous un immense avantage: elle nous

aura créé une armée, elle nous aura fait remonter à notre rang militaire parmi les nations, elle aura décidé notre emancipation et rétabli notre indépendance. Il manquait peut-être encore quelque chose à la réconciliation complète des Français: elle s'achèvera sous la tente; les compagnons d'armes sont bientôt amis et tous les souvenirs se perdent dans la pensée d'une commune gloire."

In den „Memoiren" spricht er sich deutlicher aus: „Villèle voulait retenir cette nation sur le sol, l'attacher en bas; nous voulions l'occuper à la gloire, la mener à la réalité par des songes c'est ce qu'ils aiment." Aber seine politischen Visionen gingen noch weiter. Mit Hülfe Rußlands wollte er für Frankreich die Rheinprovinz und einen Theil von Holland wieder gewinnen. Aus den spanischen Colonien sollte ein kleines bourbonisches Königreich gemacht werden, und der König von Frankreich sollte als Familienhaupt an die Spitze aller bourbonischen Dynastien treten. Um dem französischen Nationalstolz zu schmeicheln, sollte der Papst zum Dank für die Unterstützung der apostolischen Sache die Bilder, die im Besitz Napoleon's gewesen, wieder herausgeben.

Von den Liberalen wurde das Unternehmen aufs Leidenschaftlichste bekämpft. Als Manuel, ihr lautester Wortführer in der Kammer, 26. Februar 1823 ausrief: „Avez-vous donc oublié que c'est à la suite des armées étrangères que Louis XVI. a été précipité du trône? ... Ai-je besoin d'ajouter que les dangers de la famille royale en France sont devenus surtout plus graves lorsque l'étranger eut envahi notre territoire, et que la France, la France révolutionnaire, sentant le besoin de se défendre par des forces nouvelles et par une nouvelle énergie ...", unterbrach ihn ein wilder Wuthschrei der Royalisten; sie behaupteten, er habe den Königsmord vertheidigen wollen, hörten auf nichts, was er zu seiner Rechtfertigung sagen wollte, und stießen ihn endlich 8. März aus der Kammer.

Der Lärm, mit dem die Linke — Lafayette, Casimir Perier, Lafitte u. s. w. — diesen Gewaltact aufnahmen, war nicht gering; sie leisteten Widerstand, und Manuel mußte mit Gewalt aus der Kammer geschleppt werden. 62 Deputirte legten Protest ein.

So wurde der Streit zwischen den Parteien immer erbitterter; mit besondrem Eifer schürte Courier, der Chateaubriand auch als Schriftsteller verhöhnte. Gewitzigt durch die Erfahrung, verbreitete er seine Flug-

ſchriften jetzt durch die geheime Preſſe; ſelbſt ſeine nächſten Freunde waren nicht unterrichtet. In der „Gazette du village“ zieht er im Ton eines derben Bauern hauptſächlich gegen die adligen Gauner los, und hetzt die Soldaten auf ſie; aber ebenſo gegen die Prieſter. Ein Schriftſtück, datirt 6. Febr. 1823, iſt die blutigſte Satire gegen den Katholicismus, die je geſchrieben iſt.

Er erzählt die Geſchichte eines Prieſters, der, im Ruf eines treuen und eifrigen Kirchenmannes, heimlich die ſcheußlichſten Verbrechen verübte, und durch den Clerus den Gerichten entzogen wurde. Dann fährt er fort: „Vous l'appelez hypocrite; moi je le crois dévot, sincère et de bonne foi. La dévotion s'allie à tout. Lorsqu' on fait en Italie assassiner son ennemi, cela coûte vingt ou dix ducats, selon qu'on veut le damner ou qu'on ne le veut pas. Pour ne le point damner, on lui dit avant de le tuer: Recommande ton âme à Dieu, pardonne-moi, et fais un acte de contrition! Il dit son In manus, pardonne, et on l'égorge; il va en paradis. Mais voulant le damner, on s'y prend autrement. Il faut tâcher de le trouver en péché mortel; et pour le plus sûr, on lui dit, le poignard levé: Renie Dieu, ou je te tue! Il renie, on le tue; et il va en enfer. Ces choses se font tous les jours, là où personne ne voudrait, pour rien au monde, avoir goûté d'un potage gras le vendredi. Voilà la dévotion vraie, naïve, non feinte, non suspecte d'hypocrisie. La morale, dit-on, est fondée là-dessus.“

Courier zeigt, daß grade der Prieſterſtand zu den ſchwerſten Sünden verführt. „Quelle vie en effet, quelle condition que celle de nos prêtres! on leur défend l'amour, et le mariage surtout; on leur livre les femmes. Ils n'en peuvent avoir une, et vivent avec toutes familièrement; c'est peu; mais dans la confidance, l'intimité, le secret de leurs actions cachées, de toutes leurs pensées. L'innocente fillette, sous l'aile de sa mère, entend le prêtre d'abord, qui bientôt l'appelant, l'entretient seul à seule; qui, le premier, avant quelle puisse faillir, lui nomme le péché. Instruite, il la marie; mariée, la confesse encore et la gouverne. Dans ses affections il précède l'époux, et s'y maintient toujours. Ce qu'elle n'oserait confier à sa mère, avouer à son mari, lui prêtre le doit savoir, le demande, le sait, et ne sera point son amant. En effet, le moyen? n'est il pas tonsuré? Il s'entend déclarer à l'oreille, tout bas, par une jeune

femme, ses fautes, ses passions, ses désirs, ses faiblesses, recueille ses soupirs sans se sentir ému, et il a 25 ans. — Confesser une femme! imaginez ce que c'est."

Die Scene wird ausgemalt, mit vollendeter Plaſtik. „Ne pensez pas que j'invente. Cette scène a lieu telle que je vous la dépeins, et dans toute la France; chaque jour se renouvelle par 40,000 jeunes prêtres, avec autant de jeunes filles qu'ils aiment parcequ'ils sont hommes, confessent de la sorte, entretiennent tête à tête, visitent parce qu'ils sont prêtres, et n'épousent point parceque le pape s'y oppose. Le pape leur pardonne tout, excepté le mariage, voulant plutôt un prêtre adultère, impudique, débauché, assassin, que marié."

„Si vous avez une fille, envoyez-la, monsieur, au soldat, au hussard, qui pourra l'épouser, plutôt qu'à l'homme qui a fait voeu de chasteté! . . . . Que d'horreurs laissent entrevoir ces faits, qui transpirent malgré la connivence des magistrats, les mesures prises pour arrêter toute publicité, le silence imposé sur de telles matières! Et sans même parler des crimes, quelles sources d'impuretés, de désordres, de corruption que ces deux inventions du pape, le célibat des prêtres et la confession nommée auriculaire; que de maux elles font! que de bien elles empêchent! Il le faut voir et admirer là où la famille du prêtre est le modèle de toutes les autres, où le pasteur n'enseigne rien qu'il ne puisse montrer en lui, et, parlant aux pères, aux époux, donne l'exemple avec le précepte. Là, (d. h. in den proteſtantiſchen Ländern), les femmes n'ont point l'impudence de dire à un homme leurs péchés; le clergé n'est point hors du temple, hors de l'Etat, hors de la loi; tous abus établis chez nous dans les temps de la plus stupide barbarie, de la plus crédule ignorance, difficiles à maintenir aujourd'hui que le monde raisonne, que chacun sait compter ses doigts." — Schwer — und dennoch iſt es geſchehn! Das darf man nicht vergeſſen, wenn man, durch die frechen Sophismen der damaligen Liberalen gereizt, geneigt iſt, ſie zu hart zu beurtheilen. Wir ſtehn auf dem ſittlichen Boden des Proteſtantismus, und können in unſrer Oppoſition maßvoller ſein.

Während eines dreimonatlichen Aufenthalts in Paris führte Courier ein Tagebuch, das bruchſtückweiſe veröffentlicht wurde. Das Zufälligſte muß ihm dienen, den Haß gegen die Bourbons zu ſchüren.

„Le boulevard est plein de caricatures, toutes contre le peuple

On le représente grossier, débauché, crapuleux, semblable à la cour, mais en laid. Afin de le corrompre, on le peint corrompu. L'adultère est le sujet ordinaire de ces estampes. C'est un mari avec sa femme sur un lit et le galant dessous, ou bien le galant dessus et le mari dessous . . . Le théâtre des Variétés joue les pièces grivoises, c'est-à-dire, sales, dégoûtantes. Les censeurs ont soin d'en ôter tout ce qui pourrait inspirer quelque sentiment généreux. La pièce est bonne pourvu qu'il n'y soit point question de liberté, d'amour du pays: elle est excellente, s'il y a des rendez-vous de charmantes femmes avec de charmants militaires, qui battent leurs valets, chassent leurs créanciers, escroquent leurs parents: c'est le bel air qu'on recommande. Corrompre le peuple est l'affaire, la grande affaire maintenant. A l'église et dans les écoles; on lui enseigne l'hypocrisie; au théâtre, l'ancien regime et toutes ses ordures." Wenn man ſich an die Griſettenlieder ſeines Parteigenoſſen Beranger erinnert, muß man bekennen, daß eine ziemlich dreiſte Stirn dazu gehörte, ſolche Anklagen gegen die Regierung zu erheben.

Einmal trifft er Jemand, der eben aus Amerika zurückkehrt. „Il y est resté trois ans sans entendre parler de ce que nous appelons ici l'autorité. Nul ne lui a demandé son nom, sa qualité, ni ce qu'il venait faire, ni d'où, ni pourquoi, ni comment. Il a vécu trois ans sans être gouverné, s'ennuyant à périr. Il n'y a point là de salons. Se passer de salons, impossible au Français, peuple éminemment courtisan. La cour s'étend partout en France; le premier des besoins, c'est de faire sa cour."

In England geht es auch nicht erbaulich zu, aber „il n'y a point de police". Und das iſt ein großer Vorzug. „La police est le plus puissant de tous les moyens inventés pour rendre un peuple vil et lâche. Quel courage peut avoir l'homme élevé dans la peur des gendarmes, n'osant ni parler haut, ni bouger sans passe-port; à qui tout est espion, et qui craint que son ombre ne le prenne au collet? — Pour faire fuir nos conscrits, les Espagnols n'ont qu'à s'habiller en gendarmes."

Endlich das entſcheidende Stichwort: „Serons nous capucins? ne le serons nous pas? — Voilà aujourd'hui la question. — Nous disions hier: serons-nous les maîtres du monde?" — Dieſe Frage ſtellte denn auch die große politiſche Frage in ein anderes Licht. Courier

hat ſich ſonſt gegen Napoleon wiederholt ſehr hart ausgeſprochen; diesmal verſchmäht er es nicht, ſich allenfalls auch mit den Bonapartiſten zu verbinden. „Il n'y a pas un paysan dans nos campagnes qui ne dise que Bonaparte vit, et qu'il reviendra. Tous ne le croient pas, mais le disent. C'est entre eux une espèce d'argot, de mot convenu pour narguer le gouvernement. Le peuple hait les Bourbons, parce qu'ils ont trompé, qu'ils mangent un milliard et servent l'étranger, parce qu'ils sont toujours émigrés, parce qu'ils ne veulent pas être aimés.“ — „Quand Bonaparte reviendra, ou son fils que voilà tantôt grand, il ôtera les droits réunis, et ne lèvera d'argent que ce qu'il en faudra pour les dépenses publiques. Il mariera les prêtres, car enfin ces gens-là ne peuvent se passer de femmes et ne s'en passent pas; cela fait du désordre. Il avancera les soldats, nos enfants seront officiers. Nous élirons nos maires, nos juges de paix; ce sera le bon temps.“

Mit immer wachſender Leidenſchaft verhöhnte Beranger die Bourbons — ſo in dem greulichen Spottgedicht „Octavie“ — und verherrlichte die Bonapartiſten. Am wirkſamſten im Lied vom alten Sergenten. — Der Invalide ſitzt neben dem Spinnrad ſeiner Tochter, wiegt ihre Kinder und gedenkt alter Geſchichten.

Mais qu'entend-il? Le tambour qui résonne:
Il vit au loin passer un bataillon.
Le sang remonte à son front qui grisonne,
Le vieux coursier a senti l'aiguillon.
Hélas! soudain, tristement il s'écrie:
C'est un drapeau que je ne connais pas!
Ah! si jamais vous vengez la patrie,
Dieu, mes enfants, vous donne un beau trépas!

Nun tauchen die Träume vergangener Heldenthaten in ihm auf, bis ihm endlich die Tochter mit leiſer Stimme die Marſeillaiſe vorſingt: —

Ces airs proscrits, qui, les frappant de crainte,
Ont en sursaut réveillé tous les rois:
„Peuple, à ton tour que ces chants te réveillent!
Il en est temps!“ — dit-il aussi tout bas.

Faſt noch gewaltiger wirkte für den Bonapartismus die „Geſchichte der großen Armee“ vom Grafen Ségur (64 J.), worin die Thaten und

Leiden des ruſſiſchen Feldzugs mit epiſchem Glanz, wenn auch nicht mit hiſtoriſcher Treue berichtet waren. Der Gebildete wurde durch Thibaudeau's Denkwürdigkeiten beſchäftigt. Die Maſſe des Publicums endlich verſchlang Mignet's Geſchichte der Revolution.

Bis dahin war man über den Ausgang der erſten Revolution enttäuſcht — ſie hatte die hiſtoriſchen Kräfte nicht richtig berechnet. Das correcteſte Programm der Revolution war die Flugſchrift von Sieyès, in welcher der Bürgerſtand behauptete und es durch Zahlen nachzuweiſen ſuchte, daß er eigentlich alles ſei. Es ergab ſich aber, daß Zahlen nicht immer beweiſen. Es hatten ſich neben dem Bürgerſtand noch andre Staatselemente geltend gemacht, die Kirche, das Militär, der Adel, die nicht blos von der Monarchie getragen wurden. Die Revolution hatte nichts erreicht; die conſtitutionelle Monarchie war untergegangen, daſſelbe Schickſal traf die Republik und den aufgeklärten Deſpotismus, die Eroberungen hatte man wieder verloren, und die neue conſtitutionelle Monarchie ſchien weiter nichts zu ſein, als ein Deckmantel für die ſchimpflichſte Pfaffen- und Junkerherrſchaft.

Dieſes Mißtrauen gegen die Revolution wurde durch Mignet's Buch beſchwichtigt. Nicht daß der Verfaſſer es ſich vorgeſetzt hätte, aber bei der Eigenthümlichkeit ſeines Verſtandes, der ſchnell die ſpringenden Punkte eines Ereigniſſes überſah und combinirte, ohne ſich um Farbe und Detail viel zu kümmern, gelang es ihm, zu treffen, was die Menge wünſchte.

Die Oppoſition ſtützte ſich auf den Bürgerſtand, der jeder Paradoxie feind war, und unter allen Paradoxien der Guillotine am meiſten. Auch Mignet trat nicht als Jacobiner auf, ſondern als nüchterner Bürger, und ſeine Rechtfertigung galt nicht dem Berge, ſondern dem Publicum, das den Berg gewähren ließ. Er unternahm es, die ganze Revolution bis zum Jahr 1814 als einen Naturproceß darzuſtellen, in dem jeder einzelne Act ein nothwendiger war, die Hinrichtung der Girondiſten wie die Hinrichtung Robespierre's. Er findet ſich vollkommen befriedigt, wenn es ihm gelungen iſt, die Revolution, das heißt das franzöſiſche Volk während der verſchiedenen Epochen der Revolution, gegen die gewöhnlichen Vorwürfe zu rechtfertigen und alle Schuld einem geheimnißvollen Naturproceß aufzubürden. Aber hinter dieſer Rechtfertigung ſteckte noch ein Nebengedanke. Zuerſt ging bis zum 9. Thermidor Alles vom Guten zum Schlimmen, aber dieß war der Höhepunkt, dann wurde es immer beſſer, und der Schriftſteller ließ durchblicken, daß der Naturprozeß in ſeinem weiteren

Verlauf eine ähnliche Richtung nehmen werde, man könne also wegen der Zukunft unbesorgt sein.

Die zweite Aufgabe war, das Programm von Sieyès zu vertheidigen. Das gelang dem Geschichtschreiber dadurch, daß er statt eines ausgeführten Gemäldes bloße Contouren gab. Er schilderte im Grunde, abgesehn von einigen Katastrophen auf der Straße, die sich nicht umgehn ließen, nur die parlamentarischen Vorgänge, nur die Thätigkeit der Bourgeoisie; die andern Kräfte, Pöbel, Kirche, Adel, Militair, wurden zwar erwähnt, aber in so matten Farben gehalten, daß die Phantasie von ihnen keinen Eindruck empfing. Wenn Mignet's Methode paradox war, der Stoff hatte nichts Paradoxes, und der liberale Philister konnte sich einreden, im Grunde seien in jener fruchtbaren Zeit nur seine eignen Gedanken thätig gewesen.

Die schwerste Aufgabe war, nachzuweisen, daß die Revolution wirklich ihr Ziel erreicht habe; um so schwieriger, da es nicht in Mignet's Absicht liegen konnte, die Restauration als die letzte Errungenschaft zu rechtfertigen. Mignet begnügte sich, die Idee des constitutionellen Staatslebens als fertig darzustellen; was aber die wirkliche Entwickelung desselben betraf, bei dem Sturz Napoleon's abzubrechen.

So wurde die liberale Idee wieder historisch gerechtfertigt. Der Liberalismus erfuhr, daß er sich seiner Geschichte nicht zu schämen habe. Die dreifarbige Cocarde wurde vom Blut des Schreckenssystems rein gewaschen, man konnte sich vor der guten Gesellschaft wieder damit zeigen.

Mehr als irgend ein andrer Schriftsteller hat Mignet das liberale Publicum daran gewöhnt, es mit dem politischen Gewissen leicht zu nehmen. Er stellt die Geschichte wie Einer dar, der während der Revolution zuerst zu Lafayette, dann zu Brissot, dann zu Danton, zum Wohlfahrtsausschuß, zu den Thermidorien, zu Bonaparte, zum Kaiser gehalten hätte, und der endlich mit den bekannten Marschällen ins Lager der Restauration übergangen wäre. Solche Männer gab es in der That, Männer, an denen persönlich kein Flecken haftete, die sich aber in Perioden der Leidenschaft überall der leidenschaftlichsten Partei anschlossen, weil diese zugleich die stärkste war. Aber daß es solche Männer gab, daß sie in einer so großen Zahl, und daß sie mit so großen Talenten ausgestattet waren, das grade war der Grund, warum die Revolution einen so unheilvollen Verlauf nahm.

Der Vorwurf des Fatalismus ist Mignet sehr empfindlich gewesen:

ſich zu vertheidigen, ergreift er eine Gelegenheit, die man am wenigſten erwarten ſollte. In der akademiſchen Lobrede auf Droz, der in ſeiner Revolutionsgeſchichte das entgegengeſetzte Verfahren einſchlägt, giebt er ſich den Anſchein, als habe man dieſem den Vorwurf des Fatalismus gemacht. „Nein, meine Herren!“ antwortet er dann, „erklären heißt nicht rechtfertigen. Wenn in ſolchen ſchrecklichen Augenblicken die Macht des Einzelnen ſich verringert, ſo wird doch ſeine moraliſche Freiheit nicht geſchwächt. Wenn der Einzelne nicht mehr Herr der Ereigniſſe iſt, ſo bleibt er doch Herr über ſein Handeln, und für das, was er thut, verantwortlich. Für das Gelingen kann er nicht ſtehn, aber er iſt verpflichtet, nach den Regeln der Gerechtigkeit zu handeln, auch wenn ſie in Vergeſſenheit gerathen ſind, und ſich den Geſetzen der Sittlichkeit zu bequemen, auch wo man ſie am meiſten verletzt.“ Der Geſchichtſchreiber der Revolution muß zeigen, daß jede Abweichung von dem regelmäßigen Verlauf ihre Strafe nach ſich zieht und daß keine Uebertreibung von Dauer iſt.“ — Das hatte freilich Mignet nicht gethan.

In welchem Sinn Droz die Geſchichte Ludwig's XVI. auffaßt, verräth der Zuſatz auf dem Titel: „considérée pendant les années où l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution française.“ Zuerſt ſetzt er als Termin den Augenblick, wo der Verfaſſungsantrag Mounier's verworfen wurde, ſpäter den Tod Mirabeau's; das engliſche Zweikammerſyſtem iſt ihm das Heilmittel für alle Uebel. Wenn er in der Vorrede erklärt, ſich in die Lage eines Geſchworenen verſetzt und alle Zeugenausſagen geprüft zu haben, ſo iſt dies Lob ſeinem Werk nicht abzuſprechen. Man lernt noch heute viel daraus: den ſalbungsvollen Ton muß man erſt überwinden. Er hatte ſchon ſeit 1811 daran gearbeitet, feilte aber 28 Jahre daran. — In demſelben Sinn iſt die „Philosophie morale“ (1823) geſchrieben, die ihn in die Academie brachte, wie die „Application de la morale à la politique“, welche nachzuweiſen ſucht, daß Vernachläſſigung der moraliſchen Grundſätze einem Volk den Untergang bereite, und daß auch in der Politik jedes Unrecht ſeine Strafe nach ſich ziehe. — Ein Roman „Mémoires de Jacques Fauvel“, 1823, eine Art ſentimentaler Gil Blas, fand keinen Beifall. — Auch die Volkswirthſchaft ſtellte er unter das Schema der Moralität: der Nationalreichthum ſei nicht Zweck, ſondern Mittel: jede Erweiterung des Beſitzes, die das Rechtsgefühl verwirre, ſchwäche auch die Kraft.

Mignet's Freund Thiers, der gleichzeitig mit ihm die „Geſchichte der

Revolution" begann, aber erſt ſpäter fertig wurde, ſpricht ſich über das Walten der Vorſehung in der Geſchichte gemäßigter aus. „La chaîne qui lie entre eux les événemens de ce monde est quelquefois bien étrange: souvent, ce qui est sage combinaison échoue, ce qui est faute réussit. Ce n'est pas un motif toutefois pour déclarer toute prudence vaine. et pour lui préférer les impulsions du caprice. Non, il faut toujours préférer le calcul à l'entraînement dans la conduite des affaires; mais on ne peut s'empêcher de reconnaître qu'au-dessus des desseins de l'homme planent les desseins de la providence, plus sûrs, plus profonds que les siens. C'est une raison de modestie, non d'abdication pour la sagesse humaine."

Auch über die hiſtoriſche Darſtellung hat er etwas andre Grundſätze als ſein Freund. Mit ſeinem Talent, raſch und lebendig darzuſtellen, und in ſcharfen Umriſſen die flüchtig angeſchauten Geſtalten wiederzugeben, geht er überall auf Action aus, in der er allein das Leben ſieht. „Ceux qui ont rêvé la paix perpetuelle ne connaissent ni l'homme ni sa destinée ici bas. L'univers est *une vaste action*, l'homme est né pour agir. Qu'il soit ou ne soit pas destiné au bonheur, il est certain du moins que jamais la vie ne lui est plus supportable que lorsqu'il agit fortement; alors il s'oublie, il est entraîné, et cesse de se servir de son esprit pour douter, blasphémer, se corrompre et mal faire." Dieſer Satz iſt der volle Ausdruck ſeiner Natur, ſeines Talents und ſeiner geſammten politiſchen und ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit.

Das Schickſal der Freunde hatte ſich günſtiger geſtaltet. Manuel war auf ihr Talent aufmerkſam geworden, hatte ſie in die erſten Finanzkreiſe eingeführt und für die oppoſitionellen Blätter verwandt. Thiers übernahm die Hauptleitung des „Conſtitutionel". An Talent ſeinen Mitarbeitern weit überlegen, wurde er noch mehr durch das Aufſehen getragen, das er in der Geſellſchaft machte. Zeitgenoſſen können nicht Worte genug finden, das Erſtaunen zu ſchildern, mit dem man in einem Kreiſe der angeſehenſten Staatsmänner und Schriftſteller dieſem auffallend kleinen Mann zuhörte, deſſen Geſicht durch eine große blaue Brille entſtellt wurde, und deſſen beſtändiges ſpöttiſches Lächeln kein Vertrauen erwecken konnte, der aber über alle Dinge, Kunſt, Wiſſenſchaft, Politik mit einer Entſchiedenheit redete, als hätte er nichts Anderes ſtudirt als den Gegenſtand, mit dem er ſich grade beſchäftigte. Als er einmal gerade ſehr glänzend geredet hatte, ging ein Bekannter ganz erſtaunt auf ihn zu und rief aus:

„Aber Sie werden Minister werden!“ Der junge Mann nahm das Compliment hin, als ob es ihm nichts Neues wäre. Er wurde in immer höhere Cirkel eingeführt, endlich auch bei Talleyrand, der ihn sehr begünstigte und später das Bonmot auf ihn anwandte: „Il n'est pas parvenu, il est arrivé.“

Der Salon der beiden Freunde war der Sammelplatz der Oppositionsmänner von allen Nuancen, die aus politischen Zwecken sich zusammendrängten und ihnen über die Geschichte der Revolution merkwürdige Aufschlüsse gaben. Das Blatt, an dem Thiers schrieb, war das Organ der wohlhabenden Bourgeoisie, die, auf die Grundsätze Voltaire's und Condorcet's gestützt, mehr die Junker und Pfaffen, als den Absolutismus bekämpfte. Thiers ist constitutionell gesinnt, weil er es als das beste Mittel betrachtet, den Bürgerstand und seinen bon sens zum Mittelpunkt des Staatslebens zu machen. Diese Gesinnung spricht sich am kräftigsten in der Kritik Montlosier's aus. Der verbitterte Edelmann hatte den Bürgerstand mit Schmähungen überhäuft, ihm seine Niedrigkeit, seinen Ehrgeiz und seinen Eigennutz vorgeworfen. „Ja,“ ruft Thiers aus, „auch wir haben Ansprüche wie ihr; es ist der Stolz, der bei uns die Gleichheit verlangt, bei euch sie verweigert. Aber welcher Stolz ist schuldig? Ihr behauptet, daß, wenn wir zur Gleichheit gekommen sind, wir nach der Herrschaft streben und ebenso stolz sein werden wie ihr. Es ist möglich, daß hochgestellte Plebejer sich vergessen werden wie ihr; aber bevor das geschehen ist, erlaubt uns, euch zu tadeln.“

Auf den Bürgerstand gründeten die Männer des Fortschrittes jetzt ausschließlich ihre Hoffnungen; so der abenteuerliche Graf St. Simon. Er glaubte unbedingt an die Perfectibilität der Menschheit, die Widersprüche der Geschichte erklärte er daraus, daß er zwei Gattungen von Epochen annahm, die organischen und kritischen. Die letzteren, scheinbar rückschreitend und zerstörend, seien für den Fortschritt ebenso nothwendig als die ersteren. Die Gesellschaft theilte er in Müßige und Arbeiter; zu den letzteren rechnete er die Gelehrten, die Industriellen und die Künstler. Er hatte sich mit seinen Lehren zuerst an die Gelehrten gewandt, da diese kalt blieben, suchte er auf die Industriellen einzuwirken.

Das „Système industriel“ hat das Motiv: „Ich schreibe für die Industriellen gegen die Höflinge und Adlige, d. h. ich schreibe für die Bienen gegen die Hummeln.“ Im „Catéchisme industriel“ (1823) heißt es: „Der industrielle Stand muß in der Gesellschaft die erste Stelle

behaupten, weil er ihr die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Wünsche verschafft. Allein gerade diese zahlreiche Classe seufzt in zweifacher Unterdrückung. Sie wird in Knechtschaft gehalten durch die Reste der feudalen Staatsordnung und durch die Capitalisten. Solange die Unterdrückung des Arbeiters dauert, hat sich die Civilisation noch nicht zu ihrem Höhepunkt erhoben. Dieser Höhepunkt kann nur erreicht werden, wenn die arbeitende Classe, auf welcher die Existenz der Gesellschaft beruht, den Hauptplatz im Gemeinleben einnimmt." — Frankreich könne viel eher den Tod sämmtlicher Prinzen, Pairs, Minister, Bischöfe u. s. w. ertragen, als den Tod einer gleicher Anzahl genialer Männer, die sich der Industrie und der Wissenschaft widmen. Die Aristokratie zog diese kühne Aeußerung vor Gericht, es erfolgte aber eine Freisprechung, und seine Ideen fingen an in der Masse zu zünden. Trotzdem beugte die fortdauernde Noth ihn nieder, und er machte einen Selbstmordversuch.

Die Reaction war indeß nicht unthätig. Der spanische Feldzug wurde durch manche Hindernisse aufgehalten. Schon 15. März stand der älteste Sohn des Grafen Artois, der Herzog von Angouleme, dem die Führung übertragen war, in den Pirenäen; erst 24. Mai rückte er in Madrid ein. Der Widerstand war gering, und der Zorn der Engländer gab sich in Worten aus, da sie durch die heilige Allianz in Schach gehalten wurden. 28. Sept. wurde in Cadix der Absolutismus wieder hergestellt, und 1. Oct. meldete der französische Feldherr dem König Ferdinand in persönlicher Zusammenkunft, daß er wieder unumschränkter Herr über seine Unterthanen sei.

Mit päanischer Begeisterung beschrieb ein junger royalistischer Geschichtschreiber, Capefigue (24. 3.) die Großthaten der französischen Armee; mit derselben Begeisterung besang sie Victor Hugo. „O wie schön ist das Königthum, die ehrwürdige, silberhaarige Tochter grauer Jahrhunderte! Den Adler unterwirft sie den Schwänen, den Geier den Tauben. Auf dem Altar weiht sie das Schwert, mit dem sie sich umgürtet. Die Strahlen der heiligen Aureole verklären die Blumen ihrer königlichen Stirnbinde. Wenn ihr starker Arm eine rebellische Horde niederwirft, erhebt sie über das Scepter das Kreuz. Ein eherner Coloß streckt sie mit ihren jahrhundertalten Armen in die Wolken der Völker einen glänzenden Leuchtthurm, und die Zukunft mit der Vergangenheit verbindend, setzt sie die Füße, an denen umsonst die Woge sich bricht, auf beide Ufer der Zeit. — Alle Völker, welche Gott begnadigt, fliehen, wenn die Hydra der

Anarchie ihren Dreizack gegen sie richtet, an den Altar des Königthums und erheben das Kreuz als gemeinsame Standarte. — Die stolzen Spanier liegen jetzt mit der Stirn im Staube und umfassen flehend die heiligen Knie des Bourbon, welcher den Blitzstrahl in seinen Händen schwingt!" —

V. Hugo fing an, als Dichter auch in weitern Kreisen Aufsehen zu machen: wunderbar paarten sich in ihm ein verwegener Unternehmungsgeist mit einem unerschütterlichen Glauben an seine Mission. Vieles von dem, was er anstrebte, mußte den Realisten willkommen sein: „il fallait d'abord colorer la langue, il fallait la faire reprendre du corps et de la saveur; er verlangte „une prose en relief, fermement sculptée, nettement ciselée." Seine Paradoxien nahm man vorerst mit in Kauf. Zu den stärksten gehörte „Han d'Islande" 1823.

Stände dieser kleine Roman isolirt, so wäre nicht viel darüber zu sagen. Victor Hugo war 21 Jahre alt, als er ihn schrieb, und in diesem Alter hat man, um durch Neuheit zu imponiren, schon größere Thorheiten zu Markt gebracht. Aber als erstes Glied einer festgeschlossenen Reihe, als erster Ausfluß einer dreisten und consequenten Doctrin verdient es Beachtung. Han von Island ist der Typus, der sich in Victor Hugo's späteren Dichtungen fortwährend reproducirt. Die früheren Dichter benutzten den Caliban nur als phantastisches Beiwerk, als Arabeske, die sich, wie die Drachenbilder in den gothischen Kirchen, des Contrastes wegen um die schön gedachten Hauptgruppen schlang. Victor Hugo war es vorbehalten, die Monstrosität zum eigentlichen Gegenstand der Poesie, zum Ideal zu erheben.

Vor grauen Jahren lebte auf der Insel Island ein wüstes Geschöpf, halb Teufel, halb Mensch, Ingulph der Ausrotter genannt. Sein Lebenszweck war Ausübung von Scheußlichkeiten. Er hinterließ dies Geschäft seinem einzigen Sohn, den er von einer Hexe hatte, und in ähnlichen Vermählungen pflanzte sich das Geschlecht der Ingulphe mehrere Jahrhunderte fort, bis es zuletzt in Han endigte. Den Namen bekam er von der eigenthümlichen Art seines Gebrülls, welches er gleich einem wilden Thiere auszustoßen pflegte. Er wurde als Kind von mitleidigen Mönchen in einer Wildniß aufgefunden und in ihrem Kloster erzogen. Zum Dank zündete er das Kloster an, setzte sich auf einen Baumstamm und schwamm auf demselben von Island nach Norwegen, wo er den angestammten Beruf mit großer Emsigkeit ausübte. Er verschüttete die Minen von Faroër und begrub unter dem Schutt einige Hundert Arbeiter, brach den

Felſen, der über dem Thal von Golyn hing, zur Zeit der Kirmeß ab, und vernichtete dadurch das Dorf mit ſeinen ſämmtlichen Einwohnern und Gäſten, ſprengte eine Brücke, die über einen Abgrund führte, im Augenblick, als ſie ſehr beſucht war, ſetzte die Kathedrale zu Drontheim während des Gottesdienſtes in Brand, löſchte die Lichter am Leuchtthurm während einer ſtürmiſchen Nacht u. ſ. w. Trotz ſeiner Unmenſchlichkeit hatte Han ein Vaterherz. Als ſein einziger Sohn ertrank, war er ſehr betrübt, denn er hatte nicht mehr den Troſt, zu denken, daß ein Erbe der Seele Ingulph's dereinſt aus ſeinem Schädel das Blut der Menſchen und das Waſſer des Meeres trinken würde; die beiden einzigen Flüſſigkeiten, mit denen die Race ihren Durſt löſchte. Er beſchloß, ſeinen Sohn zu rächen. Es hatte ihn zwar Keiner ermordet, er war vielmehr durch Zufall umgekommen, aber er hatte eine Liebſchaft mit einem Mädchen gehabt, welches ihm nach der Erzählung der Leute einen Arkebuſier vom Regiment Munkholm vorgezogen haben ſollte. Welcher es war, konnte Han nicht ermitteln; um alſo ſicher zu gehn, beſchloß er, das ganze Regiment zu freſſen. Die Ausführung dieſes Vorhabens iſt der Inhalt des Romans, mit welchem Victor Hugo débutirte.

Unſer Held erfreute ſich ſonderbarer Angewohnheiten. Er beſchnitt nie ſeine „Klauen", um beſſer die Menſchen zerreißen zu können; wenn er incognito auftrat, trug er große Handſchuhe von Seehundsfell. Daß er ſich nimmer wuſch, verſteht ſich von ſelbſt. Als Kleidung warf er ein blutiges Fell über die Schultern, das er irgend einer noch zuckenden Beſtie abgeriſſen. Sein einziger Freund war ein Eisbär, den er gezähmt hatte, und auf dem er in dringenden Fällen einen ſenkrechten Felſen hinab ritt. Zuweilen ſprach er „mit einer Stimme, wie ſie ein Löwe haben würde, wenn er ſpräche", zuweilen ſtürzte er ſich auf ſeine Beute, „mit dem Geheul einer Hyäne, die einen Cadaver ſpürt". Seine Augen leuchten in der Dunkelheit wie glühende Raketen. Zuweilen wirft er auf die Menſchen ſchiefe Blicke, „in denen die Wildheit des Tigers nur durch die Bosheit des Affen gemildert wird." Wenn er ärgerlich iſt, drückt ein dumpfes Grunzen, zuweilen von heiſerem Schreien unterbrochen, ſeine Wuth aus. Er iſt übrigens ein kleiner Mann und hat eine ironiſche Ader; er liebt es, die Leute aufzuziehn, ehe er ſie frißt. Kommt man in ſeine Höhle, ſo ſieht man „eine Beſtie mit menſchlichem Antlitz, die auf einer Maſſe von Leichnamen ſitzt, Blut ſäuft und einem Bären hin und wieder das noch zuckende Bein eines Lieutenants vom Regiment Munk-

holm als Futter zuwirft, wobei er ein gräßliches Lachen ausstößt und vor Wonne heult". Einmal biß er sich mit dem großen Wolf von Smiasen herum; seine Zähne drangen viel tiefer in das Fleisch, als die des Thiers, und zuletzt tödtete er es, indem er ihm die Schnauze zusammenpreßte. Auf den ersten Liebhaber des Stücks stürzte er einmal in einem gewaltigen Satz: „seine Klauen bohrten sich in die Schultern des jungen Mannes ein, seine knotigen Kniee preßten seine Hüften, während das blutige Maul Zähne zeigte, die einen Tigerkopf hätten knacken können." Um das verhaßte Regiment aufzureiben, lockt er es in eine Schlucht, wo es von Rebellen angegriffen wird, und beißt ohne Unterschied nach links und rechts hin um sich. Die Reste des Regiments vertilgt er, indem er die Kaserne anzündet, wobei er selber umkommt. Dort hat er Gelegenheit, sich mit einem andern Menschenfeind zu unterhalten, dem Grafen Schumacher und da er überhaupt gern von seiner Scheußlichkeit spricht, so erzählt er er ihm: „Meine Natur ist, die Menschen zu hassen; mein Beruf ihnen zu schaden. Ich muß auch einen Gott haben, um ihn lästern zu können." Sehr erfreut über diese Grundsätze ruft der Graf: „Nimm meine Hand!" — „Wozu? soll ich sie fressen?" — Der bestürzte Menschenfeind murmelt etwas von dem Bösen, welches ihm die Menschen zugefügt. — „Mir haben sie nur Gutes gethan. All mein Vergnügen bin ich Ihnen schuldig. Welche Lust, wenn ihr zuckendes Fleisch unter meinem Zahne knirscht, wenn ihr dampfendes Blut meine trockne Kehle erwärmt, wenn ihr Todesschrei sich mit dem Knacken ihrer Glieder mischt, die ich an dem Felsen zerschmettre."

So unmoralische Neigungen geben dem Dichter Gelegenheit, sein besseres Gefühl kund zu thun. Es wird viel moralisirt in diesem Roman, was um so nöthiger ist, da außer Han sich noch eine Menge von Bösewichtern darin herumtreiben, namentlich ein kleiner Satan, Musdämon genannt, die Hexen, Scharfrichter, Leichenweiber ꝛc. gar nicht zu rechnen. Die Scene spielt theils in Spladgest, der norwegischen Morgue, wo man die Leichen der Ermordeten aussetzt, und wo der Wärter, der zugleich Antiquar ist, die lustige Person machen muß, obgleich ihm das nichts hilft, denn er wird zuletzt doch gefressen; theils in der Mordhöhle des Ungeheuers, theils in einer andern Höhle, wo der Henker seine Werkstätte aufgeschlagen hat, theils im Gefängniß, theils im Nebel, wo man nicht die Hand vor Augen sieht. Der Eindruck wird, was bei einem französischen Publicum zu beachten ist, durch unerhörte Namen verschärft, von denen fol-

gende: Spiagudry, Oglypiglap, Nychol, Drugix, Pelnyrh, Tullytilbet, Cumbyfulfum, noch nicht die ärgſten ſind. — Zum Schluß werden die Laſterhaften theils wahnſinnig, theils hingerichtet; die Tugend geht gut aus.

Wenn wir im Leben einem menſchlich ausſehenden Weſen begegneten, welches, ehe wir uns verſähen, uns im Nacken ſäße und uns anbiſſe, ſo würden wir freilich in einen argen Schreck gerathen. Beim Leſen aber, wo wir das nicht zu fürchten haben, können wir über das Trinken von Seewaſſer und Menſchenblut, das fortwährende Heulen, das Reiten auf einem Eisbären ꝛc. nur lachen. Aber Victor Hugo iſt es baarer Ernſt. Wenn E. T. A. Hoffmann einen Menſchenfreſſer hätte ſchildern wollen, ſo würde er zuerſt leiſe die Saite angeſchlagen haben, die verborgen in jeder Menſchenſeele ſchlummert, die Neigung zum Wahnſinn, er würde ſie immer ſtärker und unheimlicher rühren, während im Uebrigen die Melodie fortgeht, bis plötzlich in den vollen-Accord die grelle, ſchneidende, gräßliche Diſſonanz einſchlägt, die uns entſetzt, aber uns nicht abſolut verkehrt vorkommt. Man wird die „Nachtſtücke“ nicht ohne einen geheimen Schauder, ja nicht ohne einen krankhaften Reiz verfolgen, denn es iſt nur das ungeſunde Anſchwellen eines Keimes, den Jeder in ſich ſelber findet. Die jungfranzöſiſche Romantik, die ihre Ungeheuer lediglich aus dem Witz ſchöpft, verſäumt dieſe ſubjective Vermittelung und ſtellt ſie nackt, wo möglich in pragmatiſcher Gründlichkeit, als Zerrbilder uns gegenüber, und faſt jeder Romanſchreiber ſpielt den Katzenberger.

Im „Bug Jargal“ iſt Han in Habibrah wiedergeboren: Zwerg, Neger, mißgeformt, boshaft wie ein Affe, als Hanswurſt angeſtellt, Mörder, Prieſter einer menſchenfreſſeriſchen Religion, und Zauberer. Umgeben von den Greuelſcenen des blutigen Negeraufſtands auf St. Domingo, die durch die Erfindſamkeit eines barbariſchen, von Natur blutdürſtigen und durch lange Knechtſchaft noch mehr verwilderten Stammes in Martern und Todesqualen der Phantaſie des Dichters hinreichende Gelegenheit geben, das Fleiſch unter den Folterwerkzeugen in grotesken Verrenkungen zucken zu laſſen — denn die Seele hat keinen Theil mehr daran, — in der fieberhaften Hitze eines tropiſchen Klimas, die ſchon der bloſen Vegetation phantaſtiſche Formen verleiht, mußte dieſes Ungeheuer eine wahre Studie für den Dichter des Häßlichen werden.

Offenbar hat V. Hugo bei ſeinen Ungeheuern W. Scott vor Augen gehabt: den ſchwarzen Zwerg, die Leichenweiber in der Braut von Lammermoor, Madge Wildfire und ihre Mutter die Hexe. Eben hatte der

ſchottiſche Dichter im „Peveril“ einen chevalereſken Zwerg gezeichnet, Sir Hudſon Lowe. V. Hugo machte aus dieſer Poeſie des Contraſtes ein förmliches Syſtem und übertrieb es dadurch ins Fratzenhafte: es geht ihm mit ſeinen Ungeheuern wie dem König in Goethe's Märchen, der, als die Irrlichter ihm die belebende Ader ausgeſogen haben; in einen formloſen Klumpen zuſammenläuft. Neuere Engländer, wie Ainsworth, haben ihm die Kunſt abgelernt; auch im Quilp ſteckt ein guter Theil Han.

Juni 1823 erſchien „Quentin Durward“, der erſte Roman W. Scott's, der in Frankreich ſpielte, und aus dem die Franzoſen Comines verſtehn lernten, ganz anders als ihn Duclos verſtanden hatte. Jetzt wuchs ſeine Popularität in geometriſcher Progreſſion.

Auch in den „Oden und Balladen“ geht V. Hugo hauptſächlich auf den Contraſt aus. In „La chasse du burgrave“ und „La Passe d'armes du roi Jean“ iſt nichts als gothiſches Coſtum. Im „Geſang des Circus“ werden die Leiden der Unglücklichen geſchildert, die den wilden Thieren vorgeworfen werden ſollen, mit dem Refrain: „Salut, prince immortel et juste, César, sois salué par ceux qui vont mourir!“ „Bald, wenn die wilden Thiere heulen, wird man die Schlachtopfer mit Lanzenſtößen ihnen entgegentreiben. Ein Purpurbaldachin breitet ſich über des Kaiſers Thron, damit ein milderes Licht während des heißen Feſtes den göttlichen Augen des gnädigen Herrſchers wohlthun möge.“ Aehnlich „Nero's Feſt“, der Turniergeſang, die Tochter Otaheite's u. ſ. w. Der Dichter beſingt die Gegenſtände, an die wir auch in Deutſchland gewöhnt ſind, Feen, Sylphen u. ſ. w., aber mitten im Spiel ſeiner Phantaſie fällt ihm plötzlich eine Wendung ſeines Freundes Nodier ein, die er bei der Gelegenheit kritiſirt. Von ſangbarer Melodie keine Spur; nie ein einfaches Bild, überall Reflexion, aber auch dieſe nicht durch den Gedanken beherrſcht, ſondern an den Wechſel der Bilder gebunden. Der luſtige Stoff ſtimmt nicht zu dem Pathos der Sprache. Man vergleiche z. B. Goethe's Todtentanz mit der Ronde du sabat, deren feierlicher Anfang:

Voyez devant les murs de ce noir monastère
La lune se voiler, *comme pour un mystère,*
L'esprit de minuit passe, et *répandant l'effroi,*
Douze fois se balance au battant du beffroi u. ſ. w.

die folgenden Spukgeſtalten, die nur in der leichten Holzſchnittzeichnung

den Eindruck machen können, der ihnen allein zukommt, den Eindruck des Grotesken ins Abgeſchmackte hinüberzieht.

Dieſe derb realiſtiſche Schule der Lyrik machte nun der weich elegiſchen Lamartine's Concurrenz. V. Hugo fand einen kräftigen Genoſſen in ſeinem Freund Alfred de Vigny (25. J.), einem jungen Officier der k. Garde, deſſen Gedichte damals erſchienen, darunter Helene, Eloa, Moſes, Dolorida. Auf der einen Seite werden Lamartine's ſeraphiſche Geſtalten noch feiner ſubtiliſirt, die ätheriſchen Luftgebilde werden noch geſtaltloſer, und das Gefühl verliert ſich in einem Ocean der Ueberſchwenglichkeit, ſo namentlich in Eloa; auf der andern hat der Dichter ein lebhaftes Gefühl für ſinnliche, namentlich landſchaftliche Eindrücke und verſteht die landſchaftliche Stimmung durch Figuren und romantiſche Geſchichten ſinnreich zu beleben. Faſt überall geht ein lebhafter und deutlich ausgemalter ſinnlicher Eindruck voraus, das Bild wird nicht nur in ſehr ſcharfen Umriſſen, ſondern faſt in einer nervöſen Aufregung ausgeführt: es ſcheint, als ob die Farben und Geſtalten auf die zarte Seele des Dichters ſo heftig eindringen, daß dieſe darunter leidet. Sobald dann das Bild vor ſeiner Seele ſteht, arbeitet er auf einen philoſophiſchen Gedanken hin: aber hier leuchtet der Zuſammenhang nicht immer ein, und die Idee verfliegt nicht ſelten in unbeſtimmten Ahnungen.

J'aime le son du cor, le soir, au fond des bois,
Soit qu'il chante les pleurs de la biche aux abois,
Ou l'adieu du chasseur que l'écho faible accueille,
Et que le vent du nord porte de feuille en feuille.

Que de fois, seul, dans l'ombre à minuit demeuré,
J'ai souri de l'entendre, et plus souvent pleuré!
Car je croyais ouïr de ces bruits prophétiques
Qui précédaient la mort des Paladins antiques.

O montagres d'azur! ô pays adoré!
Rocs de la Frazona, cirque du Marboré,
Cascades qui tombez des neiges entraînées,
Sources, gaves, ruisseaux, torrents des Pyrénées;

Monts gelés et fleuris, trône des deux saisons,
Dont le front est de glace et le pied de gazons!
C'est là qu'il faut s'asseoir, c'est là qu'il faut entendre
Les airs lointains d'un cor mélancolique et tendre.

Souvent un voyageur, lorsque l'air est sans bruit,
De cette voix d'airain fait retenter la nuit;
A ses chants cadencés autour de lui se mêle
L'harmonieux grelot du jeune agneau qui bêle.

Une biche attentive, au lieu de se cacher,
Se suspend immobile au sommet du rocher,
Et la cascade unit, dans une chute immense,
Son éternelle plainte au chant de la romance.

Ames des Chevaliers, revenez-vous encor?
Est-ce vous qui parlez avec la voix du cor?
Roncevaux! Roncevaux! dans ta sombre vallée
L'ombre du grand Roland n'est donc pas consolée!

Dann folgt die Beſchreibung dieſer Schlacht, zuletzt wieder der Hornſtoß. Das Gedicht iſt wahrſcheinlich hervorgerufen durch den poetiſchen Verſuch des guten Francis Osbaldiſtone, der ſeinem Vater, dem großen Kaufmann, ſo viel Verdruß machte:

O for the voice of that wild horn,
On Fontarabian echoes borne,
The deying hero's call u. ſ. w.

Das Waldhorn ſpielt auch in der deutſchen Romantik, z. B. bei Tieck, eine große Rolle, wie auch V. Hugo ſeinen Tonfall rhythmiſch nachzubilden ſucht. Der Klang paßt zu den Ruinen, Schluchten, Tannengründen, dem Mondſchein des neuen Geſchmacks; es iſt eine fremde Bilderwelt, die ſich dem ungewöhnten franzöſiſchen Auge öffnet. Das Blöcken der Geiß und die zierlichen Bewegungen der aufmerkſamen Hirſchkuh — davon wußte Delille nichts. — Hier noch die Introduction eines andern Gedichts.

Qu'il est doux, qu'il est doux d'écouter des histoires
Des histoires du temps passé,
Quand les branches d'arbres sont noires,
Quand la neige est épaisse et charge un sol glacé!
Quand seul dans un ciel pâle un peuplier s'élance,
Quand sous le manteau blanc qui vient de le cacher
L'immobile corbeau sur l'arbre se balance,
Comme la girouette au bont du long clocher!

Wie mußte dieſer Vergleich die Anhänger der Academie befremden! Mehr noch der eigentliche Anfang:

Ils sont petits et seuls ces deux pieds dans la neige.
Derrière les vitraux dont l'azur le protège
Le roi pourtant regarde et voudrait ne pas voir.

Die beiden kleinen Füße, die hier ſo ohne weitere Vorbereitung eingeführt werden, gehören der Prinzeſſin Emma an, die ihren Liebhaber Eginhard durch den Schnee trägt; der zuſchauende König iſt ihr Vater Karl der Große.

Auguſt 1823 ſchiffte ſich Lord Byron, der eigentliche Vater der modernen Lyrik, aus Genua nach Miſſolunghi in, um perſönlich den Aufſtand der Griechen zu leiten: die freundlichen Worte, die Goethe ihm nachſchickte, ſind bekannt. Lamartine, der „Nouvelles méditations poetiques“ herausgab, ſang ihn in einer Ode an: „Du, deſſen wahren Namen die Welt noch nicht kennt! geheimnißvoller Geiſt, Sterblicher, Engel oder Dämon! Die Nacht iſt dein Aufenthalt, der Schrecken dein Gebiet. Der Schrei der Verzweiflung iſt deine liebſte Muſik. Das Böſe iſt dein Schauſpiel, der Menſch dein Opfer. Dein Auge hat, gleich Satan, den Abgrund ermeſſen, und dein Geiſt ſich tief hineintauchend fern von dem Tageslicht und von Gott, hat von der Hoffnung auf ewig Abſchied genommen. — Deine Stimme ſingt in einer hölliſchen Melodie dem finſtern Gott des Böſen Siegeshymnen. — Auch Ich! ich habe vergebens das Wort geſucht, welches das Räthſel des Lebens löſt. Die Welt iſt für den menſchlichen Stolz ein verſchloſſenes Buch.

Cherchant ce grand secret sans pouvoir le surprendre,
J'ai vu partout un Dieu sans jamais le comprendre,
Et ma voix se brisant contre ce ciel d'airain
N'a pas même eu l'honneur d'irriter le destin.

Aber endlich rief es in mir: Ruhm ſei dem Ewigen! Hoffentlich wird es auch dir tagen, enfant déchu d'une race divine! Laß den Söhnen der Nacht den Zweifel und den Fluch. Notre crime est d'être homme et de vouloir connaître. Ignorer et servir, c'est la loi de notre être.“

Wenn die Engländer den Neuerern die willkommenſte Anregung boten, ſo wurden die Deutſchen darüber nicht überſehn. Als das Werk der Frau von Staël über Deutſchland erſchien, kam man ihm ziemlich ungläubig

entgegen, aber mehr und mehr verſchaffte es ſich Geltung, da nach ſeiner Schilderung, was man im Ueberdruß an der Voltaire'ſchen Verſtandesbildung begehrte, jenſeit des Rheins im Ueberfluß vorhanden ſchien: Dämmerung, Mondſchein, Gefühl, Geſpenſter, Enthuſiasmus und Ruinen. Entſcheidend war 1823 die Ueberſetzung von Hoffmann's Phantaſieſtücken durch Loewe-Weimar. Hier hatte man die fertigen Recepte für die geſuchte Poeſie des Contraſtes; der Dichter galt als der vornehmſte Vertreter der deutſchen Dichtung und wirkte in Paris weit durchgreifender als in Berlin.

Nun wagte man ſich auch an eine treue Wiedergabe der früher franzöſiſch überfirnißten Dichtungen; eine Ueberſetzung Shakeſpeare's, von Sorſum, mit Anmerkungen von A. de Vigny, leiſtete darin das Mögliche. Kräftig wirkte Beyle in den Schriften über Racine und Shakeſpeare für die Romantik. Hauptſächlich kämpft er gegen die drei Einheiten. Zuſchauer, welche die Revolution und die Kriege des Kaiſerreichs geſehen, die, anſtatt den Quinctilian zu leſen, den Feldzug nach Moskau mitgemacht haben, verlangen für ihre Bilder einen andern Rahmen, als die feine Welt von 1670. „Rien ne ressemble moins que nous aux marquis couverts d'habits brodés et de grandes perruques noires, coûtant mille écus, qui jugèrent, vers 1670, les pièces de Racine et de Molière. Ces grands hommes cherchèrent à flatter le goût de ces marquis, et travaillèrent pour eux. Il faut désormais faire des tragédies pour nous, jeunes gens raisonneurs, sérieux et un peu envieux, de l'an de grâce 1823. Ces tragédies-là doivent être en prose. De nos jours, le vers alexandrin n'est le plus souvent qu'un cache-sottise. Les règnes de Charles VI, de Charles VII, du noble François Ier, doivent être féconds pour nous en tragédies nationales d'un intérêt profond et durable. Mais comment peindre avec quelque vérité les catastrophes sanglantes narrées par Comines, et la chronique scandaleuse de Jean de Troyes, si le mot pistolet ne peut absolument pas entrer dans un vers tragique? — Tout porte à croire que nous sommes à la veille d'une révolution en poésie. Jusqu'au jour du succès, nous autres défenseurs du genre romantique, nous serons accablés d'injures. Enfin ce grand jour arrivera, la jeunesse française se réveillera; elle sera étonnée, cette noble jeunesse, d'avoir applaudi si longtemps et avec tant de sérieux à de si grandes niaiseries.“ Er verſpottete die beliebten dramatiſchen Dichter, welche alte

Vorbilder copiren, anſtatt die Augen aufzumachen und die Natur nachzuahmen, welche doch allein claſſiſch iſt. Die poetiſche Redeweiſe müſſe klar, lebendig, einfach ſein und auf geradem Weg zum Zweck gehn. Vor allem ſoll man das Leere fliehn: „J'aime mieux encourir le reproche d'avoir un style heurté que celui d'être vide.“ Statt bei ſeinen Leſern Illuſion oder Glauben zu erregen, arbeitet Beyle gefliſſentlich dieſem Zweck zuwider. „J'invite à se méfier de tout le monde, même de moi... Ne croyez jamais qu'à ce que vous avez vu, n'admirez que ce qui vous fait plaisir, et supposez que le voisin qui vous parle est un homme payé pour mentir.“

Auch Courier ging nicht ſo ganz in ſeinen politiſchen Eifer auf, daß er darüber die Reform des Stils, die ihm ſo ſehr am Herzen lag, vergeſſen hätte. 4. Oct. 1823 meldete er im „Conſtitutionel“ ſeine Ueberſetzung des Longus an: „c'est un joli ouvrage, un petit poëm en prose, où il s'agit de moutons, de bergers, de gazons. La 1. édition fut saisie à Florence par ordre de l'empereur Napoléon le grand: j'imprimai le grec à Rome; il fut saisi de même. Revenu à Paris quand il n'y eut plus d'empereur, et toujours occupé de Chloé, de ses brebis, je retouchais ma version, lorsqu'on me mit en prison à Ste. Pélagie: ce fut là que je fis ma 2. édition.“

Die Grundlage ſeiner Ueberſetzung war die alterthümliche des Amyot, die aber nach Maßgabe der neuen Textkritik verbeſſert wurde. — Gleichzeitig gab er Fragmente des Herodot, deſſen Sprache er geiſtvoll mit denen der altfranzöſiſchen Chroniſten verglich. „Hérodote et Homère nous représentent l'homme sortant de l'état sauvage, non encore façonné par les lois compliquées des sociétés modernes, l'homme grec, c'est-à-dire, le plus heureusement doué à tous égards... Ils écrivirent, non dans le patois esclave, comme nos Froissard, nos Joinville, mais dans la langue belle alors, c'est-à-dire ancienne; car en la déliant du rhytme poétique, ils lui conservèrent les formes de la poésie, les expressions et les mots hors du dialecte commun...“

„Traduire Hérodote dans notre langue académique, langue de cour, cérémonieuse, roide, apprêtée, pauvre d'ailleurs, mutilée par le bel usage, c'est étrangement s'abuser; il y faut employer une diction naïve, franche, populaire et riche, comme celle de Lafontaine. Ce n'est pas trop assurément de tout notre Français pour rendre le Grec d'Hérodote, d'un auteur que rien n'a gêné, qui, ne connaissant

ni ton, ni fausses bienséances, dit simplement les choses, les nomme par leur nom, fait de son mieux pour qu'on l'entende, se reprenant, se répétant de peur de n'être pas compris; et faute d'avoir su son rudiment par coeur, n'accorde pas toujours très-bien le substantif et l'adjectif. Un homme d'académie ou prétendant à l'être, ne se peut charger de cette besogne. Hérodote ne se traduit point dans l'idiome des dédicaces, des éloges, des compliments . . . Par malheur, il n'a eu longtemps pour interprètes que des gens tout à fait de la bonne compagnie, des académiciens, gens pensant noblement et s'exprimant de même, qui, avec leurs idées de beau monde et de savoir-vivre, ne pouvaient goûter ni sentir, encore moins sentir le style d'Hérodote . . . . . Cette rage d'ennoblir, ce jargon, ce ton de cour, infectant le théâtre et la littérature sous Louis XIV. et depuis, sont encore cause qu'on se moque de nous avec juste raison: l'imitation de la cour est la peste du goût aussi bien que des moeurs . . ."

„Un homme séparé des hautes classes, un homme du peuple, un paysan sachant le grec et le français y pourra réussir; c'est ce qui m'a décidé à entreprendre ceci, où j'emploie non la langue courtisanesque, mais celle des gens avec qui je travaille à mes champs; langue plus savante que celle de l'Academie, et beaucoup plus grecque."

29. Oct. 1823 kam Courier von Neuem auf die Anklagebank, wurde aber diesmal freigesprochen. In einer Erklärung darüber sprach er sich sehr höhnisch über Lamennais und Lamartine aus. Merkwürdig ist diese Erklärung noch wegen seiner Beziehungen zum Herzog von Orleans. Die Regierung hegte bereits gegen diesen Prinzen, der alles anwandte, um sich im Gegensatz zu seinen Vettern populär zu halten, starkes Mißtrauen. Freilich hütete er sich vor jeder Theilnahme an den Verschwörungen, er trug die Maske eines schlichten Mannes ohne Ehrgeiz. Aber die Liberalen deuteten seine Stellung reichlich aus, das Volk aufmerksam zu machen, daß hier noch eine Hoffnung sei. Am eifrigsten war darin Courier: fast auf jeder dritten Seite steht ein warmes Lob des Herzogs, mit boshaften Seitenblicken auf den ältern Zweig des Hauses. Auf der einen Seite nannte man ihn einen orleanistischen Agenten, auf der andern nahm man ihn in Schutz: er sei Republikaner. Er selbst versicherte, gegen die Staatsform gleichgültig zu sein: wo die Freiheit größern Spielraum finde, da er sei mit seinem Herzen, gleichviel ob in einer Monarchie oder Republik.

Lafayette, der um diese Zeit in Amerika reiste, hatte dort mit Joseph Bonaparte wunderliche Verhandlungen, die soviel zeigten, daß er auch dieser Richtung nicht principiell abgeneigt sei.

Die Folge der spanischen Intervention war zunächst, daß dort der Despotismus in der greulichsten Form wiederhergestellt wurde. Wenn man gehofft, durch sie den Einfluß Frankreichs auf Spanien zu verstärken, so hatte man sich darin betrogen; Ferdinand war ganz in den Händen der heiligen Allianz: „Nieder mit der Nation!" war das Feldgeschrei der Königstreuen. Außerdem war Frankreich mit England tödtlich entzweit.

Der Herzog von Angoulême — der jeden Versuch Chateaubriand's, direct mit ihm über Politik zu verhandeln, entschieden zurückwies — durchschaute die Lage mit vollkommner Klarheit. „Cette campagne", schreibt er an Villèle, „aura d'avantageux pour nous d'avoir assuré au roi une bonne armée, et d'avoir rendu à la France la considération qu'elle doit avoir en Europe; mais on n'en retirera aucun autre bon parti. Le roi Ferdinand me ferait cent promesses qu'il ne les tiendrait pas le même jour que j'aurais tourné le dos ... Tenez pour certain qu'il n'y a rien de bon à faire ici, que ce pays se déchirera pendant bien des années, mais, je crois, sans aucun danger pour nous." ...

Die französische Armee mußte 7. Nov. noch mit ansehn, wie Riego der alte Freiheitsheld schmählich hingerichtet wurde; 2. Dec. zog der Herzog von Angoulême im Triumph in Paris ein. Gleich darauf wurde die Kammer aufgelöst, und die Neuwahlen fielen, unter dem Einfluß der spanischen Erfolge, ganz im Sinn der Ultraroyalisten aus. Die Liberalen hatten nur 19 Stimmen behalten.

Für die Ultra's galt Villèle bereits als weit zurückgeblieben; bei Eröffnung der neuen Kammern, 23. März 1824, erhielt ihr Führer Labourdonnaye 60 Stimmen zur Präsidentenwahl; er verlangte Entschädigung für die Emigrirten, wogegen der Banquier Casimir Perier heftig auftrat, und Uebergabe des Erziehungswesens an die Jesuiten, da ohnehin schon ein Bischof, Frayssinous, die höchste Leitung desselben hatte.

Bei den Pairs wurden sie von Chateaubriand geleitet, der im Ministerium eine eigenthümliche Stellung einnahm. Von Kaiser Alexander, der froh war über den Bruch zwischen Frankreich und England, auf Händen getragen in den Salons des Faubourg St. Germain, war er Villèle verdächtig und wurde selbst von den Prinzen kühl behandelt. „Am-

bitieux", ſchildert ihn Guizot, „comme un chef de parti et indépendant comme un enfant perdu; épris de toutes les grandes choses et susceptible, jusqu'à la souffrance, pour les plus petites; insouciant sans mesure dans les intérêts communs de la vie, mais passionnément préoccupé, sur la scène du monde, de sa personne comme de sa gloire, et plus froissé des moindres échecs que satisfait des triomphes les plus éclatants. Dans la vie publique, plus jaloux de succès que de pouvoir, capable dans une grande circonstance de concevoir et de mettre hardiment à flot un grand dessein, mais incapable de pratiquer avec énergie et patience, dans le gouvernement, une politique bien liée et fortement suivie. Il avait une sympathique intelligence des impressions morales de son pays et de son temps, plus habile pourtant et plus appliqué à leur complaire pour avoir leur faveur qu'à les diriger vers de sérieuses et durables satisfactions. Grand et noble esprit qui, soit dans les lettres, soit dans la politique, connaissait et savait toucher les cordes élevées de l'âme humaine, mais plus propre à frapper et à charmer les imaginations qu'à gouverner les hommes, et avide sans mesure de louange et de bruit pour satisfaire son orgueil, d'émotion et de nouveauté pour échapper à son ennui." „Retiré", ſetzt Lamartine hinzu, „dans sa gloire, peu actif au conseil, muet avec ses collègues, affectant l'indifférence des petites choses et le dédain des grandes, livré au plaisir et aux femmes . . secrètement lié avec les royalistes exaltés. . ." —

Die erſte Maßregel der Regierung war, die Dauer der Legislatur auf ſieben Jahre auszudehnen; gegen den Widerſpruch von R. Collard und Foy wurde 8. Juni das Geſetz angenommen.

Die zweite ging von Villèle aus und betraf die Converſion der Renten. Die Ultra's waren dagegen, hauptſächlich die Biſchöfe, und Chateaubriand's mehr als zweideutiges Verhalten bewirkte den Fall des Geſetzes in der Pairskammer, 5. Juni. Empört darüber, geben ihm am folgenden Tag der König und Villèle ſeine Entlaſſung, in einer Form, die den ſtolzen Mann aufs tödtlichſte beleidigen mußte.

„En me frappant, on n'a frappé qu'un dévoué serviteur du roi, et l'ingratitude est à l'aise avec la fidélité; toutefois, il peut y avoir tels hommes moins soumis et telles circonstances dont il ne serait pas bon d'abuser: l'histoire le prouve. Je ne suis ni le prince Eugène, ni Voltaire, ni Mirabeau; et, quand je posséderais leur

puissance, j'aurais horreur de les imiter dans leur ressentiment. Mais . . . .“ Und dieſes verhängnißvolle Mais wird in den Memoiren ergänzt: „Il serait mieux d'être plus humble, prosterné, plus chrétien. Malheureusement nous sommes sujet à faillir: nous n'avons point la perfection évangélique. Si un homme nous donnait un soufflet, nous ne tendrions pas l'autre joue; cet homme, s'il était sujet, nous aurions sa vie ou il aurait la nôtre; s'il était roi —! . . . .“

Der Zorn war mächtiger als der Idealismus. „Ich erhalte ein andres Publicum,“ ſo überſchreibt er ein neues Kapitel ſeiner Memoiren; und in der That ſehen wir ihn plötzlich im Bunde mit den leidenſchaftlichſten Liberalen. Zwar ſind die Stichwörter, die er in der neuen Oppoſition anwendet, zum Theil die alten des Conservateur, aber der Sinn iſt der entgegengeſetzte: er erweckt gegen ſeine alten Freunde und Bundesgenoſſen den Haß und die Verachtung ſeiner früheren Gegner. Als Ultraroyaliſt, als Verbündeter der heiligen Allianz war er gefallen; nun läßt er ſich wegen ſeines Falls von den Ultraliberalen verherrlichen. Den Letzteren konnte nichts gelegener kommen, als der Abfall eines berühmten Mannes, der ſich vor keiner Indiscretion ſcheute und die Leidenſchaftlichkeit des Conservateur gegen die alten Freunde wandte. Später in ſeinen Memoiren ſtellt er ſeine Theilnahme an den politiſchen Angelegenheiten mit vornehmem Spott, als eine geringfügige Beſchäftigung dar, zu der ſich der Dichter nur herabgelaſſen habe, und ſeine alten Collegen als fratzenhafte Zerrbilder, die mit dem größten Ernſt die gleichgiltigſten Dinge behandelt hätten: „C'était bien vénérable assurément, mais je préférerais l'hirondelle qui me réveillait dans ma jeunesse, et les Muses qui remplissaient mes songes!“ — „Que m'importaient pourtant ses futiles misères, à moi qui n'ai jamais cru au temps où je vivais, à moi qui appartenais au passé, à moi sans foi dans les rois, sans conviction à l'egard des peuples, à moi qui ne me suis jamais soucié de rien, excepté des songes, à condition encore qu'ils ne durent qu'une nuit!“

Es ſammelte ſich jetzt um ihn im Journal des Débats eine neue Schule, die von ihm lernte, mit royaliſtiſchen Waffen die Sache des Königthums untergraben. Er betrieb den Kampf frivol genug: faſt bei jeder ernſten Frage wird man an das Wort erinnert, das ihm einmal entfuhr, als er von Chamfort ſprach: „Je me suis toujours étonné qu'un homme qui avait tant de connaissance des hommes, eût pu épouser si chaudement une chose quelconque.“

Mit großer Lebhaftigkeit nahm er ſich gleich zu Anfang der Sache der Griechen an, die in Frankreich beſonders populär wurde, ſeitdem der Tod ſeines Geiſtesverwandten Lord Byron in Miſſolunghi 19. April 1824 ganz Europa erſchüttert hatte. Um dieſe Zeit gab Lemercier die neugriechiſchen Räuber- und Matroſenlieder heraus, und Fauriel, der große allſeitig gebildete Gelehrte, der auch die Tragödien ſeines Freundes Manzoni ins Franzöſiſche überſetzt, folgte mit den „Chants populaires de la Grèce moderne“. In der Vorrede ſprach er ſich über das Weſen der Poeſie nicht anders aus als Herder: „Entre les arts qui ont pour objet l'imitation de la nature, la poésie a cela de particulier que le seul instinct, sa seule inspiration du génie inculte et abandonné à lui-même y peuvent atteindre le but de l'art, sans le secours des raffinemens et des moyens habituels de celui-ci. Il y a plus: c'est précisément ce défaut d'art ou cet emploi imparfait de l'art, c'est cette espèce de contraste ou de disproportion entre la simplicité du moyen et la plénitude de l'effet, qui font le charme principal d'une telle composition. C'est par là qu'elle participe, jusqu'à un certain point, au caractère et au privilége des oeuvres de la nature, et qu'il entre dans l'impression qui en résulte quelque chose de l'impression que l'on éprouve à contempler le cours d'un fleuve, l'aspect d'une montagne, une masse pittoresque de rochers, une vieille forêt; car le génie inculte de l'homme est aussi un des phénomènes, un des produits de la nature.“

Nach Byron's Tod ergänzte Lamartine den „Childe Harold“ durch einen letzten Geſang. Byron, ſagt er, hat ſeine glänzendſten Seiten durch einen frechen Skepticismus vergiftet, der ebenſo verderblich war für die Jugend, die ihn bewundert, als für ſein eignes Talent. Harold ſetzt ſeine Reiſe weiter fort, bis er nach Griechenland kommt. Ein alter frommer Einſiedler ſucht ihn zu bekehren, vergebens. Harold ringt beſtändig nach einer unmittelbaren Offenbarung Gottes, ſeine Zweifel aufzuklären. Als er auf dem Sterbebette liegt, ruft ihm eine Stimme von oben zu: Jetzt iſt der ſchreckliche Augenblick gekommen, jetzt wähle! Harold erſtarrt vor Schreck und bebt in den furchtbarſten Schauern der Todesangſt, aber er ſchweigt. Da ruft jene Stimme: Jetzt iſt es zu ſpät! Harold ſtirbt und käme in die Hölle, wenn nicht Lamartine dazu wieder zu gutmüthig wäre, er hofft vielmehr, Gott werde in ſeiner Weisheit doch noch Mittel finden,

ſein freilich gerechtes, aber ſtrenges Urtheil zurückzunehmen. — Vermuthlich im Fegefeuer. —

Lamartine wurde wegen ſeiner Richtung auch von der hierarchiſchen Partei geſtützt, die alljährlich neue Fortſchritte machte. Als Lamennais im „Drapeau blanc“ die Lehrer der Univerſität beſchuldigte, atheiſtiſche Grundſätze zu predigen und gottesläſterliche Handlungen auszuüben, mußten die Gerichte einſchreiten; doch wagte man ſich nicht an den Verfaſſer, ſondern nur an den Herausgeber des Blattes. Auf einer Reiſe nach Rom wurde Lamennais vom Papſt ſehr ehrenvoll aufgenommen; es wurde ihm der Cardinalshut angeboten, den er aber ausſchlug. — In derſelben Zeit hielt ſich Ballanche in Rom auf, mit mannigfachen literariſchen Plänen beſchäftigt; er wollte an einer „Palinginesie“ arbeiten, die für Wiſſenſchaft und Kunſt die Grundformel finden ſollte; als Fragment daraus ſollte der „Orphée“ Glauben und Sitten des Alterthums in einem poetiſchen Gemälde anſchaulich machen; „la vision d'Hébal“ ſollte dann weiter hinaus weiſen. „La douleur sera le second génie qui m'expliquera les destinées humaines.“ „Convenez-vous que les Dieux immortels couvrent de leurs regards l'homme voyageur, comme le ciel inonde la nature de sa bienfaisante lumière.“ „Toutes les pensées d'avenir se tiennent; pour croire à la vie qui doit suivre celle-ci, il faut commencer par croire à cette vie elle même, à cette vie passagère.“

15. Auguſt 1824 wurde das Miniſterium des Cultus und öffentlichen Unterrichts dem Biſchof Frayſſinous übergeben; es war eigens für ihn eingerichtet, und er ſollte nun die Kirche in ihrer ganzen Herrlichkeit wiederherſtellen.

Guizot erklärt: „le mouvement qui ramenait la France vers le Christianisme était sincère et plus sérieux qu'il n'en avait l'air; c'était à la fois un besoin public et un goût intellectuel; la société, lasse d'ébranlements et de changements, cherchait des points fixes où elle pût se rattacher et se reposer; les esprits, dégoûtés de l'atmosphère terrestre et matérielle, aspiraient à remonter vers des horizons plus hauts et plus purs; les penchants de la mode morale concouraient avec les instincts de l'intérêt social.“ Aber anſtatt ſich mit der ſtillen Bekehrung zu begnügen, trat die ſtreitende Kirche als politiſche Partei auf und forderte die Gegner heraus: „on vit les deux partis resserrer leurs rangs; le XVIII. siècle reparut en armes. Au

nom de l'Eglise on déclarait la guerre à la société; la société rendit à l'Eglise guerre pour guerre."

Die Cenſur wurde wieder eingeführt, die Verfolgungen wurden, unter Frayſſinous' Leitung, in großartigem Maßſtab wieder aufgenommen. Courier ſchrieb zur Rechtfertigung der Preſſe die eleganteſte ſeiner Flugſchriften, „le pamphlet des pamphlets": die Maske des biedern Bauern iſt abgeworfen, der claſſiſch gebildete Mann ſieht mit offener Ironie den Obſcuranten ins Angeſicht. Der Stil iſt ſo fein ausgemeißelt, daß wir uns heute ebenſo daran ergötzen als die Zeitgenoſſen; wir vergeſſen, daß die Sache, die er vertritt, nur ſehr theilweiſe eine gute war.

17. Sept. 1824 ſtarb König Ludwig XVIII., 69 J. alt. Sein Ende war eine traurige Comödie wie im Grund ſein ganzes Leben: er hatte ſich in 25jähriger Verbannung geübt, durch Majeſtät zu imponiren, hinter der keine Macht war; er ſuchte die dem franzöſiſchen Königthum erbliche ritterliche Haltung zu zeigen, obgleich ſeine Gebrechlichkeit ihn an den Stuhl feſſelte. Er fühlte ſich auch an Geiſt ſeinen Umgebungen überlegen, nicht ganz mit Unrecht, obgleich im Grund ſein Geiſt nur auf kleine Dinge gerichtet war. Selbſt darin war Comödie, daß er ſeine platoniſche Freundin Frau v. Cayla mit Geſchenken überhäufte, wie die frühern Könige ihre Maitreſſen, und dadurch Anſtoß gab. Nun hielt er es für ſchicklich, der Nation zu verheimlichen, daß er im Sterben lag. Halb bewußtlos, hielt er noch große Cour ab, und ſchlief dabei ein. Endlich mußte ſein Bruder durchgreifen, dem als Chriſten der Tod eine ernſte Sache war, und der den König nicht ohne Sacramente ſterben laſſen wollte. Ludwig gab nach, und die letzten Stunden verfloſſen in der hergebrachten Ordnung.

Mit grimmigem Hohn warf Beranger in „la mort de Charlemagne" dem Abgeſchiedenen die letzten Scherben aufs Grab nach. Dank hatte er nirgend geerntet, mit Hoffnung und Beſorgniß erwartete man eine gänzliche Verſchiebung der Lage.

VII.

Der neue König, Karl X., nur ein Jahr jünger als ſein Bruder, aber körperlich noch vollkommen friſch, von edler ritterlicher Haltung, war eigentlich den Franzoſen ſehr genehm. Gedacht hatte er wenig, in ſeinen Ueberzeugungen war er feſt, mehr aus Temperament als aus Charakter,

wenn seinem Entschluß sich unvorhergesehene Schwierigkeiten entgegenstellten, wendete er sich leicht. Seine Andachtsübungen trieb er regelmäßig, ohne Frömmelei; seine eigentliche Neigung war die Jagd.

Chateaubriand sucht sich dem Hof wieder zu nähern, aber dem neuen König war der geistreiche Mann ebenso zuwider als dem alten; Villèle blieb im Vertrauen.

27. Sept. zog der König in Paris ein, vom Volk mit lautem Jubel, vom Erzbischof mit zweideutigen Ermahnungen empfangen. 3. Januar 1825 wurden die neuen Gesetzvorschläge, sehr durchgreifender Art, den Kammern vorgelegt.

Zunächst die Entschädigung für die Emigrirten, im Betrag einer Milliarde. Es war ein harter Preis, aber wenigstens war dadurch der Friede zwischen den beiden Classen möglich geworden, die Besitzer der Nationalgüter waren sicher gestellt. Uebrigens zogen nicht allein die Feudalen Nutzen daraus: Der Herzog von Orleans, der zugleich den Titel königliche Hoheit empfing, wurde in kolossaler Weise bedacht, ebenso, wenn auch in geringerm Maß, Lafayette.

An dieses Gesetz schloß sich die Wiederherstellung des durch die Revolution aufgehobenen Rechts der todten Hand, der Majorate und der altfranzösischen Erbfolge.

Endlich wurde auf Sacrilegien (z. B. Verletzung der Hostie) die Todesstrafe festgesetzt: ein Hohn gegen die Begriffe des Zeitalters, den nicht blos die eigentlichen Liberalen, sondern ebenso die Doctrinärs, R. Collard, Broglie, Barante, heftigen Widerstand entgegensetzten. Gleichwohl wurde das Gesetz 20. April angenommen.

Grade damals verbreitete sich die Nachricht, P. L. Courier sei 10. April (53. J.) von einem Meuchelmörder erschossen. In seinen letzten Briefen hatte er mehrfach die Besorgniß ausgesprochen, die Jesuiten wollten ihm zu Leibe; nun erhob sich ein allgemeiner Schrei des Entsetzens. Erst fünf Jahre später stellte sich der wahre Thäter heraus, ein Knecht, der durch Privatrache getrieben war; aber über dem Lärm der Revolution vergaß man diese Enthüllung, und Courier galt noch immer als Märtyrer der Freiheit.

29. Mai wurde Karl X. gekrönt; bei dieser Ceremonie hatte ihm Talleyrand die gestickten Schuhe anzulegen. Lamartine feierte die Begebenheit durch eine schwungvolle Ode; noch rauschender V. Hugo „Der Dämon des Königsmords, der gierig nach dem Blut der Bourbons

mit Mord ihre Wohlthaten bezahlt, der die Stadt durch Verbrechen entvölkerte und mit Freveln füllte, möge er wissen, daß der König nicht stirbt! — Der Fürst ist groß und heilig; über die wogende Menge erhebt er sich wie ein Leuchtthurm über die Fluthen des empörten Meeres. — O Gott, erhalte uns diesen König, den das Volk anbetet! vernichte seine Feinde! leihe seiner königlichen Stirn zwei Strahlen deines Haupts, setze zwei Engel an seine Seite!"

Nach einem alten Brauch hatte man während der Krönung eine Zahl Vögel auffliegen lassen; dies gab Beranger den Refrain zu dem Spottlied: „le sacre de Charles-le-Simple."

Chamarré de vieux oripeaux,
Ce roi, grand avaleur d'impôts,
Marche entouré de ses fidèles,
Qui tous, en des temps moins heureux,
Ont suivi les drapeaux rebelles
D'un usurpateur généreux.
Un milliard les met en haleine:
C'est peu pour la fidélité.

Le peuple s'écrie: Oiseaux, nous payons notre chaîne;
Gardez bien, gardez bien votre liberté!

Aux pieds de prélats consus d'or,
Charles dit son Confiteor.
On l'habille, on le baise, on l'huile . . . .
Roi! crie un soldat, levez-vous!
„Non, dit l'évêque; et, par St. Pierre,
Je te couronne: enrichis nous.
Ce qui vient de Dieu vient des prêtres.
Vive la légitimité!"

Um diese Zeit gab Beranger eine neue Sammlung seiner Gedichte heraus.

Allez, enfants nés sous un autre règne!
Sous celui-ci quittez le coin de feu.
Adieu, partez, bien que pour vous je craigne
Certaines gens qui pardonnent trop peu.
On m'a crié: L'occasion est bonne;
Tous les partis rapprochent leurs drapeaux. —
Allez, enfants! mais n'éveillez personne:
Mon médecin m'ordonne le repos.

Er hat das Gefängniß kennen gelernt, und die Erfahrung hat ihn klug gemacht; die luſtigſten Pfeile hat er im Köcher zurück behalten. — Der obige Weihegeſang iſt ein Beleg dafür; aber keineswegs der einzige.

Ganz im Sinn von Beranger wirkte Caſimir Delavigne (31 J.) in den „Messéniennes“ 1825: der wunderliche Name iſt eine Reminiscenz aus Barthélémy, der in der „Reiſe des Anacharſis“ im Geiſt des Tyrtäus proſaiſche Freiheitslieder für Meſſene gedichtet hatte. — Die Tyrannen und Kaputzen im geiſtigen Kampf zu überwinden, dazu hat der Franzoſe nicht die Ausdauer; aber ſich durch Spott, heitern Lebensmuth und genialen Leichtſinn von ihnen zu befreien, das verſteht er beſſer als irgend ein andres Volk. Ein muntres Lied gegen die Kutte, eine luſtige Intrigue gegen den unmittelbaren Druck, das iſt die Weisheit des alten Frankreich. In ſeinen politiſchen Ueberzeugungen hat Delavigne im Weſentlichen nicht gewechſelt; die claſſiſche Schule iſt darin ſchon durch ihre Natur begünſtigt, ihre Geſichtspunkte ſind weniger complicirt, ihr Geſchmack weniger durch die Reflexion verwirrt, ihre Farben weniger ſchillernd. Wie Beranger war er immer gemäßigt liberal mit bonapartiſtiſchem Anſtrich. Wo er nicht die Freiheit feiert, bewegt er ſich in Horaziſchen Vorſtellungen.

Vivons heureux, la mort est sur nos pas,
Que du néant tout ici nous instruise
Et la liqueur que notre soif épuise,
Et le cristal brisé dans nos ébats.
De ce flambeau la lueur passagère
Vous dit encor qu'il faut chasser l'ennui:
Buvons, amis, tandis qu'il nous éclaire,
Chacun de vous peut mourir avant lui.

1825 wurde Delavigne (31 J.) in die Academie aufgenommen, hauptſächlich wegen ſeiner Theaterſtücke: ſeine Antrittsrede konnte als das Programm einer gemäßigten Reform angeſehen werden; den Kühnheiten der Neuerer war er abhold. Die durchgehende Moral ſeiner Fabeln iſt die Innehaltung der Mittelſtraße und des Glücks, welches in der Ruhe beſteht. — Unter den Luſtſpielen verdient die „Schule der Alten“ 1825 den Vorzug. Ein alter, reicher Schiffseigner, der ſich zur Ruhe geſetzt hat, läßt ſich verleiten, eine junge, ſchöne, brillante Frau zu heirathen. Aus dieſer unpaſſenden Verbindung ergeben ſich eine Reihe komiſcher Scenen, die nichts Bedenkliches haben, denn Herr Danville findet ſich höchſt glücklich unter dem niedlichen Pantoffel ſeiner Frau; er freut ſich,

wenn sie sein Geld verthut, wenn sie Anbeter in Menge um sich bemerkt, er verliert selbst den Humor nicht, wenn sie ihn aufzieht; zuletzt ergiebt sich vollends, daß sie eine rechtschaffene Person ist und einen dreisten jungen Edelmann von sich wies; der alte Herr hat Gelegenheit, sich ohne Schaden gegen diesen Edelmann tapfer zu erweisen, und so ist Alles zufrieden.

Lebrun's „le Cid d'Andalouse", (1. März 1825 aufgeführt) fiel durch: namentlich erregte eine Scene allgemeines Mißfallen, wo der Held zu den Füßen seiner Geliebten ohne Absicht, ohne Unruhe, einzig erfüllt von der Idee des bevorstehenden Glücks, sie an die ersten heimlichen Züge ihrer gegenseitigen Liebe erinnert. Obgleich die Scene von Talma und Mlle. Mars gespielt wurde, bezeigte das Parterre seinen lebhaften Unwillen, daß die Handlung nicht vorwärts kam.

Die classischen Tragödien — von Arnault, Soumet u. s. w. — machten ebensowenig Glück; desto glänzender war der Erfolg zweier köstlicher Opern, in denen sich die alt französische Heiterkeit in der ansprechendsten Maske zeigt: „Maurer und Schlosser" (3. Mai) von Auber (43 J.), und „Weiße Dame" von Boyeldieu (50 J.). In dem letzten Stück trat nun W. Scott auch auf die Bühne. — Rossini (33 J.) war schon seit einem Jahr definitiv in Paris angestellt.

Eine Lieblingsspielart des Schauspiels waren die Sprichwörter; Th. Leclerq, der berühmteste der Dichter dieser Gattung, gab eben eine Sammlung seiner Stücke heraus. Sie sprudeln über von heiteren Genrebildern, z. B. M. Partout, M. Parlavite, l'honnête homme, die zuweilen an La Bruyère erinnern. Was kann komischer sein, als die Selbstgefälligkeit, mit welcher Madame Sorbet ihre Empfindungen für ihren verstorbenen Mann schildert: „Là, dans un coin, près d'un saule s'élève un tombeau, c'est celui de mon époux. De tristes cyprès l'ombragent à l'entour. Mais ce qu'il y a de vraiment curieux, ce sont les sculptures de ce tombeau. Mon Dieu! Monsieur, qu'on a donc de goût aujourd'hui pour ces sortes de choses! Ce sont de petits Génies pleurant tout bonnement sur leur torche renversée, mais si bien faits, d'un fini si précieux, qu'on pourrait les regarder à la loupe. *J'ai eu cela pour rien, pour une bagatelle.*" Oder eine Dame von Welt, die ihren Mann placiren will: „Vous voyez bien qu'il faut nécessairement que M. de Goury ait une place. Ce qui me donne de l'espoir, c'est *qu'il est propre à tout.* On ne peut pas lui ob-

jecter, comme à tant d'autres, que telle ou telle partie ne lui convient pas: il n'a jamais rien fait.“ Bisweilen wagt er sich an bedenkliche Scenen, z. B. „le Jour et le Lendemain, ou La nuit porte conseil“, wo zwischen die beiden Acte die Hochzeitsnacht fällt; aber das Thema ist mit einer liebenswürdigen Discretion behandelt. Der Lieblingsgegenstand aber seiner Satire ist die Heuchelei und das hohle Pathos in allen Formen. Ein Virtuose im Spott, hat er doch nie den Haß gekannt.

Von einer ganz andern Tragweite war das „Theater der Clara Gazul“ 1825. Der Herausgeber, der sich Joseph Lestrange nannte, wollte dasselbe aus dem Spanischen einer jungen Schauspielerin übersetzt haben, die vor den Verfolgungen der Geistlichkeit nach England geflüchtet sein sollte. Um die Kritik zu verwirren, wurden sogar Einzelheiten über die angebliche Aufführung dieser Stücke in Madrid angegeben und einige Bühnenwendungen Calderon's bis ins Komische nachgeahmt. Im Uebrigen mußte jeder Kenner der spanischen Literatur den Unterschied herausfinden. Der Vers war aufgegeben und mit ihm der narkotische Blüthenreichthum der spanischen Poesie, an dem sich grade damals die deutschen Dichter und Kunstfreunde berauschten. Am meisten mußte der Inhalt auffallen. Phantasie und Leidenschaft sind vollständig losgebunden, das sittliche Gesetz, auf einzelne äußerliche kirchliche Formen und eine gewisse oberflächliche Bonhommie zurückgeführt, läßt die Willkür des Herzens ungebändigt, die entfesselte Natur tobt in asiatischer Wildheit, und nicht blos die Moral des Hofes von Versailles, die Moral im Reifrock und in der Perrücke, sondern auch die Convenienz der Calderon'schen Cavaliere wird ebenso mit Füßen getreten, wie der christliche Katechismus.

„Une femme est un diable, ou la tentation de St. Antoine.“ — Eine junge Zigeunerin, wild, naiv, leichtsinnig und liebenswürdig, wird der Ketzerei angeklagt und vor die Inquisition gefordert. Die Gewalt ihrer Reize ist aber so groß, daß unter ihren Richtern nicht blos zwei alte Tartuffes, die ihr Amt nur zum Deckmantel geheimer Sünden mißbrauchen, sondern auch der dritte, ein ascetischer Schwärmer, verführt werden. Dem letztern wird trotz seiner brennenden Gewissensbisse dergestalt der Kopf verdreht, daß er einem seiner Collegen, in dem er den Nebenbuhler entdeckt, einen Dolch ins Herz stößt und mit ihr entflieht, um sie zu heirathen. Das lustige Mädchen wird aber den alten Fanatiker im Stich lassen, sobald sie durch ihn befreit sein wird, und er muß

dann wahnſinnig werden, oder ſich ſelbſt ſeinen Richtern überliefern. — Das kleine Stück iſt ſehr frivol, aber Mariquita iſt ein liebenswürdiger Teufel.

„Le ciel et l'enfer.“ Eine junge Dame, Donna Urraca, ſteht im Verhältniß mit einem Officier der Garniſon. Er iſt Freigeiſt, ſie gläubige Katholikin, die ſich über ſeine gelegentlichen Blasphemien ſehr liebenswürdig ſcandaliſirt. Ein Beichtvater, der, abgeſehn von den üblen Eigenſchaften, die von einem ſpaniſchen Beichtvater nicht zu trennen ſind, eine erträgliche Bonhommie zeigt, und deſſen Beziehung zu den Liqueuren des ſchönen Beichtkindes der Dichter mit viel Humor charakteriſirt, trennt das Verhältniß, indem er ihre Eiferſucht rege macht; ſie iſt ſo erbittert, daß ſie ihren Liebhaber als Verfaſſer eines Pasquills angiebt, und ihn dadurch in die Kerker der Inquiſition bringt. Dort beſucht ſie ihn, um ſich an ſeinem Fall zu weiden, erfährt, daß ſie von dem Beichtvater betrogen iſt, und erdolcht dieſen mit der größten Kaltblütigkeit. Ihrem Geliebten, der dadurch befreit wird, iſt die Sache denn doch zu ſtark, und er wagt einige ſchüchterne Bemerkungen, aber ſie erwiedert ſehr ruhig: Ach was! er war ja ein alter häßlicher Kerl. — Die gute Laune, die in der Erzählung dieſer häßlichen Geſchichte waltet, iſt nicht genug zu loben.

„Amour africain.“ Zwei Paſchas in Brunſt für eine ſchöne Sclavin, Mojana, und was ſich bei afrikaniſchem Blut daraus ergiebt, obgleich im Grunde alle betheiligten Perſonen recht gutmüthig ſind. Zuletzt wird Alles geköpft. — In der Schilderung der Leidenſchaft iſt Race und doch eine gewiſſe humoriſtiſche Freiheit. Der Dichter, der die Verrücktheit ſchildert, wird nicht ſelber darüber verrückt.

„La famille de Carbajal.“ Die Geſchichte der Cenci, auf den angemeſſenen Boden Weſtindiens, in das tropiſche Klima verlegt. Ein Vater liebt ſeine Tochter und will ſie entehren; zu dieſem Zweck ermordet er ſein Weib und wird endlich von der eignen Tochter getödtet. Der gräßliche Charakter des Vaters, der nicht minder gewaltthätige ſeiner Tochter Catalina und der ſchwache ſeines Weibes ſind glücklich dargeſtellt; die Greuelthaten wenigſtens ohne übertriebene Renommage wiedergegeben. In dieſem Stück iſt ſogar ein ernſter Schauder vorhanden.

„Les Espagnols en Danemarck.“ Die ſpaniſche Garniſon, unter dem Marquis Romana von Napoleon nach Dänemark geſchickt, conſpirirt gegen den fremden Uſurpator. Die Regierung hat, um ſie zu beobachten, zwei Mouchards abgeſchickt, Mutter und Tochter, die in dieſem Geſchäft

ſchon längere Zeit gearbeitet haben. Die Tochter verliebt ſich ernſthaft i einen der Cavaliere, den ſie verrathen ſoll, und entdeckt ihm Alles, woran er ſie heirathet, trotz ihrer Vergangenheit. — Das Laſter wird durch di Liebe rehabilitirt.

„Inez Mendo ou le préjugé vaincu.“ Ein junger Edelmann lieb ein bürgerliches Mädchen; es kommt heraus, daß ſie eigentlich die Tochte eines Mannes iſt, der nach altprovinzialem Geſetz die Verpflichtung ha das Geſchäft ſeines Vaters fortzuſetzen: es iſt der Henker des Orte Ueber dieſe Entdeckung erſchrickt der Edelmann freilich, aber ſeine Lieb bleibt. Er hat Jemand im Duell getödtet, wird deshalb zum Tode ver urtheilt, und der Vater ſeiner Geliebten ſoll ſein Geſchäft damit eröffnen daß er ihn köpft. Auf dem Schaffot angelangt, ſchlägt der Henker ſi ſelbſt die Hand ab und ſagt: nun bin ich nicht mehr Henker. Allgemein Aufregung, der König kommt dazu, Pardon, der edelmüthige Henker wir geadelt, Hochzeit. — Es folgt aber eine Fortſetzung: „Le triomphe du pré jugé.“ Zwei verſchiedene Bildungsſtufen paſſen doch nicht für die Eh Sie wird unglücklich, das junge Weib von ihrem Gatten verlaſſen, ſtirb vor Gram, und der Vater ſieht ſich veranlaßt, die That, zu der ih früher das Geſetz zwingen wollte, nunmehr mit unberechtigter Autonomi auszuüben.

Einen ſo lebendigen, friſchen und kräftigen Dialog hat man i Frankreich weder vorher noch nachher gekannt. Die Stoffe waren de wildeſten Art, jede Gattung des Verbrechens wird mit Virtuoſität aus gemalt; aber die Tendenz geht keineswegs aufs Schauerliche, und mi einem gewiſſen Behagen ſcheint der Dichter den ganz der Convenienz e gebenen Franzoſen zeigen zu wollen, wie Völker von heißem Blut un regen, kräftigen Sinnen empfinden und handeln. Die ſonderbaren Wider ſprüche der katholiſchen Kirche, die wilde Andacht, die doch nicht im Stand iſt, die Leidenſchaft zu bändigen, treten mit großer Anſchaulichkeit hervor mit beſondrer Vorliebe aber zeichnet Mérimée wilde, katzenartige Geſchöpf deren anmuthigem Spiel man mit Neugier zuſieht, wenn es auch eine blutigen Ausgang hat.

Der Verfaſſer dieſer Myſtification, Prosper Mérimée, aus Pa ris, noch nicht 22 J. alt, intimer Freund von Beyle und Nodier, hatt Jura ſtudirt, gab aber die Advocatur auf, und ſuchte eine Zeitlang ſein archäologiſchen Neigungen und Studien zu einer wiſſenſchaftlichen Stell zu verwerthen; die eigentlich literariſche Laufbahn lag nicht in ſeiner Ar

ſicht, er ſuchte und fand endlich einen Poſten in der Verwaltung, von dem er ſein Auskommen hatte. Er iſt ſein Leben lang den Frauen ſehr gefährlich geweſen.

Seiner Kunſtrichtung nach iſt er Realiſt: er hat einen leidenſchaftlichen Haß gegen Alles, was an Phraſe oder Convenienz ſtreift, und ſucht das grellſte Licht, das härteſte Wort, um das, was er für die Wahrheit des Lebens hält, ſcharf und deutlich in die Augen ſpringen zu laſſen. Dieſer Kunſtrichtung entſpricht ſeine Geſinnung: er iſt durch und durch Skeptiker. Aber er iſt ehrlich in ſeinem Skepticismus und hat ihn nie hinter hochklingenden Declamationen zu verſtecken geſucht, wie ſo viele ſeiner Landsleute, deren Frivolität nie widerwärtiger erſcheint, als wenn ſie Tugend und Begeiſterung predigen.

In ſeinen ſpätern Novellen wendet er ein ſehr wohl berechnetes Kunſtmittel an, den Leſer mit der Wildheit und Fremdartigkeit ſeiner Erfindungen zu verſöhnen. Er läßt entweder in der Einleitung oder in einzelnen Zwiſchenbemerkungen den Contraſt zwiſchen ſeiner eignen Gefühlsbildung und dem poetiſchen Stoff, der nur ſeiner Phantaſie angehört, herausfühlen. Gewöhnlich tritt er in der Maske eines etwas pedantiſchen Antiquars auf, zuweilen aber auch als ſpöttiſcher Voltairianer. Dieſe Maske mildert die Grauſamkeit des Eindrucks, ſie erinnert uns in dem Schwindel der Einbildung daran, daß wir ſelber auf feſtem Boden ſtehn, und giebt uns das Gefühl der Freiheit. Wie zweckmäßig der Kunſtgriff iſt, zeigt ein Vergleich der ſpätern Novellen mit ſeinen Jugenddramen: dieſe ſetzen uns zuweilen außer Faſſung, was bei jenen nie geſchieht, obgleich der Stoff im Grund ebenſo arg iſt.

Von den Romantikern unterſcheidet er ſich dadurch, daß er eine ernſthafte claſſiſche Schulbildung durchgemacht und aus ihr gelernt hat, für jede Sache den claſſiſchen, präciſen Ausdruck zu ſuchen und auf grabem Wege ſeinem Ziel nachzugehn. Darin ſteht er ſchon in ſeiner Jugend feſt, ſeine frühſten Arbeiten verrathen keine Spur von Unſchlüſſigkeit. Sei es, daß er ſich die Zuſtände fremdartiger Völker und Zeiten zum Gegenſtand wählte, oder auch nur ungewöhnliche Conflicte des Herzens, er begann jedesmal mit einem gründlichen Studium der Sache, und ließ kein fremdartiges Element die Einheit ſeiner Erzählung unterbrechen. In ſeinen Erfindungen kühn bis zur Wildheit und bis zur Barbarei, verſteht et doch den Leſer mit ſich fortzureißen, weil er mit unerbittlicher Energie auf ſeinen Zweck losarbeitet. Seine Erzählung trifft Schlag für Schlag; man

empfindet eine eiſerne Hand, die, ihres Ziels gewiß, jeden Zweifel und jede Unſicherheit ausſchließt. Die Klarheit ſeiner Bilder wird durch keinen Nebel unterbrochen, die Farben ſind oft ſchreiend, aber niemals verwirrt; durch ganz einfache Züge weiß er von jedem Portrait einen ſo überzeugenden Umriß zu geben, daß es lebendig vor unſrer Seele ſteht. Während die übrigen Romantiker mit ihrer perſönlichen Empfindung und Reflexion hervortreten, drängt Mérimée jedes ſubjective Moment zurück und läßt nur die Sache ſprechen.

Wenn ſeine Einbildungskraft ſich den barbariſchen Zuſtänden zuneigt, weil ſie der Leidenſchaft einen kräftigeren Ausdruck verſtatten, ſo wird doch weder ſeine Bildung noch ſein Gemüth davon befangen, und in den wildeſten Scenen behauptet er die Kraft kalter und ſchneidender Ironie. Gegen die Convenienz des Gefühls iſt er ebenſo hart als Beyle.

Die neue Richtung der Literatur ſuchte nun ein Organ; ſie fand es im „Globe“, der zugleich die liberale Sache vertrat, und bald ſeiner geiſtreichen Darſtellung wegen großes Anſehn gewann. Goethe, der die Zeitſchrift mit immer ſteigendem Intereſſe verfolgte, war nicht wenig überraſcht, von einem Mitarbeiter derſelben, der ihn in Weimar beſuchte, Jacques Ampère, zu erfahren, daß ſie hauptſächlich von jungen Leuten geſchrieben wurde: es waren die „Kinder des Jahrhunderts“, die ſpäter die ſogenannte romantiſche Schule bildeten; nur ein Paar ältere Leute, wie Nodier, hatten ſich ihnen angeſchloſſen. Der Chef-Redacteur Dubois (32 J.) war der leidenſchaftliche Vorkämpfer der eklektiſchen Schule. An ihn ſchloſſen ſich am nächſten Jouffroy und Damiron an, mit mehr Beſonnenheit, aber doch mit dem vollen Eifer der Jugend. Aus einem andern Kreiſe traten Trognon, Patin und Farcy hinzu; weiterhin Ampère, Lerminier, Magnin und etwas ſpäter Ste. Beuve. Endlich gaben die Politiker Duvergier de Hauranne, Duchâtel und Bitet der Zeitſchrift eine größere Mannigfaltigkeit. Einer der thätigſten Mitarbeiter war Charles de Remuſat (28 J.), Enkel Lafayette's und Neffe Caſimir Périer's. Im Salon ſeiner Mutter, einer gefeierten Schriftſtellerin, hörte er früh über die politiſchen und äſthetiſchen Tagesfragen disputiren. Dieſen Ton der guten Geſellſchaft hat er in ſeinen Schriften beibehalten; er verſtand im Salon wie in der Preſſe, leicht und angenehm zu plaudern; aber er ſtützt dies Talent auf tüchtige Studien. Eine Kritik über das letzte Werk der Frau von Staël machte ihn mit Barante bekannt, und dieſer führte ihn in den Kreis der

Doctrinairs ein, der sich nun seiner Weiterbildung annahm. Doch blieb er liberaler als sie und hielt sich frei von ihrem Dogmatismus. In seinen literarischen Aufsätzen kämpft er mit Ernst gegen die Krankheit des René, aber ebenso eifrig gegen die Gemeinplätze und schwächlichen Umschreibungen des Classicismus. Er war auch in der deutschen Literatur zu Hause.

Daß die neue Schule durch die Bezeichnung der romantischen an die deutsche Schule von 1797 erinnerte, war nicht ein bloßer Zufall, so weit auch die Schriftsteller der beiden Verbindungen an Talent und Charakter auseinanderlagen. In beiden Fällen war der Umschwung nicht blos literarisch; hier wie dort ging man von dem quälenden Gefühl aus, daß die verschiednen Formen der menschlichen Ideale nicht mehr miteinander harmonirten, Religion, Poesie, individuelle Lebensinteressen, staatliche Freiheit; daß man für sie eine Syntheſe suchen müsse. Hier wie dort strebte man aus der Stubenluft der einseitigen hergebrachten nationalen Bildung heraus, man wollte sich in der weiten Welt umsehn, frischen Athem schöpfen, den Blick erweitern und befreien. Hier wie dort schien zwar das Bedürfniß nach neuen Kunstleistungen im Vordergrund zu stehn, in der That aber, wenn auch nur halb bewußt, war das leitende Streben auf Bildung gerichtet, zu der auch die Kunst nur ein Mittel sein sollte.

Beiden gemein war die leidenschaftliche Reaction gegen den Geist des 18. Jahrhunderts, gegen die academische Regel und die encyclopädistische Aufklärung. Beide gingen auf die Literatur des Mittelalters, der Renaissance, der Spanier und Engländer zurück, um mit ihrer Beihilfe die poetischen Formen zu erweitern und zu vervielfältigen. Beide hatten eine artistische Vorliebe für das Ritterthum und die Kirche. Beide hatten spiritualistische Anwandlungen, die dann ebenso häufig durch Sprünge ins Groteske unterbrochen wurden. Das hauptsächliche Moment der Verwandtschaft liegt aber darin, daß beide von der Kunst und den Künstlern einen ganz andern, scheinbar höhern Begriff aufstellten, als bisher gegolten hatte. Die Kunst sollte Selbstzweck und die höchste Erscheinung des Lebens sein.

Hier war der Sprung bei den Franzosen viel größer, als bei den Deutschen. Die Schlegel und Tieck durften nur fortsetzen, was Goethe und Schiller in ihren lyrischen Gedichten angebahnt. Die kühnsten Dithyramben der absoluten Kunst konnten über „die Künstler“ und „das Reich der Schatten“ nicht hinausgehn. Die deutsche Dichtung war

eine vereinzelte Blüthe innerhalb einer allgemeinen politiſchen und ſocialen Stagnation; die franzöſiſche Kunſt dagegen erhob ſich, als die Nation ein reiches, glänzendes Leben durchgemacht, eine berauſchende Wirklichkeit, der die Dichter nur nachſtammeln konnten.

In Deutſchland war die Romantik im weitern Sinn die Reaction des Volksgeiſts gegen die fremde Bildung; in Frankreich war die Convenienz ein Ausfluß der Nationalität. Freilich war der romantiſche Stoff, Ritterthum und Minne, den Franzoſen geläufiger als uns, aber die gegebne Kunſtform hing ſo eng mit dem ganzen Schicklichkeitsgefühl zuſammen, daß es eine große Kraftanſtrengung koſtete, ſich von ihr los zu machen. Daher die Uebertreibungen der jungen Romantik; daher der beſtändige Widerſpruch zwiſchen den Idealen, nach denen man ſich ſehnt, und den Regeln des Verhaltens, denen man inſtinctmäßig folgt. Das Leben gewinnt durch das Ideal keine Farbe, das Ideal durch das Leben keine Geſtalt. Waren die ariſtokratiſchen Neigungen auch keineswegs ſo erſtorben, als man annahm, ſo überwog doch in den äußern Formen das Bürgerthum, und um dieſem Stand und ſeinen Gewohnheiten, dem gleichmachenden Einfluß der modernen Tracht und den Trivialitäten der parlamentariſchen Beredſamkeit zu entfliehn, wendete man ſich am liebſten zu einer Periode zurück, die in der Fülle von Vorurtheilen, in dem Contraſt der Sitten und Stände eine unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit der Farben und Linien und den Reiz greller Contraſte verſprach. Selbſt der Widerſinn eines alten Aberglaubens, der die öffentliche Meinung beleidigt, hat für die Romantik einen beſondern Reiz, weil ſie ſich an ihm von der Eintönigkeit des gewöhnlichen Lebens erholt. Die Romantik ſucht in der Geſchichte nicht das Verſtändniß des Zuſammenhangs, ſondern den Eindruck des Zuſammenhangloſen, und in dieſem Sinn findet ſie in keinem Zeitalter reichere Ausbeute als im Mittelalter. Schon Voltaire hat Augenblicke, wo ihm die Poeſie des Mittelalters einleuchtet.

Oh! l'heureux temps que celui de ces fables,
Des bons démons, des esprits familiers...
On écoutait tous ces faits admirables
Dans son château, près d'un large foyer...
On a banni les démons et les fées;
Sous la raison les grâces étouffées
Livrent nos coeurs à l'insipidité;
On court, hélas! après la vérité:
Ah! croyez-moi, l'erreur a son mérite.

Jeder Monat erzeugte einen neuen großen Dichter. Damals war nicht die Musik, sondern die Poesie die Liebhaberei der Salons. Männer wie Guiraud, Soumet ꝛc. wurden gefeiert wie später Franz Liszt und Berlioz. Bei keiner feinen Gesellschaft durfte es an Elegien, Stanzen und Sonetten fehlen, und was den Beifall seiner Damen gefunden, glaubte man auch der Menge bieten zu dürfen. Um dieser bekannt zu werden, wandte man das Mittel an, welches bei der Schlegel-Tieck'schen Coterie von so großem Erfolg gewesen war: man streute sich gegenseitig Weihrauch, theils in Versen, theils in Prosa. Nur verstehn die Franzosen sich schneller zu organisiren, und die Masse war größer. Es war ein Feldzug mit entfalteten Fahnen, mit Trommeln und Querpfeifen, ein Feldzug gegen die Ungläubigen und Philister. Die Menge freute sich der neuen Erscheinung, weil sie die unangenehme Stille unterbrach; das Königthum war entzückt, eine Literatur für sich zu haben, die der unruhigen Menge einen unschädlichen Stoff gab, und die nebenbei das Ritterthum, den Thron und den Altar feierte.

Wie in Deutschland war es die Kritik, welche der neuen Dichterschule den Weg bahnte. Als A. W. Schlegel in Frankreich selbst die altclassische Schule anzufechten wagte, erhob sich ein allgemeiner Sturm: es waren noch nicht 20 Jahre vergangen, so wurde er für die Franzosen mehr Autorität als für die Deutschen, wo sein Name bereits im Sinken war. Man sehnte sich aus der einförmigen Wirklichkeit heraus nach einem Lande der Ideale und Märchen.

Ebenbürtig traten nun die dichtenden Frauen in den Kreis der Inspirirten. 21. April 1825, zu einer Gemäldeausstellung von Gros, in einem Kreise feuriger junger Poeten, declamirte Delphine Gay (20 J.) in der Maske der Corinne auf der Kuppel des Pantheon ihre Hymne auf die heilige Genoveva. Sie hatte bereits zahlreiche Preise erworben, und u. a. ein Heldengedicht in sechs Gesängen über Marie Magdalene geschrieben; zur Krönungsfeier dichtete sie eine Vision de Jeanne d'Arc.

Die Frauen der Restaurationszeit, von Lamartine gebildet, haben Empfindungen und Ideen; sie seufzen und tragen das Bild eines unbekannten Dichters im Herzen; etwas Mysticismus und Nervenschwäche, ein geheimer Kummer im Herzen, darf ihnen nicht fehlen. — Dies war das Bild, das Delphine Gay vorschwebte, als sie in ihrem 15. Jahr zuerst in die Gesellschaft eingeführt wurde; ihr Naturell hätte sie auf einen ganz entgegengesetzten Weg leiten sollen. Mit ihrem heitern Gemüth,

ihrer weltlichen Geſinnung, ihrer ſcharfen Beobachtungsgabe und ihrer natürlichen Grazie wäre ſie ganz dazu gemacht geweſen, heitere, elegante, etwas ſpöttiſche und coquette Madrigale im Geſchmack der altfranzöſiſchen Schule zu erſinnen, oder auch das Geplauder im Salon zu leiten und für den guten Leumund ihrer Freunde und Bekannten zu ſorgen. Aber der Geſchmack des Zeitalters bemächtigte ſich nicht blos ihrer Schreibart, ſondern auch ihrer Perſon. In einem reichen Hauſe aufgewachſen, in der Mitte der gewählteſten Geſellſchaft, die Tochter einer berühmten Mutter, zog ſie zunächſt durch ihre Schönheit die Männer an, eine Schönheit, deren ſie ſich wohl bewußt war. Schon damals trug ſie in der Geſellſchaft mit allgemeinem Beifall eine Elegie sur le bonheur d'être belle, vor, und es war keine Uebertreibung, wenn ſie ſpäter daran erinnerte:

Mon front était si fier de sa couronne blonde,
Anneaux d'or et d'argent tant de fois caressés!
Et j'avais tant d'espoir quand j'entrai dans le monde
Orgueilleuse et les yeux baissés!

Die jung aufſtrebende Dichterſchule, Alfred de Vigny, Victor Hugo, Emile Deschamps, Guiraud, begrüßte ſie als Ebenbürtige und verhieß ihr die Krone der Elegie.

Elle chante, et, devant son écharpe légère,
Corinne courberait l'orgueil de son laurier.

Die Rolle, die ſie zu ſpielen hatte, war ihr damit vorgezeichnet: ſie war Corinna, die Muſe mit dem Stern im Haar und dem Lorbeerzweig in der Hand, für den Triumph auf dem Capitol beſtimmt. Sie übte ſich in ernſten, feierlichen Weiſen, und feierte die großen Geſchicke ihres Vaterlands.

Von der allgemeinen Gährung der Gemüther wurden dann auch die großen Fragen der Geſellſchaft ergriffen. Ein lebendiges Zeugniß dafür iſt „le nouveau Christianisme“ vom Grafen St. Simon (65 J.), der bald nach Veröffentlichung dieſes Schwanengeſangs ſtarb, 19. Mai 1825, getäuſcht in allen Hoffnungen, aber unerſchüttert in ſeinem Glauben. — Diesmal hatte er ſich nicht mehr an die „Induſtriellen“ gewandt, ſondern an die „Künſtler“.

Das urſprüngliche Chriſtenthum war von dem Grundſatz ausgegangen: das Leiden iſt heilig! Der Inhalt der geiſtlichen Gewalt ſollte die

leidende Menschheit sein. Das „Neue Christenthum“ wird, wie alle letzerischen Systeme, mit der Behauptung eröffnet, die Religion sei von ihrer ursprünglichen Bestimmung abgewichen und in allen Kirchen profanirt. Das Christenthum sei seiner Natur nach progressiv und habe sich nach den Sitten der verschiednen Zeitalter modificiren sollen, nach dem leitenden Grundsatz der göttlichen Lehre: Kindlein, liebet Euch unter einander. Nach diesem Spruch habe die Religion die Aufgabe gehabt, die Gesellschaft, und zwar hauptsächlich die zahlreichste und ärmste Classe derselben, auf dem schnellsten Wege zum geistigen und materiellen Fortschritt zu führen. Gegen diese Grundlehre habe der Katholicismus gesündigt durch die fehlerhafte Erziehung des Laienstandes und der Geistlichkeit, durch die Inquisition und die Verfolgung. Aber auch Luther sei ein Ketzer, denn nach Zertrümmerung der alten Autorität habe er wiederum ein fehlerhaftes System aufgerichtet, einen neuen einseitigen Katechismus, und er habe die Kunst und die Poesie, die schönsten unter den menschlichen Genüssen, von dem religiösen Leben ausgeschlossen. In beiden Kirchen herrscht der Dualismus zwischen dem geistlichen und weltlichen Leben. Dieser soll in der neuen Gesellschaft aufgehoben und durch das Princip der Bruderliebe ersetzt werden.

Der Tod des Stifters, der nun als der zweite Heiland gefeiert wurde, gab seiner Schule, statt sie aufzulösen, eine neue Anregung: unmittelbar darauf wurde die Zeitschrift „le producteur“ gegründet, deren eigentlicher Leiter der idealistische Banquier Olinde Rodriguez war. Christus, so wurde darin erklärt, habe die allgemeine Brüderlichkeit vorbereitet, St. Simon habe sie realisirt. Die wahrhaft allgemeine Kirche wird erscheinen, das Reich Cäsars hört auf. Die allgemeine Kirche beherrscht das Zeitliche wie das Geistige, den äußern wie den innern Gerichtshof; die Wissenschaft ist heilig, die Industrie ist heilig. Jedes Gut gehört der Kirche, jeder Beruf ist eine religiöse Function, ein Grad in der gesellschaftlichen Hierarchie. Letzter Zweck: „Association universelle fondée sur l'amour; et, par conséquent, plus de concurrence. A chacun suivant sa capacité, à chaque capacité suivant ses oeuvres; et, par conséquent, plus d'héritage. Organisation de l'industrie: et par conséquent plus de guerre.“

Mit augenscheinlichem Hinblick auf diese Schriften veröffentlichte Beyle das „nouveau complot contre les Industriels“. Im Wünschen und Begehren stand er St. Simon nahe, aber ihn verdroß das Versprechen

der Befriedigung, da er im Gefühl des Contraſtes ſtehn bleiben wollte. René war nun das Ideal der Jugend, durch dieſes Medium verſtand man den Werther, den Fauſt, von dem eben Alb. Stepfer eine proſaiſche, wortgetreue Ueberſetzung gab. „So tauml' ich von Begierde zu Genuß, und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde!" dieſer Satz wollte in einer Weltſtadt, die noch erfüllt war von den Mythen des alten Napoleon, und in der das Leben in ſeiner tollſten Fülle fieberhaft pulſirte, etwas ganz Andres ſagen als in dem kleinen verkümmerten Weimar. Freilich macht es mitunter einen komiſchen Eindruck, wenn empfindſame Menſchen von geringer Genußfähigkeit ſich den Anſchein gewaltiger Leidenſchaft geben wollen und ſich blaſirt über die Wonnen dieſer Welt ausdrücken, von denen ſie herzlich wenig kennen: und ein wenig Lächerlichkeit iſt in der That ſämmtlichen Söhnen René's nicht abzuſprechen, von „Adolphe" bis zu „Rolla". Aber ſo unſcheinbar die einzelnen Figuren ausſehn, ſie machten Maſſe.

Sonſt war die Kunſt darauf ausgegangen, das Geſetz zu befeſtigen, wenn ſie auch den Kampf der individuellen Leidenſchaft gegen das Geſetz darſtellte; nun aber ſchien man in der dämoniſchen Gewalt des individuellen Willens ein höheres Geſetz finden zu wollen, als in der vom Gemeingefühl geheiligten Sitte. In dieſem Sinn begreift ſich die vorübergehende Verbindung der Romantiker mit den Saint-Simoniſten. Daß man die Noth der ärmeren Klaſſen, ſei es durch Privat-Wohlthätigkeit, ei es durch verbeſſerte Einrichtungen des Staats und der Geſellſchaft, lindern müſſe, darüber waren die Philanthropen aller Zeiten einig; aber in dem modernen Socialismus lag noch etwas Andres, die Anbetung des Genuſſes überhaupt; die Verkündigung deſſelben als des höchſten Rechts der Menſchheit. Der Unterſchied war, daß die conſequenten Socialiſten jedem Menſchen das Recht auf den Genuß zuſprachen, und da auf der Welt nur eine beſtimmte Zahl von Genüſſen möglich iſt (ſo lange man das von Fourier begehrte neue Glied des menſchlichen Körpers noch nicht erfunden hat), ſo brachten ſie durch gleichmäßige Theilung dieſer Summe eine ziemlich beſcheidne mittlere Proportionale heraus; während die Romantiker das Recht des Genuſſes nach der Stärke der Genußfähigkeit abmaßen, und ſo überall die Anſprüche des Genies gegen den Beſitz des Spießbürgers legitimirten. Vor ihrem Tribunal würde Don Ottavio durch die ſiegreichen Argumente Don Juan's beſchämt zurückgewieſen ſein, wie es ja auch unſer T. A. Hoffmann verlangte. Damit gewinnt die ſoge-

nannte Emancipation des Fleisches, die von den Romantikern und Saint-Simonisten gleichmäßig verlangt wurde, einen andern Sinn. Daß in den menschlichen Acten das Materielle ebenso zur Geltung kommt wie das Geistige, das zu entdecken, brauchten nicht Saint Simon und George Sand auf die Welt zu kommen, die Welt wußte es längst, sonst wäre sie seit Jahrtausenden ausgestorben.

Die Gewalt des individuellen und augenblicklichen Dämons über das allgemeine und bleibende Gesetz des Lebens, für diesen Glaubenssatz spähte die neue Schule sorgfältig nach Zeugnissen aus der Vergangenheit. Ein willkommener Fund war ihr Prevost's „Manon Lescaut", die von Ste. Beuve und den übrigen Kritikern begeistert empfohlen, von den jüngern Talenten in unermüdlichen Wiederholungen nachgeahmt wurde, bis zur Camelíendame herunter.

War die Jagd nach dem Glück der Hauptinhalt der jungen Dichtung, so wurde sie auch der wesentliche Gegenstand der philosophischen Prüfung. Der „Globe" veröffentlichte die Abhandlung „Comment les dogmes finissent"; in welcher der naive Ursprung der religiösen Vorstellungen, ihre Fortbildnng durch die Tradition und ihre allmälige Abschwächung durch die philosophische Exegese beinahe in der deutschen Methode scharfsinnig analysirt wurde; ein Fehdehandschuh ins Gesicht der katholischen Reaction.

Die Abhandlung war bereits vor zwei Jahren geschrieben, von Theodore Jouffroy, Cousin's Schüler in der Normalschule, durch Royer-Collard's Vermittelung sein College, und seit Auflösung der Anstalt Privatlehrer. Die Bitterkeit seines Tons war ihm von seinen Gönnern sehr verdacht worden.

Der neue Professor (29 J.) bildete einen bemerkenswerthen Gegensatz gegen seinen geistvollen Lehrer. In Cousin's Vortrag war Alles dramatische Action; er hatte ihn mit Rücksicht auf die Wirkung sorgfältig einstudirt, dann belebte ihn die Theilnahme seiner Zuhörer, und er riß sie mit der Gewalt parlamentarischer Beredsamkeit fort. Jouffroy dagegen verschmähte alle Hilfsmittel der Rede; er stand steif, ernst und kalt auf dem Katheder. Es war, als ob er ohne Rücksicht auf die Zuhörer sich in seine Gedanken vertiefe. Ehe er auf seinen eigentlichen Gegenstand kam, suchte er sich genau über die Methode zu orientiren. Er classificirte das Material mit einer zuweilen ermüdenden Gründlichkeit, regte zu Zweifeln an, die er dann von allen Seiten prüfte, und nicht selten geschah es,

daß er im Begriff abzuſchließen auf eine neue Einwendung ſtieß und die Unterſuchung von neuem aufnahm.

In ſtreng religiöſen Umgebungen aufgewachſen, trat er als gläubiger Chriſt in das Leben. Aber „es kam der Tag, wo ich am Heerd dieſes friedlichen Gebäudes, in deſſen Schatten meine erſte Jugend verfloſſen war, den Wind des Zweifels vernahm, der von allen Seiten an die Mauern ſchlug und es in ſeinen Fundamenten erſchütterte; meine Neugier hatte ſich jenen mächtigen Einwürfen nicht entziehn können, die, aus den Arbeiten zweier Jahrhunderte hervorgegangen, gleich dem Staub die Atmoſphäre durchdrangen. Vergebens empörte ſich meine Kindheit mit ihren poetiſchen Eindrücken, meine Jugend mit ihren religiöſen Erinnerungen, vergebens empörte ſich meine ganze Seele gegen einen Unglauben, der ſie in ihren Tiefen verwundete: mein Verſtand konnte mein Herz nicht vertheidigen. Niemals werde ich den Decemberabend vergeſſen, wo der Schleier, der meinen Unglauben vor mir ſelbſt verſteckte, zerriß. Noch höre ich meinen aufgeregten Schritt in der engen Kammer, noch ſehe ich den halb verhüllten Mond, der von Zeit zu Zeit durch die gefrornen Fenſter ſchien; eine Stunde der Nacht drängte die andre, ohne daß ich es merkte. Angſtvoll verfolgte ich den Lauf meiner Gedanken, die immer tiefer in den Schacht meines Gewiſſens eindrangen und eine Illuſion nach der andern zerſtörten. Vergebens klammerte ich mich an die letzten Reſte meines Glaubens wie ein Schiffbrüchiger an das Wrack; vergebens rief ich mir zum letzten Male, erſchreckt von der Leere meiner Zukunft, meine Kindheit zurück, meine Familie, meine Heimath, Alles, was mir theuer und heilig war. Der Strom meines Gedankens war zu ſtark, Eltern, Familie, Erinnerungen, Glauben, ich mußte Alles aufgeben. Jetzt wußte ich, daß im Grund meiner Seele nichts feſt ſtand; der Augenblick war ſchrecklich, und als ich mich des Morgens erſchöpft auf mein Bett warf, ſchien es mir, als ob mein erſtes Leben mit ſeiner lachenden Fülle erloſchen ſei und hinter mir ein andres ſich öffne, finſter und geſtaltlos, wo ich fortan einſam leben ſollte, einſam mit dem Gedanken, dem ich hätte fluchen mögen. Die Tage, die auf dieſe Entdeckung folgten, waren die traurigſten meines Lebens. Obgleich mein Verſtand mit einigem Stolz ſein Werk betrachtete, konnte ſich mein Gemüth nicht in einen Zuſtand finden, der ſo wenig für die menſchliche Schwäche gemacht iſt. Durch krampfhafte Anſtrengungen ſuchte er das verlorene Ufer wieder zu gewinnen, und einzelne Funken in der Aſche ſeines Glaubens erweckten in ihm neue Hoffnungen;

aber sie erloschen bald, denn die Ueberzeugung, die durch den Verstand gestürzt ist, richtet sich nicht von selbst wieder auf."

Er suchte in der Philosophie, die noch im Werden begriffen war, die Lösung seiner angstvollen Zweifel; er suchte sie nicht in den Büchern, die ihm wenig boten, sondern in der stetigen Selbstbeobachtung. Er ging von Zeit zu Zeit in Cousin's Vorlesungen, um sich über den neuesten Stand der Schule zu unterrichten, aber er erwartete von ihnen keine Lösung seiner Fragen. „Ich überzeugte mich zuletzt, daß ich nur das wahrhaft begriff, was ich selbst gefunden; ich verlor allen Glauben an den überlieferten Unterricht, und habe diese Meinung noch heute nicht geändert."

Die Wahrheit der Dinge hängt von der Beschaffenheit unsers Bewußtseins ab. Diese muß zunächst gründlich geprüft werden, wenn man sich die Welt klar machen will. Die Thatsachen des Bewußtseins, aufmerksam studirt, geben nie etwas absolut Falsches; der Irrthum liegt nur darin, sie zu vereinzeln und zu verallgemeinern. So ist es auch mit den Systemen der Philosophie. Sie enthalten durchweg ein Fragment der Wahrheit und können nur richtig gewürdigt werden, wenn man sie durch die Beobachtung der eignen Seele controlirt. In diesen psychologischen Vorunterſuchungen ging Jouffroy so weit, daß, wenn es zum Endresultat kommen sollte, er scheu zurückwich; weit entfernt von der freudigen Zuversicht der übrigen Schule. „Ich begreife nicht wie man beweisen will, daß der Geist die Dinge so sieht, wie sie wirklich sind. Die Wahrheit des menschlichen Bewußtseins durch dieses Bewußtsein selbst zu erörtern, ist zu allen Zeiten unmöglich gewesen und wird es ewig bleiben. Der Skepticismus ist unwiderleglich, weil er das letzte Wort der Vernunft über sich selbst ist."

Einmal malt er das qualvolle Gefühl, welches die Seele selbst mitten im Glück ergreift, mit rührender Beredsamkeit aus. „Kaum erreicht, erschreckt dies glühend ersehnte Glück die Seele durch seine Unvollständigkeit; vergebens sucht sie in ihm, was sie geträumt, in dieser Analyse verliert es seinen Glanz und seine Farbe; es ist nicht, was es schien, es hält nicht, was es versprach. Das Glück ist gekommen und das Verlangen nicht gestillt. Das Glück ist also ein Schatten, das Leben eine Täuschung, das Ideal ein Fallstrick. Boshaft verläßt die Natur das Herz und zeigt ihm das Begehrte, um es doppelt zu quälen." Diese Unzufriedenheit wird noch vermehrt, wenn man sich der Unermeßlichkeit der Natur gegenüberstellt und seine eigne Nichtigkeit empfindet. „A la vue de ce spectacle,

l'homme prend en pitié ses misérables passions toujours contrariées, ses misérables bonheurs qui aboutissent invariablement au dégoût.“ Auch der Anblick der Geſchichte kann uns nicht tröſten. Wir ſehen eine Civiliſation nach der andern untergehn, ja die Geologie überführt uns auch von dem Untergang der Gattungen. Die Menſchheit hat ebenſowenig eine Bürgſchaft für ihre Fortdauer, als der einzelne Menſch. Ueber dieſe Lebensfragen konnte man ſich ſo lange hinwegſetzen, als die Religion uns tröſtete. Dieſe Stütze haben wir nicht mehr. „Ce jour-là, l'humanité, assise sur les débris qu'elle a accumulés, ressemble au maître d'une maison, le lendemain de l'incendie. La veille, il avait un foyer domestique, un abri, un avenir, un plan de vie. Aujourd'hui, il a tout perdu, et il faut qu'il relève ce que la fatalité de la fortune a détruit.“

Folgendes iſt der Verſuch, den verlornen Halt des Bewußtſeins wiederherzuſtellen.

Jedes Weſen hat ſeine Beſtimmung, die ihm eigenthümlich iſt und zu deren Erreichung ſeine Organiſation eingerichtet iſt. Ebenſo hat die ganze Schöpfung ihre Beſtimmung; und die einzelnen Endzwecke aller Weſen ſind die Mittel, durch deren Verbindung der Endzweck des Weltalls erfüllt wird. Die Beſtimmung eines Weſens iſt zugleich ſein Wohl, und das Wohl jedes Einzelnen gehört alſo zur Beſtimmung der ganzen Schöpfung. Es legt allen Uebrigen eine Verpflichtung auf. Die Beſtimmung des Menſchen iſt auf der Erde nur inſoweit zu erreichen, als ſie ganz von ſeinem Willen abhängig iſt. Ganz abhängig von ſeinem Willen iſt auf Erden aber nur die Tugend; die Tugend iſt alſo auf Erden ſeine Beſtimmung. Zugleich iſt es aber nothwendig, weil damit ſeine Beſtimmung nicht erſchöpft wird, daß ein zweites Leben ſie ergänze. „La nature d'un être indique sa destinée. Or, la nature de l'homme est composée d'aspirations infinies que notre condition présente ne peut satisfaire: donc il y a pour nous une destinée future, et une série de vies où nous pourrons les contenter.“

In verwandter Richtung bewegte ſich B. Conſtant's „de la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développements“, das er ſchon 1811 begonnen hatte, und ſpäter durch die Schrift „du polythéisme Romain, considéré dans ses rapports avec la philosophie Grecque et la religion Chrétienne“ ergänzte; deutſche Einflüſſe ſind durchweg wahrzunehmen. — Die großen Fragen, welche das Gemüth der

Zeit beschäftigten, konnten ihre Lösung auf dem Gebiet der Metaphysik nicht finden; man mußte sich historisch zu verständigen suchen.

VIII.

Die Literatur des vorigen Jahrhundert und ihr Endergebniß, die Revolution, hatte den besten Willen gezeigt, den Zusammenhang des modernen Frankreich mit seiner Geschichte völlig abzubrechen und aus den Franzosen ein ganz neues Volk zu machen. Man merkte allgemein, daß es nicht gelungen sei, daß die Wurzeln dieses mächtigen Stammes noch fest in der Erde saßen; es kam darauf an, diesen Zusammenhang historisch nachzuweisen. Fast immer ruft das Bedürfniß die entsprechenden Talente hervor, und so sehn wir zu gleicher Zeit eine Reihe glänzender Geschichtschreiber wie aus dem Boden auftauchen, die trotz der Verschiedenartigkeit des Talents, trotz der Abweichung in der Gesinnung im Wesentlichen auf dasselbe Ziel hinarbeiten. Es ist vielleicht die erfreulichste Seite der neuen französischen Literatur, wenigstens diejenige, deren Früchte sich am längsten erhalten werden.

Zu diesen Versuchen gehörten die „Denkwürdigkeiten über die Geschichte Ludwig's XII. und Franz' I." (1825) vom alten Röderer (71 J.), den die zweite Restauration aus der Pairskammer und selbst der Academie ausgestoßen hatte: in seiner ländlichen Muße beschäftigte er sich mit historischen Studien. In jener Schrift verherrlichte er das Ideal seiner Jugend: die Grundsätze von 1789 hätten bereits den Inhalt der bürgerfreundlichen Regierung Ludwig's XII. ausgemacht; der vielbewunderte Franz dagegen sei nichts als ein gedankenloser Despot gewesen. Im Protestantismus sieht der Verfasser, der überhaupt reich an Paradoxien ist, eine ehrgeizige Erhebung des Adels.

Auch Villemain's (35 J.) „Lascaris ou les Grecs au XV. siècle" (1825) ist trotz seiner belletristischen Form in diese Reihe zu rechnen.

Weitaus das wichtigste Werk war die „Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen" (1825) von Augustin Thierry (30 J.) Die Einflüsse des „Ivanhoe" sind bereits hervorgehoben: der schottische Dichter hatte den Historiker zugleich gelehrt, wie man eine bisher unbeachtete Gattung von Quellen benutzen muß, die Volkstraditionen, die Lieder und Sagen, um sich von der eigenthümlichen Vorstellungsweise einer

Zeit, von der Färbung ihrer Sitten und Ideale eine bestimmte Anschauung zu verschaffen. Die ältern Geschichtschreiber übertrugen in die Begebenheiten der großen Vorzeit die Ideen, Sitten und Begriffe ihrer eignen Periode. Wenn sie sich des Unterschiedes bewußt waren, so gaben sie sich nicht die Mühe, ihn auszudrücken. Aus den Quellen suchten sie nur die Thatsachen festzustellen, die sie dann in der Sprache ihrer eignen Zeit wieder erzählten und mit Reflexionen begleiteten, wie sie ihnen ihr eigner Gesichtskreis eingab. Thierry sucht in den Quellen nicht die einzelnen Thatsachen, sondern hauptsächlich die Farbe der Erzählung. So viel als möglich behält er auch die Sprache der Zeitgenossen bei, und wenn er den Inhalt derselben durch allgemeine Betrachtungen ergänzen muß, so geschieht das nicht in der Form der Reflexion, sondern durch die Zusammenstellung origineller Charakterzüge, aus denen der Leser sich die Regel selbst herleiten mag. Nicht als ob er in der Art naiver Erzähler bloße Einzelheiten zusammenstellte: sein Zweck ist, die allgemeinen Zustände, also die Regel, festzustellen, aber auf dem Wege der Induction. Er malt die Zustände bis ins Einzelne aus, und anstatt das, was häufig geschieht, in einen allgemeinen Satz zusammenzufassen, macht er es durch verschiedenartige Erzählungen anschaulich, die er so auswählt und gruppirt, daß sie einander ergänzen und ein zusammenhängendes Bild hervorbringen.

Der Umfang seiner eigentlichen Aufgabe beschränkt sich auf den Zeitraum von den ersten Berührungen mit den französischen Normannen bis zur Unterdrückung der letzten sächsischen Insurrection, von etwa 1040 bis 1196. Aber die Perspectiven dehnen sich vorwärts und rückwärts aus; rückwärts bis zur sächsischen Einwanderung und bis zu den ersten Raubzügen der Dänen, vorwärts bis in unsre Zeit, soweit sich noch Spuren der alten Stammverschiedenheiten nachweisen lassen. In Bezug auf die Sachsen in England ist neuerdings durch Lappenberg und Kemble ein überreiches Material aufgespeichert, welches zum Theil dem französischen Geschichtschreiber noch nicht zu Gebot stand. Aber die plastische Kraft, mit der er die wilden Gestalten der Vorzeit ans Licht treten läßt, hat Keiner erreicht. Die grausamen Gewaltthaten der Eroberer waren zum Theil schon früher bekannt, aber man hatte sie noch nicht in ihrer eignen Sprache vernommen, und sie waren nicht so künstlerisch gruppirt, um die Phantasie zur Selbstthätigkeit anzuregen. Erst durch Thierry haben wir die Empfindung, wie fremd und entsetzlich die ganze Zeit war: aber selbst für die Unterdrücker gewinnen wir Interesse, wenn wir ihre wilden

Schlachtlieder lesen, uns in ihren eignen Empfindungen berauschen. Thierry ist eine dichterische Natur, wie sie für den wahren Geschichtschreiber nothwendig ist, denn auch dieser muß im Stande sein, individuelles Leben hervorzubringen. Freilich wird er diesen Zweck nur erreichen, wenn er damit die gründlichste Kenntniß jener Hilfswissenschaften verbindet, die den wahren Sinn der Quellen enträthseln und sie ergänzen, die Statistik, die Nationalökonomie, die Sprachwissenschaft, und was sonst die neuere Zeit uns an die Hand giebt, sittliche Zustände zu analysiren. Die alten Chronisten lassen uns bei den wichtigsten Fragen im Stich, und um den Einzelheiten, die sie erzählen, die richtige Regel unterzuschieben, müssen wir unsre eigne Induction zu Hilfe nehmen. Thierry hat es an sorgfältigen Studien nicht fehlen lassen; aber da bei ihm der künstlerische Zweck überwiegt, versteckt er sie eher, als daß er sich damit hervordrängte. In der Fülle dieser lebendig dargestellten Thatsachen sucht er sich alles Urtheils zu enthalten; doch sein edler Instinct treibt ihn auf die Seite des besiegten Volks, und wenn er eine gelinde Ironie, wo es sich um den Aberglauben der Sachsen handelt und um ihre Neigung, aus ihren volksthümlichen Helden religiöse Märtyrer zu machen, nicht ganz unterdrücken kann, so hebt er doch mit besonderer Vorliebe ihre guten Seiten hervor. Noch glänzender springen die wilden Züge der Normannen aus der Leinwand, namentlich jener Eroberer, in dessen harten, aber bedeutenden Zügen sich die Grausamkeit eines Chlodwig mit der staatsmännischen Schlauheit eines Oranien paart; das Bild ist des größten Dichters würdig.

Die Einwanderung der Normannen war nicht mit der Eroberung abgeschlossen, sie war, wie bei der Colonisation Preußens, eine successive, eine ununterbrochene Fluth, die sich jährlich erneuerte. Wenn die von den Normannen abstammenden, aber eingebornen englischen Barone ihrem König die Magna charta abtrotzten, war diese hauptsächlich gegen die neuen Eindringlinge gerichtet, die aus Frankreich herüberkamen und den alten Besitzern ihren legitimen Erwerb verkümmerten. Ihrerseits wanderten die unterdrückten Sachsen und Dänen theils als Wäringer in die Fremde, theils in abgelegene Provinzen des Vaterlandes aus, wo sie zuerst als Freibeuter den Eroberern im Kleinen zu schaden suchten, dann durch die Nothwendigkeit der Dinge in sittliche Verhältnisse zu ihnen traten, die zuletzt einen gemüthlichen Anstrich annahmen. Eine Nation entstand aus dieser Mischung von Stämmen durch den Kampf gegen die französischen Könige und die in Frankreich zurückgebliebenen Stammgenossen. In diesem

Gegensatz gaben die Eroberer zuletzt ihre Sprache auf, und fügten sich der Sprache der Unterworfenen, die nun ihre Mitbürger waren. Der römische Hof ist nicht, wie neue Sophisten angeben, zu Gunsten der Freiheit gegen die Tyrannen aufgetreten, sondern er hat sich überall den letzteren angeschlossen, um seinen Einfluß zu vergrößern, schon im 12. Jahrhundert mit einem Machiavellismus, der selbst die religiösen Interessen dem politischen Einfluß aufopferte.

Als dies Meisterwerk vollendet war — April 1825 — wurde Thierry in Folge seiner übermäßigen Anstrengung von einer Augenkrankheit überfallen, die ihn schon damals halb blind machte. Um sich zu erholen, ging er mit Fauriel, der grade Vorstudien über seine politische und literarische Geschichte des mittäglichen Frankreich machte, nach der Provence. „Hors d'état moi-même de lire, non pas un manuscrit, mais la plus belle inscription gravée sur la pierre, je tâchais de tirer encore quelque profit de mes courses en étudiant sur les monuments l'histoire de l'architecture du moyen-âge. J'avais tout juste assez de vue pour me conduire; mais en présence des édifices ou des ruines dont il s'agissait de reconnaître l'époque et de déterminer le style, je ne sais quel sens intérieur venait au secours de mes yeux. Animé par ce que j'appellerai volontiers la passion historique, je voyais plus loin et plus nettement. Aucune des lignes principales, aucun trait caractéristique ne m'échappait, et la promptitude de mon coup d'oeil, si incertain dans les circonstances ordinaires, était une cause de surprise pour les personnes qui m'accompagnaient. Telles sont les dernières notions que m'ait procurées le sens de la vue; un an après, cette jouissance, si bornée et pourtant si vive encore pour moi, ne m'était plus permise: tout reste de vision avait disparu."

Fauriel wartete mit der Vollendung seines Werks noch lange Jahre; er hat Großes damit erreicht. Uebrigens beurtheilt er die germanischen Eroberer noch härter als Thierry; seine ganze Liebe ist den Resten des Alterthums zugewandt, die sich im südlichen Frankreich länger hielten als im nördlichen. Mit Wärme hebt er auch den geistigen Einfluß der Araber hervor.

Thierry's jüngerer Bruder Amédée schrieb die Geschichte Galliens unter der römischen Herrschaft, die er dann in einer Reihe von Schriften weiter fortgesetzt hat.

Alle diese Historiker verbanden mit ihren Untersuchungen einen liberal

politischen Zweck. Die Politik drängte sich immer zwischen die wissenschaftlichen Studien. Das ganze liberale Frankreich gerieth in Aufregung, als 29. Nov. 1825 General Foy, erst 50 J. alt, am Herzschlag starb; ganz Paris folgte seinem Leichenzug; der Banquier Casimir Perier sprach in der Leichenrede heftige Anklagen gegen die Minister aus; für die Waisen zeichneten der Herzog von Orleans, Perier und Lafitte große Summen. — Nicht mindere Theilnahme erregte der Tod des Maler David, der 29. Dec. 1825, 77 J. alt, zu Brüssel in der Verbannung starb.

Kräftig in die öffentliche Bewegung griff die „Geschichte der Revolution" von Thiers ein, die im folgenden Januar bis zur Errichtung des Consulats vollendet wurde. Das Unternehmen sah erst unscheinbar aus; die ersten Bände lasen sich wie eine Unterhaltungslecture. Mit der Logik und der Charakteristik nahm es Thiers nicht genau, dagegen malte er die großen Scenen der Revolution so im Detail aus, daß man mitten darin zu sein glaubte. Der Refrain des Buchs war: die Revolution war eine höchst unterhaltende Zeit; beständige Aufregungen und Action, alle Tage etwas Neues. Man sieht, wie es dem Verfasser wohl wird in diesem Lärm, mit welcher Neugier er sich die einzelnen Figuren ansieht, und wie es ihn freut, recht lebendig zu erzählen.

Nun merkte er freilich bald, daß damit noch nicht viel gethan sei, daß er eigentlich noch alle Vorarbeiten zu machen habe. Sobald er einmal den Entschluß gefaßt, ging er mit Eifer und Ausdauer ans Werk. Einen Winter hindurch nahm er bei dem alten Baron Louis Unterricht in der Finanzwissenschaft, studirte das Budget in allen seinen Specialitäten, und machte sich daraus ein Bild von der Finanzverwaltung unter dem Convent und dem Directorium. Gleichzeitig ließ er sich durch die Generale Foy und Jomini in der Kriegskunst unterrichten, nahm an den Arbeiten der Artillerieschule in Vincennes lebhaften Antheil, studirte die Fortification, den Angriff und die Vertheidigung, prägte sich die trigonometrischen Karten ein und ließ sich sagen, er habe jetzt die Kenntniß eines guten Ingenieurofficiers. Die Stellung eines Feldherrn war sein stiller Traum. In einer glänzenden Beschreibung von der Aufgabe eines Feldherrn zählt er zuerst die Fülle von Specialkenntnissen zusammen, die er besitzen muß, und fährt dann fort: „Dieses ungeheure Wissen muß er gleichzeitig entfalten, und zwar mitten unter den außerordentlichsten Umständen. Bei jeder Bewegung muß er an gestern und morgen, an vor-

wärts und rückwärts denken; er muß die Munition, Lebensmittel und Hospitäler, die er mit sich führt, beaufsichtigen, gleichzeitig die Atmosphäre und die moralische Kraft seiner Leute in Rechnung ziehn, und diese so verschiednen Elemente, die jeden Augenblick wechseln und sich verwickeln, muß er in der Kälte, in der Hitze, unter dem Kugelregen combiniren." „Tandis que vous pensez à tant de choses, le canon gronde, votre tête est menacée; mais ce qui est pire, des milliers d'hommes vous régardent, cherchent dans votre traits l'espérance de leur salut. Plus loin, derrière eux, est la patrie avec des lauriers ou des cyprès; et toutes ces images, il faut les chasser, il faut penser, penser vite, car une minute de plus, et la combinaison la plus belle a perdu son à-propos, et au lieu de la gloire, c'est la honte qui vous attend."

Während Mignet die auswärtigen Angelegenheiten oberflächlich behandelt, eigentlich nur, soweit sie zur Erläuterung der parlamentarischen Verhandlungen dienen, sind sie bei Thiers die Hauptsache, und die parlamentarische Entwickelung wird lediglich nach dem Einfluß beurtheilt, den sie auf die Entfaltung der kriegerischen Macht ausübt. Welche Vorliebe er für die Girondisten empfindet, sobald er den Verdacht faßt, daß sie der kriegerischen Machtentwickelung Frankreichs schädlich sind, läßt er sie im Stich und geht zur Bergpartei über. Die Organisationen Carnot's und die Finanzverwaltung Cambon's waren für den militairischen Erfolg nothwendig, und ihnen zu Liebe vertheidigt er die ganze Politik des Wohlfahrtsausschusses, dessen Mitglieder sie waren. Ja er läßt sich einmal zu einer warmen Lobrede auf Robespierre verleiten, was nicht blos in Beziehung auf die politischen Gesinnungen der Zeit, in der es geschah, sehr auffallend war, sondern auch seinen natürlichen Neigungen widersprach. Für Mirabeau, für Danton und ähnliche Charaktere, deren ganzes Leben in der Action aufging, hatte er eine angeborne Vorliebe; Robespierre dagegen, der frostige, pedantische Systematiker, war ihm zuwider. Trotzdem lobt er ihn, so lange das Schreckensregiment im Sinn der patriotischen Jugend war. Sobald dieser Nimbus aufhört, wirft er ihn mit kalter Verachtung bei Seite. Diesen Gesichtspunkt muß man festhalten, um den beständigen Wechsel in seinen Urtheilen zu verstehn, der ihm harte Vorwürfe zugezogen hat: er hasse Niemand, aber er liebe der Reihe nach alle Welt, und in seinen Augen sei die Macht eine Rechtfertigung für diejenigen, die sie in Händen hätten. — Die Action ist ihm das Erste und Letzte. Wenn die geschlagene Partei anständig zu fallen weiß, so findet er auch für sie

schöne Worte der Begeisterung, denn auch das Sterben ist eine Action. Und nun denke man, wie diese Darstellung, deren Feuer auch Deutsche und Engländer hingerissen hat, auf das elastische Volk der Franzosen wirken mußte! Mit Beranger's Liedern zusammengestellt, ist dieses Buch nicht blos die Darstellung der vergangenen, sondern das Programm der neuen, aus allen Kräften vorbereiteten Revolution.

In der Geschichte der Revolution spricht er sich trotz einzelner Reservationen entschieden als Jacobiner aus, wenn er auch die Absicht versteckt. Auffallenderweise tritt das nicht so stark in der aufsteigenden Periode der Revolution hervor, wo man annehmen könnte, er sei vom Erfolg berauscht, sondern in der absteigenden, in der Zeit des Directoriums. Noch mehr: er ist mitunter nicht blos der Voltairianer, nicht blos der Demokrat, sondern der Plebejer, der sich über den Sturz des Alten freut. Man höre den Schluß seines Buchs, in dem er die Bedeutung Napoleon's hervorhebt: „Ce n'était pas la liberté qu'il venait continuer, car elle ne pouvait pas exister encore; il venait, sous les formes monarchiques, continuer la révolution dans le monde; il venait la continuer en se plaçant, lui plébéien, sur un trône; en conduisant le pontife à Paris pour verser l'huile sacrée sur un front plébéien; en créant une aristocratie avec des plébéiens, en obligeant les vieilles aristocraties à s'associer à son aristocratie plébéienne; en faisant des rois avec des plébéiens; enfin en recevant dans son lit la fille des Césars, et en mêlant un sang plébéien à l'un des sangs les plus vieux de l'Europe; en mêlant enfin tous les peuples, en répandant les lois françaises en Allemagne, en Italie, en Espagne; en donnant des démentis à tant de prestiges, en ébranlant, en confondant tant de choses. Voilà quelle tâche profonde il allait remplir; et pendant ce temps la nouvelle société allait se consolider à l'abri de son épée, et la liberté devait venir un jour.“

Thiers vertritt durchweg den französischen Standpunkt. Es ist das kein Tadel: in der Weltliteratur wird dasjenige Werk die meiste Bedeutung haben, in welchem sich am schärfsten die nationale Eigenthümlichkeit ausspricht, vorausgesetzt, daß man sich dieser Eigenthümlichkeit bewußt ist und sich den anderen Nationen gegenüber künstlich jene Billigkeit aneignet, die im natürlichen Instinct nicht liegt. Parteilos kann kein Geschichtschreiber sein, wohl aber unparteiisch; und hier wird bei Thiers eine Eigenschaft, die seinem Buch sonst einen großen Reiz verleiht, zum Fehler,

nämlich seine Naivetät. Er ist ein so leidenschaftlicher Franzose, daß er am sichersten glaubt, den allgemein menschlichen Standpunkt einzunehmen, wenn er blind den Neigungen und Vorurtheilen seines Volks nachgeht. Von der Berechtigung andrer Nationen hat er keinen Begriff. Es kommt hinzu, daß sein Ideal von der Größe seines Volks sich den trivialsten Vorurtheilen anschließt. Er will den Ausländern imponiren, und aus diesem Gesichtspunkt rechtfertigt er den Wohlfahrtsausschuß sowie den Napoleonischen Despotismus. Daß diese scheinbare Machtentwicklung die wahre Lebenskraft des Volks untergrub, seinen Wohlstand, seine Bildung, seine Freiheit, das vergißt er über dem Siegeslärm der ruhmgekrönten Legionen. Freilich vertheidigt er nicht unbedingt die Eroberungspolitik des Directoriums, des Consulats, des Kaiserreichs. Er führt es einmal sogar sehr schön und treffend aus, daß es für die höchste Gewalt ein Unglück ist, keine Controle neben sich zu haben, und er weiß aus dieser Betrachtung die Zweckmäßigkeit des Repräsentativsystems sehr verständig herzuleiten. Aber einmal dauert diese Ueberlegung nur für Augenblicke, er vergißt sie sehr bald in dem Rausch des Erfolgs; sodann beschönigt er auch die ärgsten Verirrungen durch mitwirkende Umstände, indem er die unsinnigen Greuelthaten, die nicht blos von dem Wohlfahrtsausschuß, sondern namentlich von dessen untergeordneten Agenten ausgeübt wurden, als nothwendig darstellt. Er macht es wie der Wohlfahrtsausschuß selbst, den Menschen wie Lebon, Carrier u. s. w. auch anekelten, der sie aber doch in Schutz nahm, um nicht das Ansehn der Regierungsgewalt zu untergraben. Kurz, er stellt überall das momentan Zweckmäßige über das Recht, nicht aus Reflexion, sondern aus angebornem französischem Instinct.

Als Voltairianer nimmt er es auch mit der Liederlichkeit, den Bestechungen, kurz mit dem ganzen Wust von Unsittlichkeit nicht so genau, durch den sich namentlich die Partei Danton's befleckte; er vertritt sie nicht blos durch ein beschönigendes Urtheil, sondern er verfälscht die Geschichte, indem er ausgemachte Thatsachen wissentlich ignorirt.

Trotzdem sollten unsre Historiker über das Werk nicht gar zu abfällig urtheilen: es hat Vorzüge, von denen wir lernen könnten und sollten. Lese ich z. B. die Schlachtenbilder bei Häusser, der sich mitunter große Mühe giebt, ausführlich zu erzählen (Sybel macht gar nicht den Versuch), so muß ich bekennen, daß mir alles unklar bleibt; nicht viel mehr lerne ich aus Beitzke, der doch ein Mann von Fach ist. Bei Thiers dagegen steht mir ein völlig geschlossenes Gemälde gegenüber; was der Verfasser sieht

oder zu sehn glaubt, weiß er zu zeigen. Nebenbei ist die Ungründlichkeit nicht unbedingt zu nehmen: er hat die Rechnungen für die Transporte, für die Lieferungen von Fourage, Waffen, Kleidern und Schuhwerk genau durchgesehn und controlirt, und da er in den Geschäften zu Hause ist, versteht er in dies Gewirr von Zahlen Ordnung und Licht zu bringen, so daß man wenigstens ungefähr merkt, worauf es ankommt und um was es sich handelt. Seit den letzten Kriegen haben wir das nun freilich auch gelernt.

„Sein charakteristischer Zug", bemerkt Ste. Beuve treffend, „est la fraîcheur de la curiosité. Tout ce qu'il voit pour la première fois, il le découvre, il le raconte avec la vivacité de la découverte, avec une netteté comme matinale, avec une sorte de naïveté dans laquelle il se mêle bien assez de finesse pour qu'on ne sache plus comment la définir . . . Tandis qu'il parle ou qu'il écrit, il vous associe insensiblement à son récit, à sa nouveauté; il vous emmène avec lui dans son courant plus ou moins rapide, et au bout de quelque temps, si l'on n'y prend garde, ses conclusions, ses impressions sont devenues les vôtres." — Dagegen sagte man von Guizot, „que ce qu'il avait appris de ce matin, il avait l'air de le savoir de toute éternité, tant sa haute reflexion donnait vite à chaque connaissance une teinte profonde et comme réculée."

Guizot's „Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karl's I." erschien gleichzeitig; drei Jahre hatte er daran gearbeitet. — Dann folgte eine lange Unterbrechung; erst nach der Februarrevolution nahm er seine Studien wieder auf. Diese neue Reihe wird eröffnet durch die Abhandlung: „Warum ist die englische Revolution gelungen?" Dann wird die Geschichte der englischen Revolution bis zum Tod Cromwell's, endlich bis zur Restauration fortgesetzt. Trotz einer Unterbrechung von 27 Jahren fährt der Geschichtschreiber in demselben Stil, in derselben Haltung, in derselben Gesinnung fort.

Das Buch hat auch in England gerechte Würdigung gefunden. Zunächst zeigt es eine erschöpfende Kenntniß der Quellen, was freilich nur derjenige beurtheilen kann, der selbst in den Gegenstand eingedrungen ist. Denn Guizot giebt die nackten Resultate: es ist, als ob er die Thatsachen sich selber construire. Gewissenhaft bemüht er sich, gegen alle Figuren seiner Erzählung Gerechtigkeit auszuüben; er zeigt ihre guten und schlimmen Seiten und vermeidet sogar, um nicht dem Urtheil vorzugreifen, die eigentliche Charakteristik. Man empfindet eine ehrliche Natur heraus, die

zu zeichnen, muß man sich für Augenblicke von ihren Ideen frei machen, denn so achtbar ihre Haltung war, sie macht doch mitunter einen komischen Eindruck, und wenn der Geschichtschreiber diese Nuance nicht herausfindet, wird sein Bild unvollständig. Die dämonischen Ueberschreitungen ihres Wesens zeichnet Guizot mit fester Hand, aber er verfährt dabei zu methodisch, er nimmt ihre Vorstellungen und Ideen zu sehr aufs Wort. Diese starren Eichenherzen waren voll von Widersprüchen.

Der Redner, bestimmter gesagt, der Prediger drängt alle Augenblicke den Geschichtschreiber zurück. In passenden und unpassenden Momenten mischt er die Vorsehung in den Lauf der Ereignisse und drückt sich über sie mit einer Zuversicht aus, die dem gewissenhaften Geschichtschreiber nicht ansteht. Wenn der Geistliche von den unerforschlichen Wegen der Vorsehung spricht, und den Menschen darauf hinweist, daß die edelsten Absichten und die geschicktesten Berechnungen nicht ausreichen, den Gang der Zukunft zu fixiren, so läßt sich dagegen nichts einwenden; aber Guizot bleibt bei dieser Unerforschlichkeit nicht stehn, er weiß in jedem einzelnen Fall ganz genau, was die Vorsehung beabsichtigt hat.

So fest Guizot davon überzeugt ist, das französische Volk habe den Beruf und die Kraft, an der Spitze der europäischen Civilisation zu stehn, so schwebt ihm in Bezug auf die politische Entwicklung doch immer die englische Verfassung vor, und als Staatsmann wie als politischer Schriftsteller und Geschichtschreiber hat er den Fehler begangen, von diesem Vorbild eine rein mechanische Anwendung zu machen. Der erste Theil seines Werks war in Beziehung auf die französischen Zustände von 1826, der zweite in Beziehung auf die Februarrevolution geschrieben: dort war es eine Warnung gegen die Uebergriffe der Royalisten, hier eine Warnung gegen die Demokraten. Der Fortschritt erscheint dann sicher, wenn man den Boden des Gesetzes entweder gar nicht verläßt, oder wenigstens augenblicklich an ihn wieder anzuknüpfen sucht. Wilhelm III. und Washington waren groß und glücklich, Cromwell trotz seiner hohen Begabung mußte scheitern, weil er sich mit dem Schmuz der Revolution besudelt und ihr Verheißungen gegeben hatte, die er als besonnener Staatsmann nicht erfüllen konnte. Die Nutzanwendung liegt nahe, aber Guizot vergißt, daß bei den Engländern das Festhalten des Rechtsbodens wichtiger ist als bei den Franzosen, weil ihnen durch eine vielhundertjährige Entwickelung das Bewußtsein der Rechtsform zur andern Natur geworden ist. Bei den Franzosen ist dieses Rechtsbewußtsein entweder gar nicht oder

nur in sehr geringem Maß vorhanden. Wer auf sie einwirken will, muß andre Hebel anwenden.

Bei dem lebhaft geweckten Sinn für die Geschichte kam es endlich auch zu dem Versuch, sie zu dramatisiren, ohne den Gedanken einer wirklichen Aufführung. Ungefähr wie Goethe im „Götz", stellte man historische Scenen zusammen, die man entweder den Chroniken entnahm, oder in ihrer Sprache sich ausdachte. Solche Versuche waren die Gemälde aus dem 16. Jahrhundert von Ludovic Vitet (26. 3.), einem gelehrten Antiquar und eifrigen Mitarbeiter des „Globe": „die Barricaden", „Die Stände von Blois" u. s. w.: sie lassen die Localfarbe und den Geist der Zeit treffend hervortreten. Der Verfasser legte sich später auf archäologische Studien, altfranzösische Kunst und Städtegeschichten.

Salvandy (30. 3.) schrieb die Geschichte Polens unter Johann Sobieski und einen Roman „Alonso", der die gegenwärtigen politischen Zustände Spaniens darstellen sollte; ziemlich complicirt: Goethe gab dazu ein genaues Register, um dem Leser das Verständniß zu erleichtern.

Mit größern Ansprüchen trat Barante's „Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois" auf. Wie Thierry durch Ivanhoe, so war Barante durch Quentin Durward angeregt. Was der Roman in so hohem Grade geleistet, konnte auch wohl ein geistvoller Forscher erreichen. Barante erklärt in der Vorrede, daß die gegenwärtige Periode am meisten geeignet sei, einer guten Erzählung ohne alle Tendenz Raum und Ansehn zu verschaffen, eine große Neugierde nach den Einzelheiten des geschichtlichen Lebens habe sich aller Gemüther bemächtigt und die Systeme seien in Verruf gekommen. „Wir leben in einer Zeit des Zweifels. Die unbedingten Ueberzeugungen sind erschüttert; sie regen sich noch, aber mehr aus der Erinnerung, als durch natürliche Wärme. Im Grunde glaubt Niemand mehr fest genug daran, um ihnen Opfer zu bringen, und das Bedürfniß, sich neue Ueberzeugungen zu bilden, ist größer, als dasjenige, die alten zu vertheidigen, an denen man mehr aus Caprice oder Eigenliebe, als aus klarer Einsicht festhält. Niemand denkt mehr daran, aus der Geschichte Gründe und Motive für politische Systeme zu entlehnen. Man will nicht mehr Urtheile, sondern Thatsachen. Wie man das große Drama, dessen Theilnehmer und Zeugen wir sind, in seinen einzelnen Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt, so will man auch die Vergangenheit kennen lernen; sie soll lebendig wie die Gegenwart vor unsern Augen auftauchen."

Um dieſen Zweck zu erreichen, vermeidet er jede Reflexion und bemüht ſich, den Inhalt ſeiner Quellen möglichſt in der urſprünglichen Form, aber ſtreng chronologiſch geordnet wieder zu erzählen. Trotz ſeiner Theilnahme für die bunten Abenteuer des Ritterthums iſt er von dem großen Fortſchritt unſrer Zeit gegen jene Verwilderung des Mittelalters überzeugt, in welcher der Form nach die alten Glaubensideen noch fortbeſtanden, im Weſen aber zur Lüge geworden waren. Um ſich den Quellen ſo genau als möglich anzuſchließen, nimmt er auch dasjenige auf, was offenbar nicht Copie der Wirklichkeit, ſondern künſtleriſche Compoſition war, z. B. die Reden und Geſpräche in ihrer ganzen Länge. Auf ähnliche Weiſe mag Livius ſeine Geſchichte zuſammengeſetzt haben, nur daß der Stiliſt des Auguſteiſchen Zeitalters ſeinen barbariſchen Vorgängern eine größere Gewalt anthat. Das Werk dehnt ſich eigentlich weiter aus, als der Titel angiebt, es umfaßt die ganze franzöſiſche Geſchichte jener Periode. Die Art der Quellen kam der Methode der Behandlung ſehr zu Statten.

Froiſſart iſt einer der lebendigſten Chroniſten aller Zeiten, und ſein Werk iſt durch die Mannigfaltigkeit der Abenteuer und die friſche Urſprünglichkeit des Ausdrucks an Intereſſe bei weitem allen jenen Ritterbüchern vorzuziehen, die den Kopf des ehrſamen Junkers von La Mancha verdrehten. Im vorigen Jahrhundert, wo man überhaupt das ganze Mittelalter verabſcheute, war er in Vergeſſenheit gerathen, Barante hatte bereits 1816 in einem Artikel der Allgemeinen Biographie auf ihn aufmerkſam gemacht. Aber Barante hat überſehen, daß Froiſſart zwar ein glänzender Erzähler, aber keineswegs ein glänzender Charakteriſtiker war, und daß man ihm in dieſer Beziehung nachhelfen muß, anſtatt gleichgiltig Dinge mit derſelben Umſtändlichkeit, die er als ehrlicher Chroniſt anwendet, ihm nachzuerzählen. Bei aller Lebendigkeit der einzelnen Erzählungen herrſcht in den Geſchichten und Charakteren Froiſſart's eine ziemliche Einförmigkeit, und dieſe wird keineswegs durch die Mittheilung der vollſtändigen Originaldocumente aufgehoben. Indem Barante Alles mit gleicher Ausführlichkeit erzählt, fehlt ſeinem Kunſtwerk jene Vertheilung von Licht und Schatten, aus der allein die richtige Perſpective hervorgeht.

In der „Geſchichte der Bretagne" von Daru wird im Gegentheil auch das Provinzielle in der altclaſſiſchen Methode der Verallgemeinerung behandelt. Ueber die neue Schule, die ihn überholt hatte, ſprach ſich Daru ziemlich bitter aus: „es iſt ein trauriger Mißbrauch der Gelehrſamkeit, Zweifel zu verbreiten und die nationalen Ueberlieferungen zu zerſtören,

welche die Liebe zum Vaterland und die Erinnerung seines Ruhms fortpflanzen."

Das weitere Studium W. Scott's führte dann auch zum eigentlichen historischen Roman, in derselben Zeit, wo auch in Deutschland diese Gattung beliebt wurde. Der erste Versuch war „Cinq Mars" von Alfred de Vigny. Die seltsame Verschwörung leichtsinniger Abenteurer gegen den staatsklugen Cardinal und der Triumph des festen eisernen Willens über die gutmüthige Schwäche ist mit historischer Treue und vollendetem Geschmack erzählt. Die Urtheile, die der Dichter mehr durchscheinen läßt als daß er sie ausspräche, sind fast immer fein, und enthalten wenigstens ein richtiges Moment, wenn auch die Einbildungskraft des Dichters zu sehr von der einen Seite getroffen wird, als daß sich ein ruhiges Gleichgewicht herstellen sollte. Leider fehlt dem Roman die Atmosphäre der Realität; obgleich sich der Dichter bemüht, nach dem Vorbild Walter Scott's sogar das Costum ausführlich zu beschreiben, fehlt seinen Gestalten die feste Körperlichkeit. Auf einzelne Züge fällt ein scharfes, fast blendendes Licht, andre bleiben im Dunkel, und so hat man fast durchweg den Eindruck des Fragmentarischen.

Wenn diese historischen Darstellungen den Uebergang von der Analyse zur Anschauung, von dem politischen Urtheil zum historischen interesselosen Verstehen andeuten, so sprechen die Kritiker diesen Grundsatz offen aus. Früher hatte man z. B. vom Aberglauben nur die schädlichen Folgen gesehn; bei einer sonderbaren Veranlassung, dem „Freischütz", spricht der „Globe" das Poetische desselben aus.

„In ihrer Kindheit haben alle Völker das Wunderbare geliebt, und in reifern Jahren bedienten sie sich noch immer gern dieses Mittels, zu rühren und zu gefallen, ob sie gleich lange nicht mehr daran glaubten... Hat nun Frankreich, weniger als die andern Völker mit originalen Volksüberlieferungen versehn, durch zahlreiches Borgen und Aneignen die Allgemeinheit dieses Bedürfnisses anerkannt und diesen empfundenen Mangel durch blaue Märchen zu ersetzen getrachtet, die ganz gerüstet aus dem Gehirn ihrer Autoren hervortreten: ist man dadurch berechtigt, diejenigen zu verachten, welche, reich an eignem Vermögen, damit zu wuchern beschäftigt sind? Und Magie gegen Magie, so scheint uns, daß Fictionen, gegründet auf alten nationalen Aberglauben, wohl solcher Märchen werth sind, welche nur zur Unterhaltung von Kindern und Ammen geschaffen

waren. Die Hexerei, die man bei uns so lächerlich finden will, was ist sie denn als die Mythologie des Mittelalters?"

„Früher, da die Nationen bei sich so zu sagen eingepfercht waren, da mußte alles, was ein Volk von seinen Begriffen, seinem Glauben entfernte, regellos erscheinen. Ein jedes hatte nur ein Wahres, ein Gutes, ein Schönes, das ihm eigen gehörte; und die unbedeutendsten Dinge, einmal unter diese Rubriken geordnet, betrachteten sie als unwandelbar entschieden. Aber heutzutage, wo durch eine freiwillig einstimmende Bewegung die Völker alle Hindernisse beseitigen und sich wechselsweise zu nähern suchen; wo die Nationen geneigt sind, eine durch die andre sich bestimmen zu lassen, eine Art von Gemeinde von gleichen Interessen, gleichen Gewohnheiten, ja sogar gleichen Literaturen zu bilden: da müssen sie, anstatt ewige Spöttereien unter einander zu wechseln, sich einander aus einem hohen Gesichtspunkt ansehn, und deshalb aus dem kleinen Kreis, in welchem sie sich so lange herumdrehten, herauszuschreiten den Entschluß fassen."

„Es giebt Engländer, die nur aufs feste Land kommen, um alles zu tadeln, was nicht buchstäblich wie bei ihnen geschieht. Kaum begreifen sie, daß nicht die ganze Welt vollkommen denkt wie sie. Am Freitag sich mit Fastenspeisen begnügen, scheint ihnen widerwärtiger Aberglaube; am Sonntag zu tanzen ein abscheulicher Scandal. Ohne Gabeln englischer Façon schmeckt ihnen kein Gericht. — Ist das nicht völlig die Geschichte der Classiker?" —

„Glücklicherweise werden diese Gesinnungen nicht durchgehn; und wie bequem es sein mag, dem betretenen Pfad zu folgen, ohne rechts und links zu sehn, so finden wir uns doch in einem Jahrhundert, wo der Blick über die Grenze dringen muß, welche von der Gewöhnung gezogen werden."

Goethe, der von den Spuk- und Nebelgestalten seiner Jugend sich losgerissen, warnte seine Landsleute, auf dies Lob nicht zu stolz zu sein. „Die Freiheit, ja Unbändigkeit unsrer Literatur ist jenen lebhaft thätigen Männern eben willkommen, welche gegen den Classicismus noch im Streit liegen, da wir uns so ziemlich schon im Stand der Ausgleichung befinden und meist wissen, was wir von allen Dichterarten aller Zeiten und Völker zu halten haben. Bewahren wir die längst errungenen Vortheile weislich im Auge, so dürfen wir uns an der Leidenschaftlichkeit unsrer Nachbarn, welche mehr fordern und zugestehn als wir selbst, gar wohl ergötzen, erbauen und unsrer unbestrittnen Vorzüge genießen."

Daß Goethe für diese „lebhaft thätigen Männer" eine besondre

Sympathie fühlte, war natürlich. Eben gab man eine franzöſiſche Ueberſetzung ſeiner Werke; der „Globe" begleitete ſie mit einer allgemeinen Charakteriſtik des Dichters.

„An der Langſamkeit, mit der Goethe's Ruf ſich bei uns verbreitete, iſt die vorzüglichſte Eigenſchaft ſeines Geiſtes ſchuld, die Originalität. Alles was ſtark geſtempelt iſt von dem Charakter eines beſondern Mannes oder einer Nation, daran wird man ſchwerlich ſogleich Geſchmack finden ... Es bedarf immer einer gewiſſen Anſtrengung, um uns aus unſern Gewohnheiten herauszufinden und das Schöne zu genießen, wenn es unter neuer Geſtalt vor uns tritt. Aber bei Goethe iſt es nicht mit einem Anlauf gethan, man muß ihn für ein jedes ſeiner Werke erneuern, denn alle ſind in einem verſchiednen Geiſt verfaßt; wenn man von einem zum andern geht, ſo tritt man jedesmal in eine neue Welt ein."

„Es giebt Menſchen, deren ſtark ausgeſprochener Charakter uns anfangs in Erſtaunen ſetzt, ja abſtößt, hat man ſich aber ihrer Art und Weiſe befreundet, ſo ſchließt man ſich ihnen an grade um der Eigenſchaften willen, die uns erſt entfernten. So ſind die Werke unſers Dichters; ſie gewinnen, wenn man ſie kennt, und um ſie zu kennen, muß man ſich die Mühe geben ſie zu ſtudiren, denn oft verbirgt die Seltſamkeit der Form den tiefen Sinn. Alle andern Dichter haben einen einförmigen Gang, leicht zu erkennen und zu befolgen; aber er iſt immer ſo unterſchieden von den andern und von ſich ſelbſt; man erräth oft ſo wenig, wo er hinaus will; er verrückt dergeſtalt den gewöhnlichen Gang der Kritik, ja der Bewunderung, daß man, um ihn ganz zu genießen, eben ſo wenig literariſche Vorurtheile haben muß, als er ſelbſt."

„Man darf ſich alſo nicht wundern, daß er noch nicht populär in Frankreich iſt, wo man die Mühe fürchtet und das Studium; wo jeder ſich beeilt, über das zu ſpotten, was er nicht begreift, aus Furcht, ein andrer möge vor ihm darüber ſpotten; in einem Publicum, wo man nur bewundert, wenn man nicht mehr ausweichen kann. Aber endlich fällt es uns doch einmal gelegentlich ein, daß es leichter iſt ein Werk zu verdammen, weil es nicht für uns gemacht war, als einzuſehn, warum es Andre ſchön finden. Man begreift, daß vielleicht mehr Geiſt nöthig iſt, um den Werth einer fremden Literatur zu ſchätzen, als zu bemerken, daß ſie fremd iſt, und das für Fehler zu halten, was ſie von der unſrigen unterſcheidet. Man ſieht ein, daß man ſich ſelbſt verkürzt, wenn man

neue Genüſſe verſchmäht um des traurigen Vergnügens der Mittelmäßigkeit willen."

Sehr geiſtvoll wird nun der Entwicklungsgang Goethe's gezeigt; in jedem ſeiner Werke ein Stück eignes Leben. Auch im Taſſo: „ebenſo zeigt ſich Jean Jacques in ſeinen Reverien, ſo hatte der Dichter ſich lange gefunden: mir ſcheint, er ſelbſt ſpricht aus dem Mund des Taſſo, und durch dieſe harmoniſche Poeſie hört man den Werther durch."

„Nun giebt es aber ein Werk unſers Dichters, nicht nur keinem ſonſt vorhandenen vergleichbar, ſondern auch geſondert von ſeinen eignen zu betrachten. Es iſt der Fauſt, die ſeltſame tiefe Schöpfung, das wunderliche Drama, in welchem die Weſen jedes Ranges vertreten: vom Gott des Himmels bis zu den Geiſtern der Finſterniß ... Ueber dies ſonderbare Werk wäre gar viel zu ſagen ... Indem ich mich aber von dem hiſtoriſchen Standpunkt nicht entfernen darf, ſo begnüge ich mich, den Fauſt als den vollkommenſten Ausdruck anzuſehn, welchen der Dichter von ſich ſelbſt gegeben hat. Ja dieſer Fauſt enthält ihn ganz. Die Leidenſchaft des Wiſſens und die Marter des Zweifels, hatten ſie nicht ſeine jungen Jahre geängſtigt? Woher kam ihm der Gedanke, ſich in ein übernatürliches Reich zu flüchten, an unſichtbare Mächte ſich zu berufen, die ihn eine Zeit lang in die Träume der Illuminaten ſtürzten? Dieſe Ironie des Mephiſtopheles, der mit der Schwäche und den Begierden des Menſchen ein ſo frevles Spiel treibt, iſt dies nicht die verachtende, ſpottende Seite des Dichtergeiſtes; ein Hang zum Verdrießlichſein, der ſich bis in die früheſten Jahre ſeines Lebens ſpüren läßt; ein harter Sauerteig, für immer in eine ſtarke Seele durch frühzeitigen Ueberdruß geworfen? Die Perſon des Fauſt beſonders, des Mannes, deſſen brennendes unermüdetes Herz weder des Glücks ermangeln noch ſolches genießen kann; der ſich unbedingt hingiebt und ſich mit Mißtrauen beobachtet; der den Enthuſiasmus der Leidenſchaft und die Muthloſigkeit der Verzweiflung verbindet: iſt das nicht eine beredte Offenbarung des geheimſten und erregteſten Theils der Seele des Dichters?"

Auch an andre Werke Goethe's wagte man ſich; der „Taſſo", von Al. Duval zu einem pathetiſchen Intriguenſtück verarbeitet, wurde unter getheiltem Beifall auf dem Théâtre français gegeben, ebenſo „Hamlet"; der Haupterfolg waren die geiſtvollen Beſprechungen im „Globe". — Mit Behagen erinnert Goethe daran, wie die deutſche Literatur früher von den Franzoſen ignorirt wurde. „Wir dürfen nicht leugnen, daß wir

grade wegen dieſes eigenſinnigen Ablehnens auch gegen ſie eine entſchiedne Abneigung empfinden. Merkwürdig mußte uns in der neueſten Zeit werden, wenn das, was wir an uns ſelbſt ſchätzten, auch von ihnen anfing geſchätzt zu werden. — Sie überzeugten ſich, bei dem Deutſchen walte ein redlicher Ernſt ob, er gehe bei ſeinen Productionen mit dem beſten Willen zu Werk, eine tüchtige und ausdauernde Energie könne man ihm nicht abſprechen; und aus ſolcher Ueberſicht mußte der reine Begriff entſpringen, daß man eine jede Nation aus ſich ſelbſt zu erkennen und zu beurtheilen habe. Und ſo darf uns denn in weltbürgerlichem Sinne wohl freuen, daß ein durch ſoviel Prüfungs- und Läuterungs-Epochen durchgegangenes Volk ſich nach friſchen Quellen umſieht, um ſich zu erquicken, zu ſtärken, herzuſtellen, und ſich deshalb mehr als jemals nach Außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, ſondern zu einem lebendigen, ſelbſt noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolk hinwendet. — Ja es möchte die Zeit nahen, wo ſie uns an gründlich freiſinniger Kritik zu übertreffen auf den Weg gelangen."

„Ueberall hört und lieſt man von dem Vorſchreiten des Menſchengeſchlechts, von den weitern Ausſichten der Welt- und Menſchen-Verhältniſſe. — So bin ich überzeugt, es bilde ſich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutſchen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten iſt. Alle Nationen ſchauen ſich nach uns um, ſie loben, ſie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entſtellen, verſtehn oder mißverſtehn uns, eröffnen oder verſchließen ihre Herzen — dies alles müſſen wir gleichmüthig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Werth iſt."

„Fürwahr", entgegnete der „Globe", „eine jede Nation, wenn die Reihe an ſie kommt, fühlt jenes Anziehen, welches wie die Anziehungskraft der phyſiſchen Körper, eine gegen die andre hinreißt, und in der Folge alle die Geſchlechter, aus welchen die Menſchheit beſteht, in eine allgemeine Harmonie vereinigen wird."

Um des Fremden willen wollte man jedoch das Eigne nicht aufgeben, und ſo erſchien, gleichzeitig mit der Geſammtausgabe Goethe's, eine glänzende Geſammtausgabe der Werke Chateaubriand's, der nun, 57 J. alt, ſeitdem er mit der Prieſterpartei gebrochen, in den Augen der geſammten Nation auf der Höhe ſeines Ruhms ſtand.

IX.

Nach seiner Rückkehr aus Rom griff Lamennais in der Schrift „De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil" 1825—1826 die Declaration von 1682, welche die Freiheiten der gallicanischen Kirche feststellte, mit leidenschaftlicher Bitterkeit an. — Es giebt nur eine Wahrheit, die christliche, deren Verkünder und Schützer der Papst ist; er ist der Schlußstein und die Stütze der Gesellschaft. Wie die allgemeine Vernunft und darum die auf sie gegründete Kirche unfehlbar ist, so der Papst. Alle Civilisation hängt von dem Anschluß an seine geistliche Herrschaft ab; die Reformation, ein Protest der menschlichen Leidenschaft und Vernunft gegen die göttliche, hat der Barbarei den Weg gebahnt, und die Revolution, dieser Triumph der Hölle, ist ihre Tochter. Weil auf der Kirche alle sociale Ordnung ruht, hat der Staat ihr gegenüber in ein Abhängigkeitsverhältniß zu treten; er hat dem geistlichen Schwert des Papstes sein weltliches zu leihn. Jede Toleranz leistet dem Indifferentismus, dem Abfall von der Kirche und dem Unglauben Vorschub. Alle fürstliche Majestät ruht auf der Autorität des Papstes, ist durch sie verliehen. Jede Verfassung, die nicht auf kirchlichem Grunde ruht, ist illegitim; Katholicismus und Demokratie sind unvereinbar.

„Was ist die Religion für die Regierung? was ist in ihren Augen das Christenthum? — Es ist traurig zu sagen: das Christenthum ist für den Staat eine Einrichtung, die seinen Principien unbedingt widerspricht; es ist sein Feind! Der Staat wie die Religion gehn von bestimmten Doctrinen aus, die einander ausschließen, es entsteht zwischen beiden ein unerbittlicher Krieg."

„Wenn es in dem Willen Gottes liegt, daß die Welt wiedergeboren werde, werden die Völker nach furchtbaren Unordnungen, nach einem allgemeinen Umsturz, erschöpft von Leiden, wie sie die Erde noch nicht gekannt hat, ihre Augen zum Himmel wenden und ihn um Hülfe flehn ... Wenn im Gegentheil die Welt zum Untergang verurtheilt ist, so wird die Kirche darüber hinweggehn und sich zu dem Ort erheben, der ihr verheißen ist, indem sie die Hymne an die Ewigkeit singt." —

Diesmal hielt sich das Gericht an die Person des Verfassers; er sagte zum Schluß der Verhandlungen: „Ich bin meinem Gewissen und

dem geheiligten Charakter meines Amts die Erklärung schuldig, daß ich dem gesetzlichen Oberhaupt der Kirche unerschütterlich treu bleibe, daß sein Glaube mein Glaube, seine Lehre meine Lehre ist, und daß ich bis zu meinem letzten Seufzer fortfahren werde, sie zu bekennen und zu vertheidigen." Die Richter behandelten ihn mit vieler Schonung, sogar in dem Urtheilsspruch, welcher die Unterdrückung der Schrift und eine Geldbuße von 30 Francs verfügte, wurde seines „ehrwürdigen Charakters" Erwähnung gethan. Für den Augenblick zog sich Lamennais vom öffentlichen Leben zurück. Die Partei hatte über andre Mittel zu verfügen, als das zweischneidige Schwert der Presse, sie drängte sich in den Palast und leitete von hier aus durch geheime Intriguen, durch die Beichtväter und ihren Einfluß auf die Besetzung der Stellen das widerwillige Frankreich.

Lamennais unterschied sich von seinen Mitkämpfern dadurch, daß er aus der katholischen Kirche eine Partei machte, ungefähr wie in den Zeiten der Ligue. Jede Partei, welche Grundsätze sie auch vertheidigen mag, ist in ihrem eignen Interesse getrieben, einen möglichst großen Spielraum für ihre Thätigkeit zu erstreben. Lamennais war weit entfernt, allgemeine Freiheit zu fordern: er verlangte aber Freiheit für sich, und zwar in ausgedehntem Maß. Der römische Stuhl dagegen stützte sich schon seit Jahrhunderten auf diplomatische Künste, es lag keineswegs in seinem Interesse, vollständig in die Ansichten seiner leidenschaftlichen Vorfechter einzugehn. Trotz seines Hasses gegen den Liberalismus stand Lamennais den Bestrebungen der Gegenwart näher, weil er beständig auf sie Bezug nahm. Auf die philosophischen Schriften seiner Gegner ließ er sich wenig ein, desto eifriger studirte er Romane und Gedichte, um an ihnen die Verderbniß des Zeitgeistes nachzuweisen: und wie sehr sich die junge Literatur gegen ihn ereiferte, sie nahm von ihm Notiz. —

Der alte Graf Montlosier (71 J.), während der Revolution Vertheidiger der eidscheuen Geistlichen, 1819 Vorkämpfer der feudalen Partei, fand jetzt die Uebergriffe der Ultramontanen zu stark, er bezeichnete sie in einem „Mèmoire à consulter" als „un parti envahissant et ambitieux, rampant dans l'ombre sous l'inspiration des jésuites, congrégation illégale et anonyme, pénétrant dans toutes les administrations séculières, s'affiliant les magistrats, se subordonnant les ministres, s'attribuant et distribuant toutes les faveurs, vendant à Rome les libertés traditionnelles de l'Eglise de France; se préparant enfin,

par ses sectaires intéressés répandus dans toutes les zones des pouvoirs publics, à asservir le pouvoir royal lui-même pour reconquérir au joug d'une église occulte et intolérante un peuple, non plus religieux, mais dégradé jusqu' aux plus serviles superstitions." Eine förmliche Anklage, die er gegen den gesetzlich unerlaubten Orden einreichte, wurde 18. August 1826 vom Pariser Appelhof zurückgewiesen, aber der gesammte Liberalismus in der Kammer und der Presse nahm mit Leidenschaft die Anklage auf, und Frayssinous fand es schwer, sich dieser Angriffe zu erwehren, bei denen auch Chateaubriand schürte.

Mit großer Lebhaftigkeit traten auch die Professoren Michaud (60 J., entschiedner Royalist), Lacretelle und Villemain gegen die Jesuiten ein; sie verloren Januar 1827 ihre Stelle. Royer Collard rächte sie in der öffentlichen Meinung, konnte aber nicht verhindern, daß die Censur unerhört geschärft wurde.

Die Verstimmung der öffentlichen Meinung zeigte sich 16. April 1827 bei einer Musterung der Nationalgarde: sie rief murrend dem König: „vive la charte!" entgegen. Die Entrüstung des Hofs überstieg alle Grenzen; die Nationalgarde wurde 29. April aufgelöst, die Bevölkerung von Paris durch strenge Repressivmaßregeln in Zaum gehalten.

Um diese Zeit erschien W. Scott's Leben Napoleon's, wozu er vor einem halben Jahr in Paris Vorstudien gemacht. Sein Urtheil war von höchster Einseitigkeit, ohne doch seinem Ansehn bei den Franzosen zu schaden. Entgegengesetzt sprach sich Heine aus, dessen „Buch Legrand" April 1827 erschien: blinde Vergötterung des Kaisers, cynische Angriffe gegen das deutsche Volk. Mit mehr Anstand, in der Sache selbst aber nicht viel anders, verherrlichte der Schwabe Hauff Napoleon im „Bild des Kaisers".

Thierry, nun vollständig erblindet, aber von seinem Bruder und seinen Freunden, namentlich Arm. Carrel, treulich unterstützt, gab die „Briefe über die Französische Geschichte" in einer neuen, sorgfältig durchgearbeiteten Ausgabe: wieder ein Buch, das man noch heute mit großer Freude liest. Seine Kritik der recipirten Geschichtschreiber Frankreichs, wie sie die reichen und grellen Farben ihrer Quellen ins Allgemeine und Farblose übertragen, und durch moderne Begriffe die alten Anschauungen verdunkeln, erinnert an die gleichzeitige Kritik, welche unser Ranke an den Historikern der Renaissance übte. „Depuis Clovis jusqu'à Louis XVI., aucune figure de roi, dessinée dans nos histoires mo-

dernes, n'a ce qu'on peut appeler l'air de vie.“ Am wenigſten kommt die wirkſamſte Kraft der Geſchichte, das Volksgemüth, zu ſeinem Recht. „Il faut lire, non dans les histoires classiques, mais dans les mémoires du temps, les traits naïfs, quoique bizarres, sous lesquels se présentait alors (zu den Zeiten der Jungfrau) cette inspiration de la masse, toujours soudaine, rarement sage en apparence, mais à laquelle rien ne résiste.“ Er tadelt nicht blos, er zeigt in glänzenden Beiſpielen, wie man die Quellen leſen, verſtehn und in wirkliche Anſchauungen übertragen ſoll: eine ſchöne Vorarbeit zu ſeinen ſpätern „merowingiſchen Geſchichten“.

Erſt haben die wilden Franken einen Theil Galliens erobert, dann folgte eine zweite Eroberung unter den Karolingern. Die Theilung dieſes Reichs wird man am beſten aus der neuen Geſchichte verſtehn, wenn man ſich an den Sturz Napoleon's erinnert: es war das Freiwerden der bisher geknechteten Nationen. — Aber auch die nationalen Capetinger mußten das Land erſt ſtückweiſe erobern: der Albigenſerkrieg war die Unterwerfung des bisher freien Südfrankreich unter die nordfranzöſiſchen Könige. — Dann folgt allmälig in den Städten die Loßreißung der alten Einwohner zu neuen Rechten, die ſie den Königen abzwingen: an dem Beiſpiel einzelner Communen, dem Vorſpiel zu der ſpätern „Geſchichte des dritten Staates“, wird das nachgewieſen. — Die „Etats généraux“ waren am Anfang mit Nichten der reine Ausdruck der Volksgeſinnung. „S'il est absurde de transformer en cour galante les leudes et les ghesels des rois francs, il ne l'est pas moins de reporter au temps de l'invasion germanique les besoins et les passions qui ont soulevé le tiers-Etat sur la fin du XVIII. siècle.“ Die Nationalverſammlung erinnerte an die alten Etats généraux nur durch eine rechtliche Fiction. —

Ein neuer Schriftſteller von Bedeutung, Michelet (29 J.), aus Paris, verarbeitete um dieſelbe Zeit die „Scienza nuova“ des G. B. Vico in den „Principien der Philoſophie der Geſchichte“. Nach Vico folgt die Entwickelung der Menſchheit einem nothwendigen Geſetz, wie das individuelle Menſchenleben. Jede Geſellſchaft hat ein ihr eignes Lebensprincip, aus dem die Natur ihres Wachsthums, unabhängig von allen andren Bildungsformen, hervorgeht. Der Inſtinct der Geſelligkeit hebt die Wildheit auf und beugt die Menſchen zuerſt unter das Joch des religiöſen Deſpotismus. Dann empören ſich die Krieger gegen den Prieſterſtand, und es beginnt das Lehnsweſen. Allmälig ſchwächt ſich der

Adel ab, die Hörigen, an Zahl und Besitz verstärkt, verlangen ihre Menschenrechte, die Demokratie wird eingerichtet. Bald weiß das Volk nicht, was es mit seiner Souverainetät anfangen soll, es setzt sich einen Herrn, und dieser wendet alle Mittel auf, es zu corrumpiren. In diesem Zersetzungsproceß erlischt die individuelle Lebenskraft, die Nation geht unter, und neue Bildungsformen treten an ihre Stelle. Der Kreis kehrt in sich selbst zurück. Die erste Lebensphase der Menschheit schließt mit dem Untergang des römischen Reichs, die zweite, die noch nicht vollendet ist, beginnt mit dem Einfall der Barbaren. Europa ist jetzt im Mannesalter angekommen, es sträubt sich umsonst gegen die Entkräftung; aber aus seinem Tode wird ein neues, reicheres Leben hervorgehn.

So ist die Menschheit ihr eignes Werk. Gott wirkt auf sie nur durch sie. Die Menschheit ist göttlich, aber es giebt keinen Gottmenschen. Diese Helden der Masse, die Herkules, deren Arm Berge von einander trennt, die Lykurg und Romulus, eilfertige Gesetzgeber, die in einem Menschenalter das langsame Werk der Jahrhunderte erfüllen, sind Schöpfungen des Gedankens. Als der Mensch Gottmenschen haben wollte, mußte er ganze Geschlechter in eine Person zusammendrängen, und auf einen Helden die Thaten einer ausgedehnten Periode zusammenhäufen. Um diesen Preis schafft er sich historische Götzen, vor deren riesenhaften Schatten die Völker sich anbetend niederwerfen. Der Philosoph richtet sie auf und lehrt sie in den Gegenständen ihrer Anbetung ihr eignes Werk wiedererkennen. Diese wunderlichen und unerklärlichen Gestalten, die als Gegenstände einer kindlichen Bewunderung in der Luft schwebten, steigen in unsern Kreis herab; die Wunder des individuellen Genius fügen sich dem allgemeinen Gesetz. Ohne Zweifel giebt es große Menschen, die mit ihrem Haupt die Menge überragen, aber ihr Schädel verliert sich nicht in den Wolken. Sie gehören nicht einer andern Gattung an, die eine und sich selber gleiche Menschheit kann sich in ihrer ganzen Geschichte wiederfinden.

Diese geschichtlichen Fictionen waren eine Nothwendigkeit unsrer Natur. In ihren Ursprüngen konnte die Menschheit mit ihrer noch ganz bildlichen Sprache den Gedanken nicht anders ausdrücken, als indem sie ihm eine Persönlichkeit gab. Dieser mythische Mensch, das Product des volksthümlichen Denkens, war zugleich der Ausdruck für das Volk und für die Idee des Volks. — So geht die Menschheit in der Geschichte, im Recht, in der Religion vom Symbol aus. Aber von dieser verkörperten,

individualisirten Idee schreitet sie zur reinen Idee fort. In der unbeweglichen Chrysalide des Symbols vollführt sich das Mysterium der Wiedergeburt des Geistes: dieser dehnt sich aus, so lange es geht, dann sprengt er seine Hülle, und als seelenlose Schale fällt sie zu Boden.

Wie im Anschluß an diese Schrift erschien die Uebersetzung von Herder's „Ideen." Der Uebersetzer, Edgar Quinet (24 J.), hatte in Paris und Straßburg, zuletzt in Heidelberg studirt, und sich eine gründliche Kenntniß des deutschen Wesens angeeignet. Herder's Buch selbst war in seiner Schwerfälligkeit wenig für die Franzosen gemacht, aber Quinet war unermüdlich, die großen leitenden Gedanken desselben, die er sich durch gründliches Studium angeeignet, in immer neuen Wendungen den Gebildeten einzuschärfen, und er ist damit durchgedrungen, ohne daß die Franzosen ein klares Bewußtsein darüber haben, von wem die Neuerung ursprünglich herrührt. Der große Gedanke der „Ideen" war die Anerkennung der individuellen Berechtigung jedes Volks, jeder Zeit, jeder Poesie, jeder Religion, und die der Wissenschaft auferlegte Verpflichtung, diese Berechtigung zu ergreifen und darzustellen. Grade für die Franzosen, an einen so sehr beschränkten Maßstab gewöhnt, war dies wie die Entdeckung einer neuen Welt, und sie trug sofort ihre Früchte, denn Geschichtschreiber und Poeten bemühten sich fortan wetteifernd, nationale und historische Charaktermasken einzuführen, denen der Hof Ludwig's XIV. ebenso verschlossen geblieben wäre als die Academie. Es ist mitunter wunderliches Zeug dabei herausgekommen, aber nicht blos die Poesie, sondern auch das Leben in Frankreich hat an Farbe dadurch ungemein gewonnen.

Der geweckte Sinn für das Naturwüchsige und Ursprüngliche des Volks wurde dann zu Mystificationen ausgebeutet; eine solche war „La Guzla ou choix de poésies illyriques recueilles dans la Dalmatie, la Bosnie etc."

„Eine beim ersten Anblick auffallende, bei näherer Betrachtung problematische Erscheinung," sagt Goethe, der das Buch anzeigte. „Es ist noch nicht lange her, daß die Franzosen mit Neigung die Dichtarten der Ausländer ergriffen und ihnen gewisse Rechte innerhalb des ästhetischen Kreises zugestanden haben. Es ist gleichfalls erst kurze Zeit, daß sie sich in ihren Productionen auch ausländischer Formen zu bedienen geneigt werden. Aber das Allerneueste und Wundersamste möchte sein, daß sie

sogar unter der Maske fremder Nationen auftreten und uns in geistreichem Scherz durch untergeschobene Werke auf die angenehmste Weise zum besten haben, indem wir ein problematisches Werk erst als ein fremdes Original ergötzlich und bewundernswürdig finden, sodann aber, nach der Entdeckung, uns abermals und aufs neue an dem gewandten Talent erfreuen, das zu solchen ernsten Scherzen sich geneigt erwies."

Als Urheber dieser neuen Mystification macht er den „Herausgeber" der „Clara Gazul" (Guzla ist nur ein Anagramm von Gazul), Pr. Mérimée (27 J.) namhaft. „Auch er gehört zu den jungen französischen Independenten, die sich eigne Pfade suchen, wovon die seinen wohl zu den anmuthigsten zu zählen sind, weil er nichts festsetzen, sondern ein schönes heitres Talent an Gegenständen mancher Art üben und ausbilden will."

„Der Dichter vermeidet, im heitern und Heldenstil mit seinen Vorgängern zu wetteifern; statt jene derbe, mitunter grausame Thätigkeit gewaltig darzustellen, ruft er als echter Romantiker das Gespensterhafte hervor. Schon seine Localitäten wirken zum Schauern: nächtliche Kirchen, Kirchhöfe, Kreuzwege, Einsiedlerhütten, Felsen und Felsklüfte umfangen den Leser ahnungsvoll, und nun erscheinen häufig kurz Verstorbene drohend und erschreckend, Vorgesichte beängstigend, und Gestalten, als Flämmchen anziehend und winkend; der gräßliche Vampyrismus mit all seinem Gefolge, die schädlichen Einwirkungen eines bösen Auges, genug, die allerwiderwärtigsten Gegenstände. Doch müssen wir dem Verfasser Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er keine Mühe gespart, in diesem Kreise einheimisch zu werden, daß er bei seiner Arbeit sich gehörig und umsichtig benahm und die obwaltenden Motive zu erschöpfen trachtete."

Die Poesie und der Scherz der Guzla war nur für die wenigen höher Gebildeten; in einem andern Werk trat die Romantik laut und lärmend auf den Markt.

„Victor Hugo, auch einer von den unabhängigen jungen Leuten, die indocil wie sie sind, sich doch am Ende durch eignes Thun und Erfahrung müssen belehren lassen, hat sein schönes Talent auf ein großes unaufführbares historisches Stück, Cromwell, verwendet, und sich dabei schätzenswerth bewiesen." So berichtet Goethe.

„Der Franzos will nur Eine Krise: dies einsichtige Wort Napoleon's deutet dahin, daß die Nation an eine gewisse einfache, abgeschlossene, leicht faßliche Darstellung auf dem Theater gewöhnt war; man konnte

es eine Etiquette nennen, von der man sich nicht entfernen wollte, weil man sie zwar beengend, aber doch in einem gewissen Sinn bequem fand. Der lebhafte, durch und durch selbstliebige Franzos kann seine Neigung für eine gewisse Aristokratie nicht aufgeben. Und in diesem Sinn hing er an der alten Anstalt, erhielt denselbigen Respect vor seinem Achill und Agamemnon wie vor den edlen Familiennamen, die ihm seine Geschichte rühmlich vor die Ohren brachte. Es war eine Art von Cultus, im Theater zu sitzen, als mentaler Souffleur die bekannten Stücke zwischen den Zähnen zu murmeln, und bei dieser frommen Handlung zu vergessen, daß man sich von Herzen ennuyire."

Goethe hebt hier in der altfranzösischen Form nur das Zufällige hervor; das Nothwendige der Gattung zu erörtern, hatte er keine Veranlassung. — Im Ganzen war dieses der Sinn des französischen Theaters: einen von vorn herein deutlich bezeichneten Conflict zu seiner Lösung zu führen, durch keine andern Mittel, als die in der Exposition angegebenen, und in diesem einfachen Gange die Aufmerksamkeit in Einer bestimmten Spannung zu fesseln. Die andern Regeln, obgleich sie in pedantische Formalien ausarteten, gehn alle auf diesen einen Zweck; z. B. das Festhalten desselben Tons, das Vermeiden aller Episoden, welche die Aufmerksamkeit zerstreuen, aller Figuren, auf die man nicht von vorn herein bei der Exposition aufmerksam gemacht ist; die leichte Zeichnung der Nebenfiguren, die blos als Ergänzung des Dialogs angewandt werden, die sorgfältige Motivirung — womit die sogenannte Einheit der Zeit zusammenhängt; die Gleichgiltigkeit gegen die Localität und das Costum — Einheit des Orts u. s. w.

Der Drang nach einer Reform wurde um so größer, da die Aeußerlichkeit der Bühne sich vollständig geändert hatte. Die wunderlichen Formen des altfranzösischen Theaters, die Vermeidung jeder größern Action, die Vertrauten, die langen Declamationen entsprangen weniger aus dem Aristoteles, als aus dem engen Raum des Theaters. Zwischen die jungen Edelleute eingeklemmt, die auf den Brettern saßen, blieb den Schauspielern nur ein Raum von etwa 11—12 Fuß; es wäre ihnen schwer geworden, auf diesem Raum eine leidenschaftliche Action vorzunehmen. Jetzt hatte man ein großes Theater, und die Gruppen, die zu Racine's Zeit sich sehr stattlich ausgenommen hatten, sahen nüchtern und dürftig aus. Um den Raum einigermaßen zu decoriren, bedurfte man Figuranten; man mußte nicht blos mit dem Ballet, sondern auch

mit dem Circus wetteifern, und mehr als dieſer gewöhnte ſeit Spontini die Oper das Publicum an das Bedürfniß der Maſſenwirkung.

Um das Einengende der alten Kunſtform zu vermeiden, hatten Vitet und Mérimée in der Art des Götz die Kunſtform überhaupt aufgelöſt; V. Hugo dagegen ſtrebte nach einer abſoluten theatraliſchen Form; er führte den Vers wieder ein und ſchrob damit die Stimmlage wieder um einige Töne höher.

Die Grundlage des modernen Drama findet Victor Hugo im Chriſtenthum. „Es lehrt", heißt es in der Vorrede zum „Cromwell", „daß der Menſch ein zweifaches Leben hat, in ſeiner Anlage wie in ſeiner Beſtimmung. Er iſt zugleich Beſtie und Geiſt. Er iſt der Knotenpunkt, der gemeinſame Ring zweier Ketten von Weſen, welche die ganze Schöpfung umfaſſen: vom Stein auf bis zum Menſchen, vom Menſchen auf bis zu Gott." Den Kern der modernen, beſtimmten chriſtlichen Kunſt ſucht V. Hugo im Grotesken. Im Alterthum habe ſich daſſelbe nur ſchüchtern ans Tageslicht gewagt. Erſt das Mittelalter habe an Stelle der etwas banalen Hydra die eigenthümlichen, localen und im Detail ausgeführten Drachen, Zwerge, Rieſen, Elfen, Gnomen, Kobolde, Feen, Hexen, Geſpenſter u. ſ. w. geſetzt. Das Schöne der Alten ſei typiſch, und darum monoton. Das Chriſtenthum habe die Poeſie zur Wahrheit zurückgeführt, es habe den Menſchen darauf aufmerkſam gemacht, daß es von der eingeſchränkten Vernunft des Künſtlers eine Vermeſſenheit wäre, ihren Maßſtab an die unendliche und unbedingte Vernunft des Schöpfers zu legen, Gott gleichſam rectificiren zu wollen, daß die poetiſche Harmonie nur auf Unvollſtändigkeit beruhe; daß, was wir häßlich nennen, nur das Detail eines großen Ganzen ſei, deſſen Zuſammenhang uns entgehe, und das ſeine Ergänzung fände, nicht in der menſchlichen Vernunft, ſondern in dem Univerſum. — Die Tendenz der chriſtlichen Kunſt iſt nicht das Schöne, ſondern das Charakteriſtiſche; der Inhalt des modernen Drama nicht das Ideal, ſondern die Realität. Die Realität entſpringt aus der Vereinigung des Erhabenen und des Grotesken. Freilich ſoll der Poet eine Auswahl treffen; aber nicht nach dem Maßſtab des Schönen, ſondern des Charakteriſtiſchen. Charakteriſtiſch iſt, was die Farbe der Localität und der Cultur einer beſtimmten Zeit an ſich trägt. Das wird einen Wechſel der Decorationen und einen Reichthum an Figuren erfordern, der aus dem Drama freilich nicht ein einfach ſittliches Rechenexempel werden läßt, der aber die Einheit eines höheren (ſymboliſchen) Gedankens nicht

ſtört. Es wird einen beſtändigen Wechſel der Stimmungen und Erregungen mit ſich bringen, der zwar die Geſchmacksphiliſter beleidigt, der aber der „Wirklichkeit“ entſpricht. Denn auch in der „Wirklichkeit“ folgt Lachen auf Weinen, Regen auf Sonnenſchein, und eine Erwartung löſt die andre ab.

Dieſe Grundſätze erhalten ihren wahren Inhalt erſt durch die Ausführung. Sonſt beſtand die hiſtoriſche Gründlichkeit darin, daß man bei jedem großen Ereigniß ſich fragte: in welchem Verhältniß ſtand es zu den Zuſtänden, aus denen es hervorging? was für Ideen hatten diejenigen, die dazu mitwirkten, und wie verhielten ſich dieſe Ideen zu dem, was in der That erreicht wurde? Der Romantiker dagegen unterſucht, was für Hoſen die Leute anhatten, wie ſie ihren Bart trugen, was für Lieblingsflüche ſie gebrauchten, wo ſie ihre Abende zubrachten, wenn ſie nicht mit Staatsgeſchäften zu thun hatten; ferner, wie der Saal decorirt war, in welchem dies oder jenes geſchah, in welchem Stil man das Haus, in dem er ſtand, gebaut hatte, wer der Baumeiſter war, welche Theile deſſelben man hatte reſtauriren müſſen u. ſ. w. Früher hatte man bei der hiſtoriſchen Darſtellung einen beſtimmten Gegenſtand, und traf die Auswahl der Perſonen und Begebenheiten, die man darin verflocht, nach dem Grad der Wichtigkeit, der ihnen in Bezug auf dieſen Gegenſtand zukam; die Romantik will Alles auf einmal ſchildern, Krieg, Literatur, Mode, geſellſchaftliche Vergnügen, Privatleben, Staatsgeſchichte, Anekdoten.

Das Drama „Cromwell“ enthält die verſchiednen Momente, welche die Schule W. Scott's aus „Woodſtock“ (1826) lernen konnte, in großer Ausführlichkeit, aber ohne den ordnenden Verſtand des Dichters. Von Gruppirung der Figuren, von dialektiſcher Entwickelung der Charaktere, von Perſpective in der Zeichnung iſt keine Rede. Die Coſtume freilich werden bis ins Detail vorgeſchrieben, die Anekdoten jener Zeit wie in einem Notizbuch aufgezeichnet, aber ſelbſt in der Nachahmung der Redeweiſe, wofür er doch in W. Scott ein claſſiſches Muſter hatte, iſt der Dichter ungeſchickt. Cromwell's Bibelgelehrſamkeit wird nicht blos angedeutet, ſondern in unendlich langen lächerlichen Reden, die nicht einmal, ſondern zehnmal wiederkommen, bis zum Uebermaß der Langeweile ausgeführt; ſeine diplomatiſche Fähigkeit erſchöpft ſich in zwanzig Anekdoten, ebenſo ſeine urſprüngliche Gutmüthigkeit, ſein Ehrgeiz, ſein Familienleben, ſeine äſthetiſchen Anſichten, ſein theologiſcher Fanatismus und ſeine Verſchmitztheit; für dieſe widerſprechenden Eigenſchaften aber den Leitton zu

finden, hat der Dichter nicht für nöthig gehalten. Im Grund ist bei ihm freilich der Pedant; der Hanswurst, der Prophet u. s. w. nur Maske; Cromwell ist nichts als der Heuchler, der gegen sein besseres Gewissen den König gemordet hat u. s. w.; aber die Maske versteckt regelmäßig dem Dichter das eigentliche Gesicht. Mit der Empfindung wechselt der Held die Sprache, und vergißt seine poetische Vergangenheit in jedem Augenblick. Neben ihm drängen sich von allen Parteien eine überströmende Menge Figuranten auf der Bühne, von denen Jeder reden will, Keiner den Andern zu Wort kommen läßt. Der echte Royalist und der echte Puritaner, der noch längere, noch lächerlichere Reden hält als Cromwell, noch unsinniger mit der Bibel umspringt und noch weniger menschliche Berechtigung hat; ein liederlicher Cavalier, der seine abgeschmackten Ansichten über lyrische Poesie auf das breiteste vorträgt und sich in eine Menge ebenso alberner als zweckloser Liebesabenteuer einläßt; ein habsüchtiger Jude, der zugleich den abergläubischen Astrologen vorstellt, und der wirklich die Geheimnisse der Sternenwelt erforscht zu haben scheint; der Dichter Milton, der von dem schlechten Geschmack des Protectors an das Urtheil der Nachwelt appellirt; eine Menge Hofleute und Diplomaten, von denen der eine grade so aussieht wie der andre, Cromwell's Familie, und zum Ueberfluß statt Eines Clowns vier Hofnarren in Livree, die zu ihren Späßen immer die ungelegenste Zeit wählen. Dazu noch ein Chaos von Mißverständnissen, die einer Menächmenkomödie oder einem spanischen Intriguenstück Ehre gemacht haben würden; Unwahrscheinlichkeiten, die eine wahrhaft celtische Phantasie verrathen, so daß man nicht begreift, wie alle diese Personen in einer und derselben Zeit leben konnten.

Eine verwandte Tendenz zeigt sich auch in der Geschichtschreibung. Die „Histoire de la Fronde" von Ste. Aulaire ist wenigstens in den politischen Neigungen romantisch — die Fronde wird als eine Nachwirkung des alten ritterlichen Geistes dargestellt; die „Histoire de Philippe Auguste" von Capefigue (28 B.) ist es nach Form und Inhalt. — Capefigue, aus Marseille, kam fast gleichzeitig mit seinen Landsleuten Mignet und Thiers nach Paris und wurde für die Quotidienne ein sehr fruchtbarer Mitarbeiter. Seine zahlreichen Arbeiten an den Journalen hinderten ihn nicht, nebenher mehr als achtzig Bände geschichtlicher Werke über alle möglichen Gegenstände zu schreiben. Seine Vorbilder sind Ivanhoe und Quentin Durward, und er benutzt seine Quellen lediglich, seine Sprache mit volltönenden Beiwörtern und alterthüm-

lichen Ausdrücken anzufüllen. Panzerhemden, die wie Schlangenschuppen sich an den Leib anschmiegen, wilde Paladine, die nur auftreten, um furchtbare Blicke auf ihre Besiegten zu werfen; des visières de fer, des armes fourbiés, des cors retentissans, des destriers au poil magnifique, de nobles enfans des haras, qui, bardés de fer, font trembler la terre sous leur pas hâtif. Die Kleider der Burgfräulein rollen immer in langen Falten wie die der alten Druiden herab. Die fürstlichen Beilager werden sehr ausführlich geschildert, und in dem Kind sieht man regelmäßig den vermählten Glanz zweier vornehmen Häuser. Die Bischöfe zeigen sich stets in seidenen Handschuhen, mit dem goldnen Kreuz und dem Hirtenring. Die Processionen schlängeln sich in den Thälern wie ein Strom von Gold und Rubinen. Dazu nehme man les pèlerins à la trogne rouge buvant le vin du Rhin, les Francs qui ne voulaient pas dormir sur les lits mollets, les concubines au teint rose, aux vètemens écourtés, les solitaires qui se levaient de leurs grabats pour prier, quand minuit sonnait, et pour voir les cieux scintiller des feux qui filaient à l'horizon rougi; ces villes aux couleurs bleus, aux murailles de saphirs et d'escarboucles brillantes de mille feux, qui se produisent dans les nuages de pourpre, quand l'esprit se plonge dans les ravissements de la contemplation; les épopées d'or, les mantels d'hermine, les promesses de féodaux, la boule d'or de l'Empire, les viviers empoisonnés; endlich ces voix étranges et marmottantes, ces nuées sanguinolentes, ce crêpe de douleur, so wird man begreifen, daß Capefigue, wenn er von seinem gewissenhaften Studium der Quellen spricht, hinzusetzt, qu'il a éprouvé de vifs serremens de coeur en lisant la chartre qui tombe en lambeaux dans les archives, en racontant ce que lui avaient dit les saints moines et les chevaliers dans leurs parchemins scellés. Das Groteske und die Paradoxie steht hart neben der gemeinsten Trivialität.

Dies ist der Stil, der sich in sämmtlichen Werken über das Mittelalter wiederfindet, und es ist deren eine ungeheure Zahl; denn Capefigue hatte sich vorgesetzt, in einer ähnlichen Weise das ganze Mittelalter zu schildern.

Das waren der Dichter und der Geschichtschreiber der ritterbürtigen Geschlechter; aber auch die Bourgeoisie hatte ihren geistreichen Darsteller, der ihre Motive völlig verstand und auf dem Theater zu Ehren brachte.

3. Dec. 1827 gelang es Eugène Scribe (35 J.), der bisher

nur durch kleine Vaudevilles die Vorſtadt-Theater entzückt hatte, ein größeres Luſtſpiel, die „Geldheirath“, auf das Théâtre Français zu bringen. Dies Stück, das erſte in einer glänzenden Reihe, zeigt bereits die Fähigkeit, eine ſpannende Intrigue bis zu einem gewiſſen Umfang auszudehnen, ohne daß das Intereſſe einen Augenblick erlahmt. Es ſoll der Materialismus gegeißelt werden, der ſich in einer erſchreckenden Ausdehnung immer mehr in der franzöſiſchen Geſellſchaft feſtſetzt: nicht der Materialismus der Ueberzeugungen, ſondern der Materialismus der Intereſſen. Das Ende der Napoleoniſchen Feldzüge war, daß die Marſchälle als Millionäre zurückkamen; im Pulverdampf groß geworden, war zuletzt ihr einziges Trachten, glänzende Equipagen und einen Palaſt im vornehmen Quartier zu beſitzen. Die Zeit der Helden war vorüber, das Reich der Banquiers begann. Die Erbärmlichkeit dieſer Schicht der Geſellſchaft iſt von Scribe meiſterhaft geſchildert; freilich wird zuletzt die beſcheidene Tugend und die aufopfernde Arbeit immer mit einer anſehnlichen Summe belohnt.

Victor Hugo geht nicht blos in den Stücken ſondern auch in den Vorreden auf dem Kothurn; Scribe dagegen legt Gewicht darauf, das Negligé recht hervortreten zu laſſen. — In dem Luſtſpiel „Charlatanisme“ (1825) erzählt der junge Delmar — d. h. Scribe ſelbſt — wie er ſich auf die dramatiſche Kunſt gelegt. „Non pas celle de Racine et de Molière, mais une autre, qu'on a inventée depuis, et qui est plus expéditive. Je me rappelais l'exemple de Gilbert, de Malfilâtre et compagnie, qui sont arrivés au temple de mémoire en passant par l'hôpital; et je me disais: Pourquoi les gens qui ont de l'esprit n'auraient-ils pas celui de faire fortune? pourquoi la richesse serait-elle le privilége exclusif des imbéciles et des sots? pourquoi surtout un homme de lettres irait-il fatiguer les grands de ses importunités? Non, morbleu! il est un protecteur auquel on peut, sans rougir, consacrer ses travaux, un Mécène noble et généreux qui récompense sans marchander, et qui paye ceux qui l'amusent: c'est le public.“

„Je comprends! tu as fait quelques tragédies, quelques poëmes épiques.“

„Pas si bête! Je fais l'opéra-comique et le vaudeville. On se ruine dans la haute littérature; on s'enrichit dans la petite. Soyez donc dix ans à créer un chef-d'-oeuvre! Nous mettons trois jours à composer les nôtres; et encore souvent nous sommes trois! Ainsi, calcule.“

„C'est l'affaire d'un déjeuner.“

„Comme tu dis, les déjeuners jouent un grand rôle dans la littérature; c'est comme les diners dans la politique. De nos jours, combien de réputations et de fortunes enlevées à la fourchette! Je sais bien que nos chefs-d'oeuvre valent à peu près ce qu'ils nous coûtent. Mais on en a vu qui duraient huit jours; quelques-uns ont été jusqu'à quinze; et quand on vit un mois, c'est l'immortalité, et on peut se faire lithographier avec une couronne de laurier.“

Delmar ſpricht die vollkommenſte ſittliche Befriedigung über das Geſchäft, das ihn „redlich nährt“, und ihm noch Gelegenheit giebt, ſeinen Freunden zu dienen. Der Inhalt des Stücks iſt, wie alle Hebel der Charlatanerie aufgeboten werden, den Ruf eines jungen Arztes zu gründen. Der Zweck heiligt die Mittel. Es iſt ein Lieblingsthema Scribe's; er iſt in der „Cameraderie“ und vielen andern Stücken, zuletzt noch im „Puff“ darauf zurückgekommen. Er hat durchaus keinen Reſpect vor dem Weltlauf, aber findet ihn unterhaltend.

In Scribe drängt ſich ziemlich Alles zuſammen, was man der franzöſiſchen Komödie Gutes und Schlimmes nachſagen kann. Leider vertritt er auch den literariſchen Induſtrialismus in einer Ausdehnung, daß ihm kaum die berühmten Induſtrieritter des Romans den Rang ablaufen. Trotz ſeines geſunden Menſchenverſtandes hat er für Geld Alles gearbeitet, was man haben wollte, auch das abſolut Abſurde; er iſt dadurch ein reicher Mann geworden, aber er hat ſich zugleich einen ſchlimmern Leumund verſchafft, als er verdient. Bei dem vielen Schlechten und Mittelmäßigen, das er geſchrieben, überſieht man leicht ſeine guten und ſelbſt vorzüglichen Leiſtungen. Daß die Franzoſen in der Tragödie nicht das Höchſte geleiſtet haben, geſtehn ſie in dieſem Augenblick zu. Im Luſtſpiel iſt es anders. Molière darf ſich ungeſcheut neben die erſten Namen Englands und Spaniens ſtellen, und Dichter zweiten Ranges, wie Scribe, übertreffen ihre Nebenbuhler aus den andern Nationen bei weitem. Im dieſem Punkt entſcheidet wohl der Erfolg. Die Ausdehnung, in welcher man das franzöſiſche Luſtſpiel bei allen Völkern Europas ausgebeutet hat, iſt erſtaunlich; ſelbſt bei den kleineren Genrebildern, die auf unſern Theatern eine bleibende Rolle ſpielen, kann man meiſt annehmen, daß ſie aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſind.

Der Franzoſe iſt ein geborner Schauſpieler, d. h. er iſt auch im wirklichen Leben geneigt, das geſammte Publicum als Zuſchauer und Be-

urtheiler seines Benehmens und seiner Handlungen anzusehn, und sie darnach einzurichten. Es wäre unrecht, ihn deshalb der Unwahrheit zu zeihen, denn er spielt nicht blos in dem Augenblick eine Rolle, seine Rolle ist mit seiner Natur innig verwachsen. Seine Eitelkeit, wenn man diesen harten Ausdruck gebrauchen will, befähigt ihn zu heroischen Thaten, zu edlen Aufopferungen. Er ist einmal nicht, wie der Deutsche, eine innerliche Natur, die Richtung seines Geistes ist eine gesellige. Eine Anekdote wird diese Richtung des französischen Geistes am besten versinnlichen. Als der Marschal Ney vor der Pairskammer stand, und jede Hoffnung abgeschnitten schien, sein Leben zu retten, machte sein Advocat den Einwand geltend, daß er kein geborner Franzose sei. Sofort erhob sich der Marschal mit Entrüstung und erklärte, er wolle als Franzose leben und sterben. Bei dieser ergreifenden Scene führt uns nun Lamartine hinter die Coulissen: er plaudert aus, daß das Ganze eine Komödie war. Jener Advocat selbst hatte seinen Clienten ermahnt, das Leben, das er nicht retten konnte, mit einem großen Effect zu schließen, er hatte ihm den Weg angegeben und ihm sogar die Worte aufgesetzt, die Jener memorirt hatte. Für das deutsche Gemüth ist der widerwärtige Eindruck, ein ernstes und großes Gefühl in Scene gesetzt zu sehn, kaum zu überwinden, die Franzosen finden kein Arg daran, und es ist unrecht, sie deshalb sittlich tiefer zu stellen: aber man muß diesen Zug im Auge behalten, wenn man die französische Tragödie und die französische Schauspielkunst richtig verstehn will. Wir empfinden es als Unnatur, wenn der Schauspieler aus dem leichten Conversationston plötzlich in eine ganz andre Haltung, ja in einen andern Stil übergeht, wenn er unvorbereitet in eine leidenschaftliche Declamation verfällt; aber so machen es die Franzosen auch im Leben: nicht in einem leisen Uebergang, sondern in plötzlicher Verwandlung springt die Stimmung zu einem erhöhten Ausdruck über, nicht blos vor Zeugen, sondern im einfachen Gespräch, und die gesellschaftliche Verpflichtung ist allen Franzosen so tief eingeprägt, daß sie dieses Ueberspringen als etwas Natürliches begreifen und gelten lassen. Wenn man den Dichtern aller übrigen Nationen das Zugeständniß macht, auf dem Boden der nationalen Voraussetzungen weiter zu bauen, so ist kein Grund, es den Franzosen zu versagen.

Mit diesem Sinn für Action hängt der wichtigere Umstand zusammen, daß die Franzosen fest ausgeprägte Sitten haben, denen sich der Einzelne nicht entziehn kann. Wo die Persiflage der Gesellschaft jede außerordentliche Lächerlichkeit im Keim erstickt, kann kein Originalnarr sich

ungehindert entwickeln. Auch dem Dichter ist nicht daran gelegen, sonder bare Figuren auszumalen, es kommt ihm hauptsächlich auf die Action an Selbst Molière schildert nicht Originale, sondern Typen, er charakterisirt allgemein gesellschaftliche Schwächen, während bei den Engländern, die freilich an Originalnarren noch reicher sind als wir, fast jede einzelne Figur eine komische Welt im Kleinen ist.

Wenn die Abwesenheit fester sittlicher Normen den Dichter zu willkürlichen Erfindungen verleitet, so geht durch zu straffe Anspannung der Convenienz die Freiheit des Komischen verloren; der Dichter ist von den Vorurtheilen seiner Zeit selbst so durchdrungen, daß er sie nicht unbefangen beobachten, sie nicht als das, was sie sind, darstellen kann. Selbst ein so außerordentliches Talent wie Calderon wird durch die unbedingte Herrschaft der gesellschaftlichen Voraussetzungen unfrei und einförmig. Betrachtet man die Gesellschaft, die er in seinen Lustspielen darstellt, unbefangen, so giebt sie den herrlichsten Stoff für eine komische Darstellung, aber der Dichter ist selbst den Thorheiten verfallen, die sein Vorgänger Cervantes mit so vielem Humor gegeißelt hat: er stellt sie ohne Arg als etwas dar, das so sein muß. Sobald dem Lustspieldichter das Recht versagt ist, die Motive und Privilegien der Gesellschaft zu prüfen, so bleibt ihm nichts zu erfinden übrig als die Intrigue oder die Verwickelung des Zufalls, welche die Automaten der guten Gesellschaft in komische Situationen bringt. Die Komik geht vom Innern ganz ins Aeußerliche über. Vergleicht man Molière mit Scribe, so ergiebt sich, daß an echter Freiheit der Dichter nicht sehr gewonnen hat. Unter der absoluten Regierung Ludwig's XIV., wo der Hof für alle Lagen des Lebens das Modell abgab, finden sich viel tollere lustige Personen, als unter der Restauration oder dem Bürgerkönigthum, welches doch auf einem unterwühlten, vulkanischen Boden stand. Unter Ludwig XIV. war jener Proceß, in dem sich alle Classen der Gesellschaft zu gleichmäßigen Sitten und Ideen durcharbeiteten, erst im Beginn, während die Dichter der Restauration ihn fertig vorfanden. Die Einheit bei Calderon besteht in der ausschließlichen Herrschaft des Adels und seiner Sitten, außer ihm kennt der spanische Dichter nur Bediente und unbrauchbares Gesindel. In Frankreich haben sich die Stände dergestalt vermischt, daß der Edelmann sich auf die bürgerliche Thätigkeit, auf die bürgerliche Speculation wirft, während der Bürger bis in die untersten Classen bei jedem Angriff auf seine Würde im Geist die Hand an den Degen legt. Selbst der Unterschied der Geschlechter ist ab-

geschwächt, die Frauen lassen sich in diplomatische Intriguen ein, sie spielen an der Börse, ja sie redigiren Journale und gründen sich dadurch eine gesellschaftliche Position, die ihnen bei ihren Liebesabenteuern zu Statten kommt. An scharfen Contrasten fehlt es freilich nicht; nicht ungestraft hat das Volk die Schule Voltaire's und Rousseau's durchgemacht, aber diese Contraste gehen fast immer ins Tragische über, und der Lustspieldichter scheut sich, sie zu berühren. Das Lustspiel, sobald es die Sphäre des kleinen Genrebildes verläßt und sich in der guten Gesellschaft bewegt, kennt fast nur noch Typen, die man fast nach den Altersclassen ordnen kann: der männliche oder weibliche Don Juan, der es gewissermaßen als seine Pflicht betrachtet, sich aus einem Liebesabenteuer ins andre zu stürzen, der Banquier oder Diplomat, der als Maschinist die Fäden der Intrigue in seinen Händen hält, und ihnen gegenüber theils der unschuldige junge Mensch, dem die guten Freunde durch die hergebrachten Mittel der Intrigue den Weg zu einer bürgerlichen Stellung ebnen, oder der einfache Militair, der, im Feldlager aufgewachsen, sich durch seinen Muth und sein Ehrgefühl der hauptstädtischen Heuchelei entzieht. Die moralische Grundlage fast bei allen Lustspieldichtern ist eine bürgerliche; Scribe's Aufgabe beruht fast überall darauf, nachzuweisen, daß das Laster üble Folgen nach sich zieht. Weiß ein kluger Mann diese Folgen zu vermeiden, so wird es damit nicht so genau genommen.

Wenn aber der sittliche Fonds im Lustspiel dem Bürgerthum angehört, so schließen sich die Manieren durchweg der feinen Gesellschaft an. Es kommt den französischen Lustspieldichtern sehr zu Statten, daß der Ton der Gesellschaft wirklich ein guter ist. Die Formen, in denen sich bei Calderon die feine Gesellschaft bewegt, sind für uns ungenießbar: der Cavalier unterscheidet sich von den gemeinen Leuten durch schwülstige Ausdrücke, gezierte Wendungen, hohle übertriebene Galanterie. Die Pariser dagegen haben sich durch die Gewohnheit der Salons eine Form angeeignet, die trotz alles darauf verwandten Esprit sich hauptsächlich durch Einfachheit, Natur und Freiheit in den Wendungen auszeichnet. Sie verstehn die Kunst, ein lebendiges, bunt bewegtes Gespräch zu führen, welches ernste Fragen nicht umgeht und doch durch die Feinheit und Anmuth der Manier alles Uebermaß ausschließt. Diesen guten Ton der Salons haben die Schauspieler fast bis zur Virtuosität ausgebildet. Für das französische Publicum ist das lebhafte Spiel des Witzes, die Anmuth der Sprache ein wirklicher Kunstgenuß, und so ungeduldig sie im Allgemeinen sind, wenn

der Fortſchritt der Handlung ſich verzögert, eine unterhaltende und geiſtreiche Converſation verſöhnt ſie augenblicklich. Bei Scribe finden wir noch keineswegs die volle Höhe des guten Tons, er wird im Gegentheil von den Kritikern wegen ſeiner literariſchen Leichtfertigkeit ſtreng getadelt: man vergleiche aber einmal ſeine Sprache nicht blos mit der von Kotzebue oder Benedix, ſondern mit der Sprache der Goethe'ſchen Luſtſpiele! Für die Deutſchen iſt die Poeſie eine Kunſt, für die Franzoſen die Proſa, und wenn bei Molière der Lehrer des Herrn Jourdain dieſem bemerklich macht, er habe bisher ohne es zu wiſſen Proſa geſprochen, ſo iſt das Compliment nicht ernſt gemeint: wenigſtens zur guten Proſa gehört bei den Franzoſen mehr als die Abweſenheit der Poeſie.

Scribe iſt erſt allmälig Herr über ſeine Kunſtform geworden, und es iſt für ihn ſehr ehrenwerth, daß trotz ſeiner leichtſinnigen Arbeiten ſein Geſchmack und ſein Talent ſich immer reicher entwickelte. Die früheren Vaudevilles enthalten zum Theil nichts weiter als einen pikanten Einfall, der durch vorher eingeſchobene Scenen einigermaßen motivirt wird; ſatiriſche oder auch harmloſe Genrebilder aus dem Pariſer Leben: das liederliche Treiben der Künſtler, der Militairs, der Philiſter aus den Nationalgarden und den Bureaux u. ſ. w. Das Vaudeville unterſcheidet ſich doch ſehr weſentlich von unſerm Liederſpiel: dies raſche Uebergehn aus dem Sprechen ins Singen und umgekehrt, mitten in der Verwickelung der Intrigue, mitten im Drängen der Leidenſchaft. Es iſt leichte Waare, für Virtuoſen in einem beſtimmten Fach gearbeitet und auf ein günſtiges Publicum berechnet. Das Komiſche liegt nur in den Situationen, und mit der Wahrſcheinlichkeitsregel wird ziemlich dreiſt umgeſprungen.

Die Elemente aus den Vaudevilles erkennt man auch bei den größeren Theaterſtücken wieder heraus; ſie ſtellen keine Kunſtform dar, die aus dem Innern heraus organiſch ſich entwickelt hat, ſie ſind erweiterte ausgedehnte Genrebilder, aber ſie ſind gut gearbeitet, und wenn man mehr den Verſtand, die Geſchicklichkeit und den Esprit herauserkennt, als die ſchaffende Einbildungskraft, ſo thut doch grade das Gefühl wohl, daß eine ſichere Hand, ein klares Bewußtſein den Plan leitet und die bunte Mannigfaltigkeit der Handlung zu einem vernünftigen Zweck führt. Der Plan ſieht ſehr verwickelt aus, er iſt aber im Grunde einfach: die Mannigfaltigkeit iſt durch kunſtvolles Ineinanderſchieben der verſchiedenen Intriguen künſtlich hervorgebracht. Die Figuren und Situationen üben keine zwingende Gewalt auf den Dichter aus; wo er ſie für ſeine Zwecke braucht,

ſind ſie widerſtandslos, er kann ſie handhaben wie er will. Wenigſtens gilt das von allen Nebenfiguren, die häufig nichts Andres ſind als ein breiter ausgeführter Witz. In den Hauptfiguren iſt zuweilen die Leidenſchaft, wenn auch an kleine Gegenſtände gebannt, mit großem Scharfſinn in ihre einzelnen Erſcheinungen zerlegt.

Scribe hat dieſe Erfindungskraft zweiter Claſſe, die ſchnell alle Hilfsquellen eines gegebenen Gegenſtandes entdeckt. Er verdankt einer langen Praxis das Geheimniß, die Neugier durch eine lichtvolle Expoſition zu erregen und ſie unabläſſig durch den Wechſel der Zufälle anzuſtacheln. Man wird niemals angeſtrengt, das Spiel iſt ſtets bei ihm ſo gut vorbereitet, daß auch der Trägſte der Entwickelung folgen kann. Wenn ſeine Perſonen nicht immer wahr ſind, ſo intereſſiren ſie doch durch ſcharfe Bemerkungen, ſie beſchäftigen das Auge durch ihre Bewegungen und ordnen ſich ſtets zu einer ſchicklichen Gruppe. Man wird ſelten heftig erregt, aber die Neugierde findet genug zu thun, und man bleibt bis zum Schluß in einer angenehmen Spannung.

Die Mittel, die er anwendet, ſind nie ſehr neu; er zeigt faſt überall den Sieg des Intereſſes über die Leidenſchaft, und zeigt es in der Weiſe des ſogenannten geſunden Menſchenverſtandes; aber grade in der beſtändigen Wiederholung derſelben Ideen, ja derſelben Scherze liegt zum Theil der Grund ſeiner Popularität. Wenn er zuweilen die Zufälle wunderlich combinirt, in den Ideen überraſcht er niemals, und ſein Publicum folgt ihm um ſo lieber, da er ſich ſtets in dem gewohnten Kreiſe bewegt.

Er macht ſich nicht viel aus der Convenienz, die nur einzelnen Ständen angehört; eigentlich aber vertritt er die Convenienz gegen die Willkür des Herzens. Bei ihm iſt die Liebe, die ſich über die Rückſichten des Verſtandes hinwegſetzt, ſtets eine Illuſion; wer ſich durch ſie zum Handeln beſtimmen läßt, wird enttäuſcht und bereut; der Spießbürger behält Recht. Eine ganze Reihe von ſeinen Stücken hat dieſen Inhalt. Im beſten Fall lacht man über ſeine eigne Thorheit. — „Vous croyez m'avoir aimé autrefois. — „Je me suis trompée; j'ai pris le passé pour l'avenir.“

„D'une passion chimérique
Tu reconnais enfin l'erreur;
L'amour constant et platonique,
N'existe pas, et par bonheur
Pour nous rappeler notre aurore,
Pour embellir nos derniers jours,

Le ciel permet qu'on aime encore,
Même après ses premiers amours."

Die Nüchternheit dieſer Auffaſſung fand dann ihr Gegengewicht in den Dichtungen der Frauen, unter denen neben Amable Taſtu hauptſächlich die junge Eliſe Mercoeur hervortrat. — Als die gefeiertſte dieſer Muſen, Delphine Gay, von ihrer Pilgerfahrt in Italien, wo ſie durchweg den Spuren Corinne's gefolgt und in die Academia Tiberina aufgenommen war, Herbſt 1827 zurückkehrte, lernte ſie Lamartine kennen, der ſie bisher für unweiblich gehalten, nun aber ganz von ihr bezaubert wurde. In Folge dieſes Verhältniſſes zeigt ſich jetzt in ihren Gedichten viel Weltſchmerz, und die Vignette ihrer neuen Sammlung iſt eine Harfe:

„Toi qui sais mon secret, ma harpe, défends moi!
Dis comment le poëte, en proie à la souffrance,
Peut célébrer l'amour, la joie et l'espérance . . .
Dis, comment créateur des plus rians mensonges,
Son coeur désespéré s'exile dans ses songes.
Si les hymnes de gloire ont pour lui des attraits,
Pour des maux ignorés il a des chants secrets!
Mais les hommes voyant son désespoir sublime,
Lorsqu'il faudrait la plaindre, admirent la victime,
Et ne comprennent pas, l'entendant soupirer,
Qu'un chagrin soit mortel dès qu'il peut inspirer.
Ainsi, quand le chasseur lui ravit sa compagne,
L'aigle sort désolé du creux de la montagne,
Et reprenant soudain son vol audacieux,
Va cacher sa douleur dans le désert des cieux;
Dans l'espace avec lui ses chants plaintifs s'élèvent,
Ici bas commencés, dans les airs ils s'achèvent;
Les mortels le suivant au séjour étoilé,
N'entendant plus ses cris, le disent consolé,
Et ne soupçonnent pas que l'oiseau des tempêtes
Puisse gémir encor en planant sur leurs têtes!

Der Weltſchmerz war gemacht. Der Reiz ihrer erſten Elegien (Ourika, die Negerin, Nathalie ꝛc.) liegt im altfranzöſiſchen Esprit und in der Miſchung zweier ſehr verſchiedner Elemente: der Erinnerungen an die Emigration und der Erinnerungen an das Kaiſerreich. Man wollte ebenſo wenig die vierzehn glorreichen Jahre verſchmähen, in denen Frankreichs junge Helden die ſtolze Siegerlaufbahn durch ganz Europa vollendeten,

als die vierzehn Jahrhunderte des alten Königthums. Die ritterlichen Neigungen mischten sich mit dem Patriotismus von 1789, und die Figuren der alten, in Eisen gekleideten Ritter, der sittigen Burgfräulein und der Troubadoure drängten sich zwischen die Grenadiere der alten Garde und die Lisetten Beranger's.

Ihr späterer Gemahl, Emile de Girardin, schrieb damals eine romantische anonyme Selbstbiographie, „Emile“: eins von den ersten Büchern, in denen die Darstellung durch Analyse abgelöst wird, eine Reaction gegen den überreizten Idealismus, ein Streben nach deutlicher Erkenntniß der eigentlich bestimmenden Motive, das später durch Balzac zur Virtuosität ausgebildet wurde. Mischung von Leidenschaft und Ironie ist das Charakteristische dieser Gattung. Ein Beispiel ist „Jonathan le visionnaire“ von Saintine (37 J.) Dahin gehören die neuen Arbeiten von Delatouche (42 J.), „Olivier“, bei dem es freilich auf einen literarischen Scandal abgesehn war, und „Correspondance de Clement XIV. et de Carlin.“ Ferner Beyle's (44 J.) Roman: „Armance ou quelques scènes d'un salon de Paris en 1827“, eine bittre Schilderung der Congregation und ihrer Einwirkungen. Die Heldin ist eine capriciöse, geistreiche Weltdame mit der Anlage zur italienischen Leidenschaft. Das Hauptinteresse liegt in dem Liebhaber Octave: ein hoher Verstand, ein edles Herz, eine feurige Seele; zwischen den beiden besteht eine wahrhafte Liebe, sie heirathen sich, aber vor der Hochzeitnacht springt Octave ins mittelländische Meer und sie geht ins Kloster. Flüchtige Leser haben in diesem wunderlichen Verfahren nur die Krankheit des René gesucht, indeß liegt noch ein Hautgout darin: Octave hat einen physischen Grund, sich vor der Hochzeitnacht zu tödten. Ueber den physiologischen Sinn dieses Uebels hat sich Beyle in seinen Briefen an Mérimée weitläufig ausgelassen; es ist nicht leicht, sich einen widerlichern Eindruck zu denken. Ein zweiter Katzenberger, sucht Beyle das Eigenartige in der Monstrosität: es sind nicht wirkliche Gestalten und Charaktere, die ihm aufgehn und ihn gewissermaßen nöthigen, sie zu fixiren, sondern Mosaikarbeiten, aus Beobachtung und Analyse mühsam zusammengesetzt. Fast jeder seiner Charaktere ist eine Paradoxie und bestimmt, eine Theorie zu erörtern oder einer Theorie zu spotten; jeder stellt einen Ausnahmefall vor und enthält eine Unbegreiflichkeit für das Gefühl oder den Verstand. Die Bewegung in seinen Figuren ist nicht Leben, sondern Galvanismus, ihr Schmerz wie ihre Lustigkeit hat etwas Krampfhaftes, und mit seiner Scheu vor dem Pathos oder

dem Alltäglichen ist das letzte Resultat seiner Analyse stets das Nichts. Es fehlte seinem Talent jene sinnliche Kraft, die Wirklichkeit in ihren vollen Farben zu ergreifen; er wirft die seltsamsten Ereignisse, greuliche und burleske, bunt durch einander, ohne daß ein lebendiger Faden sie verknüpft, und bricht gewaltsam ab, sobald er müde wird. In seinen kleinen Novellen, namentlich denen aus der italienischen Renaissance, „Vanina Vanini", „Vittoria Accoramboni", „les Cenci", „la duchesse de Palliano" u. s. w. entschädigt der Esprit oft für die Mängel der Erfindung.

Den Gegensatz zwischen den ritterlichen und bürgerlichen Dichtern hofft Beranger in einer allerliebsten „Dithyrambe" „les troubadours" dadurch auszugleichen, daß er allen tüchtig zu trinken einschenkt.

Toi qui fais de religion
Parade à chaque rime,
Qui sur la double cime
Fais grimper la procession,
Ta muse en masque est lourde et flasque:
Mais qu'un tendron te tire par la basque,
Tu lui souris; et le bon vin
Pour toi ne vieillit pas en vain ....

Du romantisme jeune appui,
Descends de tes nuages;
Tes torrents, tes orages
Ceignent ton front d'un pâle ennui.
Mon camarade, tiens, bois rasade;
C'est un julep pour ton cerveau malade:
Entre naître et mourir, hélas!
Puisqu' on ne fait que quelques pas,
On peut aller de travers ici-bas.
Narguant des lois sévères,
Troubadours et trouvères
Au nez des rois vidaient gaîment leurs verres.

X.

Wenn man den Bourbons nicht mit Unrecht vorwirft, sie hätten nichts Positives für das Volk geschaffen, so dient einigermaßen zur Entschuldigung, daß sie alle Kräfte darauf zu richten hatten, die Feinde abzuwehren.

Die äußerste Rechte wurde in ihren Angriffen gegen das conservative Ministerium von Tage zu Tage zügelloser: auf der andern Seite deuteten die Liberalen Manuel's Tod 20. August 1827 zu einer großen Demonstration aus. Das Ministerium antwortete mit einem starken Pairsschub (meist Anhänger der Priesterpartei) und mit Auflösung der Kammer, 5. Nov. Bei den Wahlen trat nun zum ersten Mal jene Coalition der äußersten Rechten und der äußersten Linken ein, die der gesunden Vernunft ebenso widerspricht als der Moral: Labourdonnaye und Lafayette reichten sich die Hand. Die Folge war eine gänzliche Niederlage des Ministeriums.

Die Coalition fand ihren Ausdruck in der Gesellschaft „Aide-toi, le ciel t'aidera!" in die auch Guizot einzutreten sich nicht scheute. — Auf Bestellung schrieb Armand Carrel (27. J.) die Geschichte der Contrerevolution in England, mit offner Empfehlung eines Dynastiewechsels; zugleich gab er Courier's Werke heraus. Er hatte, obgleich ehemaliger Officier, während des spanischen Feldzugs auf Seite der Spanier gefochten, war von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, dann aber freigesprochen worden. Thierry hatte sich seiner angenommen und ihn bei einem St. Simonistischen Blatt untergebracht.

Royer Collard (64. J.), von sieben Departements gewählt — er kam zugleich in die Academie — erhielt das Präsidium der Kammer. Trotzdem sah er die Dinge hoffnungslos an, auch als Villèle, Ende des Jahrs, mit seinem ganzen Cabinet abdankte.

4. Januar 1828 wurde Martignac (52. J.), eine vermittelnde Natur, an die Spitze des neuen Ministeriums gestellt, das eine ausgesprochen wenn auch gemäßigt liberale Färbung hatte. Es war der letzte Versuch der Bourbons, sich mit dem Geist des Volks zu versöhnen. Leider erklärte der König seinen neuen Ministern, Villèle's System sei auch das Seinige.

Pertalis (50. J.) wurde Justizminister, Chateaubriand (58. J.) ging, nachdem der König seine Schulden bezahlt hatte, als Botschafter nach Rom. Die Congregation der Jesuiten wurde 16. Juli aufgehoben, der öffentliche Unterricht vom Cultusministerium getrennt. Die gestürzte Partei fand ihr Hauptorgan in Genoude's „Gazette de France", die sehr geschickt für das Verständniß des Königs berechnet war. Leider hatten die Liberalen, wie gewöhnlich, nichts Eiligeres zu thun, als dem ihnen nahe

ſtehenden Miniſterium das Leben ſauer zu machen und ſo den Ultras in die Hände zu arbeiten.

Die wenigen Monate dieſes Miniſteriums machen den Eindruck, als wären durch eine friſche Frühlingsluft ſämmtliche Felder und Bäume in Blüthe gebracht, ſo wunderbar iſt die Fülle bedeutender Erſcheinungen, die plötzlich in der Literatur neben einander auftauchen. Es waren nicht blos einzelne Gelehrte und Dichter, die für die Zukunft ſchrieben, die Maſſe ſelbſt wurde von der Bewegung ergriffen, eine freudige Hoffnung bemächtigte ſich der Jugend; jedes Wort der berühmten Lehrer fand Wiederhall in den Herzen der Jugend. Dieſe Jahre leben noch immer in leuchtenden Farben im Andenken der Lehrenden und Lernenden jener Periode.

Weitaus die wichtigſte unter den Vorleſungen dieſer drei Jahre war diejenige, welche Guizot (41. J.) über die „Geſchichte der franzöſiſchen Civiliſation ſeit dem Fall des römiſchen Reichs" hielt; als einleitenden Curſus gab er die allgemeine Geſchichte der europäiſchen Civiliſation bis 1789. Die Vorleſungen ſind ſtenographirt, und ohne Feile veröffentlicht; es kam ihm nur darauf an, das, was er wollte, — und er wußte immer ſehr gut, was er wollte, — in einer ſcharf ausgeprägten logiſchen Form mitzutheilen.

Die Civiliſation hat eine doppelte Richtung, die ſociale und die individuelle. Beide gehn nicht immer Hand in Hand. Der Fortſchritt des einen iſt oft mit der Verderbniß der andern verbunden; aber es iſt der Glaube des ſittlich und geiſtig Gebildeten, ein Glaube, den er aus dem geſammten Gange der Geſchichte ſchöpft, daß beide Richtungen ſich mehr und mehr einander nähern und ſich endlich treffen werden.

Guizot beginnt ſeine Darſtellung mit dem allmäligen Verfall des römiſchen Reichs im 4. Jahrhundert. Im Alterthum herrſcht über eine einheitliche Cultur; das Mittelalter beginnt mit einer allgemeinen Verwirrung, nicht blos in den Thatſachen, ſondern auch in den Ideen. Um ſich den Gang derſelben klar zu machen, muß man ihre drei Elemente unterſcheiden: die Reſte der altrömiſchen Bildung (das Kaiſerthum, das Recht, die Municipien), die chriſtliche Kirche und die Germanen. Die bisherigen Geſchichtſchreiber hatten je nach ihrem politiſchen Princip eins dieſer drei Elemente ausſchließlich an die Spitze der Geſchichte geſtellt. Guizot betrachtet als ſeine Hauptaufgabe, alle drei in ihr rechtes Licht zu ſtellen, und nachzuweiſen, wie durch das Ineinanderleben dieſer drei

Bildungsformen, die ſich urſprünglich im vollſten Sinn des Worts äußerlich gegenüberſtanden, die moderne Civiliſation hervorgegangen iſt. In dieſer Vielſeitigkeit der Geſichtspunkte iſt er in der That der objectivſte Geſchichtſchreiber Frankreichs: das Licht, das durch ihn in das Dunkel dieſer labyrinthiſchen Beziehungen fällt, iſt überraſchend.

Dagegen leidet er an einer Einſeitigkeit, die bei einer ſo gelehrten Bildung unglaublich erſcheint. Schon in der Einleitung ſtellt er die franzöſiſche Bildung als den Herd und den Mittelpunkt der allgemeinen europäiſchen Bildung dar. Es ſei den Franzoſen gelungen, die beiden Momente der Civiliſation, das ſociale und das individuelle, das praktiſche und theoretiſche, am ſicherſten ins Gleichgewicht zu bringen. Ja er behauptet in der ſechzehnten Vorleſung, der Bürgerſtand ſei eigentlich nur in Frankreich zu Hauſe: „Nulle part la bourgeoisie, le Tiers-Etat, n'a reçu un aussi complet développement, n'a eu une destinée aussi féconde qu'en France. Il y des communes dans toute l'Europe . . . . . Et pourtant c'est en France que la population des communes, la bourgeoisie s'est développée le plus complètement, le plus efficacement, et a fini par acquérir dans la société la prépondérance la plus décidée. Il y a eu des communes dans toute l'Europe: il n'y a eu vraiment de Tiers Etat qu'en France.“ Selbſt das iſt noch nicht das Aergſte. Bald darauf ſetzt er auseinander, daß, ſo ſehr man Urſache hat, den Verfall des freien Communallebens zu beklagen, man doch nicht vergeſſen dürfe, daß in dieſem Communalleben eine unüberwindliche Einſeitigkeit geherrſcht habe. Der Geiſt des Particularismus ſei in den Städten verknöchert geweſen, ſie hätten ſich nicht einmal zu dem doch ſo naheliegenden Gedanken erhoben, ſich unter einander gegen die Ritter und Fürſten zu verbinden. Guizot hat die Geſchichte der Hanſa in dieſem Augenblick vollſtändig vergeſſen, ſie exiſtirt für ihn nicht, weil ſie in der franzöſiſchen Geſchichte nicht exiſtirt. Er betrachtet die allgemeine Civiliſation ausſchließlich vom Standpunkt eines Franzoſen.

In der erſten Periode des Mittelalters, dem Zeitalter der Merovinger und Carolinger, analyſirt Guizot die drei Elemente der Geſellſchaft im Augenblick der Eroberung. Die Darſtellung der Reſte des römiſchen Lebens in der Provinz iſt muſterhaft. Ueber die Zuſtände der chriſtlichen Kirche im vierten Jahrhundert enthält das Buch gleichfalls intereſſante Notizen, namentlich über das Verhältniß der heidniſchen Philoſophie zur

christlichen, und den Einfluß der einen auf die andre. Von der übersinnlichen Bedeutung des Christenthums ist nicht die Rede; die christliche Kirche wird als geschichtliche Thatsache betrachtet, und ihr Einfluß auf die allgemeine Civilisation nach rein irdischen Gesichtspunkten erörtert. In der Entwicklung der germanischen Zustände sucht Guizot durch eine Reihe Parallelstellen, wo Tacitus mit den Reisebeschreibern verglichen wird, die über die Indianer berichten, nachzuweisen, daß die Deutschen vor der Völkerwanderung und während derselben als Barbaren im strengsten Sinn des Worts aufzufassen sind. Für die Franken, die er ausschließlich im Auge hat, ist der Beweis geführt.

Einen bei weitem höheren Werth hat die Darstellung des sechsten Jahrhunderts, die Besitznahme der bisherigen römischen Provinzen durch die deutschen Stämme. Mit einem wunderbaren analytischen Talent begabt, dringt er durch die dunklen Epochen, durch diese Fülle von Widersprüchen, wo die Elemente der Gesellschaft einander bestreiten, aber sich kaum unterscheiden lassen. Er beschreibt das Ordnungslose, das Flüchtige, das Unvollständige im gesellschaftlichen Zustand, er läßt herausfühlen und begreifen, was nicht streng umrissen werden kann, was keine eigne Farbe und keinen entschiedenen Charakter hat. Er führt uns überall in die Quellen ein, aber nicht so, daß er sie einfach ausschreibt, sondern er versetzt uns in die Seele des Chronisten, er zeigt, wie ihm von seinem individuellen Standpunkt aus diese entsetzliche Erscheinung vorkommen mußte, und wie wir, um das Ganze richtig zu übersehn, uns den individuellen Fall weiter ausmalen und aus der Masse der einzelnen aufregenden Berichte ein allgemeines Bild entwerfen müssen.

Die romanische Gesellschaft in Gallien wurde zerstört, wahrhaft zerstört, nicht wie ein Thal durch einen Waldstrom verwüstet wird, sondern wie der festeste Körper durch das beständige Eindringen einer fremden Substanz sich desorganisirt. Zwischen alle Glieder des Staats, zwischen den Moment in dem Leben jedes Einzelnen drängten sich ohne Aufhören die Barbaren. Wie das ganze Reich sich in seine einzelnen Momente auflöste, so jede Provinz. Die Städte, die Districte gingen aus den Fugen und kehrten zu ihrer isolirten localen Existenz zurück. Alle Bande, durch welche Rom das Reich zusammengehalten, wurden zerrissen. Die siegreichen Barbaren suchten das System der römischen Verwaltung in die Hand zu nehmen, wo möglich dieselben Beamten beizubehalten, aber es gelang ihnen nur höchst unvollkommen. Das ganze Land wird von

den Deutſchen auf eine andre ſociale Stufe gebracht, es verfällt der entſetzlichſten Verwilderung, nur in den Städten dauert das römiſche Leben fort, und auch dieſe verwandeln ſich in Feſtungen und kommen dadurch in eine andre Ordnung. Nicht minder desorganiſirend äußerte ſich die Völkerwanderung auf die bisherigen ſittlichen Zuſtände der Germanen. Sowohl die ſeßhafte Stammgenoſſenſchaft als das kriegeriſche Gefolge traten in neue Verhältniſſe und gewannen dadurch einen andern Charakter. Die bisherige militairiſche Disciplin löſte ſich auf, aus den wandernden Kriegern wurden Landeigenthümer, und durch die locale Zerſtreuung wurde auch das gemeinſame ſittliche Band, die annäherungsweiſe freie und volksthümliche Verfaſſung gelockert. — Wenn Guizot allen drei Culturmomenten gerecht zu werden ſucht, ſo ſind ihm doch die Reſte der römiſchen Cultur für die moderne Entwicklung die Hauptſache.

Ein vorzüglicher Abſchnitt iſt die Geſchichte der Kirche unter den Merovingern. In dem Augenblick, wo die politiſche Geſellſchaft ſich in ihre Elemente auflöſte, ſtrebte dies Inſtitut einer kräftigen Einheit zu und vermittelte den Zuſammenhang zwiſchen der alten und modernen Cultur. Eine intereſſante Epiſode iſt die Geſchichte der Einführung des Mönchsweſens in das Abendland. Obgleich ſich die alten Kirchenlehrer ziemlich bitter über die Ausſchweifungen dieſes Lebens ausſprachen, boten ſie dennoch alle Kräfte auf, ihm Eingang zu verſchaffen. Der Grund lag darin, daß ſie durch die Klöſter ihrer eignen chriſtlichen Geſellſchaft einen Zuwachs verſchafften und ihn der heidniſchen, die der erſteren äußerlich noch immer gegenüberſtand, entzogen. Hauptſächlich von den Klöſtern aus verbreitete ſich jene Lehre vom paſſiven Gehorſam, die im römiſchen Kaiſerreich etwas Natürliches war, aber den Sitten der Germanen widerſprach. Auch in dieſer Beziehung haben die Klöſter zur Romaniſirung des neuen Europa beigetragen. Die geiſtliche Literatur jener Zeit verließ ganz den Pfad der Speculation; ſie wurde praktiſch, und erhob ſich in ihrer Beredſamkeit zuweilen zu einem Pathos, das an die beſten Stellen in Milton erinnert. Die Hauptmaſſe der Literatur bildeten die Legenden, die natürliche Reaction gegen die Unſittlichkeit des Zeitalters. Die täglichen Ereigniſſe empörten oder unterdrückten alle ſittlichen Inſtincte des Menſchen; Alles war dem Zufall und der Gewalt anheimgefallen. Nirgend fand man in der äußern Welt jene Herrſchaft der Regel, jene Idee der Pflicht, jene Achtung vor dem Recht, welche die Sicherheit des Lebens und den Frieden der Seele ausmachen. Der moraliſche Inſtinct,

der ſich nie ganz unterdrücken läßt, ſuchte ſich einen Ausweg. Er fand ihn in den Legenden, wo mitten in einer Sündfluth unſinniger Fabeln das geiſtige Element zu ſeinem Recht kam, wo die Seelen ſich von dem beſtändigen Anblick der Verbrechen erholen und ihrem Liebesbedürfniß genügen konnten. Bei der großen Einförmigkeit und Inhaltloſigkeit des wirklichen Lebens in den unteren Schichten der Geſellſchaft waren die Legenden, was die Geſchichten aus Tauſend und einer Nacht für die Orientalen. Die Einbildungskraft des Volks konnte ſich frei in einer überſinnlichen wunderbaren Welt ergehn, die voll von Bewegung und Poeſie war.

Eine ſcharfſinnige Analyſe der Capitularien Karl des Großen ergiebt, daß die Carolingiſche Monarchie eine neue Eroberung war. Durch Karl den Großen wird zum erſten Mal der Verſuch gemacht, ein wirkliches Staatsleben zu gründen, ein Staatsleben, welches ſich zu der Kirche in ein beſtimmtes Verhältniß ſetzte. Ihn richtig zu würdigen, muß man die zwei Seiten ins Auge faſſen, die in der Thätigkeit jedes großen Mannes zu unterſcheiden ſind. Einmal erkennt er ſchneller, ſchärfer und entſchloſſener, was dem Zeitalter noththut, und führt es aus; dann wird er durch ſeinen Dämon über das Maß der menſchlichen Kraft hinausgeführt. Seine natürliche Aufgabe, das ganze Gallien in einen fränkiſchen Staat zu verwandeln, hat Karl durchgeführt. Die Idee eines Weltreichs und einer Centraliſation im Sinn des römiſchen Kaiſerthums hat ihn nicht überdauert. Aber während vor ihm die Civiliſation Schritt für Schritt bergab ging, hat er den Impuls zu einem neuen Aufſchwung gegeben, der nicht mehr unterbrochen wird.

Die Kirche hat ſich im Zeitalter der Carolinger gleichfalls zuſammengerafft; ihr Streben geht nach Ordnung und Geſetz. Die Regeln werden feſtgeſtellt, die äußere Ordnung der Kirche in ihre Fugen gerückt, und die Theologie beginnt. Wie auch dieſe an das Alterthum, namentlich an die neuplatoniſche Philoſophie anknüpft, wird an dem Beiſpiel des Johannes Scotus geiſtvoll nachgewieſen. Wenn die Kirche, um die Herrſchaft über die Welt zu gewinnen, ihre innere Freiheit aufgab und dem Geiſt des Alterthums ſich feindſelig entgegenſtellte, ſo beſteht doch zwiſchen der alten und modernen Civiliſation keine wirkliche Kluft, und wir müſſen nach allen Seiten hin die Römer als die Väter unſrer Bildung ehren.

Die Geſchichte des Lehnsſyſtems beginnt für Frankreich mit den Capetingern. Seit dieſer Zeit giebt es eine franzöſiſche Nation. In

politiſcher Beziehung fällt das Reich noch mehr auseinander als unter den früheren Dynaſtien. Der König, deſſen Beziehung auf die alte göttliche Abkunft aufhört, der nur der Erſte unter ſeines Gleichen iſt, muß durch perſönliche Kraft, durch höhere Einſicht das verlorene Anſehn wiedergewinnen. Die Staatskraft zerfällt in eine Reihe kleiner Souverainetäten, in ein verwickeltes Syſtem von Rechtsbeziehungen und Willkür, das man kaum überſehn kann; aber in dem Volk tritt mehr und mehr das Gefühl der Einheit hervor und kommt dem Königthum zu Hilfe. Alle geſellſchaftlichen Elemente haben ſeit dieſer Zeit die Neigung, ſich zu nähern, ſich zu aſſimiliren, große Maſſen zu bilden.

Das große Verdienſt Guizot's beſteht darin, daß er rein analytiſch verfährt. Stets an der Hand der Quellen entwickelt er das Leben des germaniſchen Kriegers, der jetzt Landeigenthümer geworden war, und mit dieſem Eigenthum ſich die Souverainetät über den Boden aneignete, wie er durch ſeine natürliche Stellung nicht mehr der Feind, ſondern der Herr des eingeborenen Landvolks wird, wie er mit ſeinen Standesgenoſſen in einer Hierarchie der Aemter ſich zuſammenfindet, mit dem König durch neue kriegeriſche Unternehmungen. Die urſprünglichen Einrichtungen der Gefolgſchaft hören mit der veränderten Lage der Dinge auf, und für ihre neuen Einrichtungen gehen die Deutſchen auf das Muſter ihrer alten ſeßhaften Stammverhältniſſe zurück. Es iſt das allgemeine Streben nach einer beſtimmten Organiſation, aber die rein privatrechtliche Natur der Rechtsbeziehungen verträgt eine feſte Ordnung nicht; wir finden daher im Mittelalter einen innern Widerſpruch zwiſchen der Idee und der Wirklichkeit.

Im Alterthum war die Macht in den Städten concentrirt, dem eigentlichen Aufenthalt der großen Grundbeſitzer, im Mittelalter dagegen auf dem Lande; im Mittelalter entwickelte ſich die Blüthe der Städte zu einer demokratiſchen Oppoſition gegen den großen Grundbeſitz, während im Alterthum die Städte als der Inbegriff aller Staatsgewalt eine ariſtokratiſche Form hatten.— Die Capetingiſchen Könige hatten keine unmittelbare Gewalt mehr, ſie mußten ſich zunächſt der Kirche anſchließen, dann vorſichtig und allmälig im Intereſſe des Publicums in die einzelnen kleinen Souverainetäten eingreifen, hauptſächlich aber als gute Wirthſchafter ihre Gewalt privatrechtlich erweitern. Schon Philipp Auguſt weiß das Königthum im modernen Sinn herzuſtellen; der heilige Ludwig, der die bloße Weltklugheit den höhern ſittlichen Begriffen opfert, ſetzt dennoch das Werk ſeiner Vorgänger kräftig fort, und ſo iſt am Schluß dieſer Periode der Staat in ſeinen erſten Fundamenten feſtgeſtellt.

Guizot nimmt einen dreifachen Ursprung der Communalfreiheit an: die Fortdauer des römischen Municipalsystems, die Ansammlungen der Bevölkerung um die Schlösser der einzelnen Herren, die von denselben im Austausch gegen bestimmte Leistungen gewisse Concessionen erhielten, endlich die eigentlichen Communen, die mit bewaffneter Hand sich die Freiheit erkämpften. Die Geschichte des Bürgerstandes fällt mit der Geschichte der Communalfreiheit keineswegs zusammen; im Gegentheil beginnt seine Blüthe erst, als die letztere gebrochen war.

Das System des Mittelalters mußte gebrochen werden, weil es ausschließlich dem Particularismus und dem Privatrecht huldigte. Die nationale Einheit, das Staatsrecht und die gemeinsame Bildung waren durch die vorübergehende Herrschaft der absoluten Monarchie nicht zu theuer erkauft. — Bei der Charakteristik der Reformation hatte Guizot als Protestant einem katholischen Publicum gegenüber eine schwere Lage. Er ist sich derselben wohl bewußt, und tritt im Anfang sehr vorsichtig auf, mit einer Menge Restrictionen und Cautelen. Er scheint im Anfang seinen Zuhörern das 16. Jahrhundert in keiner andern Beziehung, als seiner interessanten Aufregungen wegen, empfehlen zu wollen. Aber bald bricht seine Ueberzeugung durch. Er weist zuerst die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform nach; dann zeigt er, daß die Reformation ihrem innern Geist nach nichts Andres war, als der Aufschwung der geistigen Freiheit, des Gedankens und der sittlichen Autonomie gegen die äußerliche Autorität; daß überall, wo die Reformation durchdrang, oder auch nur zu einem ehrlichen Kampf zugelassen wurde, die Freiheit, der natürliche Fortschritt und die Größe der Völker gefördert wurden, während die Hauptvertreter der katholischen Kirche nicht nur Böses gewirkt haben, nicht nur in ihrer Hauptaufgabe scheiterten, sondern auf eine klägliche, unwürdige Weise scheiterten. Als Ludwig XVI. das Edict von Nantes aufhob, setzte die antichristliche Philosophie den Kampf fort und führte endlich zur Revolution.

Es ist ein Unglück, daß durch die Revolution die Fortführung dieses Meisterwerks unterbrochen wurde; doch hat Guizot in seiner Leitung des Unterrichtswesens dafür gesorgt, daß seine Studien von Andern gründlich und systematisch weiter getrieben wurden.

Ein vortrefflicher Beitrag für dieselben Untersuchungen war Raynouard's „Geschichte des Municipalrechts in Frankreich". Raynouard ist durchaus Provençale, jeder Angriff der Troubadours gegen die nord-

franzöſiſchen Barone findet in ihm einen warmen Vertheidiger. In der Provence hatte ſich in der alten Städteverfaſſung wie in den häretiſchen Secten die altrömiſche Cultur gegen das germaniſche Lehnsſyſtem und die Kirche am lebhafteſten erhoben: Raynouard hat dieſen localen Thatſachen vielleicht eine zu große Ausdehnung auf ganz Frankreich gegeben. — Für ſeine alte Tragödie, „die Templer", ſchrieb er hiſtoriſche Beiträge.

Gleichzeitig mit Guizot begann Couſin ſeine Vorleſungen, über die Geſchichte der Philoſophie. Einen längern Aufenthalt in Berlin, wo man ihn als Demagogen verhaftete, hatte er benutzt, ſich mit Hilfe von Michelet und Gans mit dem Hegel'ſchen Syſtem näher bekannt zu machen. Bereichert mit einer Fülle neuer Ideen über die Philoſophie der Geſchichte und die Geſchichte der Philoſophie und mit einer Fülle neuer Kunſtausdrücke kehrte er nach Paris zurück. Wenn er auf den innern Kern der Speculation in den verſchiedenen Syſtemen nicht immer eingeht, ſo weiß er in ihrer Erſcheinung ſehr glücklich die charakteriſtiſchen Züge zu entdecken und ſie dem Gedächtniß einzuprägen. Seine Vorſtudien reichen nur für einzelne Partien aus. Er geſteht in der ſpätern Ausgabe, daß er es im Eifer, von der neuen Redefreiheit Gebrauch zu machen, mit der Begründung ſeiner Anſichten nicht immer genau nahm, daß er mitunter Dinge vortrug, die er ſelbſt nicht wußte. Er betrachtete ſeinen Lehrſtuhl wie eine Tribune. Der gewaltige Zudrang (2000 Zuhörer!) begeiſterte ihn, und es war wie ein elektriſcher Strom, der zwiſchen dem Lehrer und den Schülern hin und herging. Was dem Werk in der Literatur einen bleibenden Werth verleiht, iſt das feine Verſtändniß, mit welchem die verſchiedenen Richtungen der Cultur, Dichtkunſt, Politik, Sittlichkeit in die Bewegung des abſtracten Denkens aufgenommen ſind. Die Darſtellung iſt faſt dramatiſch bewegt, und man empfindet das Ringen des menſchlichen Geiſtes, ſich über Gott und die Natur klar zu werden, wie die Entwickelung einer individuellen Seele. Freilich iſt die Durchſichtigkeit und das Feuer dieſer Erzählungen durch wiſſenſchaftliche Ungenauigkeit erkauft. Couſin kennt nur vier Metamorphoſen der Philoſophie, den Spiritualismus, den Senſualismus, den Skepticismus und den Myſticismus. Er verfolgt dieſe Wandlung im Orient, in Griechenland, im Mittelalter und der neueren Zeit. Er malt ſie aus wie eine Action, der er beigewohnt. Die Bilder und Gleichniſſe ſtrömen ihm in reicher Fülle zu, und

die Macht der Sprache reißt den Zuhörer fort, auch wo die wissenschaftliche Begründung fehlt.

Schon vor seinen Vorlesungen gab er den Plato, den Proclus, darauf den Carteſius heraus. Es folgten Maine de Biran, Abälard und Andere. Dieſe zahlreichen Ausgaben ſind großentheils muſterhaft und entſprechen ebenſo ſehr ſeiner Neigung als ſeinem Pflichtgefühl. Es war ihm eine Luſt, die Bibliotheken nach alten Handſchriften zu durchſtöbern, dieſe mit einander zu vergleichen, unleſbare Manuſcripte zu entziffern, ihre Authenticität herzuſtellen. Briefe eines berühmten Schriftſtellers, die noch nicht bekannt waren, Brouillons, welche über ſeine Factur Auskunft gaben, waren ihm ein Fund, über den er manche Widerwärtigkeiten vergaß, und er trieb dieſe Arbeit mit einem Enthuſiasmus, der auch ſeine jüngeren Schüler ergriff. Wenn er zuerſt zu einem gründlicheren Studium der Neuplatoniker, deren Eklekticismus in vieler Beziehung an ſeine eigne Schule erinnerte, und der Philoſophen des Mittelalters aufmunterte, ſo concentrirt ſich ſpäter ſeine Thätigkeit auf das 17. Jahrhundert, und für dieſes hat er Vorſtudien gemacht, die der ſpätere Bearbeiter kaum wird übertreffen können.

Der Dritte in der Reihe der berühmten Profeſſoren, Villemain, las über die chriſtliche Beredſamkeit während der erſten drei Jahrhunderte, über die Literatur des Mittelalters in Frankreich, Italien, Spanien und Frankreich und die franzöſiſche Literatur des 18. Jahrhunderts.

Die Kirchenväter betrachtete er zuerſt äſthetiſch, immer mehr aber lebte er ſich auch in ihre Ideen ein, und hat den zahlreichen, ſehr bedeutenden Studien franzöſiſcher Gelehrter Anregung und Leitung gegeben. — Für den poetiſchen Gegenſatz der großen Epochen findet er ein artiges Wort: „Dans l'antiquité grecque poète avait signifié faiseur, créateur, dans notre moyen âge il se traduisit par le mot de trouveur. Dans le reveil littéraire de la restauration il semble se rapprocher de l'idée et du mot de chercheur.“

Am tiefſten iſt ſeine Kenntniß der engliſchen Literatur; gegen die Deutſchen iſt er ungerecht. Er lernte ſie zuerſt aus den Beſchreibungen der Frau von Staël kennen, und die nebelhafte Dämmerung, in der er nach dieſer Anleitung die deutſche Dichtung ſah, war ſeinem claſſiſch gebildeten Geiſt zuwider. Er ſtrebte nach beſtimmter Form, nach Scheidung der Gattungen, nach Plaſtik des Ausdrucks, das Alles vermißte er bei

den Freunden der deutschen Literatur, denen er in England und Frankreich begegnete.

Villemain's Meisterwerk sind die Vorlesungen über die Literatur des 18. Jahrhunderts 1827—1830. Obgleich er der Philosophie jener Zeit wenig Interesse abgewann, hat er doch einen Punkt der Verwandtschaft, der entscheidend ist, den Cultus der schönen Literatur. Man sieht ihm die Liebe an, mit der er eine geistvolle und feine Wendung entweder selbst vollendet oder bei Andern entdeckt. Aus dieser begeisterten Theilnahme für jedes bedeutende und charakteristische Wort erklärt sich zum Theil sein ungeheures Gedächtniß. Was er von alten und neuen Schriftstellern Bedeutendes gelesen hat, ist ihm fast durchweg gegenwärtig. Derselbe Sinn geht durch das ganze 18. Jahrhundert, niemals war der gute Stil so allgemein verbreitet; literarische Angelegenheiten wurden mit viel größerer Wichtigkeit behandelt als religiöse, und jene Schriftsteller, die mit Ungestüm an den Grundfesten des Bestehenden rüttelten, die für die Wissenschaft oder das Leben ein neues Princip suchten, ihr nächster Zweck war durchweg, ein künstlerisch abgerundetes Buch zu schreiben. Villemain ist einer der treuesten Anhänger der guten alten Zeit jenes Geschmacks. Er ist es, wie seine Zuhörer berichten, noch mehr als Redner wie als Schriftsteller; auch im Esprit ist er mit dem 18. Jahrhundert verwandt. Bei seinem Vortrag sprudeln die Einfälle und die Reminiscenzen in geistreicher Fülle hervor, das Interesse, die Begeisterung seiner Zuhörer regt ihn zu neuen an.

Villemain ist für Frankreich der Gründer der eigentlichen Literaturgeschichte. Der Einfluß der Gesellschaft auf die Dichter und ihre Rückwirkung wird mit feiner Analyse nachgewiesen. Villemain hatte die geheimen Memoiren der Literatur bis in die kleinsten Züge gegenwärtig, aber er suchte nur dasjenige hervor, was seine Helden und namentlich die Beziehung des Lebens zu den Werken charakterisirt. Er durchschaut die Schwäche dieses glänzenden Jahrhunderts, den Mangel eines stark ausgesprochenen sittlichen Sinnes sehr scharf, aber er läßt sich dadurch nicht verleiten, nur die Symptome der Krankheit hervorzusuchen, er unterscheidet das Lebenswürdige vom Krankhaften und erklärt das Letztere hauptsächlich aus der innern Fäulniß der sittlichen Zustände, ja er erklärt zu viel daraus. Die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts wollten gleich Carteſius durch die bloße Kraft ihrer Intelligenz zur absoluten Wahrheit durchdringen, zu diesem Zweck schlossen sie die Augen: eine richtige Methode,

wenn es einen Sturm auf das Beſtehende galt, aber bedenklich für die höheren Zwecke der Literatur. Gegen die Einzelnen verfährt Villemain, wohl mit Rückſicht auf die nationalen Vorurtheile, zu ſchonend.

Mit Chateaubriand und Frau von Staël ſchließt er ſeine Vorträge. Der Erſtere iſt ſein Liebling, auf den er gern und häufig zurückkommt, und in dem er das Symbol einer neuen bedeutenden Zeit verehrt. In die kleinen literariſchen Streitigkeiten der ſpäteren Zeit hat er ſich nicht gern eingelaſſen. Die Romantiker waren ihm unbequem, weil ſie ohne den gebührenden Reſpect von dem großen Zeitalter Ludwig's XIV. redeten; den Globe mißbilligte er entſchieden. Dabei hat er aber die ſogenannten Claſſiker keineswegs geſchont, ſeine Claſſiker gehörten der Vergangenheit an.

Couſin hatte ſich ſo in die Form des 17. Jahrhunderts eingelebt, daß er ſich ausdrückte, wie ein Schriftſteller jener Zeit. Er hatte die ganze Kraft jener Rhetorik, große Züge, einen würdigen und gemeſſenen Rhythmus. Villemain ſpricht wie ein Schriftſteller des 19. Jahrhunderts, er läßt den Contraſt zwiſchen der Zeit, die er darſtellt und in der er lebt, herausfühlen, er iſt feiner in ſeinen Nuancen und ſein Talent hat eine größere Beweglichkeit. Wenn er auf einen Punkt kommt, der ihm mehr am Herzen liegt, findet er auch ein ernſtes gewichtiges Wort, im Allgemeinen macht ihn aber die Vorſicht faſt unruhig in dem beſtändigen Wechſel der Geſichtspunkte, in der Limitation ſeines Urtheils; man wird oft angenehm überraſcht, freilich zuweilen auch enttäuſcht, denn nachdem er lange an einem Gegenſtand herumgetaſtet, ihn von allen Seiten geprüft hat, erwartet man ein abſchließendes Urtheil, und das bleibt aus.

Goethe ſprach von dieſen drei Männern — Guizot, Couſin und Villemain mit großem Reſpect: „ſie verbinden vollkommene Kenntniß des Vergangenen mit dem Geiſt des 19. Jahrhunderts, was denn freilich Wunder thut. Statt des Voltaire'ſchen leichten oberflächlichen Weſens iſt bei ihnen eine Gelehrſamkeit, wie man ſie früher nur bei Deutſchen fand. Und nun ein Geiſt, ein Durchdringen, ein Auspreſſen des Gegenſtandes, herrlich! es iſt, als ob ſie die Kelter träten. Guizot iſt mir der Liebſte, er geht ſeinen eignen Weg, ein weitſehender, feſthaltender Mann, der franzöſiſchen Beweglichkeit gegenüber nicht hoch genug zu ſchätzen."

Die literarhiſtoriſchen Studien hatten zugleich einen praktiſchen Zweck: um Zeugniſſe für die Gültigkeit des romantiſchen Kunſtprincips aufzutreiben, waren die Neuerer auf den hiſtoriſchen Weg angewieſen: ſie ſahen ſich in der Fremde um, ſich zu Hauſe zurecht zu finden. Aber auch die Acten der ältern franzöſiſchen Literatur wurden nach paſſendem Material durchſtöbert.

Gleichzeitig 1828 erſchien von drei jungen Schriftſtellern, Ste. Beuve (23 J.), Philarète Chasles (29 J.) und St. Marc Girardin (27 J.) ein hiſtoriſch kritiſches Gemälde der franzöſiſchen Literatur des ſechzehnten Jahrhunderts.

Ste. Beuve, urſprünglich Mediciner, jetzt leidenſchaftlicher Mitarbeiter am Globe, wies nach, daß die Theorie Boileau's, deren Joch man abzuſchütteln ſtrebte, keineswegs aus der urſprünglichen Anlage des franzöſiſchen Geiſtes hervorgegangen war. Die großen Schriftſteller des 16. J., Monteigne, Rabelais u. ſ. w. hatten noch nichts vom Geſetz der reinen Gattungen gewußt. Ein beſonders glücklicher Fund war ihm Ronſard, der gefeierte Dichter jener Periode, den man ſpäter als Ausdruck vollendeter Geſchmackloſigkeit zu verachten gelernt, mit ſeiner reichen, wenn auch incorrecten Bilderſprache. Seine Darſtellung iſt damals noch nicht frei von Schwulſt, doch ſpricht ſich in der Beurtheilung Anderer das Stilgefühl, das er ſpäter zur Virtuoſität ausgebildet, einige Male ſehr glänzend aus.

Chasles hatte ſeine literariſche Bildung hauptſächlich in einem neunjährigen Aufenthalt in England erworben. — Girardin, aus Paris, hatte durch Villemain eine Lehrerſtelle an der Univerſität erhalten, die ihm aber bald darauf ſeiner liberalen Anſichten wegen genommen wurde. Er benutzte ſeine Muße und ſeine beſcheidenen Mittel zu Reiſen nach Belgien, nach der Schweiz und an den Rhein, wie er denn überhaupt eifrig ſtrebte, ſeine Studien durch unmittelbare Anſchauungen zu bereichern. „La badauderie, c'est-à-dire voir pour voir, prendre les idées à mesure qu'elles arrivent, se laisser aller aux nouveautés, ne rien étudier et pourtant apprendre, mais d'une manière instinctive, voilà ce que j'appelle la badauderie, et c'est une douce chose qui a ses mérites.“ 1828 durfte er ſeine Vorleſungen wieder eröffnen. Er ſprach über die Literatur der Renaiſſance und erregte durch den lebhaften Stil und namentlich durch die Sicherheit, mit der er ohne Beihilfe eines Hefts ganz frei ſprach, allgemeine Aufmerkſamkeit. Alles war darüber einig, daß

Villemain in ihm ein Schüler, vielleicht ein Nebenbuhler erwuchs. Gleichzeitig übernahm er die literarische Kritik im „Mercure“. Für einen Voltairianer, der den gesunden Menschenverstand über Alles setzte, war die Stellung zu den Romantikern, die mit der Illusion begannen, von vornherein vorgezeichnet; doch bewahrte ihn sein guter Geschmack vor der Pedanterie des alten Classicismus. Er trat der neuen Schule nicht mit einer fertigen Doctrin gegenüber, sondern mit einer feinen Spötterei, die ebenso das literarische Herkommen als die schwärmerischen Illusionen einer Kunst der Zukunft in Frage stellte. Von der Nothwendigkeit einer Reform des Theaters durchdrungen, verspottete er die Pedanten des akademischen Geschmacks und der Moral, jene Dichter der Heerstraße, die ihre Figuren in Uniformen stecken und die natürlichen Ausdrücke durch Umschreibungen verderben. „Quand la littérature est jeune, il faut oser pour grandir; vieille, il faut oser pour rajeunir; enfin je dirai presque comme Danton: ce qu'il faut pour vaincre, c'est de l'audace, de l'audace et toujours de l'audace . . . A présent la critique vaut mieux que les auteurs; elle est hardie, ils sont timides; elle a pris l'imagination qu'ils devaient avoir et leur a laissé la sagesse qui lui conviendrait.“ Dabei vergißt er nicht, Boileau zu citiren, und sieht schon damals voraus, wie seine Stellung den Neueren gegenüber sich gestalten wird. „Avec la nouvelle école, notre rôle sera plus piquant. Que de fois nous aurons à crier Haro quand on mettra le niais sous le nom de naïveté, et le monstrueux sous le nom d'énergie.“

Da er sich von jeder Coterie fernhielt, ertrug man von ihm Vieles, was im Munde eines Andern Anstoß erregt haben würde. Wenn er z. B. in der jungen Lyrik auf das künstliche Sprühfeuer aufmerksam machte, dessen Wärme nicht lange anhalten würde, so war es augenscheinlich, daß er hier nicht blos eine Thatsache, sondern einen Wunsch constatirte. „La littérature politique est la seule qui, avec l'histoire, ait peut-être encore de l'avenir en France. Quant au reste, poésie, tragédie, discours académiques, je crains bien qu'il ne faille dire avec Virgile: Claudite jam rivos, pueri.“

Die Redaction des Journal des débats, stets auf die jungen Kräfte aufmerksam, durch die sie sich verjüngen konnte, gewann ihn für ihr Blatt. Er begann mit dem Artikel über Beaumarchais, dann ging er sofort zur Politik über. Man kann sich nichts Anmuthigeres vorstellen, als diese kleinen Aufsätze, die in ihrer Lebendigkeit, indem sie allen Schein des

Ernstes vermeiden, doch behende auf den Kern der Sache eingehn. Der Stil scheint durchweg familiär, aber er ist fein ausgearbeitet und zugespitzt, und im Gegensatz gegen den Dogmatismus der früheren Kritik, der immer vom Katheder aus sprach, wußte Girardin sein Publikum durch ein buntes Geplauder zu unterhalten, indem er darüber doch nicht versäumte, seine Ansichten in immer neuen und überraschenden Umhüllungen der Phantasie und dem Gedächtniß einzuschärfen.

Bald nach seinem Eintritt in die Redaction führte Girardin seinen Freund Sylvestre de Sacy ein, und diese beiden Männer, an welche sich später Nisard anschloß, vertraten die junge Generation in diesem Blatt, welches sich auch in Beziehung auf den guten Ton conservativ hielt. Man fand, daß es nicht nöthig war, heftig zu werden, um sich verständlich zu machen, und wenn Girardin sagte: „Savez-vous qu'il y pourrait périr encore des trônes et des dynasties?" so gewann dieser scheinbar leichtfertige Ausspruch durch die bald darauf ausbrechende Julirevolution eine ernstere Bedeutung.

Durch die Kritik allein konnte der Kampf zwischen den beiden Tendenzen nicht durchgefochten werden; das Vermögen mußte sich im Schaffen erweisen. 1828 legte Emile Deschamps (37 J.) seine gesammelten Dichtungen als „Etudes françaises et étrangères" dem Publicum vor. In der Vorrede verhieß die neue Schule mit allem Ungestüm der ersten Begeisterung, Frankreich mit der gesammten Weltliteratur bis zur türkischen in ihrer eignen Physiognomie bekannt zu machen. Am glücklichsten war er in der Nachbildung des spanischen Romancero, die ihm nicht nur neue Stoffe, sondern auch die für die junge Poesie schicklichen Formen verschaffte. So wenig er das historische Colorit beibehält, so deutlich man bei ihm wie bei der altclassischen Poesie den Hof von Versailles hinter den gothischen Schlössern des Vordergrundes durchblicken sieht, so genügte doch die Fremdartigkeit des Costums, die Einbildungskraft anzuziehn, die der ewigen academischen Tableaux müde war. Deschamps ist seiner Anlage nach ein Madrigaldichter aus der alten Schule, und wenn er die zierlichen Spielereien der Boufflers u. s. w. mit den spanischen und italienischen Concetti vertauscht, so ändert diese Maske wenig am Stoff. In der Form sind die Neuerungen nicht unbedeutend. Am ärgsten scandalisirten sich die Kritiker über den ununterbrochenen Wechsel weiblicher Reime, z. B.:

Des rayons diaphanes
M'attiraient avant l'heure;
C'étaient des feux profanes,
Voilà pourquoi je pleure?

Dann gaben die seltsamen Reime Anstoß, die durch ihren wuchtvollen Tonfall die Aufmerksamkeit von dem Sinn abzogen, die masques, fantasques und basques, die Golfe und Adolphe u. s. w., die nicht selten die Muse des Dichters willenlos mit sich fortrissen. Die spanischen Dichtungen in ihrer ursprünglichen Form nachzubilden, hatte Deschamps doch nicht gewagt; sein Sinn für das Zierliche hatte ihn bestimmt, die derben und naturwüchsigen Züge, die für den spanischen Volkscharakter ebenso bezeichnend sind als die Bettlerknaben Murillo's, wegzulassen oder mit einem vorsichtigen civilisirten Anstrich zu übertünchen. Hin und wieder führte er auch wohl einen Ton ein, der nur dem französischen Geschmack angehört. Seine Nachbildungen aus dem Deutschen sind am wenigsten gelungen: so die „Braut von Korinth" und die „Glocke", obgleich sie ihm von Goethe eine warme Lobrede eintrugen.

Die Verwandtschaft mit den beiden Schlegel ist augenscheinlich. Die Philosophie aus der Vogelperspective, schnellfertige Analyse aller Glaubensformen von Wischnu bis zu St. Simon, aller Dichtungsformen von Homer bis zu Lamartine, kindliche Freude an kleinen künstlichen Leistungen, an Sextinen, Sonetten und Terzinen, gebildete Empfänglichkeit für Musik, Malerei, Kunst und Religion, und dabei doch im Grunde behagliche Weltbildung. Emile Deschamps war der eigentliche Herführer der neuen Schule. Unaufhörlich auf der Bresche, feuerte er den Muth seiner jungen Schaar zum Kampfe an; alles was irgendwie hoffte, sich durch Parteinahme auszuzeichnen, sammelte sich in seinem Salon. Es galt damals, wie zu den Zeiten Zerbino's, für den Kreuzzug nach dem gelobten Lande Recruten anzuwerben, die Anhänger der absoluten Poesie gegen die prosaischen Gemüther ins Feld zu führen. Zu diesem Zweck führte Deschamps eine Camaraderie ein, die noch weit über unsre Begriffe hinausgeht. In den mittelmäßigsten Talenten sah er einen künftigen Dante oder Shakespeare, und zwar war das keineswegs blos Gutmüthigkeit, sondern berechnende Taktik.

Antony Deschamps, der jüngere Bruder, (28 J.), folgte den Einflüssen seines Bruders. Ohne schöpferische Kraft, aber ein gebildeter

Dilettant, hatte er sich zuerst dem Studium der italienischen Musik zugewandt, und als er nun von der poetischen Bewegung mit fortgerissen wurde, führte ihn das zum Studium Italiens überhaupt, und namentlich Dante's. Es ist Schade, daß er seine Uebersetzung dieses Dichters nicht vollendet hat: die Fragmente zeugen von einem feinen Verständniß und von einer seltenen Sprachgewandtheit. Dante ist der Cultus seines Lebens; seine Bildung, seine Sprache, seine Vorstellungen finden sich, soweit es die französische Sprache erlaubt, bei seinem Uebersetzer und Nachbildner wieder, und auch die Mystik fehlt ihm nicht. Die Sammlung seiner Gedichte drang in alle Salons ein; sie verschafften ihm den Beinamen des Dante'schen Poeten. Am gelungensten war die Uebersetzung der Sonette von Petrarca. In dieser Dichtungsart ist Deschamps in Frankreich nicht übertroffen.

Der Cultus der Fremden breitete sich in immer weitern Kreisen aus. Schiller wurde mehrfach nachgebildet, so von Fontan im „Warbeck", von Alex. Soumet in „Elisabeth de France" (Don Carlos). „Dieser große Dichter", sagt bei der Gelegenheit, sehr zu Goethe's Beifall, der „Globe", „idealisirt mehr als ein andrer seinen Gegenstand. Ganz reflectirendes Genie, lyrischen Träumen hingegeben, erfaßt er irgend eine Idee liebevoll; lange betet er sie an in der Abstraction, und bildet sie langsam nach und nach als symbolische Person aus, dann auf einmal mit entflammter Einbildungskraft bemächtigt er sich der Geschichte, und wirft den Typus hinein, den er ersonnen hat. Eine Epoche, ein Ereigniß, ein Mensch wird wie durch Zauberei der Ausdruck seines geliebten Gedankens; wirkliche geschichtsmäßige Thaten, Charaktere, Gefühle, Leidenschaften und Vorurtheile jener Zeiten, alles modelt sich nach dem Bilde, das er im Grund seines Herzens trägt, alles bildet sich um, indem es von da zurückstrahlt."

Die neuen Formen machten sich auch bei den Dichtern geltend, die nicht zur Schule gehörten, so in Lebrun's letztem Gedicht, „la Grèce", das ihn in die Academie brachte.

Et nos plaisirs rêveurs! les vagues et leur bruit,
Les étoiles, le chant prolongé dans la nuit;
Souvenir qui me tremble encore!
Et nous lisions Homère; et dès la blonde aurore,
Je sentais, vers la mer l'oeil fixé tout le jour,
Pour l'eau bleue et profonde un indicible amour,
Et j'écoutais le vent sonore.

Oh! c'était un charme puissant
D'entendre sa présence à la poupe fidéle,
Et de voir le vaisseau, sur l'onde alors glissant,
Fuir et pencher sa voile, ainsi qu'une hirondelle,
Quand rasant l'eau, joyeuse, elle y trempe son aile.

1828 erſchien unter Mérimée's eignem Namen: „La Jacquérie. Scènes féodales.“ Die wilden Begebenheiten des Bauernkriegs werden ungefähr in der Art des Götz von Berlichingen dialogiſirt. Der Verſuch beruht auf gründlichen Studien, und man ſieht, wie es dem Dichter innerliches Bedürfniß war, ſich das, was er aus ſeinen Urkunden im Allgemeinen gelernt, in ſinnlicher, ausführlicher Gegenwart vorzuſtellen.

Ein Roman von Ulrich Guttinger (43 J.) „Amour et opinion“ ſchildert die letzten Jahre des Kaiſerreichs; tiefer in die Politik griff das Gedicht „Napoléon en Egypte“, von Barthelemy und Méry; die Dichter gingen damit nach Wien, um es dem Herzog von Reichſtadt zu übergeben. — Eine ziemlich unparteiiſche Zeichnung enthält der Roman des fruchtbaren Luſtſpieldichters Picard „l'exalté ou l'histoire de Gabriel Desoury sous l'ancien regime, la révolution et l'empire“..

Daſſelbe Thema behandelt Scribe in der kleinen Trilogie „Avant, pendant et après“, aufgeführt 28. Juni 1828, alſo lange vor der Julirevolution. Die Satiren gegen den Adel des ancien regime und gegen die Jacobiner ſind zwar nicht ſehr geiſtreich, aber treffend; in den neuen Zuſtänden findet Scribe eine vollſtändige Ausgleichung der Gegenſätze im bürgerlichen Bewußtſein; Deputirter zu werden iſt der höchſte Ehrgeiz des Mannes von Stande wie des kleinen Bürgers; das Gemeinwohl liegt allen am Herzen. „Et nous, mes concitoyens“, ſagt zum Schluß der General Graf Surgy, eben zum Abgeordneten gewählt, „qui après tant d'orages sommes enfin arrivés au port, et qui goûtons à l'abri du trône et des lois, cette liberté sage et modérée que tous nos voeux appelaient depuis quarante ans, conservons-la bien; nous l'avons payée assez cher. Toujours unis, toujours d'accord, ne songeons plus au mal qu'on a fait, ne voyons que le bien qui existe; éloignons les tristes souvenirs, et disons tous, dans la France nouvelle: Union et oubli!“ Auch den Sündern der vergangnen Tage ſoll vergeben ſein.

Solche Hoffnungen ſprach nicht blos das bürgerliche Luſtſpiel aus. Als 20. Nov. 1828 Barante (46 J.) in die Academie aufgenommen wurde,

äußerte er, es ſchiene, als ſei das große Drama an ſeiner Löſung. „La volonté première de la France, celle qui l'avait émue aux premiers jours de la révolution, ramenée aujourd'hui à sa pureté, guérie de son imprudence inexpérimentée, dégagée des souillures de nos troubles civils, est devenue la loi commune. Les ressentiments s'effacent; les méfiances disparaissent; un sentiment mutuel de confiance et d'affection unit la patrie de plus en plus à son roi. Il a voulu savoir la vérité; il a écarté les obstacles qui l'empêchaient d'arriver jusqu'à lui; il a voulu connaître la pensée de son peuple, et cette pensée lui a été douce.“ — „Ce n'est pas au milieu des convulsions populaires et lorsque domine la violence, lorsque la fièvre de la gloire et de l'ambition enivre les esprits, ce n'est pas alors que peuvent s'établir et se consolider les libertés publiques. Au contraire, lorsque rien n'appelle et ne justifie l'abus du pouvoir . . . les esprits se dégagent des préjugés de parti, et recouvrent l'indépendance de leur raison.“

Es iſt nicht alles Gold, was glänzt. 10. Dec. 1828 wurde Beranger, der eine neue Gedichtſammlung herausgab, zu neun Monaten Gefängniß und 10,000 fr. Geldſtrafe verurtheilt, wegen Majeſtätsbeleidigung und frevelhafter Aeußerungen über die Religion.

Mon bon roi, Dieu vous tienne en joie!
Bien qu'en butte à votre courroux
Je passe encore . . .
Un carneval sous les verrous.
Ici fallait-il que je vinsse
Perdre des jours vraiment sacrés!
J'ai de la rancune de prince:
Mon bon roi, vous me le paîrez . . .

Dans mon vieux carquois où font brêche
Les coups de vos juges maudits,
Il me reste encore une flèche;
J'écris dessus: pour Charles Dix!
Malgré ce mur qui me désole,
Malgré ces barreaux si serrés,
L'arc est tendu, la flèche vole:
Mon bon roi, vous me le paîrez.

XI.

29. Februar 1828 ging Auber's (45 J.) „Stumme von Portici" über die Bühne: ein leidenschaftliches Weib, dem der natürliche Ausdruck versagt war, so daß sie ihn durch gesteigerte Geberden ersetzen mußte, in der Mitte schreiender, tobender Massen, des Marktgewühls und einer wilden Empörung, ja selbst mit dem Hintergrund eines feuerspeienden Berges: welch prächtiges Vorbild für die Umwälzung, welche V. Hugo und seine Freunde dem Theater bereiteten!

So macht sich die Romantik auch bei den Dichtern geltend, die nicht zur Schule gehören: so in Delavigne's „Marino Falieri". Es gehörte alle Kraft und Intensivität Byron's dazu, um diesen Stoff genießbar zu machen. Ein alter Fürst, der über eine Beleidigung so außer sich geräth, daß er sich mit dem Pöbel in eine Verschwörung einläßt, um den gesammten Adel nmzubringen: wäre er nicht ein so gefährlicher Staatsverbrecher, so gehörte er ins Irrenhaus. Bei Byron vergißt man das während der Lecture, so wird man von der leidenschaftlichen Spannung hingerissen. Delavigne hat mehrere Züge (z. B. das aristokratische Zucken des Dogen, als einer seiner plebejischen Mitverschworenen ihn als Kameraden begrüßt) u. s. w., entlehnt; aber er hat zu wenig aristokratischen Hochmuth und zu wenig Bosheit um diese eigenthümliche Charakteranlage bis zu Ende festzuhalten. Zuletzt wird der alte Herr sentimental und verzeiht allen Sündern. In seinen eignen Erfindungen ist der Dichter unglücklich. So läßt er z. B. die Gemahlin des Dogen, die Steno durch sein Epigramm beschuldigt, wirklich schuldig sein, wodurch der lächerliche Anstrich des Ganzen bis ins Unerträgliche gesteigert wird. Es ist ein Haschen nach Charakteristik, nach localen Bestimmtheiten und originellen Figuren, eine wechselnde Spannung, mehrere unnöthige Episoden z. B. das Duell Steno's mit dem Neffen des Dogen, und eine Sprache, die hin und wieder ins Lustspiel übergeht.

Mit großer Gewalt ergreift nun ein neuer Theaterdichter den Zauberstab der Romantik.

Als zwanzigjähriger Jüngling kam Alex. Dumas 1823 nach Paris. Seinen Vater, den General Dumas, einen Mulatten, hatte er bereits im vierten Jahr verloren, das Vermögen seiner Mutter war durch Unglücksfälle erschöpft. Da seine Bildung sich auf die ritterlichen Künste des Reitens, Fechtens und Billardspiels beschränkt hatte, so konnte er als

Grundlage seiner gesellschaftlichen Position nichts weiter aufweisen als seine gute Handschrift, kraft deren ein alter Freund seines Vaters ihm eine Secretärstelle im Bureau des Herzogs von Orleans verschaffte. Die Mußestunden seines Amts benutzte er, seine Bildung zu ergänzen. Er versichert, er habe die Stücke von Shakespeare, Goethe, Schiller u. s. w. sorgfältig studirt und analysirt, um sich auf seinen dramatischen Beruf vorzubereiten. Wie das mit seiner mangelhaften Sprachkenntniß stimmt, wissen wir nicht: gelesen hat er sie jedenfalls, das bezeugen seine Plagiate. Gleich in seinem ersten Stück finden wir mit Erstaunen den Monolog Alba's aus Egmont Wort für Wort dem Corsen Sentinelli in den Mund gelegt; in dem nämlichen wird das Gespräch von Devereux und Macdonald aus Wallenstein auf eine gleiche Situation übertragen. Aehnlicher Plagiate wegen haben ihn die Kritiker heftig angegriffen, aber er hat mit großer Gemüthsruhe die Worte Molière's wiederholt: „Ich nehme mein Eigenthum, wo ich es finde."

Im Salon von 1827 war ein Gemälde, welches ihm zu seinem ersten Drama Veranlassung gab: der Tod Monaldeschi's von Mlle. de Fauveau. „Christine", die er in vier Monaten fertig schrieb, wurde vom Théâtre français angenommen; da sich die Aufführung verzögerte, schrieb er rasch noch ein zweites Stück, „Heinrich III.", nach der Chronik von Anquetil. Auch dies fand Aufnahme und wurde 10. Februar 1829 mit glänzendem Erfolg dargestellt. Der Herzog von Orleans hatte mit einer Reihe fürstlicher Gäste die Logen besetzt.

„Christine" ist in Versen und behandelt die Geschichte der Tochter Gustav Adolph's. Nicht allein die großen Geister jener Zeit, Descartes, Corneille u. s. w., sondern auch minder bedeutende Schriftsteller, treten auf und setzen ihre Theorien und ihr Verhältniß zum Zeitalter weitläufig auseinander, ohne daß diese literarischen Curiositäten den geringsten Einfluß auf die Handlung hätten. Auch an politischer Kannegießerei fehlt es nicht. Es ist das nicht gerade eine romantische Neuerung; schon bei Voltaire ist der Politik ein übergroßer Raum verstattet: der Unterschied ist nur, daß die Romantiker sich einigermaßen ans Costum halten, wenn sie sich auch viel Willkür erlauben. Monaldeschi ist ein Gauner der gemeinsten Sorte; seine Geliebte Paula, die er in Pagentracht mit sich herumführt, eine stehende Melodramfigur, aus W. Scott und Byron ins Französische übertragen; bei Christine selbst ist alles Mögliche aufgewendet, um ein Totalbild zu schaffen, in dem alle die wunderbaren, zum Theil

widersprechenden Eigenschaften dieser merkwürdigen Frau ihre Stelle finden, aber es ist dem Dichter nicht gelungen, für diese Widersprüche den Leitton zu treffen. Ueber das eigentliche Verhältniß dieser beiden Personen, worauf doch allein das dramatische Interesse beruht, erhält man keinen Aufschluß; es ist eine Reihe von Begebenheiten ohne innern Zusammenhang. Der Erfolg wird nur dadurch begreiflich, daß das Publicum der ewigen Sophonisben, Roxanen, Kleopatren, Lucretien und ihrer Vertrauten müde war, daß es etwas Andres hören wollte als die ewig wiederkehrenden Stichwörter aus der Schule Voltaire's. In Christine steht zwar die Technik auf der niedrigsten Stufe; selbst in der äußerlichen Intrigue ist keine Continuität, in der Spannung keine Steigerung; dagegen ist die Sprache natürlich und fließend; sie hat nicht das Gespreizte V. Hugo's und nicht das Triviale der Classiker.

Auch „Heinrich III.", in Prosa, enthält eine Reihe historischer Curiositäten, antiquarische Münzberechnungen, Darstellung der Finanzen, Kritik der Trachten, Bemerkungen über die Verdienste Ronsard's u. s. w. Der historische Inhalt, der Conflict zwischen den liguistischen Edelleuten und der königlichen Partei und die Vermittelung desselben durch Katharina von Medici steht mit der Liebesgeschichte des Grafen St. Megrin und der Herzogin von Guise in einem sehr losen Verhältniß; die astrologische Maschinerie ist nur Costum. Uebrigens ist der Ton getroffen. Die alten Chroniken geben die Färbung; der Inhalt stammt aus den Gewohnheiten des Pariser Journalistenlebens, und man wird eine gewisse individuelle Wahrheit nicht verkennen, obgleich die Motive zuweilen von einer unglaublichen Roheit zeugen. Der Herzog von Guise bestimmt seine Gemahlin, ihren Geliebten zu einem Rendezvous zu bestellen, das sein Untergang werden soll, indem er ihr mit seinem Eisenhandschuh so lange den Arm zusammenpreßt, bis sie den Schmerz nicht länger ertragen kann.

Wenn A. Dumas, trotz seines ungleich größern Talents, nicht die gleiche Wirkung erzielte wie V. Hugo, so lag das darin, daß dieser Sympathien andrer Art zu erregen wußte. Im Grund ist das Historische bei V. Hugo noch widerwärtiger als bei Dumas, der bei aller Frivolität wenigstens Farbe hält: in welche Zeit er auch seine Anekdoten verlegt, er bleibt eigentlich immer in seinen gewohnten Kreisen, bei den Pariser Journalisten, die in den Tag hineinleben, hübsche Maitressen halten, trinken, spielen, allenfalls sich duelliren, während Hugo die Prätension macht, etwas Eignes zu geben.

Gleichwohl war sein Erfolg gleich zu Anfang so außerordentlich, daß man ihn durch die Camaraderie allein nicht erklären kann: „Marion" erlebte in einem Jahr 61, „Hernani" 53 Vorstellungen. — Es sind in diesen Stücken eine Menge glänzender Effecte und Ueberraschungen, die den Zuschauer in Athem erhalten, und trotz der Naturwidrigkeit der Situationen, trotz der Unstetigkeit der Charaktere, trotz der Hohlheit der Declamation waltet ein gewisses Bestreben, gewählte, bedeutende Naturen darzustellen, und das Talent, jede Nuance sprachlich zur Geltung zu bringen. Bei der Lecture entdeckt man freilich, daß keine von jenen Personen so redet, wie sie reden kann und reden darf, aber vor den Brettern freut man sich darüber, daß sie wenigstens nicht so reden, wie man sämmtliche Theaterfiguren hundertfältig hat reden hören. Da man eine neue Sprache hört, so glaubt man damit auch die Gemeinheit ausgeschlossen, was freilich eine voreilige Rechnung ist.

Victor Hugo hatte eine Eigenthümlichkeit, die ihn schon in frühster Jugend in die Mitte der literarischen Arena stellte und die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn richtete: einen starken, durch nichts zu erschütternden Glauben an seine Kraft und seine Mission. Fast jede seiner Tragödien, Romane und lyrischen Sammlungen wird durch eine Vorrede eingeführt, in welcher der Dichter dem Publicum anzeigt, dies sei nun etwas ganz Neues und Unerhörtes, und könne in seiner ganzen Dimension nur aus der Vogelperspective ermessen werden.

Es liegt in diesem Glauben an sich selbst zugleich eine Stärke und eine Schwäche. Eine Stärke: denn wenn nur überhaupt etwas hinter dem Dichter ist, so macht er es dem Publicum unmöglich, ihn zu ignoriren; eine Schwäche: denn es hindert ihn an der stillen Arbeit und Selbstbildung, die ihn allein von Willkürlichkeiten zurückhält.

Victor Hugo drang mit seinen Ansprüchen auf die Stellung eines Propheten darum durch, weil die ganze Zeit von dem Gefühl erfüllt war, eines Propheten zu bedürfen, also jeden anhörte, der sich als solchen darstellte. Er besaß eine Stimme, die man weit hörte, und seine Intention traf ungefähr die Stelle, in der eine Umgestaltung erfolgen mußte.

Victor Hugo hat in der Lyrik, im Roman und auf dem Theater gleich durchgreifend gewirkt, fast überall ausschließlich durch seine Kunstmittel. In allen drei Gattungen hatte man seit lange das Gefühl, daß die französische Dichtung an einer unerträglichen Monotonie leide, und wenn der Franzose auch nie zugeben wollte, daß Corneille, Racine und

Voltaire nicht die größten Dichter wären, so gab er doch so viel zu, daß die neuen Bedürfnisse eine Erweiterung der alten Formen erheischten. Als hauptsächliche Hindernisse der freien Poesie empfand man den steifen Parallelschritt des Alexandriners, die periphrastische Ausdrucksweise der Academie, welche stark realistische Farben und Töne ausschloß, das einengende Gesetz der drei Einheiten auf dem Theater, und den Mangel an historischer Localfarbe in der Geschichtschreibung wie in der künstlerischen Darstellung Den Mangel empfand man allgemein, aber ihm abhelfen konnte nur ein entschiednes Talent. Dies Talent brachte Victor Hugo mit und setzte die Reform nach allen Richtungen durch.

Zuerst den Alexandriner. Er hat ihn sowohl in der Lyrik wie in der dramatischen Poesie in einer Weise behandelt, die im sechzehnten Jahrhundert bereits vorkam, aber durch Boileau und die Academie vollständig unterdrückt war, und er hat es durchgesetzt. Durch die Freiheit der Cäsur, ebenso aber auch durch die Kühnheit und Seltsamkeit des Reims kam in den Alexandriner eine Bewegung, die man früher nicht für möglich gehalten hätte. Kurze coupirte Sätze, fragmentarische Wendungen, schneller Wechsel in der Stimmung und im Tonfall, das alles fand Platz in dem engumschränkten Maß; freilich zuweilen etwas gewaltsam und nicht ohne verwirrendes Gedränge. Er mochte den Satzbau noch so sehr zerhacken, der streng wiederkehrende Reim machte eine Cadenz der Redefügungen nothwendig, die nicht aus der Sache hervorging, sondern zu ihr hinzutrat.

Dazu kam, daß Victor Hugo das für die Poesie sanctionirte Wörterbuch bei Seite warf und aus der Fülle des Sprachschatzes schöpfte, daß er überall das derb realistische Wort der künstlichen Umschreibung vorzog. Man erinnert sich, mit welcher Freude er die Entdeckung machte, daß Cambronne bei Waterloo nicht die academische Redewendung gebraucht: „Die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht!“ sondern einfach gesagt haben sollte: „Merde!“ was ungefähr auf dieselbe Rede hinauskommt, die Goethe in der ersten Ausgabe seinen Götz an den Reichshauptmann halten läßt.

Seine Scenen fügen sich wie von selbst zu brillanten Tableaux zusammen, und Decoration und Costum werden mit außerordentlichem Geschmack dazu benutzt, diese Bilder zu heben. Freilich fällt eben darum auf Costum, Bild und Decoration ein grelles Licht, welches die Hauptsachen, auf welche es bei der Poesie ankommt, zu sehr in den Schatten drängt.

Für die Aufgabe, die er ſich ſtellte, nicht blos hiſtoriſche Zeiten, ſondern hiſtoriſche Gedanken und Empfindungen wiederzugeben, brachte er einen breiten Pinſel mit, der ſtark und kenntlich die Hauptſtriche markirte.

Dieſe außerordentlichen Vorzüge der Technik wurden aber aufgewogen durch einen Mangel, den keine Technik zu erſetzen vermag: durch den Mangel einer unbefangenen Lebensanſchauung und eines poetiſchen Gewiſſens.

Um ein fremdartiges Zeitalter in ſeiner Bildung und ſeinen Sitten zu charakteriſiren, muß der Dichter ſeinem Gemälde grade ſo ernſthafte Studien zu Grunde legen, als der Hiſtoriker. Hier muß das Studium von Quellen und Urkunden, ſo gut es gehn will, die unmittelbare Anſchauung des Lebens erſetzen, die der Darſteller moderner Stoffe zu ſeinen Dichtungen mitbringt.

Vom hiſtoriſchen Roman gilt das durchaus, aber auch von der Gattung des hiſtoriſchen Dramas, wie ſie Victor Hugo im Auge hat. Es wird in ihnen auf die Aeußerlichkeiten ein ſo großes Gewicht gelegt, die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers ſo unabläſſig auf den Gegenſatz gegen das, was uns im Alltagsleben begegnet, hingelenkt, daß wir hier nothwendig vom Dichter eine gründliche Kenntniß des Gegenſtandes verlangen müſſen, mit dem er uns bekannt machen will. Hier iſt Victor Hugo, abgeſehn von ſeinem Studium der gothiſchen Architektur, von einer Unwiſſenheit, die man bei uns kaum einem Schüler der höhern Claſſen verzeihn würde.

Den folgenden Monolog Karl's V., als er eben zum Kaiſer gewählt wird, hat die Schule lange Zeit für ein Meiſterſtück ausgegeben.

Ah! c'est un beau spectacle à ravir la pensée,
Que l'Europe, ainsi faite, et comme il l'a laissée! (Karl der Große.)
Un *édifice*, avec deux *hommes* au *sommet*,
Deux chefs élus auxquels tout roi né se soumet,
Presque tous les états, duchés, fiefs militaires,
Royaumes, marquisats, tous sont héréditaires;
Mais le peuple a parfois son pape ou son César.
Tout marche, et le hasard corrige le hasard.
De là vient l'équilibre, et toujours l'ordre éclate.
Electeurs *de drap d'or*, cardinaux *d'écarlate*,
Double sénat sacré, dont la terre s'émeut,

Ne sont là qu'en parade, et *Dieu veut ce qu'il veut.*
Qu'une idée, au bésoin des temps, un jour éclose,
Elle grandit, va, court, se mêle à toute chose,
Se fait homme, saisit les coeurs, creuse un sillon;
Maint roi la foule au pieds ou lui met un baillon:
Mais qu'elle entre un matin à la diète, au conclave,
Et tous les rois soudain verront l'idée esclave
Sur leurs têtes de rois que ses pieds courberont
Surgir, le globe en main, ou la tiare au front! —
Le pape et l'empereur sont tout. Rien n'est sur terre
Que par eux ou pour eux. Un suprême mystère
Vit en eux, et le ciel, dont ils ont tous les droits
Leur fait un grand festin des peuples et des rois. (!)
Le monde, au-dessous d'eux, s'échelonne et se groupe.
Ils font et défont. L'un délie et l'autre coupe.
L'un est la vérité, l'autre est la force. Ils ont
Leur raison en eux mêmes, et sont parce qu'ils sont.

Weil der Dichter seine angeblichen historischen Voraussetzungen rein aus der Phantasie schöpft, schließen sie jedes Gesetz der dramatischen Dialektik aus. Was diese Figuren denken, reden und thun, muß der Dichter jeden Augenblick mit Willkür erfinden; ein innrer Zusammenhang, eine Nothwendigkeit der Fortbewegung findet nicht statt.

Der Grund ist, daß Victor Hugo im Historischen lediglich das Fremde und Erstaunliche sucht. Er hat in der That einige Studien gemacht, und zuweilen, freilich meist nur aus der dritten Hand, eine historische Curiosität aufgestöbert, welche die gewöhnliche Geschichtschreibung unbeachtet läßt; aber irgend ein historisches Zeitalter in seinem Sinn und Zusammenhang zu begreifen, hat er sich nie bemüht. Daher bringt er es nur zu unverständlichen Handlungen, die weiter keinen Zweck haben, als das Werk des Maschinisten und Decorateurs einigermaßen zu illustriren. Indem er sich die Aufgabe stellt, in jedem Punkt neu zu sein und zu blenden, widerfährt ihm grade das Entgegengesetzte: er wird in seinen Paradoxien banal und wiederholt sich beständig. Wenn man sich durch die bunte Maskerade des historischen Costums nicht täuschen läßt, so entdeckt man bald in der Erfindung eine gewisse Armuth. Abgesehn von den Quasimodo's und Esmeralda's kehren in Victor Hugo's Stücken, gleichviel in welcher Zeit sie spielen, überall vier leicht erkenntliche Masken wieder: René, der Burggraf, der Diplomat und der Cavalier aus der Comedia di capa y espada.

Die Charaktermaske des René, dieses echten Sohns unsers Jahrhunderts, begegnet uns („Marion de Lorme“ 1829) zuerst im Hofcostum Ludwig's XIII. Didier, ein junger Mann von kaum 20 Jahren, ein Findling wie Figaro, und doch blasirt, obgleich aus dem Volk, sieht ein schönes Frauenzimmer und knüpft ein Liebesverhältniß mit ihr an, nicht ohne lebhafte Gewissensbisse: „wie soll ich, der Schicksalbeladene und Verfluchte, ich, der in der Menge herumkriecht, dieses Wasser stören, das so schön dahinfließt, diese Lilie pflücken? mit meinem unreinen Athem den Azur dieser heitern Seele anhauchen? habe ich das Recht, meinen Frost und meine Nacht mit ihrem Tage zu vermählen?“ — „Ich sah die Menschen und habe gelernt einige zu hassen, die andern zu verachten, denn ich sah nur Hochmuth, Elend und Qual auf diesem Spiegel, den man Menschenantlitz nennt. So fühle ich mich alt, so jung ich auch noch bin, und müde der Welt, wie man es ist, wenn man aus ihr entflieht.“ Aber die Liebe giebt ihm neue Schwingen. „Wünschen Sie irgend etwas? und ist es dazu nöthig, daß ich Jemand umbringe? ihn umbringe, ehe er Zeit hat, ein Wort zu sagen? befehlen Sie nur! Ein Lächeln aus Ihrem schönen Munde wird mich für sein Blut hinlänglich bezahlen.“

Die Theorie der Liebe ist ihm geläufiger, als die Praxis. Marion de Lorme beklagt sich einmal gegen ihr Kammermädchen, wie wenig an, stellig er sich zeigt: „Denke dir, er hat mir noch nicht einmal die Hand geküßt!“ „Ist es möglich! Aber was machen Sie denn eigentlich mit ihm?“ „Ja“, sagt sie nach einigem Besinnen, „ich liebe ihn.“

Er entdeckt endlich, daß die angebetete reine Marie Niemand anders ist als die berüchtigte Marion de Lorme; mit gesteigertem Weltschmerz verläßt er sie. Er läßt sich in ein Duell ein, nach dem tyrannischen Gesetz des Cardinal Richelieu hat er damit das Leben verwirkt und um ihn zu retten, wirft sie sich den Machthabern zu Füßen: man verlangt den Preis, der sich erwarten läßt — sie erschrickt: —

Après s'être épurée à cette chaste flamme!
Après s'être refait une âme avec cette âme!

Sie zahlt ihn zuletzt dennoch, aus zu großer Liebe, wie Didier entschuldigend bemerkt, der zwar die Rettung verschmäht, aber ihr vergiebt. — Man soll nicht den Stab brechen über schöne Sünderinnen. — In einem Gedicht schildert V. Hugo die armen Dirnen der Gasse, wie sie um den

Eingang eines glänzenden Balllocals ſich drängen und zu den tugendhaften vornehmen Damen, die in prächtigen Caroſſen an ihnen vorüberfahren, mit Neid hinaufblicken, „ihren ſchrecklichen Kummer in ein ſpöttiſches Lächeln verhüllend, Blumen im Haar, Schmutz an den Füßen“ ... „Aber“, ſetzt er hinzu, „dieſer Schmutz enthält noch das reine Waſſer“:

Pourque la goutte d'eau sorte de la poussière,
Et redevienne perle en sa splendeur première,
Il suffit, s'est ainsi que tout remonte un jour,
D'un rayon de soleil ou d'un rayon d'amour.

Ein zweiter René, Hernani, iſt eigentlich Herzog von Aragonien, aber König Karl hat ſeinen Vater hinrichten laſſen, ihn ſelbſt geächtet und gezwungen, ſich an die Spitze einer Räuberbande zu ſtellen; außerdem iſt ſeine Geliebte im Begriff, ſich mit dem alten Ruy Gomez zu verheirathen. Hernani's Lebenszweck iſt, ſich an dem König zu rächen, er ſpricht ſich darüber in einigen Monologen mit hinlänglicher Energie aus. Nun findet er in ihm noch dazu ſeinen Nebenbuhler. Es gelingt ihm, ſeiner bei einem Attentat auf ſeine Geliebte habhaft zu werden. Er will ihn tödten, aber da Karl es verſchmäht, ſich mit einem Vagabunden zu ſchlagen, ſo weiß er nicht, wie er ſich zu benehmen hat; er läßt ihn gehn und begnügt ſich, ihm flammende Blicke zuzuſchleudern, die der König mit vernichtenden Adlerblicken erwidert. Der Letztere verſichert ihm, die Verfolgung ſolle nun erſt recht angehn; er werde nächſtens Kaiſer werden und die Reichsacht über ihn ausſprechen. — „Dann bleibt mir noch der Reſt der Welt.“ „Und wenn ich die ganze Welt haben werde?“ „Dann bleibt mir das Grab.“

Nachher kommt Hernani doch zu der Ueberzeugung, es ſei beſſer, den König zu ermorden. Zu dieſem Zweck reiſt er mit andern Verſchwornen nach Frankfurt. Sie werden gefangen, die Granden ſollen geköpft werden, das Geſindel will man laufen laſſen. „Ich bin kein Geſindel! ich bin Herzog von Aragonien und nehme mein Recht in Anſpruch!“ Dazu ſetzt er den Hut auf. Karl iſt mittlerweile Kaiſer geworden, der Geiſt Karl des Großen iſt über ihn gekommen, er verzeiht, giebt ihm ſein Herzogthum wieder und noch dazu die Dame, die er liebt.

Das Hochzeitfeſt wird gefeiert, Alles iſt luſtig, nur ein ſchwarzer Domino, der unheimlich in den hell erleuchteten Bogengängen umherſchleicht, macht einen peinlichen Eindruck. Die Gäſte entfernen ſich, Her-

nani ſetzt ſich mit ſeiner jungen Frau ans Fenſter, die ſchöne Sommernacht zu genießen. Da tönt plötzlich aus dem Gebüſch ein Hornſtoß. Hernani fährt zuſammen. Indem tritt jener ſchwarze Domino — es iſt Ruy Gomez — aus dem Gebüſch hervor und hält mit hohler Grabesſtimme eine Rede über die Sitten des alten ſpaniſchen Adels.

Hernani hat dem Alten ſein caſtilianiſches Ehrenwort gegeben, zu jeder Zeit auf ſein Verlangen zu ſterben. Er war ihm Satisfaction ſchuldig und konnte ſich nicht mit ihm ſchlagen, weil der Alte, um das Gaſtrecht zu ehren und ſeine Ahnen nicht zu beſchimpfen, ihm einſt das Leben gerettet hatte auf Gefahr ſeines eignen. — — Das iſt das Geheimniß jenes Horns! es iſt das Zeichen, daß Hernani ſterben ſoll. Hernani muß den Giftbecher trinken, vor der Brautnacht, die Braut ſtirbt, der Alte ſtößt ſich den Dolch ins Herz.

Eine ganze Reihe von Renés iſt dieſen beiden erſtern gefolgt: Rudolfo der Ezzelin, Gennaro Borgia, Ruy Blas: immer derſelbe finſtre glühende Blick, daſſelbe bittre Zucken der Lippen. Wer ſich für dergleichen intereſſirt, geht doch lieber gleich an die Quelle, und hält ſich an René oder den Giaur; Victor Hugo giebt nur Variationen auf das bekannte Thema, eine eigne Melodie hat er nicht erfunden.

Die zweite Charaktermaske iſt uns ſchon in Ruy Gomez begegnet: der alte Baron der Feudalzeit, der Typus des romantiſchen Katechismus: Loyalität, Unabhängigkeit, Ehre, Gaſtfreundſchaft, Adelſtolz u. ſ. w. Mitten in einer wüſten Orgie öffnet ſich eine Flügelthür, in derſelben ſteht ein hoher Greis mit weißem Bart, einem ungeheuern Degen, und wenn es irgend möglich iſt, dem goldnen Vließ oder wenigſtens einem nicht viel geringern Orden auf der Bruſt. Er betrachtet eine Weile mit nachdrücklichem Schweigen das liederliche Treiben der jungen Hofleute, und ſagt dann mit hohler Stimme: Zu meinen Zeiten war es ganz anders. — Dann beſchreibt er jene Zeiten in einem ziemlich langen Vortrag und entfernt ſich ebenſo gravitätiſch, als er gekommen war. So der Burggraf Hiob, der alte Marquis von Nangis am Hof Richelieu's, Ruy Gomez unter dem liederlichen Gefolge König Karl's, St. Vallier unter den Roués Franz des Erſten, Ormond den ausſchweifenden Cavalieren gegenüber. Ein paarmal hat ſich der polternde Alte, oder der Dottore, wie wir es nehmen, geradezu als Tyrann coſtumirt; aber die Perücke bleibt. „Ich bin ein fürchterlicher Menſch. Ich kann hinrichten laſſen, wen ich will, und thue es auch gern. Ich gehöre zum Geſchlecht der

Malipieri, von dem ein Jeder Jemand haben muß, den er haßt. Ich nun haſſe meine Frau. Ich will ſie daher umbringen" u. ſ. w. Noch dazu wird der gute Alte jedesmal dupirt, denn in den Situationen findet ſich dieſelbe Einförmigkeit wie in den Figuren.

Die dritte Charaktermaske iſt der Diplomat aus Scribe's Schule, der Maſchiniſt. Ein kaltes, herzloſes Geſchöpf, das die verborgenen Fäden der Intrigue in ſeinen Händen hält, und die Leidenſchaften, an denen Andre ſich verzehren, zu einem raffinirten Spiel ſeiner ſelbſtiſchen Intereſſen verwendet. Sein Auftreten iſt in der Regel dieſes. Der erſte Liebhaber iſt im Begriff, einen Monolog zu halten, worin er ſich über ſeinen Weltſchmerz ausläßt, da klopft ihm Jemand auf die Schulter. Er wendet ſich um, ein Mann ſteht hinter ihm, in einen dunkeln Mantel gehüllt, mit einem blaſſen, trocknen Geſicht, mit Augen, in denen man nichts leſen kann, und Zügen, die ſich nicht bewegen. Er fängt an: Sie heißen ſo und ſo, ſind geboren dann und dann, da und da; dann breitet er ſich über die Genealogie ſeines Helden aus, erzählt ihm und dem Publicum — die Scene ſpielt ſtets im erſten Act — auf das genaueſte ſeine Lebensgeſchichte und ſchließt damit: Jetzt wünſchen Sie das und das, ich will es Ihnen verſchaffen — es handelt ſich darum, in das Schlafgemach der regierenden Herzogin zu kommen, oder den Premierminiſter zu köpfen, oder die Geliebte zu einer Millionairin, Gräfin und dergl. zu machen — wollen Sie? — Freilich; aber was verlangen Sie dafür? — Nun folgt, je nachdem der Maſchkniſt gereizt iſt, die Antwort: einen kleinen Schlüſſel, oder 100,000 Scudi, oder den Kopf. Um ſo allwiſſend oder allmächtig zu ſein, wie dieſe Charaktermaske es erfordert, muß man entweder zur geheimen Polizei von Venedig gehören (Homodei), oder angeſtellter Bandit bei Lucrezia Borgia ſein (Gubetta), oder Creatur Richelieu's (Laffemas), oder ſehr reich (der Jude in Marie Tudor, der nur auftritt, um Fabiani's Lebensgeſchichte zu erzählen, und dann ſofort erdolcht wird), oder ein ſehr großer Diplomat (Simon Renard, Salluſte), oder ein einfacher Narr, der von den gewöhnlichen Leidenſchaften nicht bewegt wird, und daher ſehn kann, was der Verblendete nicht bemerkt (l'Angely).

Die letzte Charaktermaske iſt der Cavalier. Der Geſchmack der celtiſch-romaniſchen Ritterbücher hat ſich nicht verändert. Ebenſo bereit, in jedem Augenblick mit einem Dutzend Rieſen oder Philiſtern die Klinge zu meſſen, als in verzweiflungsvollen Attituden zu den Füßen einer ſpröden Marquiſe ſich zu bewegen, wenn es aber zu lange dauert, mit

dem ersten besten Ersatz vorlieb zu nehmen; dem Dienst der Schönen geweiht mit jener Galanterie, die neun Zehntel Esprit mit einem kleinen Zehntel Liebe verbindet; rasch auflodernd in Zorn und bei dem ersten Witz alle Bitterkeit aus dem Herzen werfend; sehr viel Schulden und sehr viel Ahnen; ein Pair dem Monarchen gegenüber und ein guter Gesell in jeder Trinkstube — das sind die Eigenschaften des Edelmanns, wie wir sie in Froissard, in Calderon, in sämmtlichen Memoiren seit den Zeiten Ludwig's XIV., in neuerer Zeit in den Garnisonsabenteuern von Alex. Dumas mit immer gleicher Sicherheit gezeichnet finden. Die Stichworte sind so genau gegeben, wie bei Probstein im Ardennerwald; der Canon der Liederlichkeit ist fest wie die Convenienz des Ritterthums. Es kommt nur darauf an, wer erfinderischer und liebenswürdiger im Lügen ist. Victor Hugo merkt man es an, daß ihm die Jagdgeschichten nicht natürlich fließen; er ersetzt die fehlende epische Ader durch epigrammatische Pointen.

Victor Hugo sieht seine Figuren nicht in ihrer Totalität, sondern in einer bestimmten theatralischen Situation, sie werden durch den Effect bedingt. Lucrezia ist mit geringen Modificationen in eine Oper verwandelt worden, und fast jede seiner Tragödien ließe eine derartige Behandlung zu: die Monologe sind Arien, die Dialoge Duette, und was die Handlung betrifft, so spielt der Maschinist die Hauptrolle.

Schiller's Carl Moor, Fiesco, Muley Hassan, Piccolomini, drängen sich mehr als wünschenswerth zwischen seine eignen Erfindungen, aber die Substanz seiner Poesie ist die religiöse und sociale Weltanschauung Calderon's: nur daß er die gläubige Naivetät des spanischen Dichters durch die pragmatische Reflexion eines ungläubigen Skeptikers ersetzt. Seine Stücke sehn zuweilen so aus, als wären sie aus der Verwunderung über die seltsamen Gestalten Calderon's hervorgegangen, die er sich von dem entfernten Standpunkt seiner Bildung durch grelle Farben und bizarre Perspectiven deutlich zu machen suchte.

Er sucht die Eingebungen seiner Caprice nachträglich durch die Theorie zu rechtfertigen. „Hernani", sagt er in der Vorrede, „ist nur der erste Stein zu einem Bau, der schon ganz ausgeführt in dem Kopf seines Urhebers lebt, dessen Totalität aber erst jenem Werk einigen Werth verleihen kann." „Der Dichter fragt sich bei jedem Werk mit Strenge und Sammlung nach der philosophischen Bedeutung desselben, denn er fühlt sich verantwortlich, er will nicht, daß eines Tages das Volk von ihm

Rechenschaft fordere für das, was er es gelehrt. Die Seelen sind ihm anvertraut. Die Menge darf nicht aus dem Theater gehen, ohne irgend eine ernsthafte und tiefe Moral mitzunehmen .... Das Drama, wie er es sich denkt, darf sich mit Allem befassen, ohne Furcht, sich zu beschmutzen. Flößt überall eine Idee der Tugend und der Barmherzigkeit ein, und es giebt nichts Häßliches und Abstoßendes mehr. Mit dem häßlichsten Gegenstand verknüpft einen religiösen Gedanken, und er wird heilig und rein. Hängt Gott an den Galgen, und ihr habt das Kreuz. — So oft er die Wunder und das Elend der Menschheit entfaltet, wird er auf die häßliche Nacktheit den Schleier einer tröstenden und ernsthaften Idee werfen. — Wenn er Marion de Lorme auf die Scene bringt, so reinigt er die Courtisane durch ein wenig Liebe: durch sie findet sie ihre Jungfräulichkeit wieder. — In den Saal des Festgelages stellt er den Sarg, den Refrain der Orgie unterbricht er durch Todtengesänge. — Nehmt die häßlichste Mißgestalt, gebt ihr eine Seele und legt in diese Seele das heiligste Gefühl des Menschen, die Vaterliebe und durch diese erhabene Empfindung verwandelt sich vor euern Augen die entartete Creatur." So reinigt in Lucrezia das mütterliche Gefühl die moralische Difformität, u. s. w.

Wie seine Darstellung am liebsten die physische Difformität aufsucht, so wendet sich sein Idealismus ausschließlich an die Ausnahmefälle. Sein Ideal liegt in der Verbindung des Grotesken mit dem Erhabenen, des tiefsten Lasters mit der höchsten Seelenreinheit: solche Combinationen stellt er nicht als Ausnahmefälle dar, sondern so soll es eigentlich immer sein, wenn man das Höchste des Lebens erreichen will. Nun ist zwar dieser Idealismus nur ein Aushängeschild für den Decorateur und Maschinisten, es kommt ihm nicht sowohl darauf an, die Liebe zwischen Didier und Marion, zwischen Phöbus und Esmeralda, zwischen Thisbe und Rodolphe, zwischen Gilbert und Jane als das normale Verhältniß darzustellen, als vielmehr durch die wunderlichen Verwicklungen, die sich daraus ergeben, die Neugier zu reizen; aber das eine wird durch das andre verwirrt, der Doctrinär drängt fortwährend den Darsteller zurück, und statt den einen Fall gründlich nach dem Gesetz des menschlichen Herzens zu analysiren, wird von einem allgemeinen Gesetz der menschlichen Natur declamirt, das sich in diesen wiederholten Wunderlichkeiten ausprägen soll. Durch diese Declamationen hat Victor Hugo nicht wenig dazu beigetragen, die sittlichen Begriffe der Franzosen vollständig zu verdrehn.

Victor Hugo's Dichtung ist, abgesehn von seinen reichen Kunstmitteln, die Dichtung der Phrase, d. h. die Verwandlung der Paradoxie in Gemeinplätze. Er ist nicht darauf ausgegangen, die Wahrheit des Lebens, sei es im Großen oder im Kleinen, zu ergründen, sondern durch überraschende Erscheinungen zu blenden; er hat sich nicht bemüht, seinen Geist durch unabläßig neue Prüfung und zusammenhängende Studien des Lebens und der Wissenschaft zur Ordnung und zur Reife zu bringen, sondern er hat immer nur auf neue Kunstmittel gedacht, um der Rolle, die er vor der Menschheit spielen wollte, kräftigere Farben zu geben, und darum ist er bis zu seinem hohen Alter geblieben, was er als Jüngling war, ein frivoler Abenteurer im Reich des Empfindens, Denkens und Dichtens.

Die alten Classiker: Arnault (63. J.), Etienne (51. J. — beide wurden wieder in der Academie zugelassen), Baour-Lormian und Jouy reichten 1829 eine förmliche Bittschrift gegen die Aufnahme der modernen Versuche im Théâtre français ein; Etienne schrieb eine Philippica gegen die Romantiker, für welche Malherbe noch nicht gekommen sei; auch Raynouard sprach sich sehr bitter über eine Schule aus, die unter allen Einheiten am meisten die sittliche verletze; ebenso Armand Carrel.

Den Romantikern kam nun wieder die Oper mit ihrem Costum und ihren Decorationen zu Hilfe: 3. August 1829 wurde Rossini's (37. J.) „Wilhelm Tell" aufgeführt, gleichzeitig Bellini's „Montecchi" und Auber's „Fra Diavolo": so machte sich das historische Genre auch im Singspiel geltend.

Oct. 1829 wurde der „Othello" wirklich gegeben, übersetzt von Alfred de Vigny (31. J.), der mit seinem Freunde Deschamps sehr eingehende Studien über Shakespeare gemacht. Obgleich in Alexandrinern, schloß sich die Uebertragung sehr genau dem Original an; das Publicum entsetzte sich namentlich über den Ausruf: mouchoir! eine der kühnsten Neuerungen, die je ein französischer Theaterdichter gewagt. Das Stück war unverkürzt, aber in zwei Theile zerlegt, die an zwei auf einander folgenden Abenden gegeben wurden.

Wenn V. Hugo in den Dramen das Uebergewicht dem Materialistischen giebt, so thut er es nicht weniger in der Lyrik. Die „Orientales" erscheinen gleichzeitig mit „Marion" und „Hernani"; sie wurden von der Schule als das Meisterstück der lyrischen Poesie gefeiert. Wenigstens charakterisiren sie die Richtung am genauesten. Schon in der Ein-

leitung verkündet der Dichter, daß in der Poesie nicht nur jeder Gegenstand Bürgerrecht hat, sondern auch jede Art der Empfindung und Vorstellung. Der Poet soll frei sein, möge er an Gott oder an die Götter, an Pluto oder an Satan glauben, oder auch an nichts. Das Gedicht soll einer mittelalterlichen Stadt gleichen, in welcher alle Trachten sich durcheinander drängten, alle Straßen sich labyrinthisch kreuzten. Bunt genug geht es denn auch in diesen „Orientalen" zu. — In einem Anfall gnädiger Laune sagt der Sultan zu seiner Favorite: „Habe ich denn deinetwegen, schöne Jüdin, nicht mein Serail hinlänglich entvölkert? laß doch die Uebrigen leben! muß denn auf jeden Schlag deines Fächers ein Schlag mit dem Beil folgen?" und sucht ihr Mitleid für die verschiedenen Racen rege zu machen, namentlich für die Negerin, qui comme une jeune tigresse, bondit rugissante d'amour; der Dichter versetzt sich in die Seele Ali Pascha's, in dem er einen zweiten Napoleon verehrt, er läßt die Zerstörung von Sodom und Gomorrha oder die Schlacht bei Navarin in vielfarbigem Feuerwerk vor unsrer Phantasie spielen, stimmt einen türkischen Marsch an, beschwört die Geister der Alhambra herauf, belauscht das Vorüberziehn der Djins in der Wüste Sahara mit erkünstelter Angst und in wechselnden Versmaßen; er folgt dem fliegenden Roß Mazeppa's durch die kosakische Steppe und vergleicht ihn mit dem an das Irdische angefesselten Genius, um doch auch einmal sentimental zu werden.

Die ältere französische Literatur hatte das allgemein Menschliche in den conventionellen Vorstellungen gesucht; die Romantik setzte diesen Convenienz das Recht des individuellen Empfindens entgegen, und da sie aus der Reflexion entsprang, so war sie genöthigt, nach Raritäten zu suchen; sie fragte sich, wie mag ein Dalai-Lama, ein Fakir, ein Mufti, ein Gespenst oder ein Kameel in dem oder jenem gegebenen Fall empfinden? und dies Problem dichtete sie nun zu einem Gemälde aus.

Reichthum und Gewandtheit der Formen ist in den „Orientalen" in einem Grade vorhanden, wie beide sonst die französische Poesie nicht kennt. Die wunderbarsten Verschlingungen der Strophen, die seltsamsten Reime, und doch überall Correctheit und Grazie. Aber die Bilder, Rhythmen und Reime dienen nicht einem poetischen Zweck, sie sind selbst Zweck; die Wucht des Tonfalls verschlingt die Gedanken wie die Empfindung; wir bewundern die Sicherheit dieser chromatischen Tonleitern, aber wir hören keine Melodie. Die Draperie, der Seidenstoff, die Landschaft, die

Farbe im Allgemeinen zeugen von einer Meisterhand, aber wir sehen keine Augen, aus denen eine Seele strahlt.

Ungefähr um dieselbe Zeit, da die „Orientalen" erschienen, kehrte Lamartine (38 J.) aus Italien zurück und gab gleich darauf die „Harmonies poëtiques et religieuses" heraus. Der Gegensatz zwischen den beiden Schulen der Lyrik trat nun recht lebhaft hervor.

Die Sprache Victor Hugo's und seiner Schüler ging aufs Imitative. Er bemühte sich, an Stelle der academischen Umschreibungen das nackte und derbe Wort zu setzen, dem Vers eine freie Bewegung und Mannigfaltigkeit der Modulationen zu geben.

Von diesem Realismus ist Lamartine weit entfernt. Sein Vers fließt in derselben Art wie der altfranzösische, nur noch weicher und gefälliger, und wenn er gewisse Ausdrücke des Wörterbuchs, namentlich solche, die sich auf den Schmerz beziehn, häufiger anwendet, als es früher geschah, und in der Construction eine Nachlässigkeit zeigt, die den Classiker verstimmen würde, so geht er über den anerkannten Umfang des academischen Sprachschatzes nicht hinaus.

Damit hängt ein sachlicher Gegensatz zusammen. Victor Hugo hält es für die Aufgabe nicht blos der dramatischen, sondern auch der lyrischen Poesie, paradoxe Figuren, Empfindungen und Gedanken darzustellen, Figuren, die außerhalb des Herkommens stehn; Masken, die den Leser durch ihr fremdartiges Aussehn in Verwirrung setzen, aber ihn weder belehren, noch zu positivem Mitgefühl veranlassen wollen.

Ganz im Gegentheil ist Lamartine's Streben überall auf Humanität gerichtet. Er faßt Humanität anders als seine Vorgänger, die sie hauptsächlich in der Aufklärung und Bildung des Verstandes suchten, er will das Gefühl cultiviren und es zu reicherm Mitleid erziehn; aber im Allgemeine ist sein Streben ebenso gerichtet wie das der Classiker, und das Individuelle schroff und gewissermaßen eckig festzuhalten, ist weder sein Talent noch seine Neigung.

Weit kenntlicher als die „Meditationen" tragen die „Harmonieen" den Charakter der Improvisation. Die Zahl der Worte geht sehr bedenklich über die Zahl der Gedanken heraus; sie strömen Lamartine in reicher Fülle zu, und meist klingen sie gut; aber sie sagen wenig. Diesmal ist es nicht das individuelle Liebesgefühl, sondern die Sehnsucht nach dem Unendlichen, die Liebe Gottes, die ihn begeistert. Aber die Höhe der

Gedanken erhebt sich kaum bis zu Tiedge's Urania, und die Stärke der religiösen Empfindung bleibt noch hinter Chateaubriand zurück.

„Es giebt Herzen, die durch den Kummer gebrochen, von der Welt verstoßen, sich in die Tiefe ihrer eignen Gedanken flüchten, in die Einsamkeit ihrer Seele, um zu weinen, zu harren, oder anzubeten; für sie ist diese einsame Muse. Die Welt hat ihrer nicht noth, sie hat ihre eignen Sorgen und ihre eignen Gedanken." Es sind Hymnen an Gott, Sehnsuchtsseufzer nach dem Unendlichen u. s. w. „Was sind deine Tempel, o Herr, enge für meine Seele! Stürzet ein, ihr ohnmächtigen Mauern, stürzet ein! laßt mich den Himmel sehn, den ihr mir entzieht! Aus Flammen, göttlicher Baumeister, sind deine Dome. Stürzet ein" u. s. w. — „Woher, mein Gott, dieser Friede, der mich einwiegt! woher dieser Glaube, von dem mein Herz überströmt? Ich, der noch zur Stunde ungewiß, aufgeregt, von den Fluthen des Zweifels nach allen Richtungen hingetragen, das Gute und Wahre in den Träumen der Weisen suchte, und den Frieden in Herzen, die von Stürmen widerhallten — kaum sind einige Tage über meine Stirn hingezogen, so scheint es mir, von jener Zeit durch eine unendliche Kluft getrennt, als ob ein neuer Mensch in mir aufgegangen sei. — Das kommt daher, weil ich aus der Stadt aufs Land gezogen bin." — In einer Ode werden die Christen „in den Tagen der Prüfung" aufgefordert, welcherlei Anfechtungen sie auch erleiden mögen, doch stets der Liebe eingedenk zu sein, die ihr Meister gelehrt hat: — „que l'homme, outrageant ce que notre âme adore, dans notre coeur brisé ne doit trouver encore que ce seul mot: Aimons!" — Empfindungen eines Kindes beim Erwachen; Versuche durch Häufung von Prädicaten dem höchsten Wesen gerecht zu werden; Andenken an die Todten und Vergleichung derselben mit den Herbstblättern; Betrachtungen über die Unermeßlichkeit des Himmels; eine Hymne an den Schmerz: „Triff noch einmal, wenn du einen Platz findest, triff! Dies blutende Herz dankt dir, indem es dich verabscheut! Obgleich meine Augen dir keine Thräne mehr geben können, so ist doch vielleicht in mir eine widerhallende Saite, die unter deinem Blick noch zucken kann, wie eine Schlange, die zertreten auf dem Wege liegt, deren Körper sich aber noch unter dem Fuß des Menschen windet, wenn dieser noch einmal seine fast schon gesättigte Wuth zusammenrafft und den Schmerz sucht, wo kein Leben mehr schlägt! Vielleicht ist in meinem zerrissnen Herzen noch ein Schrei, tiefer und unverhoffter, als den du irgend einer menschlichen Seele entlockt,

ſüße Muſik für den Haß! Suche! Ich überlaſſe mich deinem eiferſüchtigen Blick, denn mein Herz hat nichts mehr zu retten!"

Zuletzt treiben dieſe greulichen Diſſonanzen doch wieder, in Gott die Harmonie zu ſuchen. „Ach wenn ich doch Worte hätte, Bilder, Symbole, zu malen, was ich empfinde! wenn meine ſtammelnde Zunge Accente finden könnte, meinen Gedanken zu offenbaren!" — „Dein Name, Jehovah! allein tröſtet mich; er iſt das Echo, das meiner Seele antwortet." — Die Versmaße wechſeln mit den Empfindungen:

Pourquoi gémis-tu sans cesse?
O mon âme, réponds-moi!
D'où vient ce poids te tristesse
Qui pèse aujourd'hui sur toi? . . .

Et qu'est-ce que la terre? Une prison flottante,
Une demeure étroite, un navire, une tente
Que son Dieu dans l'espace a dressé pour un jour . . . .
Fange en palais pétrie, hélas! mais toujours fange,
Où tout est monotone et cependant tout change!

Es wird auch eine Hymne an den Engel der Erde geſungen, nach der Zerſtörung des Weltalls; es wird der Tod in ſchreckenvollen Bildern ausgemalt, aber dann kommt wieder der Refrain:

Mais pourquoi m'entraîner vers ces scènes passées?
Laissons le vent gémir et le flot murmurer;
Revenez, revenez, ô mes tristes pensées,
Je veux rêver et non pleurer!

Recht mitten in dieſen Gährungsproceß ſtellten ſich Sainte Beuve's „Poésies de Joseph Delorme". Der Charakter des Helden iſt aus der Schule der Renés, in ſeiner Selbſtzergliederung hebt er nicht nur die ſinnlichen Verirrungen hervor, ſondern die böſen und ſchwächlichen Gedanken, die ſich in den Tiefen ſeines Herzens verbergen. Auf entzückende Augenblicke der Trunkenheit und der Sehnſucht folgt immer die Ernüchterung, ja er ſieht dieſe mitten im Rauſch voraus, fühlt ſich einer bleibenden und hingebenden Liebe unfähig, und rächt ſich an beſſern Naturen für die Leere ſeines Herzens.

Joſeph Delorme beſchreibt ſeine Muſe folgendermaßen: Sie iſt nicht die glänzende Odaliske, nicht die vermeille (ein Lieblingsausdruck der

Schule) Péri, ſondern ein Mädchen im einſamen Holz, das den ganzen Tag alte Leinwand wäſcht. Während die ältere Schule die für die Poeſie brauchbaren Stoffe auf einen engen Kreis eingeſchränkt hatte, behnten die Romantiker das Bürgerrecht auf den Kamillenthee, das Pech und die alte Leinwand aus.

In den „Consolations“ führt Ste. Beuve dieſe Stimmungen weiter fort. An der Phantaſie des Dichters ziehn die Schattenbilder ſeiner frühern Geliebten vorüber, Lucile, Natalie, Emma u. ſ. w.: „que de fois pour toujours je me crus tout à vous!“ Aber das Gefühl ging immer vorüber, und er mußte traurig ausrufen: ich habe nicht geliebt! „Mon Dieu, fais que je puisse aimer!“ — Hauptgegenſtand der „Tröſtungen“ iſt die Poeſie ſelbſt. In „Michel Ange“ wird die religiöſe Wiedergeburt der Kunſt gefeiert, in „La vie nouvelle“ (Dante's Traum und Erwachen) die Kunſt, die ſich ſelbſt zum Zweck hat und die materiellen Intereſſen von ſich wirft. Eine ſanfte Myſtik — la mystérieuse semence de la rêverie — breitet ſich über dieſe poetiſchen Stimmungen. — Sämmtliche Helden der jungen Poeſie werden in warmen Oden beſungen. — Noch wirkſamer waren Ste. Beuve's literariſche Portraits: parteiiſch im Urtheil, aber friſch und warm in der Empfindung, und voll Geiſt.

Mérimée's hiſtoriſcher Roman „Chronique du règne Charles IX.“, 1829, gehört zu den intereſſanteſten Werken, die aus der Schule Walter Scott's hervorgegangen ſind. In der Vorrede erklärt er, man ſolle die Menſchen des 16. Jahrhunderts nicht nach unſern Ideen beurtheilen, es gebe keinen abſoluten Maßſtab der Moral, man müſſe ſich bei jeder Periode den Zuſtand der damaligen Sitten vor Augen halten, um über die Einzelnen Recht zu ſprechen. Die Bluthochzeit ſei ein Nationalaufſtand geweſen wie die Erhebung der ſpaniſchen Bauern von 1809. — Indeß ſtellt ſich bei der Ausführung die Sache anders, und wenn den Dichter bei ſeiner Reflexion die Neigung zur Paradoxie verwirrt, ſo bringt, wenn er ſchildert, ſein geſunder Menſchenverſtand die Sache wieder ins Gleiche. Die Mordnacht erſcheint nur als der dunkle Hintergrund einer originellen Liebesgeſchichte. Die leidenſchaftliche Diane de Turgis muß in dem Verhältniß zu dem jungen ſchüchternen Grafen von Mergy gewiſſermaßen die männliche Rolle übernehmen; die Situation ſtreift ans Komiſche, aber bei der Charakteriſtik jenes leidenſchaftlichen Weibes, in dem nach der ſittlichen Vorausſetzung jener Zeit ſinnliche Gluth,

zügellose Einbildungskraft und etwas katholische Bigotterie sich mit einander vermischen, werden wir durch die feinsten Beobachtungen überrascht. Alle Welt kennt in Meyerbeer's „Hugenotten" jene musikalisch am besten durchgeführte Scene, wo Raoul in dem Augenblick, da man seine Brüder umbringen will, sich von den Umarmungen seiner Geliebten abhalten läßt, sie zu warnen. Wenn man von dieser Scene nicht sagen kann, ob sie mehr empörend oder lächerlich ist, so lernt man sie aus ihrem Vorbild, aus dem Roman von Mérimée verstehn. Hier ist sie durch den innern Zusammenhang der Geschichte motivirt und der Ausgang ist meisterhaft. Diana sagt zu ihrem Geliebten, den sie bekehren will: „Si je pouvais sauver ton âme, tous mes péchés me seraient remis; tous ceux que nous avons commis ensemble, tous ceux que nous pourrons commettre encore, tout cela nous sera remis. Que dis-je? nos péchés auraient été l'instrument de notre salut!" — En parlant ainsi, elle le serrait dans ses bras de toute sa force, et la véhémence de l'enthousiasme qui l'animait en parlant, avait, dans sa situation, quelque chose de si comique, que Mergy *eut besoin de se contraindre pour ne pas éclater de rire.*" Es giebt keinen Zug, der die Eigenthümlichkeit des Dichters so scharf hervortreten ließe, als diese nachträgliche Ironie. Auch in diesem Liebesverhältniß zeigt sich, daß seine Natur besser ist, als seine Principien. Mehr als einmal betrachtet der Schüler Beyle's die Liebe als eine Krankheit, deren Symptome er mit der Genauigkeit eines Arztes zusammenstellt; aber während der weitern Ausführung geräth er in Feuer, und indem sich die Leidenschaft, die er darstellt, seiner eignen Phantasie bemächtigt, tritt der materialistische Grübler hinter dem Künstler zurück. — Ebenso ist es mit seiner Paradoxie, in der Ermordung der Protestanten einen Ausdruck des Nationalwillens zu finden; die gemeinen Motive der Einzelnen treten hervor, man unterscheidet, wie viel der Intrigue, wie viel dem persönlichen Haß, und wie viel dem Fanatismus beizumessen ist. Die Portraits des Königs und des Admirals, wenn auch nur in leichten Umrissen entworfen, sind vortrefflich; die feinsten Bemerkungen aber finden sich über den Katholicismus und dessen Doppelnatur, die heitere Sinnlichkeit und die Anlage zum Wahnsinn.

Sein Gesinnungsgenoß Delatouche (44 J.) schildert in „Fragoletta" die neapolitanischen Greuel von 1798; bei dem Bilde der wüsten Ausschweifungen, die sittlich gebrandmarkt werden sollen, verweilt der Dichter mit geheimem Behagen. Der Hautgout der Geschichte liegt in

der Natur des Helden, über die der Verfaſſer beſondre phyſiologiſche Studien angeſtellt zu haben behauptet. Eine längere Zeit wird man verwirrt: der Bruder liebt Camilla, die Schweſter Philipp; man ahnt, daß Camilla und Philipp eine Perſon ſind, endlich kommt es heraus: es iſt in der That eine Perſon, aber die beiden Leidenden ſind nicht betrogen, es iſt ein Hermaphrodit! — Solche Erfindungen, wie die Beyle's, waren doch nur für die happy few.

Gleichfalls eine Epiſode aus den Revolutionskriegen (1799), diesmal aus der Vendée, behandelt „le dernier Chouan“ von Balzac (30 J.), das erſte Werk, womit dieſer Dichter Glück machte, nachdem eine Reihe von Verſuchen geſcheitert waren. In der Lebensauffaſſung und Charakteriſtik iſt er Beyle's Schüler.

Beyle's „le rouge et le noir, chronique du dix-neuvième siècle“ gründet ſich auf eine wirkliche Criminalgeſchichte. Der Anfang iſt vortrefflich: die Schilderung der lächerlichen Ariſtokratie in den kleinen Städten. Aber bald beginnt die Caprice. Herr von Rênal, der Ariſtokrat jener kleinen Stadt, will für ſeine Kinder einen Hauslehrer halten. Ein Bauersſohn, Julien Sorel, wird dazu auserwählt. Noch ein halbes Kind, ſchüchtern und voll Thränen tritt er in das fremde Haus; Frau von Rênal nimmt ſich mütterlich ſeiner an. Aber das anſcheinende Kind iſt innerlich durch einen brennenden Ehrgeiz und eine wilde Eitelkeit bereits verdorben. Er hat ſeinem Leben ein „Geſetz“ entworfen; er will Glück machen und jede ſeiner Capricen durchſetzen. Unter Napoleon, den er heimlich anbetet, wäre er mit Freuden Soldat geworden; unter der Reſtauration wird er Prieſter, obgleich ausgeſprochener Atheiſt. Um ſich mächtige Verbindungen zu verſchaffen, will er die reiche und ſchöne Frau verführen. Er ſetzt ſich dazu einen beſtimmten Termin; wenn es ihm bis dahin nicht gelingt, will er ſich eine Kugel durch den Kopf jagen. Es gelingt ihm, der junge Tartuffe wendet die raffinirteſten Mittel an; Frau von Rênal, in welcher Beyle alles Zarte und Edle hat vereinigen wollen, deſſen ſeine Phantaſie fähig war, ergiebt ſich ihm. Aber die Sache wird öffentlich, Julien muß das Haus verlaſſen und tritt in ein Seminar. Hier werden nun mit grellen Farben die Mittel geſchildert, deren ſich die Congregation bedient, um in die jungen Seelen das Gift verderblicher Doctrinen einzuflößen. Als vollendeter Jeſuit kommt Julien in ein vornehmes Haus, wo ſich die erſte Geſellſchaft der Zeit zuſammenfindet, ſämmtliche Perſonen wegen ihrer Thaten wie wegen ihrer Ideen des Gal-

gens würdig. Julien verführt die Tochter des Hauſes, die ſtolze Mathilde, die ihn aber nachher als einen Lakaien behandelt, mit dem man ſich vergeſſen hat. Endlich gelingt es ihm, ſie zu beugen; er iſt im Begriff, ſie zu heirathen, als ein Brief von Frau von Rênal ankommt, der ſeine Vergangenheit enthüllt. Er reiſt ab und ſchießt Frau von Rênal in der Kirche nieder. Nun folgt der Proceß, die tolle Leidenſchaft der Frau von Rênal für ihren Mörder, die noch tollere Mathildens, die in das Gefängniß bringt und von ihm wie eine Dirne behandelt wird, endlich die Hinrichtung.

Mathilde raubt heimlich den abgeſchlagenen Kopf und bedeckt ihn mit wahnſinnigen Küſſen. Zuletzt hat man den Eindruck, als handle es ſich um eine poetiſche Rehabilitation des Schaffots. Kurz vor ſeinem Tode ſetzt Julien noch ſeine moraliſchen Anſichten auseinander. „Il n'y a point de droit naturel: ce mot n'est qu'une antique niaiserie. Il n'y a de droit que lorsqu'il y a une loi pour défendre de faire telle chose, sous peine de punition. Avant la loi, il n'y a de naturel que le besoin. Les gens qu'on honore ne sont que des fripons qui ont eu le bonheur de n'être pas pris en flagrant délit... Comment croire à ce grand nom Dieu, après l'abus effroyable qu'en font nos prêtres? Vivre isolé, quel tourment . . . Je deviens fou et injuste. Je n'ai pas vécu isolé sur la terre; j'avais la puissante idée du devoir. Le devoir que je m'étais prescrit a été comme le tronc d'un arbre solide auquel je m'appuyais pendant l'orage; je vacillais, j'étais agité. Après tout, je n'étais qu'un homme . . . mais je n'étais pas emporté." Das Seltſamſte iſt, daß dieſer liebenswürdige Charakter Beyle's Ideal ausdrückt.

Als eine wunderliche Satire gegen dieſes eudämoniſtiſch materialiſtiſche „devoir", das als Motiv bei Beyle fortwährend wiederkehrt, trat „l'âne mort et la femme guillotinée" auf, mit augenſcheinlicher Anſpielung auf die bekannte Epiſode im „Sentimental Journey": wunderlich, weil die Satire lediglich in einer noch tolleren Uebertreibung der verſpotteten Schauerſtücke beſteht. — In einer andern Novelle deſſelben Verfaſſers wird ein deutſcher Prinz auf einem Pariſer Opernball von den Reizen einer Maske gerührt, die ihm nachher entſchlüpft: von da an iſt ſein „devoir", dieſe unvollkommene Empfindung zu vervollſtändigen: er hat nämlich einmal geſehn, wie ein Cretin ſich auf einem Miſthaufen wälzte, und das hat ihm die

Idee einer „vervollständigten Empfindung“ gegeben. Als Episode tritt die ganze französische Revolution auf.

Der Verfasser, Jules Janin (25 J.), von jüdischer Herkunft, fing schon damals an, durch den sprudelnden Witz seiner Feuilletons, der durch die Mischung von überschwänglicher Empfindung und Cynismus an Heine erinnert, Aufmerksamkeit zu erregen. Er trat für die öffentliche Moral gegen die Depravation des Zeitalters, für die Kunst gegen die industrielle Richtung der Literatur in die Schranken: aber im Grund behandelte er Tugend und Rührung nur als Mittel zum Effect. Ein Artikel in der „Quotidienne“ über den 21. Januar bewegte die Herzogin von Angouleme, die Tochter des Märtyrers, so tief, daß sie den jungen Schriftsteller kommen ließ und ihm erklärte, er könne sich rühmen, ihr viele Thränen entlockt zu haben. Sie glaubte einen glühenden Anhänger des Königthums vor sich zu sehn, für den eine solche Erklärung ausreichen mußte, das ganze Leben mit einem stolzen Bewußtsein zu durchdringen: Janin hatte freilich etwas Andres erwartet.

In dieser Zeit schrieb er in die Revue de Paris eine Reihe kleiner Bilder im Geschmack Hoffmann's: „Contes fantastiques“. Der Deutsche findet mit Verwunderung die sämmtlichen Figuren Hoffmann's wieder. Janin ist gegen sein Vorbild keineswegs undankbar; er nimmt keinen Anstand, ihn mit Homer zusammenzustellen. In der Regel enthalten diese phantastischen Geschichten nur die Ausarbeitung einer Stimmung oder die Sammlung zerstreuter Züge von einem seltsamen Charakter. Am scheußlichsten ist eine Erzählung: „Elle se vend en détail“, wie ein junges Mädchen durch Armuth dahin getrieben wird, erst ihre Haare zu verkaufen, dann ihre Zähne, sich Blut abzapfen zu lassen zur Uebung eines ungeschickten Chirurgen u. s. w., bis zuletzt nichts von ihr übrig bleibt. Indeß gehören diese kleinen Bilder doch zu dem Besten, was Janin geschrieben hat; namentlich diejenigen, in welchen er einfach erzählt oder wo er seinem Uebermuth freien Lauf läßt, z. B. das Manifest der jungen Literatur, in dem er gegen die Gravität der neuen Schule für die sogenannte Littérature facile in die Schranken tritt. Zu den besten unter seinen Erzählungen gehören diejenigen, die im 18. Jahrhundert spielen. Man hatte den Charakter dieser Zeit über der Revolution fast ganz vergessen, Janin hat ihn gewissermaßen neu entdeckt. Er hat die gepuderten Marquisen jener Zeit freilich mit noch mehr Moschus und Schönpflästerchen ausgestattet, als man in der Wirklichkeit antraf.

Eine neue Novelle „La confession“ fängt mit einer Hochzeit an. Die Neuvermählte, die am Hochzeitabend viel getanzt hat, ist sehr schläfrig, und vergebens sucht der Gemahl ihr Zeichen der Empfindung zu entlocken. In der Wuth darüber erdrosselt er sie. Man glaubt, sie sei vom Schlage gerührt; nur ein alter Jesuit übersieht das richtige Verhältniß, aber ohne sich etwas merken zu lassen. Der junge Herr, wenn auch etwas von Gewissensbissen gequält, lebt im Uebrigen in seinen frivolen Genüssen fort, bis er endlich die innere Nothwendigkeit empfindet, trotz seiner atheistischen Gesinnung, zu beichten und die Absolution zu empfangen. Dazu braucht er aber einen recht tüchtigen Beichtvater, und er glaubt, solchen in jenem alten Jesuiten gefunden zu haben. Da dieser schwer zu haben ist, wendet er sich an ein Mädchen, mit dem der Jesuit in irgend einem Verhältniß steht, und um sie zu gewinnen, verführt er sie. Der Jesuit kommt und fängt nun an, ihm eine fulminante Strafpredigt zu halten. Zuerst wird der Mord besprochen, sehr bald aber ergiebt es sich, daß dieser eine Nebensache ist, gegen das Grundübel, die irreligiöse Gesinnung. Kurz, unser Held wird vollständig bekehrt, er sieht ein, daß man seinen Verstand gefangen nehmen muß, um zur Gnade zu gelangen, wird Bischof und lebt im resignirten Genuß gastrischer Freuden bis an sein seliges Ende.

Das ist Satire, es fehlt aber auch nicht an ernstgemeinten Darstellungen der Bekehrung. Ein merkwürdiges Zeichen der Zeit ist der Roman „Césaire“. Der Verfasser, Alex. Guiraud (41 J.), hatte mit allerhand Versuchen debutirt und war durch Gunst auch in die Academie gekommen. Mehr und mehr vertiefte er sich in die neukatholische Richtung und meinte einzusehn, daß die Beschäftigung mit dem Theater sündhaft sei. Um Buße zu thun, schrieb er jenen christlichen Roman, mit dem er für die Poesie eine neue Bahn gebrochen zu haben glaubte. Er nannte das Werk auf dem Titel Une révélation: es sollte die geheimen Leiden des Priesterstandes enthüllen. Césaire, ein junger Priester in Catalonien, wird von einer heftigen Leidenschaft zu der Novize eines Carmeliterklosters ergriffen. Um diese Leidenschaft zu bekämpfen, sucht er die Einsamkeit, aber auf Befehl seiner Obern muß er in eben jenem Kloster einer Sterbenden die letzte Absolution ertheilen. Es ist natürlich seine Geliebte, die ihm in der Beichte ihre Liebe eingesteht. Er giebt ihr Kraft, allen irdischen Banden zu entsagen, empfängt ihre letzten Seufzer und verfällt in eine schwere Krankheit. Nach der Genesung begiebt er sich auf ein Schiff, welches Galeerensclaven nach Ceuta bringt, als Almosenier, erweckt die ge-

fangenen Verbrecher zum Chriſtenthum und ſtirbt endlich am gelben Fieber. Die ganze Geſchichte iſt lediglich der Rahmen, in welchen eine Reihe von Abhandlungen über das Gebet, über die Inquiſition, über die Keuſchheit, über den Liberalismus, über Pythagoras, Moſes und Leibnitz eingewebt ſind.

XII.

Man verſteht die ſchnell eintretenden Kataſtrophen der franzöſiſchen Zuſtände erſt, wenn man die Stimmungen und Geſinnungen durchforſcht, die ſie nicht gerade herbeiführten, aber ihnen entgegenkamen. Bei einem ſo elaſtiſchen Volk wie die Franzoſen muß der Zunder gerade in einem beſtimmten Augenblick aufgehäuft ſein, daß der elektriſche Strahl ihn trifft.

Die innere Unruhe hatte ſich aller Claſſen der Geſellſchaft bemächtigt. Im „Progrès de la révolution et de la guerre contre l'église“ 1829 ſagt Lamennais (47 J.) in faſt prophetiſchen Worten die kommende Revolution voraus; aber warum? weil das halbliberale Miniſterium Martignac allen ſubverſiven Richtungen Vorſchub leiſtet und die Jeſuiten und alle treuen Anhänger der Kirche verfolgt. Alle feſten Formen werden untergraben. „Les doctrines religieuses, les lois et les institutions qu'elles avaient consacrées, formaient comme un vaste édifice, demeure commune de la grande famille européenne. On a mis le feu à cet édifice. Les peuples s'entre-regardent à la lueur de l'incendie, et, agités d'un sentiment inconnu, attendent avec anxiété un avenir plus inconnu encore.“ — Freilich kann das den Gläubigen nicht erſchüttern. „Es kommt die Zeit, wo denen, die im Dunkel ſind, geſagt wird: ſieh da das Licht! und ſie werden ſich erheben und den Blick auf dieſen göttlichen Glanz gerichtet in Reue und Staunen ſich niederwerfen und freudevoll denjenigen anbeten, der alle Unordnung herſtellt, alle Wahrheit offenbart, alle Herzen befriedigt: oriens ex alto!“

An dies Werk ſchloſſen ſich (1829) die „Considérations sur le dogme générateur de la piété catholique“ von ſeinem Schüler und Freund, dem Abbé Gerbet (31 J.), aus dem Jura gebürtig, Profeſſor an der Sorbonne: er hatte als Journaliſt lebhaft, aber anſtändig, den „Globe“ bekämpft. Er ſucht in den Syſtemen von Confucius und Zoroaſter den Zuſammenhang mit dem Chriſtenthum nachzuweiſen, und dieſes hauptſächlich dem Gefühl verſtändlich zu machen. Das Chriſtenthum iſt nach ihm ein großes Almoſen für das menſchliche Elend, und ſeine

Hauptwirkung in der Geſchichte die, daß es der Furcht die Herrſchaft des Herzens nahm und ſie der Liebe übertrug.

Ein Baron Eckſtein (39 J.), ein getaufter däniſcher Jude, ſuchte im „Catholique“ ein Centralorgan für die europäiſche Propaganda des Ultramontanismus zu ſchaffen: er vindicirte die bekannteſten deutſchen Schriftſteller um einzelner Aeußerungen willen der katholiſchen Kirche.

Wühlten ſo von der einen Seite die Jeſuiten, ſo waren von der andern die Bonapartiſten nicht minder geſchäftig. Barthelemy und Mery ſchrieben das Gedicht „le fils de l'homme: Waterloo au général Bourmont“. Beranger, im Gefängniß, dichtete eine Reihe wüthender Pamphlete; vom Schulmeiſter Dionys: „Maître d'école, au moins il prime; son bon plaisir fait et défait des lois. Il règne encor, car il opprime. Jamait l'exil n'a corrigé les rois.“ Ferner vom alten Corporal, der erſchoſſen wird, weil er ſich an einem jungen adligen Officier vergriffen hat. „Puis, moi, j'ai servi le grand homme . . . J'ai gagné la croix à ces guerres, où nous bousculions tous les rois. Ce que c'est pourtant que la gloire!“ — Eine begeiſterte Lobrede auf die Schleichhändler: „le peuple est partout de nos amis!“ — „Les douaniers sont en nombre, mais le plomb n'est pas cher; et l'on sait que dans l'ombre nos balles verront clair.“ „Château, maison, cabane, nous sont ouverts partout: si la loi nous condamne, le peuple nous absout.“ — „On nous chante dans nos campagnes, nous, dont le fusil redouté, en frappant l'echo des montagnes peut reveiller la liberté. Quand tombe la patrie sous des voisins altiers, mourante elle s'écrie: à moi, contrebandiers!“ — Endlich, zur Feier des 14. Juli:

Pour un captif, souvenir plein de charmes!
J'étais bien jeune; on criait: vengeons-nous!
A la Bastille! aux armes! vite, aux armes!
Marchands, bourgeois, artisans couraient tous.
Je vois pâlir et mère et femme et fille;
Le canon gronde aux rappels du tambour.
Victoire au peuple! il a pris la Bastille!
Un beau soleil a fêté ce grand jour. . . .

O Liberté! ma voix qu'on veut proscrire
Redit ta gloire aux murs de ce séjour.
A mes barreaux l'aurore vient sourire,
Un beau soleil fête encor ce grand jour.

Nur wenige Tage ſpäter kehrte Fürſt Polignac, der Liebling des Königs und Vertraute ſeiner geheimen Plane, aus London nach Paris zurück, mit der Ueberzeugung, daß es leicht ſei, mit dem Liberalismus fertig zu werden: er glaubte feſt an die Güte ſeiner Sache, und hielt es für unnöthig, auf die Mittel ernſtlich Bedacht zu nehmen.

Trotz der liberalen Richtung des Miniſteriums Martignac hatten die Kammern, nach ſchlecht franzöſiſcher Sitte, ihm heftig opponirt. 31. Juli 1829 wurden ſie aufgelöſt, acht Tage ſpäter erfuhr das Miniſterium zur größten Ueberraſchung, daß es aufgehört habe zu beſtehn. Fürſt Polignac trat 8. Auguſt an die Spitze des neuen Cabinets, das aus den leidenſchaftlichſten Feinden der Verfaſſung zuſammengeſetzt war. Alle Welt wußte, daß die entſcheidende Kriſis gekommen war.

Chateaubriand, bisher Botſchafter in Rom, reichte ſeine Entlaſſung ein; Graf Montloſier (74 J.) ſchrieb „de la crise présente et de celle qui se prépare“ Worte, die faſt prophetiſch klangen. In den „Mystères de la vie humaine“ hatte er kurz vorher ſeine Weltanſchauung ausgemalt.

Die liberale Oppoſition — Thiers, Mignet und Arm. Carrel gründeten Jan. 1830 gegen das neue Miniſterium den „National“. — Als Thiers ſeine Geſchichte vollendet hatte, waren ihm durch ſeine geographiſch-ſtrategiſchen Studien die Bodenverhältniſſe Europas ſo nahe getreten, daß er beſchloß, auf Grundlage derſelben eine allgemeine Culturgeſchichte zu ſchreiben. Er machte zu dieſem Zweck ernſthafte mathematiſche und aſtronomiſche Studien und unterhandelte mit dem Miniſterium Martignac über den Plan, den Capitain Laplace auf ſeiner Weltumſeglung zu begleiten. Schon war er im Begriff, unter Segel zu gehn, als das Miniſterium fiel. „Jetzt handelt es ſich nicht darum“, ſagte er, „wiſſenſchaftliche Studien zu treiben, wir wollen bleiben und kämpfen.“ Der National war beſtimmt, die Dynaſtie zu ſtürzen, nicht um eine Republik einzurichten, ſondern mit Hinblick auf die Familie Orleans. Thiers war mittlerweile durch ſeinen Antheil am Constitutionnel ein reicher Mann geworden, es konnte ihm nicht daran liegen, den Jacobinern zur Herrſchaft zu verhelfen. Jene Abſicht wurde mit einer unerhörten Conſequenz verfolgt. Die Taktik beſtand einmal darin, alle Conſequenzen der Charte zu ziehn und die Regierung in ein Netz beſchränkender Bedingungen zu verſtricken, aus denen ſie, wie man mit Beſtimmtheit vorausſah, ſich durch einen Staatsſtreich würde befreien wollen, ſodann in der beſtändigen

Wiederholung der Parallele von 1648 und 1688. Im Uebrigen war die Polemik ſo perfid als möglich. Jede Handlung des Miniſteriums, auch die verſtändigſte, wurde als ein unfehlbarer Schritt zum Ruin des Vaterlandes bezeichnet.

Dieſe Stimmungen hatten ſich in ſehr conſervative Kreiſe verbreitet; Guizot ſelbſt bekennt ſpäter: „Nous avions l'esprit plein de la révolution de 1688 en Angleterre, de son succès, du beau et libre gouvernement qu'elle a fondé . . . Nous ressentions l'ambition et l'espérance d'accomplir une oeuvre semblable, d'assurer la grandeur avec la liberté de notre patrie, et de grandir nous mêmes dans la poursuite de ce dessein . . . Nous étions trop préoccupés des vues de notre esprit et trop peu de l'état rèel des faits autour de nous. Il y avait en 1688, dans la constitution de la société et dans l'état des esprits en Angleterre, des moyens de gouvernement et des points d'arrêt sur la pente des révolutions que la société française ne possède pas aujourd'hui. Ce ne fut point d'ailleurs contre un acte soudain et isolé, comme les ordonnances de juillet, que se souleva la nation anglaise: elle avait connu tous les excès et souffert tous les maux d'une tyrannie longue, cruelle, variée . . . Nous n'avions pour la révolution ni des causes aussi profondes, ni d'aussi variés appuis. Nous ne nous délivrions pas d'une intolérable tyrannie; toutes les classes de la nation n'étaient pas ralliées dans la résistance par une commune oppression. Nous tentions une entreprise bien plus grande avec des forces bien moindres et bien moins capables de le soutenir énergiquement, soit de la contenir dans les limites du droit et du bons sens.

Arm. Carrel hatte im „National“ zunächſt die literariſche Kritik: er ſprach ſich als entſchiedner Gegner der Romantik und als Anhänger der Dichter des 17. Jahrhunderts aus. Bei Gelegenheit ſpricht er mit Feuer von der Größe des Kaiſerreichs, ſeinem Glanz und den Wohlthaten, die es Frankreich erwieſen. Seinen Gegnern war er nicht blos durch ſeine Sarcasmen gefährlich, er war jeden Augenblick mit dem Degen bei der Hand.

Dieſe leidenſchaftliche Richtung auf die Politik gab der Journaliſtik eine ganz andere Farbe; am fühlbarſten machte ſie ſich im „Globe“. Thierry war nicht zufrieden damit: „Je suis contrarié“, ſchreibt er Febr. 1830 an Guizot, „d'y trouver cette polémique de tous les jours. On

se recueillait autrefois pour le lire, et maintenant cela n'est plus possible; l'attention est distraite et partagée." Bei der Gelegenheit giebt Guizot eine gute Charakteriſtik des alten „Globe": „En philosophie le spiritualisme, en histoire une curiosité intelligente, impartiale et même sympathique pour les temps anciens et les divers états des sociétés humaines, en littérature le goût de la nouveauté, de la variété, de la libérté, de la vérité, même sous ses formes les plus étrangères et dans ses plus grossiers mélanges: c'était là leur drapeau. Ils le portaient en avant avec l'ardeur et l'orgueil de la jeunesse, prenant à leurs tentatives de réforme philosophique, historique, poétique, critique, ce plaisir à la fois personnel désintéressé qui est la plus douce récompense de l'activité intellectuelle, et s'en promettant, comme il arrive toujours, un trop vaste et trop facile succès." Als Fehler hebt er hervor, zunächſt das Coterieweſen, dann: „les idées développées dans le Globe manquaient de base fixe et de forte limite; la forme en était plus décidée que le fond; elles révélaient des esprits animés d'un beau mouvement, mais qui ne marchaient pas vers un but unique ni certain, et accesibles à un laisse-aller qui pouvait faire craindre qu'ils ne dérivassent quelque jour eux-mêmes vers les écueils qu'ils signalaient."

23. Januar 1830 wurde Guizot in die Kammer gewählt, gleichzeitig mit ihm Berryer. Allgemein rüſtete man ſich zum bevorſtehenden Kampf.

Karl X. ging in denſelben mit dem feſten Glauben an ſein gutes Recht, ohne alle ernſtliche Vorbereitung, er hatte keinen Begriff von der Gefahr ſeines Unternehmens. In ſeiner Natur lag nichts, was ihn zu ſeiner Rolle berechtigte. „Il manquait" ſagt Louis Blanc ſehr richtig. „tout-à-fait de décision; mais, ainsi que tous les esprits irrésolus, lorsqu'une fois il avait pris un parti, il voulait avec fougue, pour n'être pas obligé de vouloir longtemps."

Ebenſowenig hatte Polignac eine Ahnung von der Gefahr. 18. März wurde in der zweiten Kammer von 221 Deputirten eine Adreſſe an den König beſchloſſen: „Il se manifeste dans les esprits une vive inquiétude qui trouble la sécurité dont la France avait commencé à jouir, altère les sources de sa prospérité et pourrait, si elle se prolongeait, devenir funeste à son repos .. La Charte fait du concours permanent des vues politiques de votre gouvernement avec les voeux

de votre peuple la condition indispensable de la marche regulière des affaires publiques. Sire, notre loyauté nous condamne à vous dire que ce concours n'existe pas. Une défiance injuste des sentimens et de la raison de la France est aujourd'hui la pensée fondamentale de l'administration . . .“ Zu den eifrigſten Verfechtern dieſer Adreſſe gehörte Guizot; Polignac wohnte mit ſtummem Staunen der Debatte bei.

Der König fragte Royer Collard, den Präſidenten der Kammer, ob dieſelbe die Elemente zu einer compacten Majorität enthielte; dieſer verneinte es. „La chambre“, ſagte der König, „joue un gros jeu en s'attaquant à ma couronne.“ Sie wurde 19. März auf ſechs Monate vertagt.

In dieſen Tagen war Lamartine (40. J.) — der 1. April an Daru's Stelle in die Academie aufgenommen wurde — viel bei dem König und bei Polignac; er fühlte ſich überzeugt, daß keiner von beiden an einen Staatsſtreich denke: Polignac hatte andre Pläne: eine auswärtige Action ſollte die Aufmerkſamkeit der Franzoſen ablenken. 11. Mai ſchiffte ſich unter Bourmont die Flotte in Toulon ein, um die Algieriſchen Seeräuber zu züchtigen. Er verhandelte zugleich über ein Bündniß mit Rußland gegen England: Frankreich ſollte die Rheingrenze erwerben, Preußen durch Hannover entſchädigt werden. Die Diverſion verfehlte ihren Zweck, die geſammte liberale Preſſe erklärte ſich leidenſchaftlich gegen das Algieriſche Unternehmen.

13. Mai gab der Herzog von Orleans ein glänzendes Feſt, bei welchem die geſammte königliche Familie, anſcheinend in größter Eintracht, anweſend war. „Es iſt ein ganz neapolitaniſches Feſt!“ ſagte Salvandy zum Herzog: „wir tanzen auf einem Vulcan.“ „Ich glaube es auch“, erwiderte dieſer, „meine Warnungen ſind vergebens geweſen. Gott weiß, wo ſie in ſechs Monaten ſein werden! Aber das weiß ich: ich mit meiner Familie bleibe hier, wir wollen unſer Schickſal nicht von dem des Landes trennen. Das iſt mein feſter Entſchluß.“

Wer ſo deutlich die Dinge an ſich herankommen ſieht, der hat darauf ſpeculirt. Und das läßt ſich bei Louis Philipp nicht ableugnen: er hat, ohne ſich zu compromittiren, halb ſtillſchweigend, halb durch hingeworfene Aeußerungen, alles vorbereitet, damit die Ereigniſſe, wenn ſie kamen, zu ſeinen Gunſten ausſchlugen. Freilich war ſein Ehrgeiz und ſeine Herrſchſucht von kleiner Art: er wollte gern ſicher gehn und nichts wagen;

wenn er speculirte, so war es in der Art eines vorsichtigen Kaufmanns: ohnehin war das Palais Royal an Geschäfte gewöhnt, und die Bourgeoisie hatte Recht, sich dort zu Hause zu fühlen, während der alte „ritterliche" Adel durch die vulgären Manieren des hochgestellten Prinzen — freilich des Sohns von „Citoyen Egalité!" fortwährend geärgert wurde. — Seine Seele schwankte zwischen Besorgniß und Begierde; bald überwog das eine, bald das andre; wirkliche, warme Leidenschaft war nicht in ihm. — Dazu kam seine skeptische Gesinnung. Unter den Eindrücken der Revolution aufgewachsen, hielt er sie für eine fast unwiderstehliche Macht wie das Schicksal: er wollte ihr nicht zum Opfer fallen; wenn er sich einmal zum Widerstand entschloß, wurde er durch die Zweifel seiner eignen Gedanken beunruhigt und aus der Richtung gebracht. In der Religion war er Voltairianer, aber auch darin ohne Hitze.

Auch in der Literatur macht sich die herrschende Bewegung des öffentlichen Geistes geltend. „Mit der Schöpfung", sagt Michelet in der „Introduction à l'histoire universelle", „beginnt ein Krieg, der erst mit dem jüngsten Tag endet: des Menschen gegen die Natur, des Geistes gegen die Materie, der Freiheit gegen das Verhängniß. Die Geschichte ist nichts Andres, als der Bericht dieses unendlichen Streits." Eine entscheidende Krisis war das Christenthum. „Die andern orientalischen Religionen tauchten den Menschen in die Materie, sie hatten zum Symbol das Zeichen der Fortpflanzung. Das Christenthum umarmte den Geist, umarmte den Tod. Es nahm davon sein schreckliches Symbol. Das Leben, die Natur, die Materie, das Schicksal wurden geopfert. Das bis dahin vergötterte Fleisch wurde in seinen Tempeln mit den Zeichen der daran zehrenden Verwesung gebrandmarkt. Die Freiheit, nach Schmerzen lüstern, strömte ins Amphitheater, um den Tod mit Wollust zu genießen — Mit aufrichtigem Gemüth habe ich das hölzerne Kreuz geküßt, welches sich siegreich in der Mitte des Coliseums erhebt. Mit welcher Inbrunst mag die junge Christenheit es umarmt haben, im letzten Todeskampf unter Löwen und Leoparden! Noch heute, wie auch die Zukunft sich gestalten möge, ist dies von Tage zu Tage mehr vereinsamte Kreuz nicht noch immer die einzige Zuflucht für eine religiöse Seele? Der Altar hat seine Ehren verloren, aber sagt mir, hat sich an seiner Stelle ein neuer erhoben?" — Ueber die neue Zeit spricht sich Michelet ziemlich bitter aus. Die niederen Schichten des Volks sind gut in ihrem Kern, aber abhängig

vom Wucherer; die „Befreiung durch die Liebe“ weiß er nicht anders zu zeigen, als daß er ganz im Allgemeinen die Association empfiehlt.

Frankreich soll für sein Volk eine Religion, ein Dogma und eine Legende sein. Die Deutschen, noch mehr die Engländer kommen schlecht weg. „Diese Welt des Stolzes wird durch ihre eignen Widersprüche bestraft. Aus zwei feindlichen Principien zusammengesetzt, der Industrie und der Feudalität, stimmt sie nur in einem Punkt, dem Haschen nach Gewinn. Gold ist ihr zu Theil geworden wie Sand am Meer. Möge sie sich daran sättigen, wenn sie kann. Aber nein, sie will genießen und wissen, daß sie genießt, sie beschränkt sich in die enge Klugheit des Comforts. Aber mitten in dieser materiellen Welt tritt bald der Ekel ein. Dann ist Alles verloren, die Welt concentrirt sich im Menschen, der Mensch im Genuß der Wirklichkeit, und die Wirklichkeit fehlt ihm. Nicht Thränen, nicht weibisches Geschrei, sondern Flüche und Wuthgeheul erheben sich zum Himmel. Die Freiheit ohne Gott, der ruchlose Heroismus, in der Literatur die satanische Schule, angedeutet in dem bittern Zweifel Hamlet's, idealisirt sich in dem Satan des verlornen Paradieses. Sie ruft mit ihm: Uebel, sei mein Gut! Aber sie sinkt mit Byron in die Verzweiflung zurück. Bottomless perdition.“

Die Franzosen haben die Mission, die Repräsentanten der Menschheit zu werden. „Ihr Geist ist die Action, darum gehört ihnen die Welt.“ „Die Lust der Eroberung ist der Vorwand zu unsern Kriegen, und wir lassen uns selber davon täuschen. Der tiefere Grund liegt in unserm Proselytismus. Der Franzose will dem Besiegten seine Persönlichkeit aufprägen, nicht als die seinige, sondern als Typus des Guten und Schönen: das ist sein naiver Glaube. Er glaubt der Welt keinen größern Gewinn bereiten zu können, als wenn er ihr seine Ideen, seine Sitten und seine Moden überliefert. Mit dem Schwert wird er die andern Völker bekehren, und nach dem Kampf wird er ihnen auseinandersetzen, wie viel sie gewinnen, wenn sie Franzosen werden. Man lache nicht darüber: wer unablässig darnach trachtet, die Welt nach seinem Bild umzuformen, wird endlich sein Ziel erreichen.“ — So drücken auch Skeptiker, wenn sie vorurtheilsfrei sich aussprechen, den eigentlichen Kern der französischen Gesinnung aus.

Arago (44. J.) wurde 16. Juni beständiger Secretair der Academie der Wissenschaften; Cousin (38. J.) wurde in die Academie française aufgenommen, ebenso Aug. Thierry (35. J.). In der Vorrede zur

dritten Ausgabe seines Werks sagt der Letztere: „Fünfzehn Monate hindurch habe ich dieser Arbeit alle Stunden gewidmet, die mir der traurige Zustand meiner Gesundheit verstattete. Ich wage kaum zu hoffen, daß mir noch verstattet sein wird, eine neue Aufgabe zu unternehmen, aber so lange mir noch ein Hauch des Lebens bleibt, werde ich mich von diesen Studien nicht trennen. Sie waren in den Tagen der Kraft und der Jugend meine Leidenschaft, sie trösten mich jetzt in den Leiden eines zu früh eingetretenen Alters." In Folge seiner Studien hatte Thierry gänzlich die Sehkraft verloren.

Die Literatur konnte nicht zu Athem kommen, immer näher hörte man das Brausen des heranziehenden Sturms. 16. Mai wurde die Kammer aufgelöst; 13. Juni erließ der König seine Proclamation. 9. Juli traf die Nachricht von der Eroberung Algiers in Paris ein; sie fiel mitten in die Wahlaufregung; die Folge war ein Sinken der Rente.

Wie war in dieser Zeit die Stimmung des Volks? — Louis Blanc erzählt: „Tout entier au souvenir de celui qui fut l'Empereur, le peuple ne connaissait pas d'autre culte politique. Il lui était resté, des habitudes militaires de l'empire et de la licence des camps, un profond mépris pour les jésuites et le clergé. Les Bourbons, il les repoussait, mais seulement à cause du scandale de leur avènement, que son orgueil associait à toutes les humiliations de la patrie."

Die Liberalen der höhern Stände sehen mit äußerstem Mißtrauen auf diese Schicht der Bevölkerung; es ging sogar das Gerücht, der Hof wolle sie gegen die Bourgeoisie hetzen. Der National vom 22. Juli schreibt: „Quand on s'est mis en opposition avec l'esprit public dans un pays, quand on ne peut s'entendre ni avec les chambres qui le représentent légalement, ni avec les organes tout aussi légaux que lui fournit la presse, ni avec la magistrature indépendante qui relève de la loi seule: il faut bien trouver dans la nation une autre nation que celle qui lit les journaux, qui s'anime aux débats des chambres, qui dispose des capitaux, commande l'industrie et possède le sol. Il faut descendre dans ses couches inférieures de la population où l'on ne rencontre plus d'opinion, où se trouve à peine quelque discernement politique, et où fourmillent par milliers des êtres bons, droits, simples, mais faciles à tromper et à exaspérer, qui vivent au jour le jour, et luttant à toutes les

heures de leur vie contre le besoin, n'ont ni le temps, ni le repos de corps et de l'esprit nécessaire pour pouvoir songer quelquefois à la manière dont se gouvernent les affaires du pays. Voilà la nation dont il plairait à nos contre-révolutionnaires d'entourer la couronne. Et, en effet, c'est dans les bras de la populace qu'il faut se jeter quand on ne veut plus de lois." — Und der „National" war das radicalſte aller Oppoſitionsblätter!

Die Unſicherheit war groß auf beiden Seiten. — 25. Juli traten die Miniſter zuſammen und unterzeichneten die Ordonnanzen, die am folgenden Tag veröffentlicht wurden: Auflöſung der Kammer, ehe ſie noch zuſammengetreten war, Modification des Wahlgeſetzes, Suspenſion der Preßfreiheit. Die ſophiſtiſche Interpretation eines Artikels der Charte ſollte dieſen Bruch der Verfaſſung rechtfertigen. Mit grenzenloſem Leichtſinn ging man ans Werk, ſelbſt die militäriſchen Vorkehrungen waren ganz oberflächlich.

26. Juli. Leidenſchaftlicher Proteſt der Journaliſten: Baude, Thiers, Mignet, Carrel, Villemain u. ſ. w. In der Maſſe noch große Rathloſigkeit.

27. Juli. Abends wird die dreifarbige Fahne durch die Straßen von Paris getragen, die Marſeillaiſe geſungen. Wenn die Bourgeois riefen: vive la Charte! ſo war das der Menge, wie L. Blanc berichtet, gleichgültig: aber die Tricolore und die Marſeillaiſe verſtanden ſie. „Il y avait tout une histoire héroïque et touchante. C'était la France qui allait redevenir la première nation du monde; c'était l'épopée impériale qui allait recommencer; qui sait enfin? c'était l'empereur qui n'était pas mort."

28. Juli. Das Volk beginnt den Straßenkampf; im militäriſchen Commando Unentſchloſſenheit, aber ebenſo unter den Leitern der Bewegung: ſie ſind Tag und Nacht verſammelt, aber ihr Einfluß iſt gering; die Ereigniſſe rollen durch ihre eigne Schwere weiter.

29. Juli. Die politechniſche Schule ſtellt ſich an die Spitze des Aufſtands. Der Abfall vom Königthum nimmt bedenkliche Dimenſionen an. Jetzt gewinnen die bei Lafitte verſammelten Banquiers und die mit ihnen verbündeten Schriftſteller Einfluß. Lafayette übernimmt das Commando der Nationalgarde; das Stadthaus iſt wieder der Mittelpunkt der Inſurrection. Es kommen ſchon greuliche Scenen vor: „la grandeur du but", bekennt Louis Blanc, „peut seul absoudre ceux qui donnent

au peuple la soif du sang, car elle a quelque chose d'épidémique. La révolution de Juillet fut, même pour l'enfance, un encouragement à l'héroïsme, mais aussi une excitation à la cruauté." — Die Stadt iſt mit Barricaden erfüllt, die Truppen rücken ab.

Guizot erzählt: „La fermentation et la confusion croissaient d'heure en heure. C'était l'explosion de toutes les colères, de toutes les espérances, de tous les desseins et désirs politiques amassés depuis 16 ans." — „Les masses se livraient aux vieilles passions révolutionnaires, et les chefs cédaient à l'impulsion des masses." Am meiſten fürchtete er die Einrichtung der Republik: „nous n'aurions eu, sous ce nom, que le chaos révolutionnaire, un mélange d'anarchie et de tyrannie, un cauchemar continu de mouvements turbulents et vains, projets sur projets, mensonges sur mensonges, mécomptes sur mécomptes, et toutes les angoisses, tous les périls éclatant coup sur coup, après l'explosion de toutes les chimères et l'étalage de toutes les prétentions."

30. Juli wurde auch der Dichter Beranger durch Lafitte für die Candidatur Orleans gewonnen: Thiers verbreitet Flugblätter in dieſem Sinn. Die Anhänger dieſes Prinzen hatten den großen Vortheil, mit einer fertigen Regierung hervortreten zu können. Sie beſchloſſen, ſich im Palais législatif zu verſammeln: „ſehr klug", bemerkt L. Blanc: „le pouvoir n'a jamais plus de prestige que le lendemain des perturbations violentes et subites; car ce qui étonne et embarasse le plus les hommes rassemblés, c'est de se voir sans maîtres." Thiers übernahm, den Herzog zu beſtimmen; er fand ihn unentſchloſſen. Indeß traten die Kammern zuſammen: ſie vereinigten ſich vorerſt zu dem Entſchluß, ihn um Uebernahme der Statthalterſchaft zu bitten. Der Herzog ſchrieb einen ehrfurchtsvollen Brief an den König, in demſelben Augenblick, wo dieſer ſich auch in St. Cloud nicht mehr ſicher hielt und weiter floh.

31. Juli. Das Zögern des Herzogs wurde endlich beſchwichtigt durch einen lakoniſchen Rath von Talleyrand. Er kam nach Paris und erließ eine Proclamation. Zuletzt hatte Lafayette noch die ganze Macht in Händen; er fand keinen Entſchluß. Endlich ließ er ſich vom Herzog republikaniſche Inſtitutionen garantiren und trat zu ihm über.

1. Auguſt, in Rambouillet, ernannte König Karl X. den Herzog von Orleans zum Generalſtatthalter, „voulant mettre fin aux troubles

qui existent dans la capitale.“ 2. Auguſt dankte er zu Gunſten ſeines Enkels, Heinrich's V. ab, und beauftragte ſeinen Generalſtatthalter mit der Regentſchaft; dieſer hatte aber bereits ſich nach der andern Seite engagirt. 4. Auguſt entſchloß ſich Karl X. zur Abreiſe nach Cherbourg; noch glaubte er an die Treue ſeines Verwandten.

Durch Lafayette wurde dann auch die Nationalgarde umgeſtimmt die eigentlich republicaniſch geſinnt war und ihren Führer zum Präſidenten wollte. „Noblement désinteressé quoique très-préoccupé de lui-même“, erzählt Guizot, „et presque aussi inquiet de la responsabilité qu' amoureux de la popularité, M. de Lafayette se complaisait à traiter pour le peuple et au nom du peuple, bien plus qu'il n'aspirait à le gouverner . . . il voulait être le patron populaire du duc, non son rival.“ Immer eine Seltenheit! die Mehrzahl der ſiegreichen Liberalen ſtürzte ſich auf die fette Beute. Vorläufig theilten ſich die Doctrinairs und die Ideologen in die Geſchäfte. Der greiſe, blinde Philoſoph Deſtutt de Tracy hatte, auf den Stock geſtützt, auf den Barricaden geſtanden, in ſeinen Gefühlen noch immer ein Jüngling.

Als Guizot 6. Auguſt ſich in den Staatsrath begab, drückte ihm ein hervorragender Führer der jungen Republicaner ein Papier in die Hand, das er ſeiner ernſten Aufmerkſamkeit empfahl. Von dieſem Programm iſt namentlich die Schlußforderung bedeutungsvoll: „Qu'on marche hardiment vers le Rhin; qu'on y porte la frontière, et qu'on y continue par la guerre le mouvement national . . . ce sera rallier l'armée, la recruter, la retenir dans sa main, l'associer à la Révolution. Ce sera parler à l'Europe, l'avertir, l'entraîner. . . . A ce prix, nous républicains, nous engageons au service du Gouvernement nos personnes, nos capacités et nos forces, et nous repondons de la tranquittité intérieure.“ Das war der geheime Inſtinct der Bewegung. „Zur Seite des revolutionären Geiſtes“, bemerkt Guizot ſehr richtig „ging der kriegeriſche: se portant l'aveugle héritier à la fois de la Convention et de l'Empire, il arbora le double drapeau de l'esprit de propagande et de l'esprit de conquête.“ Dieſen Feldgeſchrei zu widerſtehn, war er feſt entſchloſſen.

Nach langen heftigen Debatten wählte 7. Auguſt die Kammer mit 219 Stimmen, allerdings ohne eine Spur von Recht, Ludwig Philipp zum König der Franzoſen; Berryer und Cormenin hatten am lebhafteſten proteſtirt. Eine Deputation, mit Lafitte an der Spitze,

theilte dem Erwählten den Beſchluß mit; er zeigte ſich an Lafayette's Arm der verſammelten Menge. 8. Auguſt proteſtirte Chateaubriand in der Pairskammer, freilich indem er den fallenden Thron mit Schmä überhäufte. „Jamais défense ne fut plus juste, plus héroïque qu celle du peuple de Paris. Il ne s'est point soulevé contre la lo mais pour la loi; tant qu'on a respecté le pacte social, le peupl est demeuré paisible. Mais lorsque après avoir menti jusqu'à l dernière heure, on a tout-à-coup sonné la servitude; quand la con spiration de la bêtise et de l'hypocrisie a soudainement éclaté quand une terreur de château organisée par des eunuques cru pouvoir remplacer la terreur de la république et le joug de fe de l'empire, alors ce peuple s'est armé de son intelligence et d son courage. . . Un siècle n'aurait pas autant mûri un peuple qu les trois derniers soleils qui viennent de briller sur la France.“ — „Inutile Cassandre, j'ai assez fatigué le trône et la pairie de m avertissements dédaignés. Il ne me reste qu'à m'asseoir sur l débris d'un naufrage que j'ai tant de fois prédit. Je reconnais à malheur toutes les sortes de puissances, excepté celle de me délie de mes serments de fidélité. Après tout ce que j'ai fait, dit écrit pour les Bourbons, je serais le dernier des misérables si les reniais au moment où, pour la troisième et dernière fois (ils s'acheminent vers l'exil.“

In den Memoiren ſetzte er hinzu: „la vieille société se meu Pour prendre le moindre intérêt à ce qui existe, je ne suis assez bonhomme ni assez charlatan, ni assez deçu par mes esp rances.“ — Mit ihm trat Bonald (76. J.) aus der Pairskammer auch Cormenin gab ſeine Entlaſſung ein: nach ihm hätten die Urver ſammlungen befragt werden ſollen.

9. Auguſt, im Hotel der Invaliden, vor den beiden Kammern, b ſchwor der neue König die Verfaſſung. „Voilà la meilleure des répu liques!“ ſagte Od. Barrot. Die Liberalen von reinem Waſſer bl beten ſich ein, ſie hätten ihn frei gewählt; die Doctrinärs wußten e beſſer: ſollte die Dynaſtie überhaupt verändert werden, ſo war jede Wal ausgeſchloſſen. Dieſe beiden Parteien hatten nun um die Herrſchaft Fran reichs zu ringen, das vorläufig ſteuerlos dem Unbekannten entgegentrieb.

Viertes Buch.

Die Literatur unter Ludwig Philipp.

I.

„Die Revolutionen", ſagte Royer-Collard zu ſeinen Wählern, „verkaufen theuer die verheißenen Wohlthaten; die Nachwelt wird darüber urtheilen, ob die unſre unvermeidlich war." — Noch heute wird es der „Nachwelt" ſchwer, ein endgültiges Urtheil zu ſprechen. — Daß ſie für Frankreich ein Unglück war, hat der Erfolg gezeigt: die Franzoſen haben die Probe nicht beſtanden, die Julitage waren nur der Anfang eines neuen Kreislaufs, der zu den alten Zuſtänden zurückführte. Unter der Reſtauration konnte man leben, trotz der Thorheiten, die ſie beging: der Friede führte einen großen Aufſchwung der Geſchäfte herbei, die Verwaltung war in guter Ordnung, den wüſten Leidenſchaften in den untern Schichten des Volks waren doch einige Schranken geſetzt, die nun wegfielen, da das auf den Barrikaden gegründete Königthum keine Scheu einflößte.

Viel von der Schuld fällt auf Karl X.; aber es muß eingeräumt werden, daß er durch die zügelloſe Oppoſition, von der er kein Ende abſah, ſchwer gereizt war, und daß die Leiter der Oppoſition den Staatsſtreich nur als Vorwand gebrauchten: ſie hatten ihn nach Kräften provocirt, um ihre Reminiscenzen der engliſchen Geſchichte ins Leben zu ſetzen. Denkt man ſich freilich mitten in den Kampf, da es einmal zum Kampf kam, ſo hätte man ſich doch wohl auf Seite der Julikämpfer geſtellt: ein Sieg des Königthums hätte zur wüſten Reaction geführt.

Das Ausland ſah mit Verwunderung zu, wie ſchnell trotz der ungeheuern Erſchütterung die Ordnung ſich wiederherſtellte: die Staatsmaſchine

war in andre Hände übergegangen, an ſich aber wenig verändert. Hier zeigte die Centraliſation eine erhaltende Kraft.

Da ſich der legitimiſtiſche Adel ſchmollend auf ſeine Güter und das Faubourg St. Germain zurückzog und jede Betheiligung am neuen Staatsleben verſchmähte, fühlte die Bourgeoiſie ihr Reich gekommen: ſie ſah in Louis Philipp mit ſeinem Regenſchirm und ſeiner Bonhommie ihres Gleichen, während ihr Karl X. immer eine fremdartige Erſcheinung geblieben war, und jubelte in der Nationalgarde ihm zu. Freilich war auf ihre Anhänglichkeit für die Dauer nicht zu rechnen.

Zwei Banquiers, Lafitte und Caſ. Perier treten in den Vordergrund, ſie repräſentiren die beiden Hauptrichtungen der neuen Politik.

Lafitte war kein Demokrat, aber er meinte, das Land werde ſich am vernünftigſten entwickeln, wenn die Regierung ſich ſo wenig als möglich darum kümmere. Auf ſeiner Seite ſtanden die Ideologen (z. B. Tracy), Lafayette, die ralliirten Bonapartiſten.

Perier ſah ſehr ernſt die Gefahren an, welche der Geſellſchaft von Seiten der republicaniſchen und ſocialiſtiſchen Partei drohten, und glaubte ihnen durch einen geſchloſſenen Widerſtand begegnen zu müſſen. Ihm ſtellten ſich die Doctrinairs und der Theil des Adels zur Seite, der das neue Reich anerkannte. Ihr Programm war: geringe Modification der neuen Charte, Unabſetzbarkeit der Richter, Friede mit Europa, Beförderung des Fortſchritts in den materiellen und geiſtigen Intereſſen.

Vorerſt waren in der neuen Regierung die beiden Parteien ziemlich gleichmäßig vertreten. Noch fanden die Gegenſätze keinen ſchroffen Ausdruck, das Proletariat hatte ſich der Leitung der Bourgeoiſie noch nicht entzogen. Die Partei der Propaganda wurde durch die Unruhen in den Nachbarländern verſtärkt, aber dieſe ſchienen nicht nachhaltig zu ſein. Dennoch ſahen alle ernſter Denkenden mit Beſorgniß dem Anwachſen des revolutionairen Geiſtes entgegen, von dem Guizot das anſchaulichſte Bild entwirft.

„Le goût et le péché revolutionnaire par excellence, c'est le goût et le péché de la destruction, pour se donner l'orgueilleux plaisir de la création. Dans les temps atteints de cette maladie, l'homme considère tout ce qui existe sous ses yeux, les personnes et les choses, les droits et le faits, les passé et le présent, comme une matière inerte dont il dispose librement, et qu'il peut manier et remanier pour la façonner à son gré. Il se figure

qu'il a dans l'esprit des idées complètes et parfaites, qui lui donnent sur toutes choses le pouvoir absolu, et au nom desquelles il peut, à tout risque et à tout prix, briser tout ce qui est pour le refaire à leur image.“ Das iſt der Krebsſchaden unſrer Zeit: „aucun trouble sérieux ne peut éclater dans quelque partie de l'édifice social qu' aussitôt l'édifice entier ne soit près de crouler; il y a comme une contagion de ruine qui se propage avec une effroyable rapidité.“

Jede Revolution kündigt ſich durch den Zweifel an, zuweilen ſchließt ſie auch damit; am Beginn erhebt ſich der Zweifel gegen Alles, was die Revolution zu zerſtören berufen iſt. Gegen das Ende der Revolution, wenn das neue Syſtem in der Probe der Thatſachen ſich als weniger unfehlbar bewährt hat, als die menſchliche Vermeſſenheit ſich einbildete, bemächtigt ſich eine finſtere Unſicherheit der Geiſter. Der Enttäuſchung folgt die Entmuthigung. Das iſt der Refrain der Klagelieder unſrer Zeit: Anarchie der Intelligenz, der Sittlichkeit, des Glaubens! Zu keiner Zeit war der menſchliche Geiſt zugleich unſicherer und geſchäftiger. In beſtändigem Wechſel geht er vom Unglauben zum Fanatismus über, er hat Ekel an ſeinen Werken, noch bevor er ſie vollendet, Mißtraun gegen ſein Syſtem, noch bevor er es erprobt hat, er verſpottet, was er erſchafft, und iſt doch unermüdlich im Zerſtören, ja er bewundert die Größe der Ruinen, die er hervorbringt.

Eine Zahl der tüchtigſten Kräfte, von denen man in der Wiſſenſchaft das Größte erwarten konnte, wurde in das politiſche Parteitreiben hineingeriſſen, das keineswegs danach angethan war, den geiſtigen Horizont zu erweitern; aus ausgezeichneten Profeſſoren und Schriftſtellern wurden mittelmäßige Deputirte und Miniſter, und wem es nicht gelang, ſeinen Ehrgeiz nach dieſer Seite hin zu befriedigen, wurde durch die allgemeine Unruhe und Aufregung in ſeinem Denken, Empfinden und Schaffen in einer Weiſe afficirt, daß die ganze Literatur von 1830—1848 den Eindruck eines allgemeinen Fiebers macht. Die Zeit iſt überreich an bedeutenden poetiſchen Kräften, aber was ſie hervorbringen, macht keine rechte Freude, weil es durchaus angekränkelt iſt von dem Ueberreiz unklarer politiſch-humanitärer Wünſche. Eigentlich hat die Revolution nichts neues geſchaffen, alle Keime waren ſchon vorhanden; aber durch die Bruthitze wurde alles in Gährung verſetzt, alle Tendenzen leidenſchaftlich in einander verflochten. Von dieſem Gährungsproceß entwirft ein Ultraradicaler, Louis Blanc, ein ſehr deutliches Bild.

„La centralisation établie par la convention avait fait la gloire de la France. De l'unité venaient tous les prodiges de la grande aventure impériale. Et pourtant, le jour où il avait cessé d'être nécessaire que la France fût un soldat, l'excès de la centralisation était devenu pour la nation une cause d'énervement. On avait au lieu du despotisme en grand, le despotisme en petit: une tyrannie papérassière, stérile. La plupart des communes végétaient dans un état à peine croyable d'ignorance, d'égoïsme, de misère et de langueur. Plus d'esprit de corps, plus de passions collectives, plus de traditions. Le sang s'était retiré de toutes les parties du corps social, pour refluer vers le coeur, où il bouillonnait. Et qu'en était-il résulté? Une ardeur merveilleuse aboutissant à l'impuissance et au scepticisme; la concentration de toutes les forces devenue celle de toutes les ambitions; le désir de briller poussé jusqu'à l'effronterie; pour un peu de rayonnement une absorption immense, et les intelligences les plus originales pervertie par la manie de l'imitation, l'amour du gain, le despotisme de la mode ou l'impatience du succès; le charlatanisme et ses opprobres des excitations sans nombre, mais pour le mal plus que pour le bien; des ressources incalculables, mais plus propres à entretenir des illusions folles qu'à satisfaire de légitimes espérances . . . : telle était sous l'influence d'une centralisation mal comprise, la vie de la capitale. La France autour de Paris, c'était le vide autour du chaos."

Das alles nahm durch die Revolution eine viel schlimmere Wendung „La France", erzählt Guizot, „accourait à Paris. De toutes les parties du territoire arrivaient tous les jours des milliers de visiteurs, les uns pour assister de plus près à un grand spectacle, les autres pour satisfaire ce besoin de mouvement sans but que suscitent les grands évènements, beaucoup pour venir chercher leur part dans les fruits d'une victoire qu'ils disaient la victoire de leur cause et de leur parti. C'est un étrange chaos que celui qui naît d'une revolution dans un pays où règne la centralisation: l'ébranlement se répand partout pour revenir se concentrer sur un seul point: il n'y a dans toutes les familles et dans toutes les têtes, point de désirs ou d'espérances, point d'idées ou de plans qui ne se sentent provoqués et ne se croient autorisés à se produire. Et toutes ces prétentions

toutes ces rêveries de l'esprit ou de l'intérêt, de la vanité ou de l'avidité, se pressent autour du pouvoir nouveau, lui demandent leur pâture."

Die Poeten wurden durch das Dramatiſche des neuen Ereigniſſes durchweg gewonnen. Victor Hugo beſang die Julirevolution mit einer ebenſo ausſchweifenden Begeiſterung als früher das Königthum. „Unter den ſchönſten Namen", ruft er den Julikämpfern zu, „iſt der eurige der allerſchönſte; neben euch erſcheint aller ſonſtige Ruhm als unbedeutend!" Der Uebergang von der einen Ueberzeugung zur andern wird höchſt cavaliermäßig motivirt. „Meine alte royaliſtiſch-katholiſche Ueberzeugung iſt ſeit zehn Jahren durch das Alter und die Erfahrung Stück für Stück zerbröckelt. Wohl bleibt noch etwas davon in meiner Seele, aber das iſt nur eine religiöſe und poetiſche Ruine. Ich wende mich noch zuweilen um, ſie mit Ehrfurcht zu betrachten, aber ich gehe nicht mehr hin, um zu beten." — „Die Achtung, welche mir die Vendée einflößt, iſt nur noch eine Sache der Einbildungskraft und der Tugend. Ich bin nicht mehr von Herzen, ſondern nur noch von Seele Chouan."

Delavigne's Pariſienne, im Pulverdampf der Julirevolution geſchrieben, deren Refrain und deren Melodie aber einem frühern, im Napoleoniſtiſchen Sinn geſchriebenen Kriegslied: Le passage du Mont St. Bernard angehört, beginnt:

Peuple français, peuple de braves,
La liberté rouvre ses bras.
On nous disait: soyez esclaves!
Nous avons dit: soyons soldats!
Soudain Paris dans sa mémoire
A retrouvé son cri de gloire:
En avant, marchons
Contre leurs canons;
A travers le fer, le feu de bataillons
Courons à la victoire!

und ſchließt mit einem Compliment an den Herzog von Orleans, den Soldaten der dreifarbigen Fahne. — Das ſind einfache Gegenſätze: „Sonne der Freiheit oder Nacht des Grabes!" ein klares fließenden Pathos, das ſich in den Bayonnetten concentrirt, ganz wie es für ein nationales Lied ſich paßt, welches den Inhalt des Nationalgefühls nicht hervorrufen, ſondern ausdrücken ſoll; ein ungezwungener, natürlicher Rhythmus, eine ver-

ſtändliche Folge der Bilder und Stimmungen, die den Geſang trägt, nicht ſtört. Wenn man freilich den ſtolzen Schlachtruf der Marſeillaiſe damit vergleicht, ſo ſieht der Schwung des neuen Liedes etwas kleinlich dagegen aus: den Julitagen fehlte doch jene ſchöpferiſche Kraft, die aus der erſten, großen Revolution ein welthiſtoriſches Ereigniß macht. — Einen ähnlichen Charakter hat Barthelemy's Triumphſchrei: „l'insurrection", ernſter ſieht Ant. Deschamps in ſeinen politiſchen Satiren die Zeitſtimmung an.

Napoléon despote à la France sut plaire;
Ce mittrailleur du peuple est toujours populaire:
C'est que le peuple admire et craint les hommes forts,
Et ne bronche jamais quand il sent bien le mors;
C'est un cheval rétif au cavalier timide,
Et docile à la main qui lui tient haut la bride.

Das war auch die Anſicht eines praktiſchen Mannes, der die Franzoſen aus amtlicher Wirkſamkeit kannte. Schon vor der Revolution hatte der alte Röderer (76 J.) „l'esprit de la révolution de 1789" geſchrieben, welches Buch jetzt herauskam, eine artige Inauguration des neuen Regiments. In Frankreich handelt es ſich nach ihm nicht um Garantien der Freiheit, ſondern um die Ausſicht auf Allen gleich zugängliche Auszeichnungen. „Ce que rêve et ce qu' ambitionne au fond chaque jeunesse, ce n'est pas un niveau commun qui fasse limite, c'est une carrière ouverte à l'émulation de tous les talents pour atteindre à toutes les supériorités par l'égalité de droits." Den Grundſatz „le roi règne et ne gouverne pas" fand er lächerlich, da die Franzoſen, wie die Fröſche in der Fabel, zu ihrem Herrn keinen Klotz wollen.

Auf die Bedeutung der franzöſiſchen Literatur im Ausland hatte die Revolution einen ungeheuern Einfluß: bisher hatten die Engländer die Führung gehabt, jetzt übernahmen ſie wieder die Franzoſen. Unter der Firma des Liberalismus wurde nicht blos für ihre Ideen, ſondern für ihre Capricen Propaganda gemacht: die alleinſelig machende Barricade mußte alles heiligen, was in Frankreich vorging.

„Laßt uns die Franzoſen preiſen! Sie ſorgten für die zwei größten Bedürfniſſe der menſchlichen Geſellſchaft, für gutes Eſſen und bürgerliche Gleichheit. In der Kochkunſt wie in der Freiheit haben ſie die größten

Fortschritte gemacht, und wenn wir einst Alle als gleiche Gäste das große Versöhnungsmahl halten und guter Dinge sind, dann wollen wir den Franzosen den ersten Toast ausbringen." Das schrieb Heine 1. Juli 1830 in Helgoland, in einer nichts weniger als politischen Stimmung. „Ich sehne mich nach Ruhe, wenigstens nach einem Zustand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumerischen Art und Weise, meinem phantastischen Sinnen und Grübeln fesselos hingeben kann. Welche Ironie des Geschicks, daß ich, der ich mich so gern auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemüthslebens bette, daß eben ich dazu bestimmt war, meine armen Mitdeutschen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln und in die Bewegung hinein zu setzen! Ich, der ich mich am liebsten damit beschäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken — ich mußte politische Annalen herausgeben, Zeitinteressen vertreten, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leidenschaften aufstacheln ..."

Er denkt darüber nach, wo er Ruhe finden soll. „Soll ich nach Amerika? nach diesem ungeheuern Freiheitsgefängniß, wo die unsichtbaren Ketten mich noch schmerzlicher drücken würden als zu Hause die sichtbaren, und wo der widerwärtigste aller Tyrannen, der Pöbel, seine rohe Herrschaft ausübt. Du weißt, wie ich über dies gottverfluchte Land denke, das ich liebte, als ich es nicht kannte. Und doch muß ich es öffentlich loben und preisen, aus Metierpflicht! — „O Freiheit! Du bist ein böser Traum!" —

Da kommt 6. August die Nachricht von der Juli-Revolution.

„Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muß. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zauberspruch ausgesprochen ... Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme! ... Vielleicht auch ganz toll. Von jenen wilden, in Druckpapier gewickelten Sonnenstrahlen ist mir einer ins Hirn geflogen, und alle meine Gedanken brennen lichterloh ... Ich kann gar nicht mehr schlafen, und den überreizten Geist jagen die bizarrsten Nachtgesichte, wachende Träume, die übereinander hinstolpern, so daß die Gestalten sich abentheuerlich vermischen und wie im chinesischen Schattenspiel sich jetzt zwerghaft verkürzen, dann wieder gigantisch verlängern zum Verrücktwerden."

Anders war Goethe's Stimmung, der die Nachricht 2. August erhielt: er wollte nichts von der Politik hören; viel wichtiger erschien ihm, daß 19. Juli in der Academie Geoffroy de St. Hilaire gegen Cuvier für seine naturwissenschaftlichen Ansichten eingetreten war. Andre würdige Männer, wie Niebuhr, sahen mit Grauen in der neuen Revolution den Umsturz aller Cultur. Ohne Gefahr war es in der That nicht.

Guizot, der alle Unordnung haßte, wurde 11. Aug. zum Minister des Innern ernannt; er mit seinem Freunde, dem Herzog von Broglie, organisirte sofort die Partei des Widerstandes. Die neu ernannten Präfecten forderte er zu durchgreifender Energie auf. „Cherchez", schreibt er an Amed. Thierry, „des hommes qui pensent et agissent par eux-mêmes. Le premier besoin de ce pays-ci, c'est qu'il s'y forme, sur tous les points, des opinions et des influences indépendantes. La centralisation des esprits est pire que celle des affaires." Die ganze Verwaltung geht an der gemeinen Routine zu Grunde. „L'empire des formes et des habitudes me suffoque."

Lafayette erhielt 16. August das Commando der Nationalgarde, aber mit der Clausel: „en attendant la promulgation de la loi sur leur organisation."

19. August schrieb Louis Philipp an den Kaiser von Rußland einen Brief, der die Annahme der Krone gleichsam entschuldigen sollte; die Antwort war ziemlich grob. Sämmtlichen Großmächten wurde die treue Bewahrung der Verträge von 1815 zugesichert, und sie waren meist geneigt, die neue Lage anzunehmen. Diese Haltung wurde sehr erschwert durch die allgemeine Bewegung in Europa. 25. August brach der Aufstand in Brüssel aus, und drohte, eine europäische Verwicklung zu werden.

Im Innern machte große Sorge der Proceß der gefallenen Minister. Um ihn zu umgehn, wurde 6. Oct. der Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe gestellt: hier konnte man auf philosophische Sympathien rechnen; die humanitäre wie die romantische Schule verwirft die Todesstrafe schon darum, weil sie auf die gröbste und abstracteste Art über eine Handlung, die doch aus verschiednen Motiven hervorgeht, das Urtheil fällt. Lafayette, Destutt de Tracy u. s. w. verbanden sich mit Lamartine und Victor Hugo. Der Letztere veröffentlichte für den gleichen Zweck „les derniers jours d'un condamné". Die Qualen der Todesangst werden mit einer Virtuosität geschildert, welche die Phantasie krank macht, obgleich man der Geschicklichkeit des Anatomen seine Anerkennung nicht

verſagen wird. Freilich iſt wenig damit bewieſen, denn daß die Todesſtrafe unter allen die ſchwerſte iſt, weiß man ohnehin; die Paradoxie dient diesmal nur dazu, dem Virtuoſen zu recht grellen Farben und Contraſten Gelegenheit zu geben.

Der Pöbel ließ ſich durch philoſophiſche Sentimentalität nicht irren: er wußte ſehr gut, daß die Abſchaffung der Todesſtrafe zunächſt nur ſeinen Feinden zu Gute kommen werde. 18. Oct. brach in Paris ein Aufſtand aus, der doch ſo heftig wurde, daß Guizot und der Herzog von Broglie ihre Entlaſſung gaben und das Feld vorläufig Lafitte überließen. Das Cabinet nahm nun (2. Nov.) eine entſchiedne Wendung nach Links, obgleich Lafitte mit ſeinen Verbündeten Dupont, Od. Barrot, Lafayette, gar nicht übereinſtimmte: er hoffte in ſeiner leichten Art, es werde ſich alles von ſelbſt machen. Am meiſten in ſeinem Vertrauen war Thiers, der ihm die Geſchäfte beſorgte.

November 1830 ſtimmte Heine in der Nachſchrift zu einer neuen Ausgabe der „Reiſebilder" einen begeiſterten Hymnus auf die Marſeillaiſe an. „Man that uns armen Titanen ſehr Unrecht, als man die düſtere Wildheit tadelte, womit wir bei jenem Himmelsſturm hinauftobten. Ach da unten im Tartarus, da war es grauenhaft und dunkel, und da hörten wir nur Cerberusgeheul und Kettengeklirr, und es iſt verzeihlich, wenn wir etwas ungeſchlacht erſchienen im Vergleich mit jenen Göttern comme il faut, die fein und geſittet in den heitern Salons des Olymps ſo viel lieblichen Nektar und ſüße Muſenconcerte genoßen."

„Die Duckmäuſer ſchelten uns, wir wären frivol und hätten keine Religion; ſie wagen ein Zeitalter zu läſtern, das vielleicht das heiligſte iſt von allen ſeinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Meſſias unter den Jahrhunderten, der die ſchwere Kreuzlaſt kaum ertrüge, wenn er nicht dann und wann ein heiteres Vaudeville trillerte und Witze riſſe. Die Zeit gleicht hierin ganz ihren Kindern, den Franzoſen, die ſehr frivol und ſchlüpfrig ſchrieben und leider keine Religion hatten, aber wo es galt, mit Aufopferung für die Freiheit ſtritten."

„Die Freiheit iſt die Religion unſrer Zeit. Die Franzoſen ſind das auserwählte Volk der neuen Religion; in ihrer Sprache ſind die erſten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris iſt das neue Jeruſalem und der Rhein iſt der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philiſter."

Mit der Begeisterung für die Revolution verbindet sich die Begeisterung für Napoleon. Heine schildert ihn, wie er die Muße der Gefangenschaft dazu anwandte, sein Leben zu dictiren, „uns die geheimsten Rathschlüsse seiner göttlichen Seele zu offenbaren, und den Felsen von St. Helena in einen Lehrstuhl der Geschichte zu verwandeln, von dessen Höhe die Zeitgenossen gerichtet und die spätesten Enkel belehrt werden." Er ist empört, daß Wellington mit Napoleon unsterblich werden soll. „Wellington, das dumme Gespenst — daneben denke man sich das Bild Napoleons, jeder Zoll ein Gott! — Nie schwindet dieses Bild aus meinem Gedächtniß. Ich seh' ihn immer noch hoch zu Roß, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgesicht, schicksalruhig hinabblicken auf die vorbeidefilirenden Garden — er schickte sie damals nach Rußland, und die alten Grenadiere schauten zu ihm hinauf, so schauerlich ergeben, so mitwissend ernst, so todesstolz — Caesar morituri te salutant! Manchmal überschleicht mich ein geheimer Zweifel, ob ich ihn wirklich selbst gesehn, ob wir wirklich seine Genossen waren, und es ist mir dann, als ob sein Bild, losgerissen aus dem kleinen Rahmen der Gegenwart, immer stolzer und heroischer zurückweiche in vergangenheitliche Dämmerung. Sein Name schon klingt uns wie eine Kunde der Vorwelt, und eben so antik und heroisch wie die Namen Alexander und Cäsar. Er ist schon ein Losungswort geworden unter den Völkern, und wenn Orient und Occident sich begegnen, so verständigen sie sich durch diesen einzigen Namen."

Der gleichzeitige Reisebericht aus England athmet in jedem Wort Haß gegen die Britten. Heine erzählt die Schlacht bei Crecy: „Für England war der Sieg, für Frankreich der Ruhm. Ja sogar durch ihre Niederlagen wissen die Franzosen ihre Gegner in Schatten zu stellen. Die Triumphe der Engländer sind immer eine Schande für die Menschheit, seit den Tagen von Crecy und Poitiers bis auf Waterloo. Clio ist immer ein Weib, trotz ihrer parteilosen Kälte ist sie empfindlich für Ritterlichkeit und Heldensinn; und ich bin überzeugt, nur mit knirschendem Herzen verzeichnet sie in ihren Denktafeln die Siege der Engländer."

Das war nicht im Sinn der herrschenden Partei. 5. September war Talleyrand als französischer Botschafter in London eingezogen, mit dem ausdrücklichen Auftrag, jenes Verständniß zwischen den beiden Westmächten anzubahnen, das den nächsten 18 Jahren den Charakter gab, und zunächst alle europäischen Fragen in diesem Sinn zu schlichten. 9. Nov. trat die Conferenz der Großmächte in London zusammen; möglichste Auf-

rechthaltung der Verträge war von vornherein ihr Stichwort. Leidenſchaftlich trat 13. Nov. in der Kammer Mauguin gegen dieſen Grundſatz auf: Wiedereroberung Belgiens war das Feldgeſchrei der Bonapartiſten wie der Republicaner. Der Congreß dagegen beſchloß 18. Nov. einſtimmig, aus Belgien ein unabhängiges Land zu machen und ihm die Neutralität zu garantiren. — Welcher Hohn gegen Frankreich! riefen die Radicalen, und ihnen zu Liebe ließ Lafitte 1. Dec. in ſeine Rede einige kriegeriſche Phraſen einfließen. Man unterhandle, aber man rüſte. „Nous marcherions serrés, forts de notre droit et de la puissance de nos principes. Si les tempêtes éclataient à la vue des trois couleurs et se faisaient nos auxiliaires, nous n'en serions pas comtables à l'univers.“ Ein donnernder Beifall begleitete dieſe Worte, die Lafitte in ſeiner gedankenloſen Art zum Beſten gegeben hatte.

Unmittelbar darauf kam die Nachricht vom Aufſtand in Warſchau. Der Jubel in Paris war gewaltig, die Aufmerkſamkeit von der belgiſchen Frage abgelenkt, man lebte nur in der Befreiung der Polen. In der „Barſovienne“ gab Delavigne dieſer Stimmung Ausdruck:

Il s'est levé! voici le jour sanglant:
Qu'il soit pour nous le jour de délivrance!
Dans son essor, voyez notre aigle blanc,
Les yeux fixés sur l'arc-en-ciel de France:
Au soleil de juillet, dont l'éclat fut si beau,
Il a repris son vol, il fond les airs, il crie:
Pour ma belle patrie,
Liberté! ton soleil, ou la nuit du tombeau!
Polonais! à la baïonnette!
C'est le cri par nous adopté,
Qu'en roulant le tambour répète:
A la baïonnette!
Vive la liberté!

Im Gegenſatz dazu ſchrieb der St. Simoniſt Mich. Chevalier (24 J.) im „Organisateur“ die „Marseillaise de la paix“: dieſe Schule, die nun, da alles erlaubt ſchien, kräftiger wieder hervortrat, hatte andre Wünſche als die Republicaner. Die Gefahr, allen unreifen Gedanken und Hoffnungen freien Spielraum zu geben, hat Guizot ſehr treffend ausgedrückt. „La Révolution avait donné dés prétentions et des espérances, non seulement au parti politique qui voulait pour le gouvernement de la France une autre forme que la monarchie, mais à

toutes les écoles, à toutes les sectes, à tous les groupes, plus ou moins bruyants ou obscurs, qui rêvaient, pour la société française, une autre organisation que celle qu'elle a reçue de ses origines et de ses 14 siècles de vie .... Les idées fondamentales de ces écoles n'étaient pas plus neuves que sensées; le monde, depuis qu'il existe, a vu, dans toutes ses grandes crises, éclater les mêmes chimères .... Au milieu d'une société fortement constituée, ces rêveries, qui couvent toujours sourdement, n'ont pas grande importance — .. Mais au sein d'une nation démocratique, raisonneuse, hardie, et livrée depuis cinquante ans à toutes sortes d'ambitions et d'expériences, tous ces petits groupes philosophiques, politiques, quelques-uns même affectant des airs semi-religieux, devenaient autant de petites puissances remuantes qui possédaient peu de force, mais répandaient beaucoup de venin."

Unsere fortschreitenden Siege über die Natur beruhen auf der Theilung der Arbeit, auf der Ansammlung von Capital, auf den Maschinen, auf der Freiheit des Verkehrs. Diese Erfindungen haben zwar nicht die Noth und das Elend vermehrt, aber sie haben es sichtbarer und empfindlicher gemacht. Der Fabrikarbeiter wird zu einem Theil der Maschine herabgesetzt, die Concurrenz giebt den Arbeiter willenloser der Macht des Zufalls anheim; dabei hat sich allen Gliedern der Gesellschaft das Bewußtsein gleicher Rechte aufgeprägt, und die Reflexion liegt nahe, daß diese Rechte eitel sind, so lange man nicht die Mittel besitzt, sich ihrer zu bedienen.

Seit 1789 begannen jene schwindelhaften Umwälzungen des Besitzstandes, die in ihren Folgen vielleicht nachhaltiger waren, als die Revolution selbst. In der Krisis der Assignaten, im Verkauf der Nationalgüter, später in der Entschädigung der Emigranten sah der Arme seinen Nachbar plötzlich reich werden und in unermeßlichen Genüssen schwelgen. Die Möglichkeit ging ihm auf, es ihm nachzuthun, und der lebhaften Vorstellung folgte die Begierde.

Es war auch eine der Folgen der Revolution, daß man die Last der individuellen Verantwortlichkeit auf die Schultern der Gesellschaft wälzte. Ehemals gab man zu, daß der Mensch die Folgen seiner Fehler tragen müsse; heute will man dem Staat die Verpflichtung aufbürden, allen seinen Angehörigen ein wolkenloses Glück zu verschaffen. Indem man die Krankhaftigkeit der socialen Elemente zugiebt, verlangt man doch

eine vollkommene Organisation der Gesellschaft. Der Einzelne wird gleichsam von seinem Gewissen befreit, und alle Anklagen fallen auf das Ganze. Die Statistik giebt in erschreckenden Ziffern die Summe des menschlichen Elends der Oeffentlichkeit preis, die sich früher versteckte, und so glaubt man, sie habe sich vergrößert. Eine sorgfältige Analyse zeigt zwar, daß die Masse und die Güte der Lebensmittel in jedem Sinn des Worts sich nicht nur im Ganzen, sondern auch verhältnißmäßig vermehrt hat, und mit ihr das sicherste Zeichen des menschlichen Fortschritts, die mittlere Lebensdauer; aber diese nachträglichen Berechnungen machen keinen sinnlichen Eindruck, während in Werken wie: „De la prostitution dans la ville de Paris," von Parent-Duchâtelet, oder: „Des classes dangereuses de la société," von Frégier, die Existenz der Noth, des Verbrechens und der Barbarei im Schooß der civilisirten Gesellschaft sich der Phantasie gewaltsam einprägt.

An die Statistiker schließen sich sophistische Redner und Romanschreiber, die für ihre Wirkungen grelle Farben nöthig hatten. Ihr eigentlicher Zweck war, durch greuliche Schilderungen die Phantasie ihrer Zuhörer zu umstricken, ihr angeblicher, durch Enthüllung der öffentlichen Uebelstände auf ihre Abstellung hinzuwirken. Aber man hat sich in ihren Romanen für die Dirne, für den Mörder interessirt, und das Verbrechen hat einen schauerlichen Reiz gewonnen. Je mehr man seine Augen an den Anblick des Abscheulichen gewöhnt, desto geneigter wird man, es im gewöhnlichen Leben aufzusuchen und nöthigenfalls auszuüben.

Sobald man den Gang der Production aufmerksamer verfolgte, mußte es einleuchten, daß man wohlfeiler producirt und wohlfeiler kauft, wenn man im Großen producirt und im Großen kauft. Die Neigung, ein solches System der Gemeinschaftlichkeit praktisch zu versuchen, mußte am lebhaftesten in einer Periode hervortreten, wo unter der Herrschaft einer sensualistischen Philosophie alles Glück die Form des Sinnenglücks, aller Genuß die Form des materiellen Genusses annimmt, denn freilich kann man nur durch Aufopferung der höheren Güter, namentlich der Freiheit, an die Realisirung eines dem Wohl Aller dienenden Mechanismus denken. Leider gab die französische Gewohnheit, Alles vom Staat zu erwarten, den meisten Associationen die Richtung auf das Demagogische: sie wollten sich zunächst des Staats bemächtigen, um durch den Staat für ihre Zwecke zu wirken.

Wenig Wochen vor der Julirevolution wurde die „Exposition de

la doctrine de St. Simon" vollendet, hervorgegangen aus Vorleſungen, welche Bazard (39 J.) und Enfantin (34 J.) in der rue Taranne gehalten hatten: jener leidenſchaftlicher Republikaner, in alle Verſchwörungen der Carbonarie verwickelt; dieſer Sohn eines Banquier, ſelber in einem großen Geſchäft aufgewachſen, und nur mit induſtriellen Studien beſchäftigt. — In der „Exposition" wird nachgewieſen, daß alle Beziehungen der Geſellſchaft ſich in Streit, Unordnung und Lüge aufgelöſt haben, daß ein neues ſittliches Band nothwendig iſt. Das liegt auch im Plan der Verſöhnung, der mehr und mehr dem Princip der allgemeinen Aſſociation zuſtrebt. Das zu erweiſen, wird die Geſchichte neu conſtruirt: um die ſcheinbaren Rückſchritte zu rechtfertigen, werden zwei einander ablöſende Perioden angenommen, eine Reihe von organiſchen und eine Reihe von kritiſchen Perioden, von denen die letztern den Boden für das Princip der zunächſt folgenden organiſchen Periode auflockern.

Gott iſt Alles, was iſt; Alles iſt in ihm, Alles iſt durch ihn, Jeder lebt in ſeinem Leben und wir Alle haben Gemeinſchaft in ihm. In der Reihe der Heilande des Menſchengeſchlechts iſt St. Simon berufen, das Werk von Moſes und Chriſtus zu ergänzen. Die alten Religionen hatten den Fehler, die materielle Welt der ideellen, das Fleiſch dem Geiſt entgegenzuſetzen, und ſo wurde das Leben ein beſtändiger Krieg. Damit die Menſchheit ihre ganzen Kräfte wiederfinde, muß das Fleiſch in ſeine Rechte wieder eingeſetzt und geheiligt werden. Das Chriſtenthum verlangt, ſich zu kreuzigen und zu entſagen; der St. Simonismus dagegen lehrt: heiligt Euch in der Arbeit und in der Freude. Das Chriſtenthum ſagt, ſein Reich ſei nicht von dieſer Welt, man ſolle Gott geben, was Gottes iſt, dem Kaiſer, was des Kaiſers ſei; der St. Simonismus giebt dieſe Trennung nicht zu; das geſammte Leben ſoll in die Heiligung aufgenommen werden. Es war ein bildlicher Ausdruck, wenn die Emancipation auch auf Lucifer, den Fürſten dieſer Welt, ausgedehnt wurde, auf das dem Spiritualismus entgegengeſetzte Lebensprinzip. Aber freilich mußte es bei dem Frommen nicht geringen Anſtoß erregen, wenn er hörte, daß auch dem Teufel Altäre errichtet werden ſollten.

Feſt überzeugt, einer organiſchen Periode anzugehören, wo das Geſetz Leben iſt, verwarf Bazard die künſtlichen Abſtractionen der Gewalt, die von Montesquieu herrührten, und forderte ein Univerſalreich, in welchem nur ein Wille gelten ſolle, der Wille des heiligen, die Menſchheit vertretenden Propheten. Gegenwärtig leidet die Geſellſchaft unter der

„Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen“. Der Beſitz bedingt die Bildung, ja das Leben. Dieſe Bedingung des civiliſirten Individuums iſt gegenwärtig auf den Zufall geſtellt: die Mehrzahl ringt vergeblich nach dem, was ihr Unabhängigkeit und Theilnahme am Lebensgenuß verſchaffen kann. Zur beſſern Geſtaltung der Geſellſchaft muß der rein individuelle Beſitz eingeführt, das Erbrecht der Familie aufgehoben und das hinterlaſſene Vermögen in die Hände des Staats gelegt werden. Man hat den Adel und die Erblichkeit der Aemter verworfen; warum will man nicht auch das Recht abſchaffen, auf verdienſtloſem Wege Eigenthum zu erwerben? Weltreformen waren ſtets mit Eigenthumsumwälzungen verbunden.

Der „Organisateur“ war ausſchließlich für die Verbreitung der Doctrinen beſtimmt; Bazard und Enfantin ſtellten ſich an die Spitze. Der Kopf des Letztern war in einer beſtändigen Gährung, neue Ideen hervorzubringen; Bazard hatte das Geſchäft, ihnen die logiſche Form zu geben, und er mußte ſchnell arbeiten, um mit dem ſprudelnden Geiſt ſeines Collegen einigermaßen Schritt zu halten.

Künſtler, Philoſophen, Arbeiter ſtrömten in die Vorleſungen, und durch Vermittelung von Pierre Leroux wurde 19. Januar 1831 der „Globe“ für die neue Schule gewonnen. Er erſchien fortan mit dem Motto: „Tous les priviléges de naissance, sans exception, sont abolis. A chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres.“

Schon früher hatte ſich der Zauber St. Simon's an bedeutenden Männern wie Thierry ausgeübt; jetzt waren die alten Romantiker des „Globe“, Ste. Beuve an der Spitze, nahe daran, Anhänger dieſes wunderlichen Heiligen zu werden. Es hing mit der allgemeinen europäiſchen Bewegung zuſammen: in England bemächtigten ſich die Benthamiſten des Romans, und Bulwer ſuchte in St. Clifford, E. Aram u. ſ. w. zu zeigen, das Verbrechen ſei nur ein Mißbrauch nützlicher Kräfte, den hauptſächlich die Geſellſchaft verſchulde. In Frankreich freilich wurde die Romantiſirung des humanitären Prinzips mit dem ſtärkſten Glanz in Scene geſetzt. Die Schule wollte nicht blos das Syſtem der Induſtrie und der Geſellſchaft verbeſſern, ſondern eine neue Religion gründen, wie die deutſchen Romantiker im Jahre 1800, eine Religion, in der als erſter Glaubensſatz die Gleichberechtigung des Weibes aufgeſtellt war, ja in der es mitunter ſo ausſah, als ob in Bezug auf Inſpiration und ſchöpferiſche Kraft das Weib eigentlich den Vorzug verdiene. Die meiſten von den damaligen Saint-

Simoniſten ſind nachher ganz vernünftige Leute geworden, die ſich ſelbſt eine vortheilhafte Stellung verſchafften und dem Publikum nützliche Ideen mittheilten. Es iſt mit den moraliſchen Influenzen einer ſolchen Gährungszeit nicht anders als mit einer Epidemie, es ſind nicht die ſchwächſten Naturen, die von ihr ergriffen werden.

Die Schule theilte ſich in Eingeweihte und zwei Novizklaſſen, und conſtituirte ſich endlich in einem Haus der Rue Monsigny zur St. Simoniſtiſchen Familie, welche ein Bild der Welt im Kleinen vorſtellen ſollte. Ein gemeinſamer Haushalt fand ſtatt; Werkſtätten wurden errichtet, in denen ſich gegen 4000 Arbeiter einfanden. Darin lag die Gefahr: das Proletariat hatte im Juli geſiegt und fand ſich in ſeiner Lage nicht gebeſſert; es glaubte gern ehrgeizigen Demagogen, daß die Bourgeois ſchlimmere Feinde des Volks wären als die Edelleute. In Toulouſe, Montpellier, Lyon, Metz, Dijon bildeten ſich St. Simoniſtiſche Schulen nach dem Vorbild der Pariſer. Enfantin (34 J.), zum oberſten Prieſter ernannt, redete zu den Arbeitern in einer ſehr verſtändlichen Sprache: die Welt beſtehe aus Arbeitern und Müßiggängern, die letztern müßten von der Geſellſchaft gezwungen werden, zur Erhaltung der erſtern beizutragen. Zunächſt verlangte er nur die Aufhebung der Collateralerbſchaften und eine ſtarke Beſteuerung der directen: die dadurch erzielten Gewinne ſollte der Staat zur Verbeſſerung der Wege, zur Unterſtützung des Handels und Ackerbaues verwenden.

Gleichzeitig ſtrebte Abbé Châtel (35 J.) im „Reformateur“ eine Umgeſtaltung der Kirche an; dieſe ſchloß ſich aber gerade in Folge der Revolution ſtraffer zuſammen: ſie erwachte, von den Feſſeln des Staates befreit, der ihr doch immer unbequeme Rückſichten aufgenöthigt hatte, zu einem neuen kräftigen Leben. Die Oppoſition hat einen großen Reiz, und wenn ſich die feine Welt jetzt mehr als je in die Kirche drängte, an den Proceſſionen Theil nahm, die theologiſchen Vorträge anhörte, ſo lag das Motiv zum Theil in dem Wunſch, die Julidynaſtie zu ärgern. Auf's neue erhob die ſtreitende Kirche das Banner. Gleich nach der Julirevolution gründete Lamennais (48 J.) gemeinſchaftlich mit dem jungen Grafen Montalembert, zwei jungen Geiſtlichen, Lacordaire und Gerbet, und einigen weltlichen Mitarbeitern die Zeitſchrift „l'Avenir“, die in ihrem Programm der conſervativen Partei durch folgende Erklärung Entſetzen einjagte: „Nous avons applaudi à toutes les révolutions faites, nous applaudissons à toutes les révolutions à faire;“ die Kirche und

diesmal mit der Freiheitsmütze auf. Von der neuen Verfassung ausgehend, verlangte die Zeitschrift unbedingte Freiheit der Kirche, Freiheit in der Presse, Freiheit im Unterricht. Damit aber die Trennung vollständig durchgeführt werde, sollte die Geistlichkeit vom Staat ganz unabhängig sein, keinen Gehalt, keine Unterstützung, aber auch keine Befehle von ihm annehmen, keine Einmischung in ihre Angelegenheiten dulden: die Kirche sollte arm sein, aber frei. Die Geistlichkeit fing an sich vor ihren eignen Freunden zu fürchten; die Bischöfe sprachen sich gegen Lamennais aus, und auch der Papst, obgleich mit schwerem Herzen, mußte sich zu einer ernsten Mißbilligung entschließen.

Die Zeitschrift gab noch nach andern Seiten Anstoß. In dem Kampf für die geistliche Erziehung gegen die Universität hatte sie den historischen Bestand der katholischen Kirche in Frankreich angefochten. Diese stützte sich seit dem 17. Jahrhundert durchweg auf die Philosophie, und mit wenigen Ausnahmen gehörten alle berühmten Kirchenlehrer der Cartesianischen Schule an. Lamennais dagegen behauptete, daß die Vernunft, auf ihre eigne Kraft eingeschränkt, daß die Philosophie, auf das Bewußtsein und die Evidenz gestützt, unfähig sei, die Wahrheit zu erkennen und anzunehmen; er bestritt sie nicht in einzelnen Punkten, sondern in ihrer Quelle, und verdammte jeden Gebrauch der Denkfreiheit zum Skepticismus. Die Lehre war damals noch zu paradox, die Kirche hatte noch nicht den Muth, sich von dem ganzen Schatz der Bildung loszusagen, die ihr durch die weltliche Wissenschaft zugeführt war. Außerdem erschrak man über die rücksichtslosen Angriffe gegen das weltliche Regiment, da man sehr wohl wußte, wieviel hier zu schonen und zu erwägen sei. — Uebrigens wurde der „Avenir", als man ihn anklagte, vom Gericht freigesprochen.

Das Gesetz, welches Verbannung über die Königsmörder aussprach, wurde zurückgenommen; indeß sahen nur zwei von ihnen Frankreich wieder, Sieyès und Barère: beide längst verschollen; man sah sie an wie Schatten einer vergangenen Zeit.

8. Dec. 1830 starb B. Constant, 63 J. Das Julikönigthum hatte ihn mit ungeheuern Geschenken bedacht, er hatte sie wieder verschwendet, verspielt; zum Dank hatte er sich der leidenschaftlichsten Opposition angeschlossen. Noch kurz vor seinem Tod hatte er die Kränkung, sich umsonst zur Academie gemeldet zu haben. — Im Urtheil über den Charakter dieses höchst geistvollen Menschen kommen alle Parteien überein. „Homme d'un esprit infiniment varié", sagt Guizot, „facile, étendu,

clair, piquant, supérieur dans la conversation et dans le pamphlet, mais sophiste sceptique et moqueur, sans conviction, se livrant par ennui à des passions éteintes, et uniquement préoccupé de trouver encore, pour une âme blasée et une vie usée, quelque amusement et quelque intérêt.“ Louis Blanc: „C'était un homme d'une intelligence singulièrement vigoureuse, d'un tempérament débile et d'un coeur froid. La rectitude de son jugement le conduisit à la haine de l'injustice, et par l'esprit il pouvait s'élever jusqu' à la passion; mais il déployait rarement de l'énergie, parce qu'elle ne lui était nécessaire ni pour flétrir un abus, ni pour frapper mortellement un ennemi. Habile à tourner les difficultés, possédant toutes les ressources du langage, familier avec les artifices les plus subtils de la pensée, il distillait sans effort le venin caché dans sa bonhommie, en jouant avec une égale complaisance de ses adversaires et des obstacles.“ Er hatte ſich früh der engliſch-genfer Schule angeſchloſſen, zu der er ohnehin gehörte „par ses sentiments, par le tour de son esprit, par la légèrité de ses moeurs, par son culte pour Voltaire, par ses habitudes frondeuses.“ Er wußte ihre Doctrinen glänzend zu formuliren: „mais il y avait chez lui, en dépit de son professorat de libéralisme, un grand fonds d'indifférence, et une mobilité sceptique, souvent trahie par des contradictions éclatantes.“ „Il paraissait appelé à jouer toujours un rôle d'opposition, à cause de son goût pour la popularité et de ses sympathies pour la jeunesse.“ Noch ſtrenger urtheilen Ste. Beuve und Lamartine.

15. Dec. begann der Proceß gegen die abgeſetzten Miniſter; während man noch mitten in den Verhandlungen war, 19. Dec., brach in Paris ein Aufſtand aus, an dem ſich Bonapartiſten, Republikaner und Legitimiſten betheiligten: die geheimen Geſellſchaften hatten den Plan, die Kammer aufzuheben. Die Nationalgarde zeigte ſich unzuverläſſig. 21. Dec. ſollte das Urtheil geſprochen werden, die Regierung hatte umfaſſende Maßregeln getroffen. Der Pairshof hatte den Muth, die vom Pöbel begehrte Todesſtrafe auszuſchließen. Neuer, wüſter, tobender Aufſtand; endlich wurde doch die Ordnung wieder hergeſtellt. Dupont und Lafayette reichten 24. Dec. ihre Entlaſſung ein; ſie wurde angenommen. Laffitte faßte auch dieſe Wendung optimiſtiſch auf, obgleich ihm und ſeiner Partei bereits aller Boden unter den Füßen entzogen war.

Auch die auswärtige Politik diente zum Tummelplatz der Parteien.

Die Belgier hatten ihr Auge auf den Herzog von Nemours gerichtet, den zweiten Sohn Louis Philipp's: um eine andere nachtheilige Candidatur zu beseitigen, ließ er sie unter der Hand wissen, er würde unter Umständen darauf eingehen; in Folge dessen wählte 3. Febr. 1831 der Congreß, allerdings mit sehr geringer Majorität, den Herzog von Nemours zum König, indem er zugleich die Verfassung feststellte. Aber aus London schrieb Talleyrand, Europa werde diese Combination nicht zugeben, und so ertheilte 17. Febr. der König der belgischen Deputation ablehnenden Bescheid.

In der Kammer verlangten Lamarque und Bignon mit Heftigkeit Unterstützung der Polen; der Minister Sebastiani gab zu, daß Polen volles Anrecht auf Sympathie besitze: „aber was können wir thun? sollen wir den ganzen Norden erobern? Ce sont les campagnes de Napoléon qu'on nous propose." Zugleich brach der Aufstand im Kirchenstaat und den kleinen italienischen Fürstenthümern aus: jeder pariser Krämer trieb nun hohe Politik und verlangte Propaganda in Osten und Süden.

Eine legitimistische Todtenfeier, zum Andenken des Herzogs von Berry, 14. Febr., rief Excesse des Pöbels hervor; es kam zu Kirchenschändungen, deren Schuld nachträglich eine Partei der andern zuschob. Alle aber stimmten darin überein, die Regierung habe sich schwach gezeigt; 17. Febr. wurde sie öffentlich angegriffen. „Si on persiste dans cette voie," rief Guizot, „si c'est à la popularité qu'on demande le gouvernement, on n'aura pas de gouvernement; pas plus, toujours moins qu'on n'en a aujourd'hui. L'ordre y perdra sa force, la liberté son avenir, les hommes leur popularité. Je ne crois pas qu'il soit possible de rester dans cette situation."

Auch der König hatte endlich seinen Entschluß gefaßt: 9. März erhielt Lafitte seine Entlassung. Lange hatte er sich gesträubt, weil er in seinem politischen Sturz seinen finanziellen Ruin voraussah; auch der König entließ ihn ungern, er war ihm bequem gewesen, und der neue Minister, der ihm durch die Umstände aufgezwungen wurde, Casimir Perier, verletzte ihn durch seinen Hochmuth und seine Herrschsucht. Aber es mußte sein: 12. März trat das neue Ministerium, das die Politik des Widerstands durchführen sollte, zusammen.

Bei dieser Pause ist es zweckmäßig, auf die Entwickelung der Literatur das Auge zu werfen. Ein sehr wichtiger Träger der allgemeinen

Bildung wurde die eben gegründete „Revue de deux mondes“, der durch unabläſſige Anſtrengung wirklich gelungen iſt, ein Weltblatt zu werden. Sehr bitter, aber nicht ungerecht, ſagt ein moderner Schriftſteller in Bezug auf die Durchſchnittsbildung der deutſchen und franzöſiſchen Mittelclaſſe: jene leſen die „Gartenlaube“, dieſe die „Revue de deux mondes“.

Sie entſtand in einer entſchieden aufſtrebenden Periode. Talente Intereſſen und Ideen waren im Ueberfluß vorhanden, es gehörte nur den richtige Tact dazu, die bedeutenden Erſcheinungen auszuwählen, und indem man energiſch darüber wachte, daß der gute Ton aufrecht gehalten wurde und daß die ärgſten Extravaganzen in den Ideen fern blieben, doch den verſchiedenartigſten Talenten und Richtungen den angemeſſenen Spielraum zu geben und ihr Selbſtgefühl am Erfolg der Zeitſchrift zu betheiligen. Buloz hatte dieſen Tact, was ſich vielleicht am beſten darin zeigt, daß trotz der mannigfaltigen Metamorphoſen des Journals in politiſcher und religiöſer Beziehung, trotz der ziemlich lebhaften Parteikämpfe innerhalb deſſelben doch der Anſchein der Harmonie gewahrt wurde. Freilich kam dabei die franzöſiſche Bildung dabei ſehr zu Statten. Unſre Gelehrten haben eine entſchiedene Abneigung vor der populären Schreibart. Sie glauben ihr Wiſſen zu entweihn, wenn ſie aus der ſtrengwiſſenſchaftlichen Form heraustreten, und wie das Talent mit der Neigung gewöhnlich zuſammenfällt, der Stil und die Geſtaltung überhaupt wird ihnen ſchwer. Den Franzoſen ſchätzen auch die Gelehrten erſten Ranges faſt ohne Ausnahme den Ruf eines homme de lettres höher, als den eigentlich wiſſenſchaftlichen Ruf, und eine Stelle in der Académie française regt den Ehrgeiz lebhafter an als eine Stelle in der Académie des inscriptions. Es iſt nicht nur ihr Beſtreben, elegant und zierlich zu ſchreiben, ſondern ſie verſtehn es auch. Die Parteien ſtehn in politiſcher, literariſcher und religiöſer Beziehung zwar ebenſo ſcharf geſondert, als in Deutſchland; aber es giebt für ſie einen neutralen Boden der Geſelligkeit, auf dem ſie ſich zuſammenfinden, und Sünden gegen den guten Ton der Urbanität werden von der literariſch gebildeten Geſellſchaft ſofort ſtillſchweigend gebrandmarkt.

Es fehlte nicht an bedeutenden Leiſtungen, durch deren Mittheilung oder Beurtheilung ſich die „Revue“ den Gebildeten empfehlen konnte. Eine höchſt erfreuliche Erſcheinung war das Gedicht „Marie“ von Brizeux (25. J.). Marie iſt eine Bäuerin aus der Bretagne, welche der Dichter noch als Knabe geliebt, dann aber aus den Augen verloren, und

die ſich in ihrer Heimath verheirathet hat; mit ihrem Bild verknüpft der Dichter die zarteſten Erinnerungen ſeiner Kindheit und die ſtillen Träume ſeiner Sehnſucht. Man hat das Gedicht mit Recht das jungfräulichſte unſrer Zeit genannt.

Eine ähnliche Tendenz verfolgten V. Hugo's „Herbſtblätter", rührende Bilder aus dem Familienleben, die einen großen Beifall hervorriefen, obgleich die glänzenden grellen Farben ſo verworren durcheinander ſchillern, daß man mitunter meint, der Maler habe die Palette auf die Leinewand geklebt. — Der Name ſoll den Gegenſatz zwiſchen der Ruhe in dieſen Bildern und der fieberhaften Unruhe der Geiſter ausdrücken. Der Glaube ſtreitet mit dem Glauben, das Gewiſſen gräbt vergeblich in ſich ſelbſt nach einem Boden, neue Religionen ſtammeln ihre Formel, alte ſehnen ſich nach der Wiedergeburt — in dieſem blendenden Wechſel der Perſpectiven ſteht nur Eins feſt: die Seele des Dichters, in der jede allgemeine Schwingung nachzittert. So ſchildert er es ſelbſt, mit einigem Stolz, und es iſt eine richtige Selbſtkritik. Als laut hallendes, aber ungenaues Echo ſeiner Zeit ſtellt er die Bewegungen dar, die ſich auf der Oberfläche regen, und wird von jedem neuen Luftſtrom beherrſcht; willenlos mit fortgeriſſen, verſchmäht er es, durch aufmerkſame und nachdenkende Beobachtung in den innern Kern der Dinge einzudringen und das zu entdecken, was ſich dem gemeinen Auge verbirgt.

C'est que l'amour, la tombe et la gloire et la vie,
L'onde qui fuit, par l'onde incessamment suivie,
Tout souffle, tout rayon, ou propice ou fatal,
Fait reluire et vibrer *mon ame de cristal*,
Mon ame aux mille voix que le Dieu que j'adore
Mit au centre de tout comme un écho sonore.

Viel durchſchlagender war der Erfolg eines Werks andrer Art, des großen hiſtoriſchen Romans „Notre Dame de Paris". — „Ich bin geſtändig", ſagt Tieck, „daß ich das Buch mit großer Spannung und Intereſſe durchgeleſen, und wenn man es einmal angefangen hat, muß man es wohl endigen, man ſtelle ſich wie man will. Der Widerwille, der Ekel, den es mir erregte, iſt grade das, was mich feſſelte. Jede Geiſteskrankheit, jeder Zuſtand, der von dem abweicht, was wir Natur und das Nothwendige und Wahre nennen, feſſelt unſre Aufmerkſamkeit, und leider iſt etwas in unſrer Seele, Schwäche, Neugier, krankes Gelüſt, oder was

es sei, was den schlechten Instinct in uns so stachelt, daß wir uns vom Verdrehten, Scheußlichen und Grausamen nicht immer schnell genug hinwegwenden. Bilde man sich nur nicht ein, wenn man sich gefesselt fühlt, es sei die Schönheit, welche uns die unsichtbaren Bande anlegt. Das entschieden Häßliche kann, wenn der Maler Talent hat, uns fasciniren wie eine Schlange, die durch ihren Blick die kleinen Vögel bezaubert, daß sie ihr in den Rachen fliegen müssen. So habe ich dies Krankheitssymptom, oder diese ihre Romantik, wie die Franzosen sie nennen, etwas näher ins Auge gefaßt. . . Vieles mag auf ähnliche Art Krankheit sein, die die meisten Menschen ihrer Zeit durchmachen müssen. Es ist nur traurig, wenn das alsdann, was Krisen sind, für Schönheitsgenuß gehalten wird, wenn man diese Hautausschläge, die nothwendig erfolgen müssen, für höhere Kunstperioden ausruft."

„Notre Dame" ist neben den „Orientalen" V. Hugo's beste Schöpfung, weil sich in ihr seine Eigenthümlichkeit am einheitlichsten ausspricht. Der Gegenstand ist nicht Ludwig XI., nicht Phöbus und die Zigeunerin, nicht der Archidiaconus und der Glöckner, sondern das Paris des 15. Jahrhunderts, wie es sich aus den Resten der alten Architectur und den historischen Ueberlieferungen restauriren läßt.

V. Hugo hat in Abhandlungen, Liedern und Excursen, die durch seine sämmtlichen Schriften verstreut sind, gegen die Ruchlosigkeit der modernen Baumeister geeifert, welche die gothischen Denkmale entweder zerstören, um das Material zu neuen Bauwerken zu benutzen, oder sie durch Neuerungen entstellen. In diesem Fach hat er wirkliche Studien gemacht, und seinem Bild fehlt es nicht an Farbe.

Die Art der Conception ist nun folgende. Er durchstöbert die alte Kirche nach allen Richtungen hin, die Kreuzgänge, die Galerien, die Thürme, die Altäre. Er läßt das verschiedenartigste Licht durch die gemalten Scheiben strahlen, von der Morgensonne an bis zum blassen Mondschein. Er fragt sich, welche Trachten, welche Figuren sich am besten eignen, unter jeder dieser Beleuchtungen dem landschaftlichen Gemälde Leben und Bewegung zu geben; welche Gruppen, welche Scenen zum Relief gehören; in welchen Charakteren sich der Geist des alten Gebäudes symbolisch am deutlichsten ausspricht. So entstehn die Gestalten des Archidiaconus und des Glöckners, ähnlich den Schnitzwerken an den Portalen, den Bildhauerarbeiten am Chor, den Drachen, Rosen und Schmetterlingen an den Schwibbogen. Wie der Epheu an den umgestürzten Säulen, haben sie

ihr Leben nur in ihrer Beziehung auf den Stein; von ihm abgelöst, würden sie in Staub zerfallen.

Weiter. Von der Höhe des Thurms aus betrachtet sich der Dichter die Aussicht. Er stellt sich die Straßen in Bewegung vor, und combinirt diese Bewegung mit den Figuren, welche die Kirche selbst ihm eingegeben hat, so wie mit den Trachten und Sitten der Zeit, die er schildern will. Daraus wird nun der Volksauflauf bei einem erwarteten Schauspiel, ein Narrenfest, ein Sturm auf die Kirche u. s. w. Nicht der historische Pragmatismus, nicht die philosophische Idee, sondern die Rücksicht auf die malerische Wirkung bestimmt den Lauf der Begebenheiten. — Von der Kirche aus geht der Gang auf den Grèveplatz, dieser macht eine Hinrichtung nöthig, die einzelnen Gebäude, welche den Platz umgeben, werden antiquarisch durchsucht; die Universität: also Scenen aus dem damaligen Studentenleben und die Figur eines Normal-Studenten, der als hellfarbige Arabeske von den Nachtscenen des alten Paris ein Relief erhält; das Palais de justice — wozu wurde es damals benutzt? Zu Festspielen! Also es wird ein Mysterium aufgeführt, um die Localitäten in das rechte Licht zu stellen; in den Gruppen der Zuschauer werden sämmtliche Trachten des damaligen Zeitalters verwerthet. Das Mysterium führt zu der Figur des Dichters P. Gringoire; trennt ihn von der Scene, so ist es ein armseliges Machwerk, aber in diesem Fastnachts-Quodlibet nimmt sich der Hanswurst gut genug aus. — Nun bleibt noch die eigentliche Hefe des Volks und der politische Höhepunkt übrig, und so haben wir einerseits die Cour des miracles in ihrer phantastischen Nachtbeleuchtung, mit den Ameisenhaufen von Bettlern, Zigeunern, Dieben und Mördern, die sich wie ein Jacques-Callot'sches Höllenstück in wundervollen Wendungen entfaltet; andererseits die düsteren Hallen der Bastille mit ihren unterirdischen Gefängnissen, ihren eisernen Käfigen, den Baumeister und gleichsam die Incarnation derselben, König Ludwig XI. So ist das alte Paris restaurirt.

Wo wirkliche Kenntniß vorhanden ist, wird die Schilderung, wenn auch nicht künstlerisch vollendet, doch immer von lebhaftem Interesse sein. Victor Hugo ist zwar mit der eigentlichen Geschichte der Renaissance nicht sehr vertraut, aber in den Antiquitäten ist er zu Hause. Betrachten wir die historischen Personen in „Notre Dame" als Basreliefs auf den architektonischen Denkmälern der Vorzeit, so haben sie ihre Berechtigung. Wie wenig aber diese antiquarischen Studien zu einem wirklich historischen

Gemälde ausreichen, erkennt man aus der Vergleichung dieſes Romans mit ſeinem Vorbild Quentin Durward. W. Scott hat es ſich freilich mitunter mit ſeinen Vorſtudien leicht gemacht, es würde ihm ſchwer fallen, jeden einzelnen Zug ſeiner Geſchichte durch Chroniken zu belegen, aber er hat mit genialem Blick in den Quellen die Hauptpunkte herausgefunden, die dazu dienen, der Gegenwart die ſeltſamen Charaktere der Vorzeit verſtändlich zu machen. V. Hugo kommt es nicht auf Verſtändigung an, ſondern auf das Gefühl des Contraſtes, deshalb läßt er nur apokryphe Memoiren als Quelle gelten und ſucht auch in ihnen nur ſolche Merkmale auf, die unſern Begriffen und Gewohnheiten diametral widerſprechen. Nach ſeiner Anſicht ſind nur ſolche Züge für ein Zeitalter charakteriſtiſch, die in dem unſrigen unmöglich ſind. Wenn es geht, entlehnt er freilich die Farbe aus der Chronik, ſonſt kommt es ihm auch nicht darauf an, willkürlich zu erfinden, indem er ausſchließlich den Geſichtspunkt im Auge hält, etwas Andres zu malen als was wir täglich um uns ſehn. Dabei verkennt er, daß im Wechſel aller Zeiten und Zonen die menſchliche Natur in ihrem innerſten Kern dieſelbe bleibt. Indem jede ſeiner Figuren ſich mit einer gewiſſen Abſichtlichkeit gegen die Begriffe unſers Zeitalters und gegen die Begriffe überhaupt in Contraſt ſetzt, handelt ſie ſo, wie es überhaupt in keinem Zeitalter möglich geweſen wäre, und bei dem vorwiegend lyriſchen Charakter Victor Hugo's geht daraus ganz gegen ſeine Abſicht eine fortwährende Reflexion auf unſer Zeitalter hervor. Es kommt ſeinen Figuren keineswegs darauf an, wie ſie handeln, ſondern wie ſie ſich über ihre Handlungsweiſe ausdrücken, was für Bilder ſie zu dieſem Ausdruck aneinander reihn; die Einkleidung ihres Gedankens iſt ihnen viel wichtiger als der Gedanke ſelbſt, und indem ſie ſich über ihre Leidenſchaft hören laſſen, vergeſſen ſie, leidenſchaftlich zu ſein. Sämmtliche Perſonen dieſes Romans, der doch das Zeitalter des Comines in ſeiner Totalität ſchildern ſoll, ſind Ungeheuer oder Beſeſſene; man darf aber nur eine beliebige Seite des Comines aufſchlagen, um zu finden, daß es keineswegs blos aus Ungeheuern und Beſeſſenen zuſammengeſetzt war, daß ein Vernünftiger ſchon damals nicht viel anders urtheilte als jetzt, oder wenigſtens ſo urtheilte, daß die Gegenwart die Motive ſeines Urtheils vollkommen verſteht.

In Notre Dame erreicht das phyſiſche Ungeheuer in der Perſon des Quaſimodo ſeine höchſte Vollendung. Zwerg, bucklig, ein Kobold-geſicht, einäugig, taub, in groteske Stellungen verliebt, nur im Geräuſch

der Glocken lebend, dem einzigen Ton, den er vernimmt; dabei eine Riesenstärke ohne Verstand, die also jeden Augenblick mit zweckwidriger Energie in den Lauf der Begebenheiten einzugreifen bereit ist. Folgendes ist seine Empfindung, wenn er den Ton der Glocke hört. „Il s'y dilatait comme un oiseau au soleil. Tout à coup la frénésie de la cloche le gagnait; son regard devenait *extraordinaire;* il attendait le bourdon au passage, comme l'araignée attend la mouche, et se jetait brusquement sur lui à corps perdu. Alors, suspendu sur l'abîme, lancé dans le balancement formidable de la cloche, il saisissait le monstre d'airain aux oreillettes, l'étreignait de ses deux genoux, l'éperonnait de ses deux talons, et redoublait de tout le choc et de tout le poids de son corps la furie de la volée. Cependant la tour vacillait; lui, criait et grinçait des dents, ses cheveux roux se hérissaient, sa poitrine faisait le bruit *d'un soufflet de forge,* son oeil jetait des flammes, la cloche monstrueuse *hennissait* toute haletante sous lui, et alors ce n'était plus ni le bourdon de Notre-Dame ni Quasimodo: c'était un rêve, un tourbillon, une tempête; *le vertige à cheval sur le bruit;* un esprit cramponné à une croupe volante; un étrange centaure moitié homme, moitié cloche" u. s. w.

Nach Quasimodo's Tod heißt es von „Notre Dame": „ce corps immense est vide, l'esprit l'a quitté!" Ein buckliger Zwerg die Seele des ehrwürdigen Gebäudes! Durch den Bann, der ihn an den Stein fesselt, hat nicht blos der Geist sein eigentliches Wesen verloren, auch der Stein wird zur Fratze.

Gegen die wüste Unsauberkeit des Ganzen soll sich in leuchtenden, fast verklärten Farben die Gestalt der Zigeunerin Esmeralda abheben. Man hat sie später zum Ballet benutzt, mit der Ziege als reizende Arabeske, und im Lampenlicht fragt man in der That nicht danach, wie es möglich ist, daß diese zarten Atlasschuhe auf dem Straßenpflaster des 15. Jahrhunderts sich nicht beschmutzen. Schwieriger ist, die vornehme Empfindung zu begreifen, die Esmeralda in der schmutzigen Umgebung von Bettlern, Dieben und Räubern bewahrt hat, wie ihre spätere Schwester Fleur de Marie.

An der Seite V. Hugo's fing nun Balzac (32 J.) an, Aufmerksamkeit zu erregen. Gebürtig aus Tours, wurde er früh von seinen Eltern nach Paris geschickt, wo er zuerst bei einem Advocaten eintrat, sich dann in buchhändlerische Speculationen einließ, die ihn in Schulden stürz-

ten, und gleichzeitig unter den verschiedensten falschen Namen etwa dreißig Bände Romane veröffentlichte. Diese fanden keinen Anklang. Uebrigens muß man die Erzählungen aus seiner Jugend mit Vorsicht aufnehmen, denn nach den Aussagen seiner eignen Freunde war seine Phantasie so von Luftgebilden angefüllt, daß er den Traum von der Wirklichkeit nicht zu unterscheiden vermochte. So erzählte er beständig von ungeheuern Schulden, von denen er sich durch das enorme Honorar seiner spätern Arbeiten gelöst haben wollte; Beides war eine Erdichtung. Aber sein Kopf war in beständiger Speculation: häufig überraschte er seine Freunde durch eine anscheinend gründliche Berechnung, wie er durch irgend einen imaginairen Industriezweig sich in kürzester Frist eine Million verdienen wollte. Auf eine seltsame Weise durchkreuzten sich bei ihm Chimaire und Realität. Er war in seiner Weise theoretisch wirklich ein Finanzkünstler, und wußte Kosten und Gewinn, da es ihm für den Augenblick mit seinen Projecten völlig Ernst war, bis ins kleinste Detail abzuwägen; aber die Voraussetzungen enthielten in der Regel eine Unmöglichkeit, und wie er selbst ein Aufschneider war, ließ er sich von jedem dreisten Aufschneider bethören. Er selbst rühmte sich beständig seines Adels und trug aristokratische und legitimistische Neigungen zur Schau. Als man ihm nun seine bürgerliche Herkunft nachwies, versicherte er mit heiligem Ernst, er stamme zwar nicht von den fränkischen Eroberern, aber von dem celtischen Adel ab. Dieser Zug charakterisirt ihn mehr, als irgend eine der zahllosen Anekdoten, die man von ihm erzählt.

Der Aberglaube an den Adel, oder vielmehr an das vornehme Wesen und das Je ne sais quoi, welches jedes Mitglied des Faubourg St. Germain von der übrigen Welt unterscheide, ist überhaupt seine schwache Seite. Trotz aller Demokratie besteht in Paris zwischen den verschiedenen Schichten der Gesellschaft eine unübersteigliche Scheidewand; trotz ihres Spotts gegen die Ideen der Legitimität sind die literarischen Abenteurer unfrei gegen das vornehme Wesen; weil sie mit der Angst eines Roturiers, der sich seiner Roture schämt, in fieberhafter Spannung auf die Mienen des vornehmen Mannes blicken, der ihnen imponirt; weil sie kein gesundes Selbstgefühl haben, finden sie in seinem Ausdruck die wunderbarsten Dinge, und merken nicht, daß ihr Aberglaube sie erst hineinlegt. Die Gräfin Hahn-Hahn classificirt die Bildung der Menschen nach der Chaussure, bei Balzac ist ein Aufwerfen des Kopfes, eine Bewegung der Augenwimper hinreichend, das Vollblut zu erkennen. Blumenbach con-

[redacted]

ſtruirt aus einem gefundenen Zahn die ganze Bildung eines vorſündfluthlichen Ungeheuers, vom Horn bis zum Schwanz; Balzac zupft nur einen Faden aus dem Negligé, und wird unfehlbar daraus nachweiſen, im wievielten Grad ſich bürgerliches Blut mit der reinen Race vermiſcht hat.

Balzac ſteht darin nicht allein: von den meiſten Romanſchreibern der Zeit wird man mit Titeln und Wappen überſchüttet, die Manieren des Hofs, die Impertinenz und Frivolität des Junkers erſcheinen im poetiſchen Licht, der liberale Bürger iſt jedesmal entweder ein Narr oder ein Gauner. Reinheit der Race iſt das Lieblingsſtichwort bei Pferden, Hunden und Menſchen, gleich darauf folgt die Eleganz der Handſchuhe. Auch bei der Verherrlichung der Ariſtokratie merkt man den Parvenu heraus: Sehnſucht nach dem Luxus und Haß gegen die bürgerliche Arbeit. So beobachtet z. B. J. Janin mit geſpannter Aufmerkſamkeit die in kleinen Gebärden und Handbewegungen ausgedrückte Verachtung der Geſellſchaft gegen alle Eindringlinge: — „cette ironie cachée, imperceptible, qu'on devine dans un geste du petit doigt, cette moquerie qui voltige sur les lèvres, mais si bas, si bas, qu'on ne voit même pas son souffle, ce coup d'oeil méprisant, qui n'est pas même du mépris, ce quelque chose sans nom qui frappe au visage“ u. ſ. w. — Das alles ſieht und fühlt man nur darum, weil man mit abergläubiſcher Angſt nach den Mienen der „Vornehmen“ hinſtarrt. Nur dieſe Angſt macht es dem „Vornehmen“ ſo leicht, dem Roturier zu imponiren.

Balzac kehrte im Anfang mehr den fauniſchen Humor heraus, als die myſtiſche Lebensweisheit, der er ſpäter nachſtrebte: ſo in den „Contes drolatiques“, cyniſchen Nachbildungen des Rabelais. Großen Beifall fand die „Physiologie du mariage“: ironiſche Bilder aus dem Eheleben, welche den cyniſchen Gedanken in einer anmuthigen und unterhaltenden Form entwickelten. Er hat ſpäter durch ſeine myſtiſche Sprache dieſen Grundgedanken verſteckt, der aufmerkſame Beobachter entdeckt aber durchweg den Faun hinter der Maske des Schwärmers, namentlich wenn er von Frauen ſpricht, obgleich er grade bei dieſen große Anerkennung gefunden hat. Das Letzte erklärt ſich daraus, daß er die Entdeckung gemacht, die Frau werde erſt im dreißigſten Jahr intereſſant, und daß er dieſe Entdeckung in einer ganzen Reihe geiſtvoller Bilder verwerthet. Das Luſtſpiel hatte ſchon früher hauptſächlich das Eheleben zum Gegenſtand genommen, weil die junge Dame im Penſionat wenig Ausbeute giebt, aber es hatte

ſich doch Keiner ſo ſchmeichelhaft über das reifere Alter ausgedrückt, Keiner mit ſo viel Kraft die Paſſionen ans Licht gebracht, die erſt mit der Erfahrung kommen.

„La peau de chagrin“ 1831, der erſte Roman, in dem Balzac ſeine Philoſophie auseinanderſetzte, beſteht aus einer Reihe von Epiſoden, die durch phantaſtiſches Beiwerk im Geſchmack Hoffmann's unterbrochen, durch die Einheit eines leitenden Grundgedankens zuſammengehalten werden. Der Geiſt, die Begierde, der Wille zehrt den Menſchen auf, das Leben tödtet das Leben: dieſe Idee iſt durch ein Symbol verſinnlicht. Raphael, ein junger Wüſtling, iſt im Begriff, durch Selbſtmord ſeinen Verlegenheiten ein Ende zu machen, als er zufällig bei einem hundertjährigen Juden ein Fell entdeckt, das dem Beſitzer, wie Aladdin's Wunderlampe, die Macht verleiht, jeden Wunſch augenblicklich zu realiſiren. Freilich wird es durch jeden Wunſch kleiner, und ſobald es völlig aufgezehrt iſt, endet auch das Leben des Beſitzers. Der Jude hat hundert Jahre gelebt, weil er im Grund nichts gewollt hat, weil er nur vegetirt. Im Anfang überläßt ſich Raphael rückſichtslos ſeinen Leidenſchaften; Geld, Champagner, Trüffeln, hübſche Mädchen, das alles ſtrömt ihm in reicher Fülle zu, in ſeinen Orgien unterhält er ſeine Freunde auch durch Wunder. Nun aber wird er mit Schrecken gewahr, wie ſchnell das Fell zuſammenſchrumpft; es bemächtigt ſich ſeiner eine halb wahnſinnige Todesfurcht, und mit krampfhafter Angſt ſucht er jeden Wunſch zu vermeiden. So trägt er z. B., um keine Begierden zu empfinden, eine Brille, welche die Geſichter verzerrt. Sein Ende in der Begierde, zu deren Erfüllung die Kraft des Fells nicht mehr ausreicht, iſt ſcheußlich. — Mitten in dieſen widerlichen Bildern und in dem Schwulſt der Myſtik (z. B. „il sentit son organisme par l'action dissolvante arriver insensiblement aux phénomènes de la fluidité“ u. ſ. w.) begegnen wir zuweilen Betrachtungen, die uns frappiren, und die kleine Genremalerei iſt vorzüglich. — Aber es iſt doch eine ſchlimme Welt! Früher unterſagte man den jungen Leuten die Romanlecture wegen der Illuſionen und Ideale, die in der ſpätern Berührung mit dem Leben eine ſchmerzliche Enttäuſchung nach ſich zogen; jetzt iſt es umgekehrt, man fühlt ſich nach der Lecture eines ſolchen Buchs krank, als wenn man aus einer wüſten Schwelgerei käme; die ungeſunde Atmoſphäre hat den Geiſt ſo abgeſpannt, daß die Luft und das Tageslicht ihm wehe thun.

Die erſten wüſten Poeſien Alfred de Muſſet's, von denen

[redacted]

später die Rede sein wird, fallen in diese Zeit. Auch das Theater betrat den nämlichen Weg: so A. Dumas im „Anthony", der als Kämpfer gegen die Unnatur der Verhältnisse bei den Franzosen ebenso typisch geworden ist, wie bei uns Karl Moor oder Werther. Mit seiner unbändigen Leidenschaft, in der aber Race ist, erinnert das Stück an unsere Sturm- und Drangperiode; mit dem Unterschied freilich, daß der Franzose die gute Theaterschule seines Landes durchgemacht hat. Von der wüsten Formlosigkeit eines Lenz oder Klinger ist keine Rede, theatralisch ist alles auf das geschickteste arrangirt. — Anthony-René steht als Findling der Welt gleichsam rechtlos gegenüber. Er hat, um diesem Gefühl zu entgehn, Reisen in den Orient ꝛc. gemacht, findet nach seiner Rückkehr seine ehemalige Geliebte verheirathet, knüpft auf eine abenteuerliche Weise das Verhältniß wieder an, verfolgt sie in ein einsames Gasthaus, wo er ihr direct oder indirect Gewalt anthut — genau kann man es nicht wissen, da mit seinem Eintritt in ihr Schlafzimmer der Vorhang fällt — und weiß zuletzt, da sie in den Augen der Gesellschaft gebrandmarkt dasteht, und da auch ihr Mann als Rächer herbeieilt, nichts Besseres zu thun, als sie umzubringen, um wenigstens nachträglich ihren Ruf zu retten: er habe sie ihres Widerstands wegen umgebracht.

Wenn man die Massenhaftigkeit erwägt, mit der diese Literatur auftrat, kann man sich nicht wundern, wenn Goethe, trotz seiner Vorliebe für das Französische, Juni 1831 an Zelter schreibt: „Es ist eine Literatur der Verzweiflung. Um augenblicklich zu wirken, müssen sie das Entgegengesetzte von Allem, was man dem Menschen zu einigem Heil vortragen sollte, dem Leser aufdringen, der sich zuletzt nicht mehr zu retten weiß. Das Häßliche, das Grausame, das Nichtswürdige mit der ganzen Sippschaft des Verworfenen ins Unmögliche zu überbieten, ist ihr satanisches Geschäft; es liegt ein gründliches Studium alter Zeiten, vergangener Zustände, merkwürdiger Verwickelungen und unglaublicher Wirklichkeiten zum Grunde, so daß man ein solches Werk weder leer noch schlecht nennen darf."

II.

Durch das Ministerium Casimir Perier (12. März 1831 bis 16. Mai 1832) kam in das Juliregiment Halt und Zusammenhang: eine starke conservative Partei wurde organisirt, welche die Politik des Wider-

ſtands auf ihre Fahnen ſchrieb: Widerſtand gegen den revolutionairen Geiſt der Propaganda. Die männliche Haltung des Miniſters gab auch dem Spießbürger Muth, der bis dahin gefürchtet hatte, ſich durch Unterſtützung einer miniſteriellen Maßregel um ſeine Popularität zu bringen: Zufriedenheit mit dem „pouvoir“ hatte als „mauvais genre“ gegolten.

Perier machte es dem König nicht leicht, mit ihm zu verkehren; er wies herriſch jede Einmiſchung deſſelben zurück und regierte nach eignen Grundſätzen. Der König war klug genug, ſich dem Stärkern zu fügen, aber mit geheimem Verdruß.

Die revolutionaire Partei erkannte kein Recht des Auslands an, ſich der Propaganda der franzöſiſchen Ideen zu widerſetzen; der neue Miniſter trat für das Recht der Verträge ein. Das geſchah gleich in der ſtürmiſchen Sitzung vom 18. März, wo eine Intervention in Polen verlangt wurde; es war Strohfeuer, wie Guizot richtig bemerkt: „l'impression du moment et le plaisir du drame auraient bientôt disparu devant la souffrance des intérêts et la lumière du bon sens. Il faut que les peuples, qui veulent être bien gouvernés renoncent à faire, de leurs impressions et de leurs goûts dramatiques la règle de leur gouvernement. Ils ont quelquefois, comme les individus, ce que la médicine appelle des maux de nerfs, des vapeurs; une politique intelligente sait bien que ces dispositions ne sont nullement propres à une forte et longue action.“ Auch wies Perier entſchieden dieſe Anforderungen zurück.

20. März verlegte der König ſeine Reſidenz in die Tuilerien. Louis Bonaparte, der Paris heimlich beſuchte, um ſeine Mutter zu ſehn — er hatte bisher mit den italieniſchen Liberalen conſpirirt — wurde geduldet. 2. April wurde ein Repreſſivgeſetz gegen aufſtändiſche Verſammlungen angenommen. Das Toben wurde täglich ärger, und die Angeklagten wurden regelmäßig freigeſprochen. Den ſkandalöſeſten Eindruck machte 15. April die Freiſprechung Cavaignac's, der ſich offen zu revolutionairen Umtrieben bekannte. In einem öffentlichen Bankett rief man: Nieder mit Louis Philipp! Bonapartiſten, Legitimiſten und Republicaner demonſtrirten in den verſchiednen Theatern.

Das Bedenklichſte war die Theilnahme junger Leute aus den beſſern Claſſen an dieſen Wühlereien. „C'étaient pour la plupart“, erzählt ein in dieſer Beziehung unverdächtiger Zeuge, Louis Blanc, „des hommes brillants, spirituels, d'une bravoure chevaleresque, et qui

reproduisaient plus fidèlement que le parti légitimiste lui-même l'ancien type national. Parmi eux s'étaient réfugiés, dans une société que le mercantilisme avait envahie, ces traditions de légèrité moqueuse et de turbulence intelligente; ce goût des aventures, cette impétuosité dans le dévouement, cette gaieté dans le péril, ce besoin d'agir, ces vives façons de traiter les choses sérieuses, qui constituaient autrefois les caractères saillants de la nation. Ainsi, par un contraste bizarre, la préoccupation des choses de l'avenir se voyait précisément chez ceux dont les qualités personnelles rappelaient le mieux le côté brillant du passé."

Die Neuwahlen ſchienen dem Miniſterium Recht zu geben; ſie ſchickten ihm eine ſtarke Majorität in die Kammer; die Provinz proteſtirte gegen das radicale Paris. Dennoch war man auch der Provinz nicht ſicher.

29. Juni 1831 ſchrieb an Guizot ein Freund und Parteigenoſſe aus der Provinz ſehr beſorgt über die öffentliche Stimmung: „Je ne puis trop vous prier de réfléchir que nous ne sommes pas dans un moment de raison, où les moyens tout raisonnés du système représentatif suffisent. Je suis persuadé qu'une guerre serait utile, bien entendu si l'on parvenait à la limiter. Je serais disposé à la risquer en exigeant beaucoup pour la Pologne. C'est bien plus populaire que la Belgique. Pourquoi? parceque c'est plus dramatique. La France est, pour le moment, dans le genre sentimental bien plus que dans le genre rationnel." Etwas anders ausgedrückt, ſagt Louis Blanc daſſelbe: „A cette époque la France vivait plus de la vie des autres nations que de la sienne propre. Glorieux privilège de ce noble pays! . . . Nous vivions surtout en Pologne."

Dieſe propagandiſtiſche Stimmung war es auch, die Arm. Carrel im „National" zur rückſichtsloſen Oppoſition trieb, der bis dahin die Regierung gegen anarchiſche Beſtrebungen in Schutz genommen hatte. Seine Hoffnung, daß aus der Revolution ein Krieg hervorgehn und daß Frankreich ſeinen alten Ruhm und ſeine alten Grenzen wieder gewinnen werde, ward unter dem ſchwachen Miniſterium Lafitte, das alle Dinge ihren Weg gehn ließ, nur vertagt; ſobald Perier ans Ruder kam, mußte ſie definitiv aufgegeben werden. Ueber den Staatsmann, den er ſich nicht erwehren konnte, perſönlich zu achten, fiel nun Carrel mit allem Zorn einer

getäuſchten Hoffnung her. Jetzt erſt entfaltete ſich ſein echtes Talen Da er alle Rückſichten abwirft, zeigt er eine Kraft des Stils, eine G walt der Beredſamkeit, die auch den Gegnern Achtung abgewinnt. Le denſchaftlich und ſelbſt poetiſch, wo es darauf ankommt, die allgemei Stimme mit ſich fortzureißen, iſt er doch kaltblütig beim Angriff und b der Vertheidigung, und weiß die Waffe der Dialektik mit einer Gewa zu handhaben, daß er die Feinde überraſcht und zum Schweigen bringt.

Gleich darauf erſchien in der Revue de Paris ein ſatiriſches Gedich „La curée", in welchem die Intriganten gegeißelt wurden, die ſich wäh rend der drei Julitage nicht hatten ſehn laſſen, aber nach dem Sieg w gefräßige Geier herbeiflogen, um ſich der Beute zu bemächtigen. Das G dicht erregte großes Aufſehn, nicht blos wegen der Anſicht, in der die ö fentliche Meinung mit dem Dichter übereinſtimmte, ſondern auch wege der poetiſchen Behandlung, die an Chénier erinnerte. Man empfand ei warmes ſittliches Gefühl, einen kräftigen Haß des Schlechten und erfreu ſich zugleich an dem reinen Geſchmack. Unmittelbar darauf folgten d beiden Gedichte: „L'idole" und „La popularité". Das erſte griff de Helden des Zeitalters, Napoleon, mit leidenſchaftlicher Bitterkeit an, ab nicht im Sinn der Legitimität, ſondern vom patriotiſchen Standpunk Der Haß gegen die Ausländer, die Frankreich erobert hatten, machte ſi in dieſem Gedicht ebenſo vernehmlich, als in den heftigſten Liedern B ranger's.

Der Verfaſſer, Barbier (26 J.), gab noch in demſelben Jahr unt dem Titel „Jambes" ſeine geſammelten Satiren heraus. — In demſelbe Sinn ſchrieben Barthelemy und Mery „la Dupinade ou la revo lution dupée".

Die ſkeptiſche Richtung der Zeit ſpricht ſich auch in den hiſtoriſche Verſuchen aus; ſo in Nodier's „Studien über die franzöſiſche Revo lution". Gleich Beyle behauptet er, daß die Geſchichte nur conventionel Wahrheit enthalte; er verſucht eine große Zahl Ehrenrettungen verleum deter Männer, ſelbſt Fouché's, und es iſt eine ſeiner Lieblingsparadoxien daß der 9. Thermidor im Widerſpruch gegen die gewöhnliche Vorſtellun ein Sieg des Terrorismus über die Gemäßigten war. Uebrigens ſin die Bemerkungen über die revolutionaire Beredſamkeit äußerſt geiſtvol Man ſieht den Philologen, der auf die Formen genau achtet, und de Augenzeugen, der die Eindrücke jener wilden Zeit noch friſch in ſeiner Gemüth bewahrt. Außerordentlich ſchön iſt die Analyſe der Charlott

Corday. Trotz seiner frühern Begeisterung für diese Heroine begreift Nodier, daß es verwerflich ist, solche Thaten des subjectiven Rechtsgefühls zu feiern. „Les Brutus et les Cassius que Charlotte Corday allait chercher aux Champs-Elysées (pauvre fille toute romaine qui ne reconnaissait de héros que les héros de sa république, et de dieux que ses dieux) n'étaient, en réalité, que des furieux qui avaient poussé à sa dernière expression le délire du sophisme.“ — Ein wunderliches Werk ist „das letzte Bankett der Girondisten“. Er hat mit großer Gewissenhaftigkeit die Ausdrucksweise und den Gedankengang jedes einzelnen dieser Männer nach den historischen Documenten studirt, um sie so treu als möglich zu reproduciren, auch verfehlt diese Mosaikarbeit ihre Wirkung nicht ganz.

Durch Guizot's kräftige Anregung kam auch in die Geschichtsschreibung und Forschung ein neuer Aufschwung; damals fanden Männer, wie Michelet und Quinet, später seine entschiednen Gegner, Theilnahme und Unterstützung.

Michelet gab eben den ersten Band der Römischen Geschichte heraus. Er findet in Perizonius (1685), Vico (1725) und Beaufort (1738) die kritischen Grundlagen zu Niebuhr. „Durch den Einfall der nordischen Barbaren wurde Rom wiedergeboren; einem nordischen Barbaren verdankt ebenso die römische Geschichte ihre Wiedergeburt. Sobald die östreichischen Waffen Italien den Deutschen wieder eröffnet hatten, begann Niebuhr seinen Feldzug. Sein erster Sieg war bei Verona, wie der Theodorich des Großen. In der Bibliothek dieser Stadt erbeutete er das Manuscript des Gajus, das seit Jahren dort schlummerte, ohne daß man davon wußte. Von da drang er siegreich bis Rom vor, entführte als Beute den kostbaren Palimpsest und trotzte dem Abbé Mai in seinem Vatican. Ohne Zweifel hatte der barbarische Eroberer ein Anrecht auf eine Stadt, der er die alten Gesetze in der Reinheit ihres ursprünglichen Textes wiederbrachte. Er trat in den Besitz Roms durch das Recht der Eroberung, tamquam in rem nullius, und schlug auf dem Theater des Marcellus sein Prätorium auf. Von da aus drang er vier Jahre hindurch ungescheut in alle Theile der alten Stadt, und theilte sie als Herr unter die Stämme, welche sie gegründet hatten, indem er sie bald den Etruskern, bald den Latinern zusprach. Er wühlte den Staub der Könige auf und streute ihre Asche in die Winde. Italien seufzte darüber, aber wie zu den Zeiten des Alarich sollte sich erfüllen, was geschrieben steht:

Barbarus heu! cineres et ossa Quirini, nefas videre! dissipabit insolens! — Er hat zerstört, aber auch wieder aufgebaut; sein Buch ist wie das Forum boarium mit der Fülle seiner wohl oder übel wiederaufgerichteten Monumente. Man fühlt die gothische Hand, aber es ist ein Wunder, mit welcher Kraft dieser Barbar die gewaltigen Trümmer aufhebt."

Die Franzosen haben nun die Aufgabe, diese vereinzelten Entdeckungen in ein System zu bringen. Michelet unterscheidet drei Zeitalter: das italienische oder nationale, welches mit dem ältern Cato endet; das griechische, welches, begonnen unter dem Einfluß der Scipionen, in den Zeitaltern des August und des Hadrian seine Frucht trägt; endlich das orientalische, dessen Fortschritte langsamer sind. Cybele wird schon im zweiten punischen Krieg nach Rom gebracht, aber erst nach vier Jahrhunderten, unter den syrischen Kaisern wird der orientalische Cultus gleichsam Modesache, und es bedarf noch eines Jahrhunderts, bis im Christenthum der orientalische Geist über Rom siegt. Die Stufen der politischen Entwicklung stellt er mit diesen Fortschritten der Civilisation in Parallele. Die römischen Volkslieder erklärt er für symbolisch: „au lieu de célébrer des héros agrandis et poétisés par l'imagination des peuples, ils sont une idéalisation savante des grands événemens. Romulus est le type de l'héroisme Romain, principe de la cité: né d'un dieu et d'une vestale, il réunit l'esprit du Mars italien et l'esprit de la Vesta orientale, mystérieuse personnification d'une aristocratie hierarchique." Die Stadt Rom ist eine pelasgisch-etruskische Colonie, von den sabinischen Bergbewohnern unterworfen. „Le mythe oriental du serpent que nous trouvons déjà dans les plus vieilles traditions de l'Asie, reparaît ainsi à son dernier âge. L'aspic qui tue et délivre Cléopâtre ferme la longue domination du vieux dragon oriental. Ce monde sensuel, ce monde de la chair, meurt pour ressusciter plus pur dans le Christianisme, dans le Mahométisme, qui se partageront l'Europe et l'Asie."

Machte sich in diesen Studien der deutsche Einfluß geltend, so besuchte Cousin in officieller Stellung Deutschland, um das preußische Unterrichtswesen an der Quelle zu studiren. Gleichzeitig schrieb Edgar Quinet, der Uebersetzer Herder's eine Reihe Artikel über Deutschland und Preußen.

„Wir stellen uns Deutschland noch immer in der Form vor, wie es Frau v. Staël geschildert: ein Land der Extase, ein beständiger Traum,

eine Wissenschaft, die stets im Suchen bleibt, der ganze Geist des Volks in die Idee des Unendlichen getaucht; in der Jugend romanhafte Sympathie, allseitige, enthusiastische Empfänglichkeit, dann die Selbstverleugnung des Pietismus, das Aufgeben jedes politischen Einflusses, die Befriedigung in einem mystischen Wohlsein; beständiges Brüten der religiösen Secten, ein patriarchalisches Leben, Schicksale, die geräuschlos dahinfließen wie die Wasser des Rheins oder der Donau; aber nirgend ein Mittelpunkt, nirgend ein gemeinsamer Wunsch, ein gemeinsamer Wille, eine nationale Kraft."

„Leider hat sich das Alles geändert. Man will von der Philosophie nichts mehr wissen, aus Furcht, noch einmal dem Reiz des beschaulichen Lebens zu verfallen. Deutschland hat den Sarkasmus seines Luther wieder gefunden, seine eignen Träume zu verspotten. Von dem alten Glauben, der Entsagung, der Sammlung, der Sorglosigkeit in politischen Dingen, ist nicht mehr die Rede."

„Namentlich in Preußen hat die alte kosmopolitische Unparteilichkeit einem reizbaren Patriotismus Platz gemacht. Die alten Demagogen haben mit der Staatsgewalt Frieden geschlossen. Beim ersten Anblick wundert man sich, wie die einzig populäre Regierung in Deutschland diejenige ist, welche die despotische Form beibehalten hat. Aber dieser Despotismus ist intelligent, ehrgeizig, unternehmend; er verliert keinen Augenblick die Bestimmung Deutschlands aus den Augen; er will es geistig umstricken, ehe er es mit Gewalt an sich nimmt. Er hat Ideen, Systeme, eine Philosophie, eine Wissenschaft. Er vereinigt die sicherste Praxis mit dem höchsten Idealismus."

„Zwischen dem Volk und der Regierung besteht ein geheimes Einverständniß, die Sache der Freiheit zu vertagen, und gemeinsam am Wachsthum der Macht Friedrich des Großen zu arbeiten. Der Hauptgrund, warum die constitutionelle Freiheit keine erheblichen Fortschritte in Deutschland gemacht hat, liegt darin, daß sie unter den Bedürfnissen des Landes nicht in erster Reihe steht. Diese Localfreiheiten, nach allen Seiten hin durch die Grenzpfähle dieser oder jener großherzoglichen Souveränetät eingezwängt, können nur dann bestehn und sich entwickeln, wenn sie zur Grundlage die politische Einheit Deutschlands haben. Die Einheit, das ist der tiefe, unausgesetzte, nothwendige Gedanke, auf dessen Entwickelung Alles hindrängt."

„Nach der Literatur war die Hauptmacht, welche an der Einheit

Deutschlands arbeitete, Napoleon. Jahrhunderte lang getrennt, wurden die Völkerschaften durch das plötzliche Eintreten eines gemeinsamen Elends vereinigt, der ganze Stamm fand eine gemeinsame Geschichte wieder. Mit seinem Zögern, seinem irrenden Weltbürgerthum, mit der Zerstreuung seines Gebiets und seines Denkens, bedurfte Deutschland der Hand eines Napoleon, um es zusammenzupressen, es in seine Schranken zu drängen, es zu lehren, daß es sich endlich in den Grenzen eines lebendigen Organismus sammeln müsse."

„Die Julirevolution hat die letzte Hand an das Werk der Einigung Deutschlands gelegt. Wenn in jedem einzelnen Duodezstaatchen die Monarchie durch die Stände unterwühlt sein wird, so werden diese ephemeren Souveränetäten sich friedlich in den Schoß eines nationalen Gemeinwillens versenken. In diesen kleinen Staaten bricht sich der deutsche Geist kläglich bei jedem Schritt an den Mauern, die ihn von allen Seiten umschränken. Der Widerspruch zwischen der Größe der deutschen Ideen und der Kleinlichkeit der Verhältnisse, auf welche sie angewandt werden sollen, ist zu groß geworden, um dauern zu können. Der politische Ehrgeiz erstickt in der Enge dieser Kleinstaaten. Seitdem die Verfassungen Bürger hervorgebracht haben, fehlt es blos an einem politischen Vaterland. Daher diese finstre Unzufriedenheit, die ohne Lärm im Stillen fortbrütet, jener verhaltne Zorn, der immer mehr Gift einsammelt und nur abwartet, durch eine bestimmte Anregung aufs Aeußerste getrieben zu werden. Die eigenthümliche protestantisch-germanische Cultur verlangt eine äußere, staatliche Darstellung; darum fügt sich der ganze Stamm der Leitung eines Staats, nicht wegen seiner höheren Bildung, sondern wegen seiner größern Leidenschaft, seiner größern Ansprüche, seiner größern Geschäftskenntniß. In ihm sieht er den Träger seines Ehrgeizes, seiner Wünsche, seines Ruhms."

So verstand ein Franzose viel besser, was in Deutschland vorging, als die Deutschen selbst: ein Beleg ist eine gleichzeitige Veröffentlichung Heine's.

„Der gallische Hahn hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutschland wird es Tag. In entlegne Schlösser, Hansestädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten sich die unheimlichen Schatten und Gespenster, die Sonnenstrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns ins Herz, das wache Leben umrauscht uns, wir sind erstaunt, wir befragen einander: was thaten wir in der vergangnen Nacht?"

„Nun ja, wir träumten, in unſrer deutſchen Weiſe, d. h. wir philoſophirten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächſt betrafen oder zunächſt paſſirten, ſondern wir philoſophirten über die Realität der Dinge an ſich, über die letzten Gründe der Dinge und ähnliche metaphyſiſche und transcendentale Träume, wobei uns der Mordſpektakel der weſtlichen Nachbarſchaft zuweilen recht ſtörſam wurde, ja ſogar recht verdrießlich, da nicht ſelten die franzöſiſchen Flintenkugeln in unſre philoſophiſchen Syſteme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten."

„Dennoch hatte das praktiſche Treiben unſrer Nachbarn jenſeit des Rheins eine eigne Wahlverwandſchaft mit unſern philoſophiſchen Träumen im geruhſamen Deutſchland. Man vergleiche nur die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution mit der Geſchichte der deutſchen Philoſophie und man ſollte glauben, die Franzoſen, denen ſo viel wirkliche Geſchäfte oblagen wobei ſie durchaus wach bleiben mußten, hätten uns Deutſche erſucht, unterdeſſen für ſie zu ſchlafen und zu träumen, und unſre deutſche Philoſophie ſei nichts Andres als der Traum der franzöſiſchen Revolution." —

„Meine alte Prophezeiung von dem Ende der Kunſtperiode, die bei der Wiege Goethe's anfing und bei ſeinem Sarge aufhören wird, ſcheint ihrer Erfüllung nahe zu ſein. Die jetzige Kunſt muß zu Grunde gehn, weil ihr Princip noch im abgelebten alten Regime, in der heiligen römiſchen Reichsvergangenheit wurzelt. Deshalb wie alle welken Ueberreſte dieſer Vergangenheit, ſteht ſie im unerquicklichſten Widerſpruch mit der Gegenwart. Dieſer Widerſpruch und nicht die Zeitbewegung ſelbſt, iſt der Kunſt ſo ſchädlich; im Gegentheil dieſe Zeitbewegung müßte ihr ſogar gedeihlich werden, wie einſt in Athen und Florenz, wo eben in den wildeſten Kriegs- und Parteiſtürmen die Kunſt ihre herrlichſten Blüthen entfaltete."

„Die neue Zeit wird eine neue Kunſt gebähren, die, mit ihr ſelbſt im begeiſterten Einklang, nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbole zu borgen braucht. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die ſelbſttrunkenſte Subjectivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Perſönlichkeit, mit all ihrer Lebensluſt ſich geltend machen; was doch immer erſprießlicher iſt als das todte Scheinweſen der alten Kunſt."

„Oder hat es überhaupt mit der Kunſt und mit der Welt ein trübſeliges Ende? jene überwiegende Geiſtigkeit, die ſich jetzt in der europäiſchen Literatur zeigt, iſt ſie vielleicht ein Zeichen von nahem Abſterben?"

Mit dieſem ungelöſten Zweifel ſchließt der erſte Band des „Salon"

den Heine bereits in Paris schrieb, wo er 5. Mai 1831 ankam und von den Eindrücken des neuen und fremden Lebens fast erdrückt wurde.

Es war ein reich bewegtes Leben. Für Heine mußte der Unterschied doppelt merklich sein, da er in Deutschland trotz seiner Taufe noch immer hinter sich ein flüsterndes Hepp! Hepp! zu vernehmen glaubte, während in Paris weder das Gesetz noch die Sitte einen Unterschied zwischen Juden und Christen machte. Er wurde förmlich überwältigt durch die Höflichkeit, mit der selbst die roheren Volksclassen ihm entgegenkamen. Dazu die Oeffentlichkeit des Treibens! In Deutschland wurde alles hinter verschlossenen Thüren verhandelt, hier wogte und drängte es in den Logen zur Deputirten-Kammer, in den Assisen, in den Volksversammlungen, ja selbst die Religion trat in der Form des St.-Simonismus auf den Markt, und führte der Menge ein phantastisches Schauspiel auf. In Deutschland freilich blühte im Stillen ein reiches wissenschaftliches Leben, die Schulen Hegel's, Schleiermacher's, Niebuhr's, J. Grimm's u. s. w. waren in voller Arbeit; aber nur der Eingeweihte wurde zugelassen, und die Weisheit hüllte sich in den Schleier des Geheimnisses. In Paris buhlten Männer wie Guizot, Villemain, Cousin, Michelet u. s. w. um die Gunst der lebhaften Jugend, die ihnen applaudirte und ihre Lehren auf der Straße verhandelte; und was sie vortrugen, war darum nicht schlechter, weil es sofort der Kritik der Oeffentlichkeit sich unterziehn mußte. In Paris war alles Nationalangelegenheit; ein neues Stück von Alex. Dumas, Alfred de Vigny war Gegenstand des regsten Interesses. Alle diese Dichter waren in ihrer besten Zeit; sie glaubten an ihre Sache, schraken vor nichts zurück und wurden durch unbestimmte Hoffnungen getragen, die noch nicht Zeit zur Enttäuschung gehabt. Es war in der poetischen Welt eine Unruhe, die das Größte erwarten ließ.

Wer in dies Treiben frisch hinein kam, konnte es kaum bewältigen. Dazu athmeten all' diese Versuche, so unreif sie zuweilen ausfielen, eine gewisse Hochherzigkeit. Es war ein Idealismus, der an Trunkenheit grenzte, aber gegen die matte Resignation der damaligen deutschen Schriftstellerei einen wohlthuenden Abstich machte. Man hatte die Empfindung, ganz neue Sphären des Geistes und Herzens entdeckt zu haben, und mit ihnen der Welt reichere Farben zu schenken. Auch die Künste schienen sich verjüngen zu wollen: der Salon von 1831 umfaßte eine Reihe von Gemälden, die wir noch heute zu dem Bedeutendsten zählen, was die neuere Malerei hervorgebracht. Alles das übte einen um so größern Zauber aus,

da es lebhaft in einander griff, da es so aussah, als wenn ein gemeinsamer Frühling in all diesen Blüthen seine Triebkraft entwickelte. Allen Menschen ohne Unterschied war die Zunge gelöst, und Keiner erregte Aergerniß, wenn er auf der Gasse weissagte.

Heine hat in spätern Jahren seine ehemalige Begeisterung zu läugnen oder wenigstens abzuschwächen gesucht. Im Grunde sei er über alles enttäuscht worden; selbst Lafayette's weiße Haare, die ihm als Kind gepriesen, habe er vergebens gesucht, da der General eine braune Perücke trug. Indeß legen seine Schriften aus jener Periode ein andres Zeugniß ab, und wenn er später seinen Irrthum einzusehn glaubte, Lafayette für einen der größten Männer Europas gehalten zu haben, so war darum sein früherer Glaube nicht minder echt. Er glaubte an Lafayette, an St. Simon und die Emancipation der Frauen, an die heilige Mission von Paris und an die welterlösende Bedeutung der Julirevolution. Freilich, er glaubte auf seine Art, d. h. sein Glaube war immer mit Ironie zersetzt.

„Heilige Julitage von Paris! ihr werdet ewig Zeugniß geben von dem Uradel der Menschen, der nie ganz zerstört werden kann; wer euch erlebt, der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, sondern freudig glaubt er jetzt an die Auferstehung der Völker. Heilige Julitage! wie schön war die Sonne und wie groß das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem großen Kampf zusahn, jauchzten vor Bewunderung, und sie wären gern aufgestanden von ihren goldnen Stühlen und zur Erde herabgestiegen, um Bürger zu werden von Paris. Aber neidisch wie sie sind, fürchteten sie am Ende, daß die Menschen zu hoch und herrlich emporblühn möchten, und durch ihre willigen Priester suchten sie das Glänzende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn."

Heine hatte einen Bericht über die Kunstausstellung übernommen, und ein Bild von Delacroix, das eine Episode aus den Julitagen darstellt, bringt ihn auf die Politik. Um jenen Dithyrambus richtig zu würdigen, muß man damit die vorhergehende Beschreibung vergleichen.

„In der Mitte der Volksgruppe, beinah wie eine allegorische Figur ragt hervor ein jugendliches Weib, mit einer rothen phrygischen Mütze auf dem Haupt, eine Flinte in der einen Hand und in der andern eine dreifarbige Fahne. Sie schreitet dahin über Leichen, zum Kampf auffordernd, entblößt bis zur Hüfte, ein schöner ungestümer Leib, das Gesicht ein kühnes Profil, frecher Schmerz in den Zügen; eine seltsame Mischung von Phryne, Poissarde und Freiheitsgöttin. Daß sie eigentlich letztere

bedeuten ſolle, iſt nicht ganz beſtimmt ausgedrückt: dieſe Figur ſcheint vielmehr die wilde Volkskraft, die eine fatale Bürde abwirft, darzuſtellen. Ich kann nicht umhin zu geſtehn, dieſe Figur erinnert mich an jene peripatetiſchen Philoſophinnen, an jene Schnellläuferinnen der Liebe, die des Abends auf den Boulevards umher ſchwärmen; ich geſtehe, daß der kleine Schornſtein-Cupido, der mit einer Piſtole in jeder Hand neben dieſer Gaſſen-Venus ſteht, vielleicht nicht allein von Ruß beſchmutzt iſt; daß der Pantheons-Candidat, der todt auf dem Boden liegt, vielleicht den Abend vorher mit Contremarken gehandelt; daß der Held, der mit ſeinen Schießgewehren hinſtürmt, in ſeinem Geſicht die Galeere und in ſeinem häßlichen Rock gewiß noch den Duft des Aſſiſenhofes trägt: — aber das iſt es eben! ein großer Gedanke hat dieſe gemeinen Leute, dieſe Crapule geadelt und geheiligt, und die entſchlafne Würde in ihrer Seele wieder aufgeweckt."

Bei alledem ſieht es wunderlich genug aus, wenn unmittelbar an dieſe Beſchreibung ſich der Dithyrambus an die heiligen Julitage anſchließt; und nicht minder wunderlich, wenn unmittelbar nach jenem Dithyrambus folgendes Geſpräch referirt wird.

„Papa", rief eine kleine Carliſtin, „wer iſt die ſchmutzige Frau mit der rothen Mütze?" — „Es iſt die Freiheitsgöttin." — „Papa, ſie hat nicht einmal ein Hemde an." — „Eine wahre Freiheitsgöttin, liebes Kind, hat gewöhnlich kein Hemd, und iſt daher ſehr erbittert auf alle Leute, die weiße Wäſche tragen." —

— Das iſt der echte Heine! Freilich verargt er es dem Marquis, daß er ſo deſpectirlich von der Freiheit ſpricht, aber er ſelber empfindet ähnlich, denn auch er trägt weiße Wäſche und nimmt in den gierigen Augen der Crapule ſehr deutlich die Luſt wahr, ſie ihm abzureißen. Darum konnte er ſich mit Börne, den er bereits in Paris vorfand, nie recht verſtändigen. Denn Börne liebte nicht blos die Revolution aus der Ferne, ſondern wünſchte in ihr mitzuwirken, und liebte die Revolutionairs, auch wenn ſie ſchmutzige Wäſche trugen; ja er trug ſie ihnen zu gefallen wohl ſelber. Ein tiefes Mißbehagen ſpricht ſich jedesmal aus, ſobald der Eine vom Andern redet. Als ein Anhänger Börne's gegen Heine erklärte, wenn ein König ihm die Hand gedrückt, würde er ſie ins Feuer ſtecken, antwortete Heine: „wenn mir ein Mann des Volks die Hand drückt, würde ich ſie waſchen!" — Und deshalb ſchwärmte er doch ehrlich für die Revolution, und auch für die Revolutionairs, aber aus der Ferne, wenn er in aller Behaglichkeit auf ſie einen Dithyrambus dichten konnte;

trat er näher, ſo war er Humoriſt genug, die eine Seite ebenſo deutlich zu ſehn als die andre; beide Eindrücke beſtanden dann in ſeinem Geiſt unabhängig neben einander fort.

Uebrigens iſt ſein Bericht über den Salon vortrefflich, und hat viel dazu beigetragen, die Aufmerkſamkeit auf dieſe neue Richtung der Kunſt zu leiten, auf Paul Delaroche, Horace Vernet, Leopold Robert u. ſ. w. Heine iſt in dieſem Fach ebenſo wenig Kenner als in der Muſik; aber er ſieht Manches, was dem Kenner entgeht, und hat die Gabe, für ſeine Empfindung Worte zu finden, die man nicht wieder vergißt.

„Ach wohl thut es Noth," ſagt er nach Beſprechung des Cromwell von Paul Delaroche, „daß die melodiſche Geſchichte der Menſchheit unſre Seele tröſte in dem mißtönenden Lärm der Weltgeſchichte. Ich höre in dieſem Augenblick da draußen, dröhnender, betäubender als jemals, dieſen mißtönenden Lärm, dieſes ſinnverwirrende Getöſe. Es zürnen die Trommeln, es klirren die Waffen, ein empörtes Menſchenmeer mit wahnſinnigen Schmerzen und Flüchen wälzt ſich durch die Gaſſen, das Volk von Paris heult: Nieder mit den Miniſtern! Tod den Preußen! Es wird mir ſchwer, ruhig am Schreibtiſch ſitzen zu bleiben und meinen armen Kunſtbericht zu Ende zu ſchreiben; und dennoch, gehe ich hinab auf die Straße und man erkennt mich als Preußen, ſo wird mir von irgend einem Julihelden das Gehirn eingedrückt, ſo daß alle meine Kunſtideen zerquetſcht werden; und vielleicht obendrein werde ich in die Wache geſetzt als fremder Ruheſtörer."

„Bei ſolchem Lärm verwirren und verſchieben ſich alle Gedanken und Bilder. Die Freiheitsgöttin von Delacroix tritt mir mit ganz verändertem Geſicht entgegen, faſt mit Angſt in dem wilden Auge." —

„Da draußen ſtürmt es wirklich zu laut, und es iſt unmöglich, die Gedanken zuſammenzufaſſen. Iſt es doch in Paris ſogar an ſogenannt ruhigen Tagen ſehr ſchwer, das eigne Gemüth von den Erſcheinungen der Straße abzuwenden und Privatträumen nachzuhängen. Wenn die Kunſt auch in Paris mehr denn anderswo blüht, ſo werden wir doch in ihrem Genuß jeden Augenblick geſtört durch das rohe Geräuſch des Lebens. Die ſüßeſten Töne der Paſta und Malibran werden uns verleidet durch den Nothſchrei der erbitterten Armuth, und das trunkene Herz, das eben Robert's Farbenluſt eingeſchlürft, wird ſchnell wieder ernüchtert durch den Anblick des öffentlichen Elends. Es gehört faſt ein goethe'ſcher Egoismus dazu, um hier zu einem ungetrübten Kunſtgenuß zu gelangen."

— „Und daran iſt die verdammte Julirevolution ſchuld! ſeufzen die Künſtler, und ſie verwünſchen die Freiheit und die leidige Politik, die alles verſchlingt.“

Für das von Lafayette gegründete polniſche Comité dichtete Beranger Juli 1831 einige ſeiner ſchönſten Lieder, darunter den Hilferuf Poniatowski's von Leipzig.

Quoi! vous fuyez, vous, les vainqueurs du monde! . . .
— Mourir noyé! lorsqu' au rivage
J'entends le feu, je vois luire l'acier!
Frères, à moi! vous vantiez ma vaillance,
Je vous chéris; mon sang l'a bien prouvé.
Ah! qu'il m'en reste à verser pour la France!
Rien qu'une main, Français, je suis sauvé.

Die Hülfe bleibt aus, er verſinkt, aber noch ſchlägt ſeine klagende Stimme an das Herz der Franzoſen.

C'est la Pologne et son peuple fidèle . . .
Elle se noie au sang qui coule d'elle,
Sang qui s'épuise en gardant sa vertu . . . .
Au bord du gouffre un peuple entier nous crie:
Rien qu'une main, Français, je suis sauvé!

29. Juli kam es wirklich zu einer Cabinetskriſis: Lafitte ſchien die Neubildung übernehmen zu wollen, Kammer und König zeigten ſich unzuverläſſig, Perier reichte ſeine Entlaſſung ein. Aber die Nachricht von dem Einmarſch der Holländer in Belgien beſtimmte ihn, ſie wieder zurückzuziehn; das Cabinet wurde reconſtituirt, die liberalen Elemente — Odilon Barrot, General Lamarque, ausgeſchieden. 13. Auguſt rückten die Franzoſen in Belgien ein. Dort war endlich Leopold als König anerkannt, was die Oppoſition als einen Sieg Englands über Frankreich bezeichnete. Es gelang Talleyrand, das gute Einvernehmen zwiſchen den beiden Mächten aufrecht zu halten.

15. Auguſt gab es wieder eine große Debatte über die auswärtige Politik, geleitet von Mauguin, Lamarque und Bignon: die Reminiscenzen des Wohlfahrtsausſchuſſes und Napoleon's, durcheinander, gloire und liberté, conquète und progrès. Das Publicum gar nicht kriegeriſch geſinnt, hörte doch dieſen Declamationen mit Vergnügen zu.

In der „Tribune“ beſchuldigten Armand Marraſt und Michel

de Bourges den leitenden Staatsmann der Beſtechung; ſie fanden es empörend, daß man ſie vor Gericht ſtellte: „Wie! Nous ne pourrions pas répéter ces rumeurs de l'opinion, qui a un instinct si droit et si sûr?! La liberté vit de défiances. Prenez le pouvoir, si vous voulez; mais sachez que, dès ce moment, vous tombez sous l'empire de la publicité“ — d. h. der Verleumdung! — Trotz dieſer Argumente ſprach das Gericht die Verurtheilung aus.

13. Sept. verlangte man, die Aſche Napoleon's ſollte aus St. Helena geholt und unter der Vendômeſäule beſtattet werden.

15. Sept. kam die Nachricht von dem Fall Warſchaus nach Paris. „L'ordre règne en Varsovie“! ſagte General Sebaſtiani unbedacht. Furchtbare Aufregung; die Theater werden geſchloſſen, alles ſtrömt durch die Straßen. Perier zeigte unerſchütterlichen Muth und kräftigen Entſchluß: einen tüchtigen Helfer hatte er in Thiers, welcher der Kammer die Lebensunfähigkeit Polens nachwies. Der Unwille gab ſich dann zuletzt auch in Declamationen aus.

Cachons nous, cachons nous! nous sommes des infâmes!
Que tardons nous? Prenons la quenouille des femmes;
Jetons bas nos fusils, nos guerriers oripeaux,
Nos plumets citadins, nos ceintures de peaux,
Le courage à nos coeurs ne vient que par saccades;
Ne parlons plus de gloire et de nos barricades;
Que le teint de la honte embrase notre front.
Vous voulez voir venir les Russes . . . ils viendront!

In dieſen Tagen (26. Sept.) beſuchte Heine ſeinen Landsmann Börne zum erſten Mal; ſie beſtärkten ſich in der Begeiſterung für Polen ſpäter hat ſich Heine höhniſch genug darüber ausgeſprochen. Ein andrer berühmter Deutſcher, der Paris beſuchte, A. W. Schlegel, verletzte Heine, ſeinen ehemaligen Anhänger, durch unbedachte Aeußerungen, der ſich nachher ſchwer rächte.

Eben als Warſchau fiel, ſuchte Lamartine in der „Politique rationelle“ das Volk über ſeine Aufgabe zu orientiren. — Man kann ihm ebenſowenig ſtarke Anhänglichkeit an Perſonen als Feſtigkeit in den politiſchen Grundſätzen nachrühmen; was aber an Treue in ſeinem Gemüth war, wendet ſich im Weſentlichen der Reſtauration zu. Er hat ſpäter eine Geſchichte derſelben geſchrieben, deren Färbung freilich zum Theil durch Haß gegen den Bonapartismus bedingt war. Aber es iſt

nicht blos dieser negative Grund, der ihn zu so warmen Ausdrücken für Ludwig XVIII. und Karl X. bestimmte; es war das Geschlecht, in dem sein Ruhm aufgewachsen war, es war die Gesellschaft, zu der er in seinem innern Leben gehörte. An dem Pfaffenregiment nahm er kein Interesse, aber die zart gestimmten Seelen, die seine Dichtung und ihn verstanden, fanden sich doch hauptsächlich in dem Kreise des alten Adels. Die Bourgeoisie, die nun ans Ruder kam, war in ihren Formen womöglich noch nüchterner als das Regiment des ersten Kaisers. . Mathematiker, Kaufleute und Industrielle, kurz positive Menschen führten das große Wort; ein König, der mit dem Regenschirm über die Straße ging, um sich beim guten Bürger von Paris populär zu machen, widersprach allen poetischen Begriffen vom Königthum, und in dem geschäftigen Treiben materieller Interessen schien für die Träumerei kein Spielraum zu bleiben.

Obgleich sanguinisch im Vergessen seiner Vergangenheit, konnte Lamartine so leicht die Erinnerung der Gedichte an Bonald, Chateaubriand u. s. w. nicht los werden, in denen er sich als feuriger Anhänger ihrer Principien aussprach — nach seinem spätern Geständniß, ohne ihre Schriften gelesen zu haben. Ebensowenig die Erinnerung an den Chant du sacre, in dem er nicht allein Karl X. und seiner Familie, sondern sämmtlichen Pairs einen so starken Weihrauch anzündete, daß selbst der Sturm der Julirevolution ihn nicht verweht hatte. Das waren Reminiscenzen, die dem Dichter für die nächste Zeit die Hände banden. „La révolution de Juillet qui m'a profondément affligé parceque j'aimais *de race* la vieille et vénerable famille des Bourbons, parce qu'ils avaient eu l'amour et le sang de mon père, de mon grand-père etc. cette révolution ne m'a cependant pas aigri, *parce qu'elle ne m'a pas étonné* (ganz wie Chateaubriand!) Il faut la regretter, mais il ne faut pas perdre le jour à la repasser inutilement; il faut agir et marcher.“ — Nach seiner Ueberzeugung müsse die ganze Literatur für das Volk arbeiten und in die Journalistik aufgehn. „Votre théorie sociale sera simple et infaillible: en prenant Dieu pour point de départ et pour but, le bien le plus général de l'humanité pour objet, la liberté pour route, vous ne courrez aucun risque de vous égarer!“ Nach diesen allgemeinen Regeln geht er auf seine eigne Stellung über. „Nous mêmes, royalistes d'esprit ou de coeur . . . nous ne pouvons que pleurer en silence. Sachons donc, tout en déplorant ce

qu'il y a déplorable dans cette chaîne de siècles, profiter en hommes de cette liberté que la catastrophe nous a faite! Ne nous conduisons pas par le sentiment qui n'a point de place dans le fait actuel, mais saisissons et agissons! ne soyons pas les hommes d'une opinion, d'un parti, d'une famille, mais les hommes du présent et de l'avenir!" Die eigentlichen Legitimiſten verſtehn ihre Aufgabe unrichtig. „Leur stérile fidélité à un souvenir, à un nom, à un devoir que le fait aurait rendus fictifs, deviendrait une infidélité plus réelle et plus coupable au peuple, à l'humanite! L'honneur, sentiment tout personnel, devrait ceder au patriotisme, sentiment social."

Die legitimiſtiſche Partei war in der That in einer eigenthümlichen Lage; mehr und mehr neigte ſie ſich den Radicalen zu, indem ſie gleich ihnen „le rôle obscur" beklagte, „qui venait être assigné à la France dans le monde". Sept. 1831 verbreitete ſich das Gerücht, Chateaubriand wolle auswandern; Beranger, über den ſich Jener ſehr günſtig ausgeſprochen, richtete an ihn ein Gedicht, worin er ihn dringend mahnte, ſein Schickſal nicht an das der erbärmlichen Bourbons zu knüpfen. Er verſichert, ſeinem Einfluß ſeine ganze Poeſie ſchuldig zu ſein: „je rougis d'avoir si faiblement acquitté ma dette envers le plus grand écrivain du siècle, surtout quand je pense qu'il a consacré quelques pages à immortaliser mes chansons. Puisse du moins la trop grande générosité de M. de Chateaubriand ne lui donner jamais de clients plus ingrats que le chansonnier qu'il a bien voulu placer sous la protection de son génie!"

Châteaubriand! pourquoi fuir ta patrie,
Fuir son amour, notre encens et nos soins?
N'entends tu pas la France qui s'écrie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?

Die Franzoſen brauchen eine chevalereske Erſcheinung, die ihnen der König nicht bot. Auch wenn ein Radicaler Chateaubriand zu tadeln ſcheint, mit welcher Ehrfurcht geſchieht es ſtets! „M. de Châteaubriand", erzählt L. Blanc, der ihn perſönlich kannte, „était tombé dans un dégoût mortel des hommes et de son siècle. En proie à cette exaltation fébrile et à ce vide éternel du coeur, maladie des organisations d'élite, il en était venu à trouver pesant le fardeau de sa destinée, si enviée partout et si glorieuse ... Après le grand-

naufrage auquel il avait survécu, il cherchait en vain dans ce qui n'avait pas encore succombé un aliment à son enthousiasme ou des inspirations pour son génie. La noblesse détruite, la monarchie abaissée, la religion flétrie, la liberté perdue, ne laissaient que désenchantement dans son existence de chevalier, de gentilhomme et de poëte. Des spectacles éclatants . . . voilà ce qu'il aurait fallu à ce coeur tourmenté. Mais de tant de scènes terribles ou héroiques auxquelles on avait traîné devant lui le monde saisi d'étonnement et d'épouvante, que restait-il? quelques souvenirs insultés. . . Le siècle était devenu étroit et grossier; de froides combinaisons y succédaient aux élans généreux; les graves soucis du commandement s'y perdaient en un stérile tracas d'affaires; les sympathies y étaient soumises au calcul, les répugnances condamnées à la fourberie; et tout se trouvait à tel point rapetissé, qu'il n'y avait même plus moyen d'éprouver de ces haines dont on s'honore." Was für eine Rolle ſollte er nun ſpielen? Praktiſche Politik? Dem ſtand die Erinnerung an ſeine frühere Thätigkeit entgegen: „son faste et ses préoccupations littéraires dans l'exercice du pouvoir; son indolence un peu hautaine au milieu des intrigues de cour; les ambassades rêvées par lui comme autant de pieux pélerinages; son dédain pour les soins vulgaires; son goût excessif pour les choses d'éclat; ses prodigalités; sa fortune même jetée au vent avec la philosophie d'un barde et la magnifique insouciance d'un grand seigneur."

Als die Legitimiſten eine Schilderhebung in der Vendée vorbereiteten — 24. Sept. fand die Verſammlung ſtatt — ſondirte man auch Chateaubriand; er hielt ſich zurück, wie der ganze Fauburg St. Germain; die Sache wurde den Chouans überlaſſen, den Larochejaquelein, den Charette u. ſ. w. Was hatten die Grands Seigneurs von einem Sieg ihrer Partei zu hoffen? „Qu'avaient-ils à espérer de mieux que ce qu'ils possédaient, eux dont le régime nouveau protégeait l'opulence, respectait les titres, ménageait les souvenirs, et tendait par l'égoisme à s'approprier les traditions? .. La possession même du pouvoir, pouvoir toujours orageux et toujours maudit, valait-elle qu'on affrontât, pour l'obtenir, tout ce que contient de hasards ce mot effrayant: l'inconnu? Les révolutions se font avec des haines fortes et de violents désirs: les légitimistes n'avaient guère que des haines."

In denſelben Tagen ſtanden die Mitarbeiter des „Avenir", Graf

Montalembert (21 J.) und Abbé Lacordaire (29 J.) als Angeklagte vor den Schranken des Pairshofs: ſie wurden zu einer geringen Strafe verurtheilt, aber ihre glänzenden Reden elektriſirten das Publicum. Sie plädirten für die Freiheit des Unterrichts, für die kirchlichen Lehrinſtitute, während von dem neuen Regiment im Weſentlichen das alt napoleoniſche Syſtem der Univerſität beibehalten wurde.

15. Oct. wurde von der Conferenz die belgiſche Frage geordnet: wieder murrte die Oppoſition, daß Frankreich nicht alle Forderungen durchgeſetzt habe!

15. Nov. wurde die Verbannung über die ältere Linie der Bourbons ausgeſprochen; die Androhung der Todesſtrafe, welche die Oppoſition verlangte, blieb weg. 19. Nov. wurde durch einen ſtarken Pairsſchub (auch die Söhne von Ney und Foy gehörten dazu) die Pairskammer genöthigt, ihre Erblichkeit aufzuheben. Mit ſchwerem Herzen hatte ſich Perier zu dieſer Maßregel entſchloſſen, die eigentlich gegen ſeine Ueberzeugung war; die Doctrinairs ſtimmten conſequent dagegen.

19. Nov. trat das große Schisma unter den St. Simoniſten, das ſchon lange beſtanden hatte, offen ans Tageslicht: auf dieſen Tag hatten die beiden „Väter", Enfantin und Bazard, ein Concil einberufen, um ihre Streitigkeiten zu ſchlichten: eine ſtattliche Verſammlung, theatraliſch gruppirt, Herren und Damen, Gebildete und Ungebildete durcheinander.

Enfantin behauptete, in einer organiſchen Epoche zu leben: in kritiſchen Epochen folgt man dem todten Geſetz; in organiſchen bedarf es eines lebenden. „Celui-là gouvernera qui se sentira le plus capable et saura se faire accepter pour tel; le chef sera le plus aimant et le plus aimé." — „L'aspect le plus frappant du progrès que l'humanité est aujourd'hui appelée à faire, consiste dans la réhabilitation de la matière, mode de l'existence universelle que le christianisme a frappé de sa réprobation." Dies ſollte durch die Liebe geſchehn, und die Künſtler, als Dolmetſcher der Liebe, ſollten zwiſchen den Gelehrten und den Induſtriellen, zwiſchen dem Geiſt und der Materie als Prieſter vermitteln. „Le prêtre devait se proposer d'inspirer et de diriger les deux natures, en favorisant et en régularisant l'essor des appétits sensuels aussi bien que celui des appétits intellectuels: il importait au bonheur de l'humanité que les êtres à affections profondes ne fussent pas séparés par une barrière infranchissable des

êtres à affections vives, et c'était à faire tomber cette barrière que la mission du prêtre devait consister." Um der Harmonie willen zwiſchen Geiſt und Schönheit ſei die Befreiung der Frau und ihre Betheiligung an der höchſten Gewalt religiöſe Nothwendigkeit: durch ſie ſollte „le couple prêtre" conſtituirt werden, deſſen Miſſion wäre: „d'imposer la puissance de son amour aux êtres qu'un esprit aventureux ou que des sens brûlants égarent, en recevant d'eux l'hommage d'une mystérieuse et pudique tendresse ou le culte d'un ardent amour."

„Dans notre monde critique nous avons oublié cette divine influence de la dame du moyen âge ou de la vierge chrétienne sur la vie du page et du chevalier; nous ne savons plus ce que pouvaient commander de dévouement sans espoir une écharpe, un regard, et à peine un sourire; mais nous ignorons surtout la puissance d'une vertueuse caresse, d'un religieux baiser, d'une sainte volupté. Il n'en est point pour nous. Notre chair est plus souillée encore que notre esprit, et cette seule idée épouvante un monde qui ignore encore le pouvoir social, religieux et moral que l'avenir réserve à la beauté."

Die Ausbeutung der Frau durch den Mann muß aufhören. „Der Mann und die Frau zuſammen bilden das ſociale Individuum: die Frau muß uns in Zukunft offenbaren, was ſie empfindet, was ſie begehrt, was ſie will, denn ohne dieſe Offenbarung bleiben die Geſetze unvollſtändig."

Es iſt ſchwer, über einen Zuſtand des Fiebers zu berichten. Es hat neuerdings proteſtantiſche Conventikel gegeben, in denen ſchlimme ſinnliche Experimente ähnlicher Art angeſtellt wurden: aber das geſchah im Dunkeln.

Bazard hatte eine angetraute Frau und verheirathete Töchter; er entſetzte ſich über dieſe Theorien der freien Liebe, die nur durch die Beichte bei dem Couple-prêtre geheiligt werden ſollte. Enfantin blieb in der größten Heiterkeit, er forderte alle Frauen auf, ihm Beichte abzulegen. Es folgten die tollſten Scenen: furchtbare Krämpfe; einer nach dem Andern fing an zu prophezeien; der Banquier Rodrigues, ein ehemaliger Jude, fragte laut, ob nicht der heilige Geiſt durch ihn ſpreche? Bazard brach zuletzt erſchöpft zuſammen und erklärte ſeinen Austritt; mit ihm ſchieden P. Leroux, J. Reynaud u. A. Die Zurückgebliebenen erklärten Enfantin für den Père suprême, und er ſtellte ſofort ſeine Ideen zuſammen: „sur la réhabilitation de la chair, sur le divorce considéré comme aspiration à un amour plus noble" (der Antrag auf Wiederherſtellung des Rechts der Eheſcheidung war eben in der Kammer verworfen), „sur

les fonctions réservées au Couple-prêtre." „Je vous déclare", rief einer der Anwesenden, „que cet homme est le chef de l'humanité!" (man denke an Goethe's vergötterten Waldteufel!) Ein andrer: „votre doctrine est la réglementation de l'adultère!" Endlich J. Reynaud: „le père Enfantin croit que la femme viendra légitimer ce qu'il a annoncé, mais j'ai foi que la femme lui écrasera la tête!" — Rodriguez, als der Zweite neben Enfantin, verhieß, als Fortsetzer von Rothschild u. s. w., „la puissance morale de l'argent" herzustellen: „leur mission va finir, la mienne commence."

Während diese Tollheiten in Paris getrieben wurden, brach 21. Nov. in Lyon ein furchtbarer Aufstand aus: die Seidenmanufacturen hatten dort 40,000 Arbeiter versammelt, die nun durch das Stocken der Geschäfte in Noth geriethen. Die Garnison war nur klein, das Proletariat bemächtigte sich der Stadt, und am dritten Tage wurde eine förmliche Commune eingerichtet. St. Marc Girardin, der von einem längern Aufenthalt in Deutschland zurückkam, wo er hauptsächlich mit Gans und den andern Hegelianern verkehrt hatte, sah es mit Schrecken an: „les barbares qui menacent la société, ne sont point au Caucase ni dans les steppes de la Tartarie; ils sont dans les faubourgs de nos villes manufactières."

Während dieser Schreckensscenen behauptete die gute Gesellschaft in Paris noch immer ihre alten Recht: die Herzogin von Broglie, Frau v. Rumford, Madame Recamier u. A. hatten ihre stark besuchten Salons. Delphine Gay war seit 1. Juni an Emil v. Girardin verheirathet. Auch das Theater wurde eifrig cultivirt.

Voran steht das historische Drama A. de Vigny's „La maréchale d'Ancre", in dem sich der Einfluß Shakespeare's namentlich darin fühlbar macht, daß an Stelle der classischen Typen gemischte Charaktere getreten sind, deren Handlungsweise durch sehr verschiedenartige Motive bestimmt wird und in denen Manches auch für den aufmerksamen Leser dunkel bleibt. Doch ist von der Willkür Victor Hugo's keine Rede; die einzelnen Momente sind fein und scharfsinnig herausgearbeitet, und wenn man bei manchen schroffen Uebergängen die Erklärung vermißt, so fühlt man sich versucht, dem Dichter nachzuhelfen und sich seine Figuren, deren Zeichnung zuweilen nur eine Nuance fehlt, als möglich vorzustellen. Die Anlage seiner Charaktere ist durchweg interessant; die historischen Genrebilder, die kalten Staatsmänner und die hochmüthigen Prinzen sind vor-

trefflich angedeutet, und die Individuen enthalten wenigstens neue Momente und Probleme, die zum Nachdenken anregen; so Borgia, der finstere Eifersüchtige, Isabella, das leichtsinnige Weib, das durch eine seltsame Verkettung von Umständen zu den schrecklichsten Verbrechen getrieben wird, Picard, der Repräsentant des leichtgläubigen Volks u. s. w. Einzelne hochromantische Scenen sind mit Kühnheit und Virtuosität ausgeführt, so das grausame Duell zwischen Concini und Borgia im Finstern, das sonderbare Gericht über die Marschallin, die Spielscene u. s. w. Ein gutes Drama ist es deshalb freilich nicht: der Roman überwiegt das Drama, die Ereignisse treten an Stelle der Handlung, und die Masse der Figuren und Begebenheiten verwirrt den Zuschauer um so mehr, da ein großer Theil der Intriguen hinter den Coulissen spielt und da die Entschlüsse nicht selten aus der bloßen Grille oder Stimmung hergeleitet werden.

„La reine d'Espagne", auf welche Delatouche große Hoffnungen gebaut, fiel 5. November im Théâtre français durch: der erotische Stoff konnte das Publicum nicht reizen, da er in geschraubter, künstlicher Form gegeben war. Gleichzeitig erschien in der „Revue des deux mondes" ein Artikel von Gustave Planche „de la haine littéraire", der seinen literarischen Ruf völlig vernichtete. Er hatte es durch seine Intriguen mit aller Welt verdorben, auch politisch. In den Julitagen hatte er mitgekämpft, auch er war enttäuscht worden, und ließ sich im „Figaro" zu Ausfällen gegen die Dynastie verleiten, welche die Bitterkeit seines Herzens verriethen.

22. Nov. wurde „Robert le Diable" zum erstenmal gegeben und machte Furore. Meyerbeer hatte die Oper schon vor einem Jahr eingereicht, die Julirevolution war dazwischen gekommen. Sein Geschick in der Mise en scène zeigte sich mehr noch in der Vorbereitung des Erfolgs als in dem Text, zu dessen Tollheiten er den nüchternen Scribe förmlich genöthigt hatte. Einem Publicum, das sich an den tollen Nonnentänzen und dem sentimentalen Teufel erbaute, konnten nun die Romantiker auf dem Theater alles bieten.

Daneben tritt eine zarte poetische Literatur hervor, die ziemlich stark gegen die verwilderte Richtung der Zeit absticht. Dazu gehören die „Souvenirs de jeunesse extraits des mémoires de Maxime Odin" von Charles Nodier (52 J.), der zugleich mit einer Gesammtausgabe hervortrat. Die ‚Erinnerungen" enthalten eine Reihe kleiner Liebesgeschichten, die regelmäßig mit dem Tode der Geliebten endigen; hypochondrische Stim-

mungen mit ſinnigen und geiſtreichen Einfällen durchmiſcht; im Ganzen wenig Plaſtik. Von ſeiner Farbe ein Beiſpiel, das man mit Balzac's Portraits vergleichen mag. „Le charme incomparable de ses traits me frappa moins d'abord que son éclatante blancheur. Leur ensemble avait cependant un défaut, si c'en est un: ses yeux étaient trop grands, trop longs surtout, mais ils avaient une expression qu' aucune parole ne peut faire comprendre, qui ne passerait pas tout entière, qui s'épanouirait peut-être sous le pinceau d'un ange. Ils étaient d'un bleu plus foncé que celui du ciel profond et sans vapeur, que j'ai contemplé si souvent du haut des Alpes, et le reflet qui en descendait sur son visage avait quelque chose de cette clarté veloutée que la lune verse à la surface des lacs et des prairies. C'était comme deux sources de lumière divine, dont les flots subtils s'épanchaient autour d'elle, et l'enveloppaient d'une sorte de vêtement."

In „Stello ou les diables bleus" Januar 1832 hat Alfred de Vigny jedes Streben nach Compoſition aufgegeben, und in dieſer anſpruchsloſen zerſtreuten Manier macht er den beſten Eindruck. Der Titel bezieht ſich auf die blue devils der Engländer, jene unmotivirten Stimmungen und Launen, die ſich der Einbildungskraft wie Spukgeſtalten aufdrängen und durch den bloſen Verſtand nicht zu vertreiben ſind. Der Dichter hat eine Reihe von Schattenbildern zuſammengeführt, die an ſich weſenlos doch dazu dienen, einen hiſtoriſchen Hintergrund zu charakteriſiren, das Gemälde der franzöſiſchen Revolution. Die Seelen der einzelnen Terroriſten ſind mit einer bewunderungswürdigen Feinheit analyſirt. „Es giebt einen finſtern und gravitätiſchen Wahnſinn, der den Blick klar, frei und beſtimmt erhält, in allen Punkten mit Ausnahme eines einzigen. Dieſer Wahnſinn iſt kalt, geſetzt und überlegt, er äfft auf eine Weiſe den geſunden Menſchenverſtand nach, daß man ſich täuſchen, ja ſich imponiren läßt." — Wenn aber der Dichter dem Einzelnen mit richtigem Urtheil gegenüber ſteht, ſo betrachtet er das Ganze doch mit dem trüben Blick des Skeptikers. Sein „ſchwarzer Doctor", der Repräſentant des reinen Verſtandes (Stello iſt der Repräſentant der Imagination) vermeidet am achten Thermidor, Partei zu nehmen und den entſcheidenden Kanonen die Richtung zu geben, er will das Verhängniß walten laſſen. Das iſt zwar zum Theil eine Satire gegen die bloſen Verſtandesmenſchen, die im kritiſchen Augenblick ihren Entſchluß dem Loos überlaſſen, aber es drückt doch

zugleich die Stimmung des Dichters aus. „Die Hoffnung ist die größte unserer Thorheiten," sagt er einmal in seinem eignen Namen. Die Kunst hat in seinen Augen eine höhere und dauerhaftere Aufgabe als die Staatenbildung; er giebt dem Dichter den Rath, das poetische Leben ganz vom politischen zu trennen, und frei und einsam seine Mission zu erfüllen. Der ausdauernde Cultus des Ideals ist die Pflicht des Künstlers, freilich zugleich auch sein Elend. An drei früh gestorbenen Dichtern, Gerald, Chatterton und André Chénier wird nachgewiesen, das Leben des Dichters sei ein beständiger Kampf gegen die Gesellschaft, die durch ihren materialistischen Hochmuth den Genius zu Boden drücke. Bei A. de Vigny ist es gradezu eine fixe Idee, während doch grade seine selbstgewählten Beispiele ihn eines Bessern hätten belehren können. Es war gewiß ein Unglück für die Entwickelung der Poesie, daß André Chénier in der Blüthe seiner Kraft von den Schreckensmännern umgebracht wurde, aber er verfiel der Guillotine nicht als Dichter, sondern als Politiker, als Feind des Jacobinismus. Das Schreckenssystem hat so viel edle Herzen gebrochen, daß es eine vermessene Anklage gegen die Vernunft des Weltlaufs ist, wenn der Dichter sich darüber beschwert, daß auch ihn das Schicksal ereilt. Stello ist bezeichnend für die gesammte Poesie der Restauration. Nach langer Verbannung kehrte die Poesie zurück, nicht als eine glückliche, den Menschen beseligende Gabe, sondern als eine feine, durchdringende Krankheit, eine Reizbarkeit der Nerven, die eine geheime Bitterkeit des Herzens mit sich führt. Sie hat Früchte von glänzendem Aussehn getragen, aber der Kern war meistens angefressen. Den Grund dieser Krankheit sucht A. de Vigny darin, daß der Künstler mehr mit den Dichtern der Vergangenheit, seinen Vorbildern lebt, als mit seinen Zeitgenossen, in deren Mitte er sich einsam fühlt. Das ist richtig, es ist aber mehr ein Vorwurf für den Dichter als für seine Zeit.

Die poetische Schwäche A. de Vigny's hat Ste. Beuve sehr richtig hervorgehoben: „c'est un certain manque de réalité, une certaine apparence de poétique chimère, qui tient moins encore à l'arrangement et à la symétrie qu'à un jour mystique, glissant on ne sait d'où, au milieu même des plus vrais et des plus étudiés tableaux. La scène a beau être disposée historiquement: ce jour fantastique et prestigieux, qui tombe d'en haut comme dans un souterrain, nous avertit toujours que nous avons affaire à l'idéal amant des régions supérieures."

Mit nicht minderer Feinheit analyſirt derſelbe die Natur der modernen Dichterkrankheit. — Im Urſprung wohnt die poetiſche Kraft in der ganzen Nation. „A mesure que la civilisation gagne, que la société s'organise et se raffine, la poésie se concentre sur quelques têtes et s'individualise de plus en plus. Il y a un admirable moment où l'élite, sinon l'ensemble d'une société, demeurant capable de participer encore à l'oeuvre de la poésie, mais seulement par l'intérêt commun qu'elle y apporte, cette oeuvre tout accomplie, tout élaborée, lui est offerte par d'illustres individus privilégiés qui seuls ont acquis et mûri l'art de charmer avec profondeur, d'enseigner avec enchantement. Passé ces glorieuses époques qu'enfante un concours de circonstances, ménagées souvent durant des siècles, l'intérêt général et social se dissémine, se retire de plus en plus des oeuvres distinguées de poésie, que multiplient pourtant l'éducation, l'exemple, le caprice des imaginations précoces et surexcitées. Les hasards de la vogue, la mobilité des systèmes et des goûts, remplacent les droites et sûres consécrations de la gloire. L'artiste souffre; il arrive dès l'abord, sous le poids des siècles qui ont précédé, mais aussi sous leur aiguillon, dans un monde où les premiers rôles de la poésie et de l'art sont pris et en quelque sorte usurpés par les ancêtres. Cette difficulté, comme c'est l'ordinaire des natures généreuses, ne fait que l'enhardir; il s'ingénie, il repousse, il détrône pour se faire jour; par moments il tâche d'ignorer, ou de restaurer à d'autres moments. Il demande au ciel et à la terre des espaces non explorés encore, un coin où mettre sa statue comme dans un cimetière encombré. Il sonde les souterrains, il tente les nuages. Chaque génération de jeunesse prodigue ainsi sa fleur la plus délicate à ces entreprises anxieuses, contradictoires, toujours interrompues et renouvelées. Le nombre des poëtes, des artistes in petto, malgré la société et à son insu, augmente dans une progression effrayante, en même temps que les larges routes et les issues possibles semblent diminuer . . . La faculté poétique qui, aux époques intermédiaires, s'était successivement amortie et calmée dans beaucoup d'organisations occupées ailleurs, et s'était tenue en quelques hautes organisations couronnées, cette faculté revient avec une sorte de recrudescence, et se remue, se loge dans un nombre croissant de jeunes âmes. Elle y revient, non plus comme faculté heureuse

et naturelle, mais comme une maladie pénétrante, subtile, une affliction plutôt qu'un don. La finesse naïve de ces âmes sensibles, passionnées, saintement ambitieuses, en opposition avec l'atmosphère inclémente où elles vivent, s'altère bientôt et contracte presque immanquablement une irritation, une âcreté cachée, qui passe dans l'art. Les oeuvres qui sortent de ces luttes infinies, de ces mondes intérieurs de souffrances, d'analyses, de pointillements, peuvent être belles encore . . ., mais sans une certaine vie primitive et saine . . . Les oeuvres de cette poésie des époques encombrées et déjà grêlées ne sont pas des fruits; ce sont des produits rares, précieux peut-être, mais non pas nourrissants. Il y a dans les fleurs des couleurs brillantes et des beautés qui sont de véritables dégénérations déguisées." — Ste. Beuve meinte damit nicht blos die Poesie A. de Vigny's, sondern zum Theil seine eigne, nur daß er sich durch die Freiheit des Denkens und den Reichthum des Empfangens über das bittre Gefühl unvollkommener Schöpferkraft erhob.

Zwischen diesen zarten Stimmen erhob sich dann auch in der Dichtung der Lärm des Marktes. 1. März 1832 machte auf dem Theater ein Spektakelstück von Felix Pyat (21. J.) „une révolution d'autrefois" Furore: hier erkannte das Publicum sich selbst wieder. Noch lärmender ging es in der Presse und in der Kammer her. 2. Jan. 1832 pflanzte im „National" A. Carrel offen die Fahne der Republik auf; ein ausgesprochener Republicaner, Garnier Pagès, wurde zum Deputirten gewählt. Bei der Berathung der Civilliste tobte die Opposition unter Cormenin's Vortritt, daß Louis Philippe dem Volk das Blut aussauge. Die Carricaturblätter ergingen sich in den gemeinsten Angriffen. A. Carrel drohte jeden Polizeibeamten niederzuschießen, der sein Blatt confisciren würde. 4. Januar wurde ein lächerlicher Putsch gegen die Kirche Notre Dame versucht; einer, den man aufgriff, bekannte sich als „Emeutier" von Profession. 2. Februar wurde eine legitimistische Verschwörung entdeckt, den König aufzuheben. Als ein Minister von „sujets du roi" sprach, tobte eine Woche lang die Kammer über Beschimpfung der Nation.

Es sollte eine Art Diversion sein, als 23. Februar Perier Ancona besetzen ließ, weil auch die Oestreicher in der Kirchenstaat eingerückt waren; was er damit bezweckte, war schwer zu sagen, der Eindruck war

gering, man rühmte den commandirenden Officier, der Minister wurde nach wie vor als dem Ausland verkauft dargestellt. Zugleich begegnete er dem Mißtrauen der fremden Diplomaten; die beständige Reibung fing an, seine Kräfte abzunützen.

Alle Welt hat über Victor Hugo gelacht, als er 1870 Paris für eine heilige Stadt erklärte und den Barbaren untersagte, dieselbe zu beschädigen. Aber Victor Hugo war doch ein Franzose; man höre, was Februar 1832 ein Deutscher in die „Augsburger Allgemeine Zeitung" schrieb.

„Paris ist nicht blos die Hauptstadt von Frankreich, sondern der ganzen civilisirten Welt. Versammelt ist hier Alles, was groß ist durch Liebe oder Haß, durch Fühlen oder Denken, durch Wissen oder Können, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit. Betrachtet man den Verein von ausgezeichneten Männern, die hier zusammentreffen, so hält man Paris für ein Pantheon der Lebenden. Eine neue Kunst, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geschaffen; und lustig tummeln sich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Gewalthaber geberden sich kleinlich, aber das Volk ist groß und fühlt seine schauerlich erhabene Bestimmung. Die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die so ruhmvoll und heilig ins Grab gestiegen; es dämmern gewaltige Thaten, und unbekannte Götter wollen sich offenbaren. Und dabei lacht und tanzt man überall, blüht der leichte Scherz, die heiterste Moquerie, und da jetzt Carneval ist, so maskiren sich viele als Doctrinäre, und schneiden possirlich pedantische Gesichter und behaupten, sie hätten Furcht vor den Preußen."

Heinrich Heine, der Schreiber dieses Briefs, findet es namenlos lächerlich, daß ein Franzose Furcht vor den Preußen haben könne, und beschuldigt Casimir Perier, er lähme durch seine unnöthigen Bedenken den Elan des Volks.

„Sollte sich das Entsetzliche begeben und Frankreich, das Mutterland der Civilisation und der Freiheit, ginge verloren durch Leichtsinn und Verrath, und die potsdämische Junkersprache schnarrte wieder durch die Straßen von Paris, und schmutzige Teutonenstiefel befleckten wieder den heiligen Boden der Boulevards, und der Palais Royal röche wieder nach Juchten — — dann gäbe es einen Mann, der durch seinen krämerhaften Kleinsinn das Verderben des Vaterlands verschuldet hätte, und alle Flüche der Menschheit auf dem Haupt trüge.

Die Verdammten in der Hölle würden sich alsdann, um einander zu trösten, die Qualen dieses Mannes erzählen, die Qualen des Casimir Perier."

Wenn ein Deutscher so empfinden und schreiben konnte, so wird man gegen den Größenwahnsinn der Franzosen nachsichtiger sein.

„Der Haupthebel, den ehrgeizige Fürsten sonst so wirksam in Bewegung zu setzen wußten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, ist jetzt morsch und abgenutzt; alle Besonderheiten gehn unter in der Allgemeinheit der europäischen Civilisation. Es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien, und es ist ein wundersamer Anblick, wie diese trotz der mannigfaltigsten Farben sich sehr gut erkennen, und trotz der Sprachverschiedenheit sich sehr gut verstehn. Es kann jetzt in der Welt nicht der geringste Kampf vorfallen, bei dem durch jene Parteipolitik die allgemeine geistige Bedeutung nicht sogleich erkannt, und die heterogensten Parteien nicht gezwungen würden, für oder wider Antheil zu nehmen. Vermöge dieser Parteipolitik bilden sich zwei große Massen, die feindselig einander gegenüberstehn. Die Losungsworte und die Repräsentanten dieser Masse wechseln täglich, oft entstehn die größten Mißverständnisse; doch wenn auch die Köpfe irren, so fühlen die Gemüther nichtsdestoweniger, was sie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe."

„Was ist aber diese große Aufgabe unsrer Zeit? — Es ist die Emancipation. Nicht blos die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen, und dergleichen gedrückten Volks, sondern es ist die Emancipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das sich losreißt von der Aristokratie. Dies ist der eigentliche Glaube der Zeit, in diesem lebt und stirbt sie, und auch wir wollen leben und sterben in dieser Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgestorbene Seelengespenst, das wir noch so zu benennen pflegen."

Seltsam klingt durch diese Orakelsprüche ein Aperçu durch, das fortdauernd wiederkehrt: der Glaube an die Zukunft des Bonapartismus.

„Der todte Napoleon wird noch mehr von den Franzosen geliebt als der lebende Lafayette. Man hat außer Frankreich keinen Begriff davon, wie sehr noch das französische Volk an Napoleon hängt. Deshalb werden die Mißvergnügten, wenn sie einmal etwas Entscheidendes wagen, damit anfangen, daß sie den jungen Napoleon proclamiren, um sich der Masse

zu versichern. Napoleon ist für die Franzosen ein Zauberwort, das sie elektrisirt und betäubt; es schlafen tausend Kanonen in diesem Namen, ebenso wie in der Säule des Vendomeplatzes. Wie die Juden den Namen ihres Gottes nicht eitel aussprechen, so wird hier Napoleon selten bei seinem Namen genannt, und er heißt immer der Mann, l'homme. Aber sein Bild sieht man überall, in Kupferstich und Gyps, in Metall und Holz, und in allen Situationen. Auf allen Boulevards und Carrefours stehn Redner, die ihn preisen, den Mann, Volkssänger, die seine Thaten besingen. Dieser Name ist das höchste Beschwörungswort des Volks. Napoleon ist sein Gott, seine Cultur, seine Religion — und diese Religion wird am Ende langweilig wie jede andre."

„Es giebt keine Grisette in Paris, die nicht Beranger's Lieder singt und fühlt. Das Volk versteht am besten diese bonapartistische Poesie, und darauf speculiren die Dichter, und auf die Dichter speculiren wieder andre Leute. Victor Hugo schreibt ein großes Heldengedicht auf den alten Napoleon, und die väterlichen Verwandten des jungen Napoleon stehn im Briefwechsel mit eben solchen Volksdichtern, deren begeisternde Feier man zur rechten Zeit zu benutzen hofft."

„Die Vendomesäule ist in dieser schwankenden Zeit das Einzige, was in Frankreich feststeht. Um diese Säule drehn sich alle Gedanken des Volks. Sie ist sein unverwüstliches eisernes Geschichtsbuch, und es liest darauf seine eignen Heldenthaten. Besonders aber lebt in seiner Erinnerung die schmähliche Art, wie von den Deutschen das Standbild dieser Säule mißhandelt worden."

Nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt: „Ich fand überall eine wunderbare Trauer unter den Leuten. In allen Hütten fand ich das Bild des Kaisers mit Trauerblumen bekränzt, wie Heilandsbilder in der Charwoche. Ein alter Stelzfuß reichte mir wehmüthig die Hand mit den Worten: à présent tout est fini. Freilich, für jene Bonapartisten, die an eine kaiserliche Auferstehung des Fleisches glaubten, ist alles zu Ende: aber für die Bonapartisten, die an eine Auferstehung des Geistes geglaubt, erblüht jetzt die beste Hoffnung. Wie Cäsar der bloßen Herrschergewalt seinen Namen gab, so giebt Napoleon seinen Namen einem neuen Cäsarthum, wozu nur derjenige berechtigt ist, der die höchste Fähigkeit und den besten Willen besitzt."

11. März erhob sich ein neuer furchtbarer Aufstand in Grenoble, der nur durch Perier's rücksichtslose Energie endlich 19. März nieder-

geſchlagen wurde; dann rächte man ſich durch Duelle an den einrückenden Officieren, und das Publikum fand das doch ſehr ritterlich.

26. März brach die Cholera in Paris aus, und nun begann das celtiſche Blut ſich zu regen: das Volk ſchrie, es werde von der Regierung vergiftet, 4. April fanden ſcheußliche Mordthaten ſtatt. Als die Kammer 21. April geſchloſſen wurde, benutzten es die Legitimiſten zu einem Skandal. 28. April landete die Herzogin von Berry in Marſeille, um es zur offnen Empörung zu treiben; 4. Mai ging ſie in den Weſten ab. So war das Julikönigthum von allen Seiten bedroht.

Ein bedeutendes Opfer forderte die Cholera 13. Mai in dem berühmten Naturforſcher Cuvier; noch ſchwerer war der Verluſt für Frankreich, als auch C. Perier ihr erlag, 16. Mai: er hatte ſich bei dem Beſuch eines Hospitals angeſteckt. Der König wurde einen unbequemen Rathgeber los, der ihn drückte und in Schatten ſtellte: er ließ veröffentlichen, das Syſtem, welches lange vor Perier's Eintritt beſtanden, werde auch nach ſeinem Tode unverändert fortgeſetzt werden. Royer Collard hielt ihm die Leichenrede; Remuſat gab ein Charakterbild. „En lui luttaient sans cesse une raison froide et une nature passionnée. Toujours fortement ému, il réagissait énergiquement sur les autres, tantôt les soumettant par la force, tantôt les troublant par son émotion. Sa pensée se présentait à son esprit comme une illumination soudaine; elle s'emparait de lui avec tant de véhémence qu'elle l'emportait. . . . . Il se refusait au travail méthodique, et ne pouvait supporter le désoeuvrement; il voulait agir, mais en agissant il réfléchissait toujours; il revenait incessamment sur lui-même, tournait et retournait sa pensée comme pour s'assurer dans sa croyance et consolider sa conviction.“

In demſelben Monat unternahm Lamartine, nach dem Vorbild Chateaubriand's, eine Pilgerfahrt nach dem Orient, um im Blick auf die Stätten des ewigen Heils die europäiſchen Wirren zu vergeſſen. Michaud, der Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge, der vor Kurzem von da zurückgekommen war, bekennt ehrlich genug bei ſeinem Beſuch von Golgatha: „Je ne suis ni un apôtre ni un docteur, je ne suis pas même un disciple bien fervent; je suis venu à Jerusalem, je dois l'avouer, non pour réformer les erreurs de ma vie, mais pour corriger les fautes d'un livre d'histoire. L'objet de mon voyage lointain pourrait bien ne pas trouver grace devant une piété sévère, et si j'avais

la dévotion et les scrupules de nos vieux pélerins, peut-être me faudrait-il revenir une seconde fois aux saints lieux et faire un nouveau pélérinage pour expier ce qu'il y a de mondain et de profane dans celui que j'achève maintenant. Mais quels que soient les motifs qui m'ont conduit, je n'ai traversé cette voie douloureuse sans éprouver une vive émotion et sans m'élever à de religieuses pensées."

III.

Bald nach dem Tode des großen conservativen Staatsmanns, 28. Mai 1832, gaben Od. Barrot und Cormenin ein Programm der Opposition heraus, „une sorte de cantate politique en prose", wie Guizot sich ausdrückt, „pompeusement vulgaire." Das Interessanteste ist die Auffassung der auswärtigen Politik. „C'est la rougeur sur le front que nous avons entendu les agents du pouvoir parler de la crainte de déplaire aux cabinets étrangers . . . Malgré ses promesses formelles, malgré les intérêts anciens et nouveaux de la France, le gouvernement a abandonné l'Italie à la domination de l'Autriche, et il a laissé périr la Pologne, cette Pologne que nous pouvions secourir et que notre devoir était de sauver." Freilich folgt gleich darauf: „Que l'on ne croie pas qu'un langage mesuré et ferme eût amené la guerre: nous croyons au contraire que s'était le seul et le plus sûr moyen de conserver la paix." Eine offne Kriegsdrohung durfte die Opposition ihren bürgerlichen Wählern doch nicht bieten.

27. Mai machten die deutschen Radicalen die thörichte Demonstration des Hambacher Festes, die dem deutschen Bundestag zu den Repressivmaßregeln vom 28. Juni Veranlassung gab. Börne war dabei gewesen, und Heine erzählt sehr ergötzlich von der Exaltation, mit der er zurückkam. Indeß wollte Börne nicht einmal einen deutschen Nachttopf an Frankreich abtreten, während Heine mit der ganzen Rheingrenze aufwartete.

Durch die definitive Annahme der Reformbill — 4. Juni — trat nun auch England in die Reihe der liberalen Mächte, und der Sieg dieser Sache schien sicher zu sein.

Das Begräbniß des populären General Lamarque, 5. Juni, gab Veranlassung zu einer Demonstration der geheimen Gesellschaften, aus der ein förmlicher Aufstand wurde. Man hörte durcheinander: „vive la république! und „vive Henri V.!" Man wiederholte jubelnd die Worte

des ſterbenden Generals: „je meurs avec le regret de n'avoir pas vengé la France des infâmes traités de 1815.“ Die bonapartiſchen Prinzen correſpondirten heimlich mit den unzufriedenen Militärs. Auch Lafayette empfing Huldigungen, indeß überwog unter den Symbolen die rothe Fahne und die Jacobinermütze, und Carrel, obgleich jetzt ausgeſprochener Republicaner, war doch Militär genug, um den Anlauf des Pöbels gegen die bewaffnete Macht etwas übereilt zu finden. Deſto unbefangener ſchürte Al. Dumas.

6. Juni war die liberale Oppoſition noch unſchlüſſig, wie ſie ſich verhalten ſollte, als die Nachricht kam, der Aufſtand ſei niedergeſchlagen. Die Regierung hatte ſich ermannt, den Belagerungszuſtand über Paris verhängt — wozu Thiers ſehr gerathen — und die Ordnung war wieder hergeſtellt. Diesmal hatte die Nationalgarde zum Königthum gehalten, weil die Bourgeoiſie ſich ſelber bedroht fühlte. Unter den verdächtigen Legitimiſten, die man verhaftete, war auch Chateaubriand, deſſen Popularität erheblich dadurch wuchs: der Aufſtand im Weſten dauerte noch fort. Gegen die überführten Verbrecher wurde ſehr ernſt vorgegangen.

Indeß kam auch die Sache der St. Simoniſten zur Kriſis, die übrigens im Publicum keineswegs ohne Sympathien blieb: ſelbſt Beranger hatte ſich der Schwärmer gegen den Spießbürger angenommen.

Messieurs, lorsqu'en vain notre sphère
Du bonheur cherche le chemin,
Honneur au fou qui ferait faire
Un rêve heureux au genre humain!

Qui découvrit un nouveau monde?
Un fou qu'on raillait en tout lieu.
Sur la croix que son sang inonde,
Un fou qui meurt nous lègue un Dieu.
Si demain, oubliant d'éclore,
Le jour manquait, et bien! demain
Quelque fou trouverait encore
Un flambeau pour le genre humain.

Heine, der eben durch die Ueberſetzung ſeiner Reiſebilder in der Revue de deux mondes förmlich unter die anerkannten Schriftſteller recipirt wurde, hatte viel Verkehr mit ihnen, namentlich mit M. Chevalier:

„Durch ſie habe ich Vieles verſtehn gelernt, z. B. den Moniteur von 1793 und die Bibel. Eigentlich intereſſire ich mich nur für die religiöſen Ideen, die nur ausgeſprochen zu werden brauchten, um früh oder ſpät ins Leben zu treten. L'avenir est à nous.“ Rahel fand das noch viel zu lau (5. Juni): „Der St. Simonismus iſt das neue, groß erfundene Inſtrument, welches die große alte Wunde, die Geſchichte der Menſchen auf der Erde, endlich berührt. Unumſtößliche Wahrheit hat er ans Licht gefördert, die wahren Fragen in Reih und Glied geſtellt, viele, wichtige beantwortet. Den ganzen Winter waren dieſe Schriften meine Nahrung, ihr Ankommen meine ganze Erwartung.“

Die Schule ſelbſt aber war bereits im Verfall. Man hatte in großer Verſchwendung, in beſtändigen religiöſen Feſten gelebt; um die zerrütteten Finanzen wieder herzuſtellen, ließ man ſich auf Speculationen ein, die mißglückten; 13. Febr. 1832 verließ Rodrigues mit ſeinen Anhängern die Familie, die nun von allen Geldmitteln entblößt war; zugleich wurde auf Grund des Ehegeſetzes eine Unterſuchung gegen ſie eingeleitet. Der Globe hörte zu erſcheinen auf, Enfantin zog ſich mit 42 Getreuen auf ſein Gut Ménilmontant unweit Paris zurück: dort kleidete man ſich in eine theatraliſche Tracht, hörte auf, Haare und Bart zu beſchneiden, und lud die Pariſer zu öffentlichen Liebesmahlen ein. Die Einkleidung in eine Weſte, die man nur mit Hülfe eines Andern anlegen konnte, erfolgte feierlich 6. Juni 1832. Enfantin erſchien als Papſt, unter dem Chorgeſang: „Salut, père, salut! Salut et gloire à dieu.“

„Und das alles“, bemerkt L. Blanc mit einiger Verwunderung, „in Paris! là même où le souffle de Voltaire avait passé, là où rien n'existait plus qui ne rappelât le régne du sarcasme triomphant et la longue domination du libéralisme! Und die Gläubigen faſt durchaus des hommes instruits, spirituels, et fort habiles eux mêmes à saisir les ridicules d'une société dont ils avaient dénoncé les injustices avec tant de force, de hardiesse, et quelquefois de bon sens!“ L. Blanc erklärt die Erſcheinung als Reaction des unterdrückten religiöſen Geiſtes in einer den Franzoſen angemeſſenen Form. Gleichzeitig verſuchte Abbé Châtel in der „Profession de foi de l'église catholique“ eine Wiedergeburt der Religion, aber phantaſielos; ſo wollte er z. B. in der Liturgie die gewöhnliche Sprache einführen: „schisme sans portée“, ſagt L. Blanc, „sans intelligence, parce qu'il dépouillait de tout mystère, c'est-à-dire de toute poésie, la prière.“

Bazard starb Juli 1832 vor Gram; Enfantin erschien 17. August mit der Familie vor den Schranken des Gerichtshofs, zwei Damen an seiner Seite, in seinem Gefolge u. a. der Componist Felicien David. Auf die Frage des Richters: „Ne vous qualifiez-vous pas Père de l'humanité? Ne professez-vous pas que vous êtes la loi vivante?“ antwortete er mit einem lauten Ja. Die Vertheidigung recurrirte auf den Cultus der Schönheit, der ja auch in der Oper getrieben werde, trotz des christlichen Fluchs. Die jetzige Gesellschaft kann das Laster nicht bezwingen; unsre Heilmittel sind: „sanctification de la beauté et réhabilitation de la chair; direction et règle des appétits physiques; réorganisation de le propriété.“ — Der Gerichtshof verurtheilte die Hauptschuldigen zu einem Jahr Gefängniß; nach Abbüßung desselben wurden sie meist ganz praktische Leute, Ingenieure u. s. w. Mit der Familie war es aber aus: der Fluch der Lächerlichkeit hatte sie erstickt.

Nicht so mit den Dogmen; an Stelle der St. Simonisten traten nun die Fourieristen. Charles Fourier lebte bis zu seinem Tod (1837) in einem untergeordneten Geschäft; seine zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten waren die Früchte seiner Mußestunden. Wenn er seine Geschäfte besorgt hatte, harrte er mit Zuversicht auf die Ankunft eines Millionärs, der ihm die Geldmittel zur Ausführung seiner Pläne übergeben sollte; denn es kam ihm nicht, wie St. Simon, auf die Gründung einer Schule an: seine Schriften hatten ausschließlich den Zweck, irgend einen Mächtigen zu gewinnen, damit sofort Hand ans Werk gelegt werden konnte. Fourier gewann die Masse vor Allem durch seine bittere Kritik der gesellschaftlichen Zustände. Sie erschienen ihm ohne Ausnahme von dem Geist der Lüge angefressen. Er hatte die sehr gefährliche Gabe, die kleinen Schwächen seiner Gegner scharf herauszufinden, und sein Sarkasmus ist zuweilen sehr glücklich. Er geht mit Voltaire gegen die Geistlichkeit, mit den Jesuiten gegen die Philosophie Hand in Hand. Er wiederholt gegen die Civilisation die Polemik Rousseau's.

Den Grund der gesellschaftlichen Lüge findet Fourier in der künstlichen Scheidung der Begriffe Pflicht und Neigung: die Aufgabe der Menschheit sei nicht, die Neigungen zu bekämpfen, sondern ihnen eine Richtung zu geben, daß die vollständige Befriedigung der individuellen Begierde für das Wohl des Ganzen arbeiten müsse. Diese „Reinigung der Leidenschaft“ ist zugleich die Emancipation des Fleisches. Durch die Erziehung, welche sich bemüht, dem Kind moralische Gewohnheiten einzuflößen und

seine Neigungen zu bekämpfen, ist die Sünde in die Welt gekommen (ähnlich hatten Schleiermacher und Fr. Schlegel gedacht); jede Strafe ist ein Attentat auf die Menschheit, weil die Natur immer gut ist; im Naturzustand — z. B. bei den Thieren, die noch nicht daran denken, den göttlichen Instinct zu bekämpfen — findet eine Collision der Leidenschaften nicht statt: wobei Fourier vergißt, daß die Thiere einander fressen.

Die Stärke der Leidenschaft bezeichnet die Größe der Kraft, und die Kraft bestimmt das Recht: so gefaßt, verstehn wir die Verbindung des Fourierismus mit den Stimmungen der Zeit. Die Phalansterien hat man der Secte überlassen, die Theorie der Souverainität der Leidenschaft ist in das Bewußtsein der Massen eingedrungen. Die Bedeutung des Systems liegt in seiner Beziehung zu den gleichzeitigen belletristischen und politischen Tendenzen.

„Les attractions sont proportionnelles aux destinées“: diesen Satz Fourier's stellen seine Anhänger als die Devise ihrer gesammten Wirksamkeit auf, und einer der eingeweihtesten commentirt ihn folgendermaßen: „Tout être, homme, plante, animal ou globe, a reçu une somme de forces en rapport avec sa mission dans l'ordre universel . . . . Puisque les astres s'attirent, les hommes doivent également s'attirer; pourquoi se fatiguer à peser la moralité des actions, à réglementer la propriété et le mariage? Qu'on mette les hommes en des conditions convenables d'attraction, et l'harmonie s'établira nécessairement sur la terre, de même qu'elle existe déjà dans les cieux . . . . Il faut croire que Dieu fait bien tout ce qu'il fait; doncque l'homme ou ses passions sont bonnes, puisque les passions sont les forces qui le constituent.“ — Es wird vorausgesetzt, daß Ehrgeiz, Neid, Eifersucht und vor allen Dingen das dem Menschen immanente Streben, nach eigner Willkür zu handeln, augenblicklich aufhören werden, sobald man die Neigungen nicht mehr zu bekämpfen sucht.

Die Socialisten haben ihre eigne Philosophie der Geschichte aufgestellt. In der ersten Periode der Welt, Edenismus genannt, erzählt Considérant in der „Destinée sociale“, existirte das individuelle Grundeigenthum noch nicht; die Liebe ist noch durch keine sociale Convenienz, durch kein Vorurtheil gehemmt; der Ueberschuß der Naturproducte über die Bedürfnisse läßt es noch zu keinem Streit der Interessen kommen. Da man aber noch nicht an eine systematische Vorsorge gewöhnt ist, so bricht einmal

Mangel aus, und mit ihm der Egoismus. Die Gesellschaft löst sich auf, und es bleibt nur noch das Familienband übrig, welches jetzt die engherzige Grundlage der Gesellschaft wird. Durch die Zwischenstufen der Wildheit, des Patriarchats und der Barbarei geht dann die Gesellschaft zur Civilisation, ihrem gegenwärtigen Zustand, über. Während dieser schmerzvollen Perioden beginnt man das Spiel der Leidenschaften zu verfälschen, die Kraft der Begierde anzuketten. Die Periode ist unfähig, den Menschen das Glück oder die Harmonie zu geben, aber sie bringt die Wissenschaften hervor, durch welche man fähig wird, die Mittel der menschlichen Existenz aufs Unendliche zu vervielfältigen und so die nächste Periode zu begründen, den Garantismus, auf die der Zustand des absoluten Heils folgt.

Wir Deutsche finden uns hier mit einer wunderlichen Mischung von Befriedigung und Widerwillen auf bekanntem Boden, nämlich in den fünf Epochen des Fichte'schen Weltplans. Der Kampf gegen das Zeitalter der Civilisation, wie es Fourier, das Zeitalter der leeren Freiheit, wie es Fichte nennt, wird auf beiden Seiten mit gleichem Eifer geführt. Nach Fourier kommt die Civilisation nur den Reichen zugut, nur dem zwanzigsten Theil des Menschengeschlechts, und auch diese Classe ist allen Zufällen und Launen des Schicksals unterworfen. Die Familie schließt den Menschen in ein beschränktes, eintöniges, oft abscheuliches Leben ein, sie opfert die Kinder und das Weib. Das Eigenthum ist allen möglichen Gefahren ausgesetzt, und dient nur dazu, jenes Lehnssystem der Civilisation zu entwickeln, welches die Familie im Keim enthält. Ein beständiger Wechsel zwischen Tyrannei und Aufruhr, zwischen politischer und industrieller Feudalität. Das souveraine Volk lebt in den Bagnos der großen Industrie. Die Ordnung wird durch bewaffnete Sclaven aufrecht erhalten. Die freie Concurrenz ist die Anarchie des Eigenthums, sie führt schließlich zum Monopol, zur Aushungerung der Massen.

Die Civilisation ist der Krieg Aller gegen Alle; ein wissenschaftlich geführter Krieg, der freilich zuweilen die Maske der Heuchelei aufsteckt. Nur eine Wissenschaft ist in stetigem Fortschritt: die Kriegswissenschaft. Die civilisirten Völker sind nur darin einig, die Gaben der Natur zu verwüsten. Je mehr die Civilisation fortschreitet, je weiter entfernt sie uns vom Glück. Sie ist so abstoßend, daß sie trotz ihrer augenscheinlichen Vortheile selbst den Wilden und Barbaren widerstrebt. Alle Thiere folgen dem Instinkt, alle lebenden Wesen gehorchen dem göttlichen Trieb der

Freude; der Mensch allein entsagt freiwillig dem Glück, kämpft gegen seine eignen Leidenschaften und empört sich also gegen Gott.

Bis dahin ist Alles verständlich. Wenn es aber an die Verheißungen der Zukunft geht, wird uns schwindlich zu Muth. Es darf nur ein Phalanstère errichtet werden, so ist im Lauf von sechs Jahren der Zustand der Welt völlig verändert. Hier kommen wir auf den springenden Punkt des Systems. — Die Hauptsache beim Phalanstère ist nicht die neue Methode der Arbeit und der geselligen Einrichtung; die Hauptsache ist, daß die Zahl der Mitglieder 1620 ausmacht. Durch diese mystische Zahl wird jener geheimnißvolle Rhythmus hergestellt, welcher das Geheimniß der Schöpfung ausmacht; sie flößt zuerst der Erde, dann dem Weltall eine unwiderstehliche Bewegung ein. Nur vor Einem ist Fourier besorgt: daß die Menschen vor Entzücken sterben. Darum müssen die civilisirten Kinder vom Anblick des Phalanstère fern gehalten werden. Die Phalanstère entwickeln sich in Gruppen und Reihen. Sie gipfeln in drei Kaiserreichen und einem Papstthum, dessen Sitz in Constantinopel ist. Die Gefühle stimmen überein wie die Noten der Musik. Je größer die Leidenschaft ist, desto ersprießlicher für die Menschheit. Ein Nero wird nützlicher sein als ein Fénélon. Durch die Leidenschaften werden die großen Sandwüsten angebaut. Der ärmste Mensch kann auf die Jagd gehn und sich Genüsse verschaffen, die über die unsrer Könige hinausgehn. Aber der Rhythmus thut noch größere Wunder. Fourier untersucht die Harmonie der Sterne, das Reich der unwägbaren Flüssigkeiten, und nun erschließen sich ihm die unerhörtesten Geheimnisse. Das Auge des Menschen sieht nur die Wirkungen, nicht die Ursachen; es erkennt nicht, daß alle Producte der Erde aus dem Einfluß der Sternfiguren hervorgehn. Bisher hat die Menschheit der Harmonie der Sphären widerstanden, der pestilentiale Einfluß der Civilisation hat sich auch am Firmament geltend gemacht. Das Weltall leidet durch die Schuld des Menschen, der die irdischen Arome verkehrt hat. Durch die Phalanstèren wird zunächst auf der Erde die richtige Harmonie der unwägbaren Flüssigkeiten hergestellt und dadurch werden alle kosmischen Kräfte zu neuem Leben erweckt. Die Menschen erreichen eine Höhe von 84 Fuß, leben 144 Jahre. Der Tod ist das aromale Leben, zweimal so lang und hundertmal so glücklich. Im Uebergang von einem Leben zum andern macht der Mensch 400 métempsycoses bicomposées durch. Durch das Nordlicht werden die Pole erwärmt. Die Atmosphäre leuchtet an der Oberfläche wie ein Spiegel, das

Meerwaſſer wird ſüß, vier Monde erhellen die Nacht. 81,000 Jahre dauert das Leben der Erde, dann geht ihre Seele in den Mercur über, wo man die Weltſprache lernt, mit dem geſammten Planetenſyſtem verkehrt u. ſ. w. Auf dieſer höheren Stufe erhält der Menſch noch ein neues Glied, einen großen Schwanz, der ſeine Kräfte verzehnfacht, ihn vor dem Fallen bewahrt und für ihn eine ebenſo mächtige Waffe als eine glänzende Zierde iſt.

Bei ſo großen Erfolgen, welche die Gründung eines einzigen Phalanstère nach ſich zog, mußte freilich jeder politiſche Fortſchritt als gleichgültig erſcheinen. Fourier's Anhänger verſuchten zuweilen, ausſchließlich diejenigen Seiten des Syſtems hervorzukehren, die dem gewöhnlichen Menſchenverſtand zugänglich waren: das verwarf aber der Meiſter als einen abenteuerlichen Irrweg. „Je cède quelque chose à la petitesse de mon siècle, mais rien de trop. Parlant à des pygmées, je veux bien me rabaisser un peu à leur niveau, en admettant, s'ils l'exigent, que mes théories de cosmogonie sont de jolis romans; mais je prends date, je fais acte de possession de ces prétendus romans qui seront bientôt de sublimes vérités. Il en coûtera bien des efforts pour trouver après moi ce qu'on aurait pu obtenir de moi.“

In der That begegnen ſich die abenteuerlichen Einfälle mit den Inſtincten des Zeitalters. In dem Streben, durch Maſchinen die Kräfte der Phyſik zum Genuß zu verwerthen, kannte man keine Grenzen, und welcher Einfall konnte einem materialiſtiſchen Zeitalter willkommener ſein, als die Erhebung der Gaſtronomie zur weltbewegenden Wiſſenſchaft!

Was nun die abenteuerliche Form des Denkens betrifft, ſo wird uns auch dieſe verſtändlicher, wenn wir den gefeiertſten Romanſchreiber der Zeit neben Fourier ſtellen, Balzac, den Myſtiker des Materialismus.

Sein neuer Roman, „l'histoire intellectuelle de Louis Lambert“ vertritt den Grundſatz: die Idee, welche ſich aus dem Inſtinct zur Leidenſchaft erhebt, vernichtet ihren Träger. — Im vorliegenden Fall tödtet das Denken den Denker. Lambert — eine kleine Figur mit kurzem Halſe, wie alle großen Männer, weil dadurch das Herz dem Kopf näher gerückt wird — fühlt ſich zum Alchymiſten des Gehirns beſtimmt. Er hat von frühſter Kindheit ſeinen Geiſt gewöhnt, ſich zu concentriren und alle Kraft auf einen beſtimmten Punkt zu lenken; ſeine ganze Seele war ein Sclave des Gedankens geworden, und ſo näherte er ſich dem Begriff eines „Engels“, der nach Swedenborg darin beſteht, daß es dem

innern Wesen des Menschen gelingt, über das äußere zu triumphiren. Er steht nicht allein, „auf der Höhe alles Wissens," er anticipirt auch später gemachte physikalische Entdeckungen. Auf der Schule wird er „verkannt": wenn ihm in der mysteriösen Verbindung der Seele mit dem Leib nichts unklar ist, so sind ihm die Geheimnisse der Participialconstruction verschlossen; zu diesen führt nur ein bescheidenes Lernen, die Metaphysik dagegen öffnet sich bereitwillig dem stolzen Flug des souverainen Gedankens.

Für seine materialistische Speculation hat der junge Philosoph eine eigne Terminologie erfunden. Volonté definirt er als „das flüssige Medium, in welchem der Gedanke sich absondert", den Act des Willens nennt er Volition. Der Wille ist eine materielle Kraft, ähnlich dem Dampf: die Empfindungen die Wirkung eines frei werdenden Gases. Die sinnlichen Eindrücke, z. B. die Gerüche werden als „unvollständige Gedanken" dargestellt. Es giebt nur eine, und zwar ätherische Substanz, die mit der Electricität zusammenfällt; die Gedanken und Empfindungen sind nur Modificationen dieser Substanz. Aus dieser Substanz erhebt sich die Seele durch Ekstase und Hallucination zum Unsichtbaren, dans le foyer de la lumière éternelle. Der thierische Magnetismus — aus dem beiläufig die Mysterien des Christenthums erklärt werden — zeigt, daß der Geist wenigstens auf Augenblicke vom Körper frei wird, und die Erfahrung lehrt, daß die Vorstellung von einem Messer, welches man sich unter die Nägel steckt, ebenso im Stande ist, Schmerz zu erregen, als die Wirklichkeit: der Gedanke ist überhaupt die Quelle der Empfindungen. —

Lambert verliebt sich endlich. Aber sein an strenge Abstractionen gewöhnter Geist ist der Sinnlichkeit nicht gewachsen; mit nervöser Angst prägt sich die Vorstellung in ihm aus, er sei für die Ehe nicht geeignet, und einen Tag vor der Hochzeit wird er verrückt — d. h. verrückt in den Augen der Menschen: seine Augen werden gläsern, seine Haare weiß; er steht beständig an einen Stuhl gelehnt, und reibt sich mit schrillem Ton die Beine. Eigentlich ist er aber der reine Geist, das reine Denken; er setzt seine naturphilosophischen Orakelsprüche fort, nur noch viel tiefsinniger, viel unverständlicher, als da er an die Materie gebunden war. Das Merkwürdige ist nun, daß Balzac in demselben Wahnsinn befangen ist: er stellt diese intellectuelle Entwickelung nicht als eine Verirrung, nicht ironisch dar, sondern mit dem größten Ernst als philosophische Nothwendigkeit.

Wenn Balzac die menschliche Natur im Allgemeinen durchforscht zu haben glaubte, so war seine Specialität doch die analytische Darstellung der französischen Gesellschaft aus der Restaurationszeit, als deren Buffon er sich fühlte. Er hat das Reich der Chimären, der fieberhaft gesteigerten Genußsucht inmitten nüchterner Berechnung mit Geist und Scharfsinn angeschaut; im Ganzen findet man doch die Typen aus den „Liaisons dangereuses“ wieder, nur daß Valmont sich jetzt in der Lage sieht, seine hohle Eitelkeit mit geistigen Motiven zu überfirnissen.

Aus den „Scènes de la vie Parisienne“ kann der Fremde viel lernen; aber es ist doch eine widerwärtige Welt, in die Balzac ihn einführt. Es sieht so aus, als ob das Laster und das Verbrechen die allgemeine Regel wären. Das gesellschaftliche Leben ist ein Räthsel, dessen Lösung man nur im Bagno findet, und dessen Schlösser nur durch den Dietrich geöffnet werden. Seine Lieblingsfiguren sind junge, in allem Raffinement der Lust aufgewachsene Aristokraten, die sich eine Art umgekehrter Moral gebildet haben, die das Verbrechen, das sonst auf die Galeeren führt, nicht blos als Mittel zum Zweck, sondern mit einer Art dogmatischer Ueberzeugung treiben — als Devoir, wie Beyle sagt! Durch eine Reihe seiner Romane („Père Goriot“ ist der erste derselben) spielt eine geheime Verbindung dreizehn vornehmer Wüstlinge, die sich zum Zweck gemacht haben, durch ihre Association und durch die Anwendung jedes beliebigen Mittels alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die sich ihren Leidenschaften und Gelüsten entgegenstellen. Jeder von ihnen weiß mit dem Degen und der Pistole vortrefflich umzugehn, ist ein vorzüglicher Reiter, brillanter Clavierspieler, spricht sämmtliche Sprachen ꝛc.; in der Regel ist er von hoher Geburt, nur ausnahmsweise sind einige entlaufene Galeerensclaven (z. B. Ferragus) in den Bund mit aufgenommen. Diese Verbündeten nun gehn mit Gift, Dolch, Strang und andern Instrumenten mit einer Virtuosität um, die Verwunderung erregt; daß die Polizei ihnen nichts anhaben kann, läßt sich ertragen, denn sie gehn sehr geschickt und vorsichtig zu Werk; daß sie in der Diplomatie, der Gesellschaft die höchsten Stellen einnehmen, spricht zwar gegen den Scharfsinn der Mächtigen im Staat, muß aber noch hingenommen werden, da sie ihre Unthaten im Dunkel verüben; daß alle Weiber, von den Herzoginnen bis zu den Grisetten, sie anbeten, um ihretwillen ihre Männer verlassen und respective vergiften, ist begreiflich, denn die Weiber schwärmen für Banditen mit dem Byronstempel auf dem bleichen Vampyrantlitz: aber daß auch der Dichter,

der seine Geschöpfe doch kennen muß, in sie verliebt ist und vollständig in sie aufgeht, das ist zu arg. Balzac ist darin schlimmer als irgend einer der andern Romanciers. Bei Sue, Soulié u. s. w. häufen sich die Greuelgeschichten gleichfalls auf eine unerhörte Weise, aber diese empfinden sie wenigstens als Greuel. Bei Balzac werden jene Verbrecher sammt und sonders als große und im Grund edle Männer dargestellt, wenn auch mit Bedauern, daß sie ihre schönen Kräfte nicht besser anwenden. Ein Weib, welches in Mitte dieser Menschen lebt (Me. Jules), und unter deren Mitwissen eine Reihe der schändlichsten Mordversuche ausgeübt werden, wird als Heilige verehrt. Als dagegen eine verheirathete Herzogin einem Mann, der sie liebt, die letzte Gunst versagt, die ein Weib gewähren kann, erfaßt den Betheiligten wie den Dichter ein „Schauder vor der menschlichen Natur"; für diese Herzlosigkeit wird die arme Herzogin zur Strafe der Brandmarkung verurtheilt, und unterwirft sich derselben mit Demuth, da sie einsieht, wie verbrecherisch es ist, der allmächtigen Leidenschaft eines Genies zu widerstehn. — Als einem solchen Genie, der den Leichnam seiner Gattin verbrennen will, von der Polizei Schwierigkeiten gemacht werden, ist er nahe daran, ganz Paris in Brand zu stecken, und der Dichter, der die Gelegenheit benutzt, die „constitutionelle Legalität" zu verhöhnen, ist mit ihm im Wesentlichen einverstanden. — Ein andres Genie hat eben mit einem schönen Mädchen die nächtlichen Freuden genossen, da fällt ihm nachträglich ein, daß es mit ihr eine eigne Bewandniß hatte: sie war vierge, mais elle n'était certes pas innocente. In allen Lastern der Gesellschaft zu Hause, entdeckt er sogleich, daß es sich um eine schändliche Leidenschaft handelt, „vor der selbst unsre Literatur schaudert, die doch vor Nichts erschrickt", um ein Verhältniß zwischen Weibern. „Zwar war er gegen alle Caprices vollkommen gleichgiltig, und hielt sie schon dadurch für gerechtfertigt, daß sie überhaupt ausführbar waren; er erschrak nicht vor dem Laster, er kannte es, wie man einen Freund kennt, aber er wurde beleidigt, ihm als Spielball gedient zu haben," und beschloß daher, jenes Mädchen hinzurichten. — Dieser Henri de Marsay ist Balzac's Liebling. —

Am liebsten schildert er, wie V. Hugo, die Tugend im Laster: „innocents au milieu du vice, vicieux au milieu de leur innocence," ist seine Lieblingsvorstellung. — „Sie schwur," sagt er einmal von einer Courtisane, „avec la volonté du bagne, la plus exacte probité qu'il y ait sous le ciel," denn die Tugend hat nur da Stärke, wo sie Ausnahme ist.

In der Regel kommen die jungen Leute, (die Lucien, die Rastignac) nach Paris, um Glück zu machen, d. h. um Reichthümer, und damit die Mittel zu allseitigem Genuß zu erwerben; aber dazu ist wieder Geld nöthig; z. B. man will durch Liaison mit einer reichen Banquiersfrau, oder durch Bekanntschaften im Faubourg St. Germain sich pousstren, dazu ist feine Wäsche nöthig, Handschuhe, Equipage; man muß im Spiel verlieren können u. s. w. Balzac ist darin von einem unermüdlichen Pragmatismus; er berechnet die Bedürfnisse eines feinen Mannes bis auf Heller und Pfennig. Nun aber mischt sich das alles, Spiel, Orgien, Bekanntschaft mit Damen, die man erst blos ausbeuten will, wo dann aber auch ein Herzensbedürfniß eintritt, Lüge, Betrug, Noth und Großmuth, auf eine Weise in einander, daß man nichts mehr unterscheidet: das Kerbholz ist das Einzige, was sichtbar bleibt. — Dieses Detail der finanziellen Verhältnisse geht noch weiter, wenn man aus den Salons heraustritt. Die Banquiergeschäfte und die Geschicklichkeit im Speculiren überwiegen alles andere Romaninteresse. So kann man aus Novellen, wie „La grandeur et la décadence de César Biroteau," oder „David Séchard" sich eine vollständige Uebersicht des französischen Geschäftslebens verschaffen. Auch da ist der Schwindel zu Hause, auch da gehn die tüchtigsten Naturen in Geldsucht auf, und wir verlieren uns mit darein, denn man erspart uns nicht eine Rechnung. Nicht bei dem einsamen Liebesgeflüster, nicht in dem Glanz eines geistvollen Salons, nicht in den nächtlichen Studien des Gelehrten, nicht in dem aufstrebenden Schwung des Dichters kommt uns der Gedanke an sein Soll und Haben aus dem Sinn. Der Roman hat sich in die gemeinste Wirklichkeit verloren, das Geld ist der Angelpunkt seiner Ideale, seiner Hoffnungen, seiner Begierden. Hinter jeder seidnen Robe steht das Gespenst des Kleiderjuden, bei jedem Liebesblick durchzittert es uns insgeheim: wie viel will sie damit verdienen? — Noch häßlicher wird die Detailzeichnung, wenn sie auf das Innere des Haushalts eingeht, wenn sie, um die Seelengröße eines leidenden Weibes zu zeichnen, uns die Recepte vorhält, die ihr Mann einnimmt, die Pillen analysirt — und noch weiter. Denn es geschieht das Unglaubliche. Und zwar ohne allen Humor, mit dem bittersten Ernst von der Welt, aus Gewissenhaftigkeit und der Virtuosität halber, die zeigen will, wie bewandert sie in allen Sphären des Kleinlebens ist.

In scheinbar hartem Widerspruch gegen diese materialistische Zeichnung, und doch verwandt in der Grundanschauung des Lebens, treten eine

Reihe von Romanen auf, die raſch hinter einander 1832 erſchienen, und deren Verfaſſer ſich George Sand nannte: „Rose et Blanche“, „Indiane“, „Valentine“.

„Le talent de George Sand a quelque racine dans la corruption; elle deviendrait commune en devenant timorée.“ So ſpricht ſich Chateaubriand aus, René über Lelia. Seitdem ſie die Geſchichte ihres Lebens geſchrieben hat, findet man das bittere Wort wenigſtens begreiflich.

Ganz Frankreich war neugierig auf das Leben einer emancipirten Frau, die mit Mannskleidern in Paris debutirt hatte und aus deren ſpäterem Leben die ſeltſamſten Gerüchte umgingen. Alle Welt erwartete einen Scandal. In einer Beziehung wurde man freilich getäuſcht. Es dauerte einige Bände, bis die Heldin dieſer Bekenntniſſe auch nur geboren wurde, und noch am Schluß des ſiebenten ſpielte ſie mit der Puppe; weiterhin kamen zwar einige erſtaunliche Offenheiten vor, aber das ſpätere Leben wurde doch ſummariſch behandelt, und über die bekannteſten Liaiſons wenig mitgetheilt. Aber G. Sand entſchädigte das Publikum durch etwas, was ihm vorher noch kein Autobiograph geboten hatte: durch Enthüllungen aus dem Leben ihrer Eltern. Freilich hat ſie dabei angeblich einen moraliſchen Zweck: ſie ſtellt eine ganz neue Theorie von der Erblichkeit der Organiſation auf, wonach die Anlagen und Fehler der Eltern ſich in den Kindern wiederfinden. Es iſt alſo gewiſſermaßen eine Entwickelungsgeſchichte der Lelia, wenn ſie die Sünden ihrer Mutter erzählt.

Im 6. Band der Memoiren kommt die Heldin auf ihre Geburt. „Cet accident de quitter le sein de ma mère m'arriva à Paris, le 6 messidor an 12 (5 juillet 1804), un mois juste après le jour où mes parents s'engagèrent irrévocablement l'un à l'autre!“ — Dieſe Mutter, das echte Straßenkind von Paris, war ſchon in ihrer frühen Jugend livrée, par la force des choses, à des hasards effrayants! Sie hatte einen hohen und reichen Beſchützer — einen halb blödſinnigen General — den ſie aus Liebe zu einem jungen Lieutenant, dem Vater G. Sand's, verließ. — Dem Letztern hatte ſie früher von dem Geld ihres Beſchützers geliehen — aus Verſehn wurde ein Diamant mitgenommen — ein Oheim ihres neuen Liebhabers, ein Abbé, rieth ihr väterlich, zu dem reichen Alten zurückzukehren — dabei die Scene hinter den Couliſſen — — von dieſen Dingen hatte freilich das Publikum noch nichts gewußt, bis die Tochter die Geſchichte ihrer Mutter enthüllte! — Sie iſt das

Urbild Primerosens: von leidenschaftlichem Temperament, roh und selbst brutal in ihren vorübergehenden Erregungen, eitel und vergnügungssüchtig noch im Alter, raffinirt in ihrer Bosheit und in der Fähigkeit, Andre zu quälen, dabei aber naturwüchsig, bereit, in Augenblicken der Ekstase sich selbst zu opfern, bei jeder Sache mit vollem Herzen, sogar von einer gewissen Religiosität, wenn sie gereizt war, denn sie ging zuweilen zur Messe, vor Allem aber stets durch den Instinct und durch nichts Andres bestimmt, in der Totalität ihres Wesens durch keine Reflexion befangen; kurz, die echte Zigeunerin. Es hat Zeiten gegeben, wo die Tochter den schädlichen Einfluß ihrer Mutter mit einer gewissen Bitterkeit empfand, aber sie ist stets wieder zu ihr zurückgekehrt, sie war ihr Fleisch und Blut, und das Land der Zigeuner war ihre Heimath.

Der Vater, Herr Dupin, der früh umkam, war ein leichtsinniger junger Officier, der eine Masse galanter Abenteuer durchgemacht und über alle treulich seiner Mutter Bericht abgestattet hatte; ein mauvais-sujet, aber gutmüthig und liebenswürdig. Seine Mutter, Mad. Dupin, eine feine aristokratische Dame, zeigte gegen die Unsittlichkeiten ihrer aufgedrungenen Schwiegertochter von Zeit zu Zeit die höchste Entrüstung, bewahrte aber neben den Liebesgeschichten ihres Sohns die obscönsten Schmähschriften gegen Marie Antoinette in ihrem Pult, zum Theil von ihrer eignen Hand geschrieben. In der Aufklärung ihrer Zeit aufgewachsen, verspottete sie zuweilen ihre Schwiegertochter wegen ihrer frommen Einfälle. Als ihr Stiefenkel, ein Bruder G. Sand's von einem andern Vater, confirmirt wurde, bestach sie den guten Pfarrer, damit er es mit dem Katechismus nicht so genau nehmen sollte, mit Wein, und am Abend der Confirmation lagen der Seelsorger, der junge Confirmirte, der Küster und die Magd in friedlicher Eintracht neben einander unter dem Tisch. Der junge Mann wurde nachher ein arger Trunkenbold, er fiel seiner Schwester, die darüber ausführlich berichtet, sehr zur Last und endete in Säuferwahnsinn. Uebrigens hielt Mad. Dupin in ihren Gesellschaften auf den feinsten Anstand, und war trotz ihres Liberalismus auf ihre vornehme Abkunft nicht wenig stolz, wozu sie auch alle Ursache hatte, denn ihr Vater war keine geringere Person als der Marschall von Sachsen, der Bastard August des Starken. Freilich konnte sie keinen Stammbaum aufstellen, bei dieser Abstammung war das Sacrament der Ehe nur selten in Anwendung gekommen.

Zwischen diesen beiden Frauen, der fein gebildeten Schülerin Vol-

taire's und der Tochter des Volks, fand ein beständiger Krieg um die Liebe Aurora's statt. Sie haben beide auf ihre Geistesrichtung wesentlich eingewirkt, und man kann die Entwicklung der Lelia um so mehr begreifen, da sie auch in ihrer Jugend gegen die Anfechtungen ihrer Zweifel einmal Zuflucht im Kloster suchte, ohne jedoch befriedigt zu werden. Das Herz Aurora's gehörte ursprünglich ganz der wilden Mutter, und nur mit Widerstreben fügte sie sich dem sanften Joch ihrer Großmutter, allmälig aber hatte sie sich daran gewöhnt, und als Mad. Dupin starb, war sie damit einverstanden, daß durch eine Testamentsclausel ihre weitere Leitung ihrer Mutter entzogen wurde. Diese war keineswegs gemeint, sich jener Clausel zu fügen. Der lang verhaltene Groll gegen die vornehme Schwiegermutter machte sich Luft; das Gericht war auf ihrer Seite, sie bemächtigte sich der Tochter und wußte dieselbe mit einem Raffinement zu quälen, das nur bei der leidenschaftlichen Natur eines wilden Weibes möglich ist.

Das Verhältniß wurde unerträglich; zufällig lernte Aurora Herrn Dudevant kennen, den natürlichen Sohn eines französischen Obersten, der ihr seines nüchternen, leidenschaftslosen Wesens wegen gefiel. Sie gewöhnten sich erst im Spiel, sich als Mann und Frau zu verhalten, dann fanden sie es nicht unangemessen, Ernst daraus zu machen. Die Mutter führte einige Scenen auf, endlich gab sie ihre Einwilligung. So fand die Hochzeit September 1822 statt, und Aurora lebte seitdem mit ihrem Mann auf dem Gut Nohant, welches sie von ihrer Großmutter geerbt. Sie hatten zwei Kinder. Das Ehepaar lebte friedlich zusammen, aber es fehlte alle innere Einheit der Gemüther. Aurora wurde häufig von einem unbestimmten Leid befallen, das bis zur Lust des Selbstmords sich steigerte. „Ohne uns etwas verbergen zu wollen, wußten wir doch nichts mit einander zu reden, wir zankten niemals, im Gegentheil bemühte ich mich, mit den Augen meines Mannes zu sehn, aber kaum hatte ich mich mit seinen Ideen in Uebereinstimmung gesetzt, so fand ich mich mit meinem eignen Instinct in Widerspruch und verfiel in eine unaussprechliche Traurigkeit." Sie stellt über diesen Zustand im siebenten Bande philosophische Betrachtungen an, im zehnten kommt sie zu der Einsicht, daß ein Leberleiden Schuld gewesen sei.

Freilich kamen noch andre Umstände dazu. Wenn die pecuniären Verhältnisse der beiden Gatten für eine bescheidne Existenz ausreichten, so fühlten sie sich in mancher Beziehung genirt, und Aurora hatte das un-

angenehme Gefühl, in ihren kleinen Liebhabereien von dem guten Willen ihres Mannes abhängig zu sein. Endlich 1831 traf sie mit ihm das freundschaftliche Uebereinkommen, mit ihrer Tochter die Hälfte des Jahres in Paris zu leben, wofür er ihr eine mäßige Summe aussetzte, die andre Hälfte in Nohant. Jene Summe reichte für eine bequeme Existenz in Paris nicht aus, und sie beschloß von der Schriftstellerei zu leben.

Um Romane schreiben zu können, mußte sie das Leben studiren: sie zog Mannskleider an und verband sich mit mehreren jungen Leuten aus ihrer Provinz, die in Paris Glück machen wollten, um in der Maske eines jungen Studenten die Theater und andere öffentliche Orte zu besuchen. „Ich kann nicht beschreiben," erzählt sie, „welches Vergnügen mir meine Stiefel machten. Gern hätte ich mit ihnen geschlafen. Auf diesen eisenbeschlagenen Absätzen stand ich fest auf dem Trottoir; ich lief von einem Ende der Stadt zum andern, ich hätte allenfalls die ganze Welt umkreist. Meine Kleider durften das Wetter nicht scheuen, ich ging zu jeder Zeit aus, und Niemand merkte meine Verkleidung." In dieser Zeit knüpfte sie mehrere intime und bleibende Verhältnisse an. „Glaubt mir, das Herz ist weit genug, viele Neigungen zu herbergen, und je zahlreicher, aufrichtiger und hingebender sie sind, desto mehr wird es an Kraft und Wärme wachsen. Habt daher keine Furcht, den Aufschwung des Wohlwollens auf das vollste zu empfinden, die süßen und peinlichen Erregungen und Sorgen zu tragen."

Mittlerweile hatte sie ihren ersten Roman, „Rose et Blanche", von ihrem jungen Freund Jules Sandeau (21 J.) überarbeiten lassen; als Name des Verfassers wurde Jules Sand angegeben. Da das Buch Beifall fand, wünschte der Verleger der spätern Romane den Namen beizubehalten; aber Sandeau wollte es nicht zugeben, und so wählte die Verfasserin das Pseudonym George Sand. Am freundlichsten nahm sich in Paris Delatouche ihrer an, außerdem Balzac, der auf ihre Art und Weise einen nicht unwichtigen Einfluß ausübte. Bald fand sie in der Revue des deux mondes Aufnahme, deren Kritiker, G. Planche (23 J.) ihr treuster Verehrer wurde.

In „Rose et Blanche" ist viel Willkür, aber auch eine seltne Frische, namentlich in den Nebenfiguren. Die Heldin Rose, Delphinens Nachbild, ist die Tochter einer unsittlichen Person, Primerose, welche sie noch als halbes Kind verkauft. Die Scene, in welcher sie über den Charakter ihrer Mutter ins Klare kommt, grenzt ans Scheußliche, ist aber

von einer tiefen pſychologiſchen Wahrheit. Sie macht ſich frei und wird in die ſogenannte tugendhafte Welt aufgenommen, deren innere Hohlheit ſie bald durchſchaut. Man gibt ſie zur Erziehung in ein Kloſter; in der dumpfen Eintönigkeit dieſes Lebens würde ſie untergehn, ſie entflieht und erkennt in der Anſchauung einer großen Künſtlerin ihren wahren Beruf. Sie iſt bald die gefeierte Sängerin, und bleibt mitten im Rauſch eines freien Lebens, was ſie auch im Kloſter war: die klare, verſtändige und dabei doch leidenſchaftlich-entſchloſſene Natur, die ſich ihr Schickſal ſelbſt bereitet. In ihrer erſten Liebe, die einen Unwürdigen getroffen hat, getäuſcht, geht ſie aus freier Wahl ins Kloſter zurück, nicht um ſich in myſtiſchen Grübeleien zu verzehren, ſondern um auch dort verſtändig zu wirken.

Als Contraſt iſt in Blanche das unfreie, überall den Ereigniſſen unterliegende Weib gezeichnet. In ihrer erſten Jugend iſt ſie blödſinnig; ihre Schönheit verlockt einen jungen Mann zu einem Verbrechen, das ihr ſpäter, als durch ein gewaltiges Ereigniß in ihr Leben der Lichtſtrahl des Geiſtes gefallen iſt, mit geſpenſtiſchen Schrecken entgegentritt und auf ihre Geſtalt einen unheimlichen Schatten wirft. Mit Roſe im Kloſter, empfindet Blanche nicht die Langeweile, ſondern nur die Angſt der Einſamkeit; religiöſe Scrupel und unausgeſetzte Selbſtanklagen quälen ihre Seele; als ſich ſpäter gar die Convenienz an ihrem Leben, welches gar nicht darauf eingerichtet iſt, geltend machen will, weiß ſie ſich ſo wenig darein zu finden, daß ſie ſtirbt. Der Contraſt iſt gut erfunden und künſtleriſch gruppirt. Die „tugendhafte und gebildete" Welt kommt nicht beſonders gut weg; die vorzüglichſte Repräſentantin derſelben, Fräulein von Cazalès, ſteht trotz ihrer mit Weltklugheit zerſetzten Heiligkeit tief unter der laſterhaften Primeroſe, Roſens (d. h. G. Sand's) Mutter, die in der wilden Anhänglichkeit an ihre Tochter eine Spur von jenem natürlichen Gefühl bewahrt hat, welches in den Berechnungen der gebildeten Welt, auch der heiligen, vollkommen untergeht. Blanchens Verführer, Horace Cazalès, iſt der erſte einer langen Reihe: der tiefempfindende, tiefdenkende Jüngling ohne Charakterfeſtigkeit, der ſich vor dem geſunden Verſtand und ſelbſt vor dem natürlichen Gefühl eines unbedeutenden und ſittenloſen Menſchen klein fühlt, weil er ſein eignes Weſen durch Reflexion ſo unterwühlt hat, daß er ſich nirgend mit Sicherheit bewegt.

In der Vorrede zur „Indiane" verwahrt ſich G. Sand gegen den Verdacht einer unſittlichen Tendenz: „der Verfaſſer fühlt ſich nicht verpflichtet, die Geſellſchaft als eine tugendhafte darzuſtellen, ſondern als eine

nothwendige; er zeigt, daß in den Tagen moraliſchen Verfalls die Ehre ein Heroismus iſt. G. Sand ſchildert ein übel aſſortirtes Paar: den Oberſt Delmare, der, von Abſtammung ein Plebejer, in der Schule des Kriegs vollends abgeſtumpft, die zartgeſtimmte Seele ſeiner Gattin Indiane, die er noch dazu als Ariſtokratin mit Mißtrauen anſieht, nicht verſteht. Sie macht nicht den geringſten Verſuch, dies verdrehte Verhältniß zu beſſern. Gegen die Brutalitäten und die widerſinnigen Einfälle ihres Mannes zu kämpfen, iſt ſie zu vornehm; ſie begegnet ihnen mit einem höhniſchen Gehorſam und ringt dann als gekränkte Unſchuld die Hände, wenn dieſer Hohn ihren Mann von neuem aufbringt. G. Sand iſt wahrhaft erfinderiſch in den kleinen Bosheiten, wodurch das ſchwächere Geſchlecht die Ungeſchicklichkeit der derbern Natur in Verzweiflung ſetzen kann, und ſie ſteht dabei überall auf Seite Indiane's; ſie fühlt es nicht, daß dieſe kleinen Nadelſtiche von einem unſittlichern Gemüth ausgehn, als die einfache Rohheit des Mannes. „Sie war grauſam gegen ihren Mann", ſagt ſie, — „aus Tugend!!"

Dieſer kleine Krieg führt zuletzt zum offnen Treubruch. Auch dieſen ſucht George Sand durch allerlei „mitwirkende Urſachen" zu beſchönigen. Der Gegenſtand der Neigung iſt der Zwillingsbruder Horace Cazalès', Raymon de Ramière, mit einem mehr weltmänniſchen Anſtrich, Egoiſt, Doctrinair in der Politik, eitel und wetterwendiſch; ein halb empfindſamer, halb blaſirter Roué und hohler Charakter, der auch in der Leidenſchaft berechnet, aber mit dem äußern Firniß von Empfindungen ausgeſtattet, die eine ariſtokratiſche Erziehung, Lecture der neuen Romane und Erfahrung in Liebesaffairen verleihn, und daher wohl geeignet, die empfindſame Indiane zu verſtehn. Auch nachdem ſie hinter ſeine völlige Hohlheit gekommen iſt, dauert ihre Liebe fort und ſteigert ſich bis zur Zudringlichkeit. Er weiſt ſie mit übelverhehlter Verachtung als ein überflüſſig gewordnes Spielzeug zurück. Ihr Mann nimmt ſie nach der Inſel Bourbon, ihrem Geburtsort. Mittlerweile iſt Raymon kränklich geworden, die Mutter, die ihn ſonſt pflegte, iſt geſtorben, da fällt ihm Indiane wieder ein; er ſchreibt ihr: „Komm her, ich brauche dich!" — Augenblicklich läßt ſie ihren Mann, der im Sterben liegt, im Stich („Je größer das Verbrechen iſt, das ich um ſeinetwillen begehe, je mehr habe ich mich um den Geliebten verdient gemacht!!"), entflieht aus der Inſel unter tauſend Hinderniſſen, kommt nach Paris, putzt ſich erſt mit aller Coquetterie einer Buhlerin, um vor

seinen Augen Gnade zu finden, eilt dann zu ihm, findet ihn verheirathet und wird von seiner Frau aus dem Hause gewiesen.

In dieser Geschichte liegt zugleich G. Sand's Glaubensbekenntniß. „Die Liebe ist das christliche Erbarmen (la charité chrétienne), auf ein einziges Wesen concentrirt; sie gilt dem Sünder, nicht dem Gerechten; nur für jenen bewegt sie sich unruhig, glühend, ungestüm, leidenschaftlich. Wenn Du, edler und rechtschaffener Mann, eine heftige Leidenschaft für eine elende Buhlerin fühlst, so sei sicher, daß das die echte Liebe ist, und erröthe nicht darüber! So hat Christus diejenigen geliebt, die ihn gekreuzigt haben! — Der Edle begegnet nur Undank und Verrath, verderbte oder elende Seelen flößen die gewaltsamsten und dauerndsten Leidenschaften ein. Die Liebe bemächtigt sich zuerst des Gehirns und klopft ans Thor der Einbildungskraft. Ohne diesen goldnen Schlüssel findet sie keinen Eingang. Hat sie sich dort zum Meister gemacht, so steigt sie in die Eingeweide herab, senkt sich in alle Tiefen des Wesens, und wir lieben den Mann, der uns beherrscht, wie einen Gott, wie die Mutter das Kind u. s. w."

Was wird Indiane thun, nachdem sie ihre Ehre verloren hat und aus dem Hause des Geliebten, in welches sie als Buhlerin eintrat, mit den Füßen fortgestoßen ist? Sie wird in die Seine springen; das liegt am nächsten. Sie hätte es schon gethan, als ihr zum ersten Mal etwas Aehnliches begegnete; aber es hat sie Jemand zurückgehalten, und sich das Versprechen geben lassen, sie wolle nicht sterben, ohne es ihm vorher anzuzeigen.

Es ist Ralph Brown, ein Engländer von sehr prosaischem und phlegmatischem Aussehn, das aber eine grenzenlose Aufopferungsfähigkeit und eine ebenso glühende als beständige Leidenschaft verbirgt: ein Typus bei G. Sand. Bei Ralph ist nicht blos die Dauer einer unerwiederten Liebe wunderbar, die ihn so gänzlich erfüllt, daß er nichts Andres auf der Welt zu thun hat, als in der bescheidenen Figur eines Hausfreundes die ehelichen Mißhelligkeiten der Familie Delmare zu vermitteln, sondern auch die Erniedrigung, in die sein dem Vorgeben nach sehr männlicher Charakter dadurch getrieben wird. Einmal steht er sogar als treuer Hund Schildwache bei einem Stelldichein Indiane's und ihres Geliebten. Dieser Ralph giebt seiner Freundin, nachdem Alles verloren, den Rath, sie solle sich jetzt tödten; er wolle ihr darin Gesellschaft leisten. Aber man dürfe Vergleichen nicht obenhin behandeln; Ort, Zeit, Art der Ausführung be-

dürfen einer reiflichen Ueberlegung. Sie reisen also von Paris n
Insel Bourbon zurück, dort erklimmen sie einen Pic, um sich bei
Mondschein in den Wasserfall von Bernica zu stürzen, den Sc
ihrer Kinderspiele. Sie springen auch, nachdem er zu ihren Füße
glühende Liebe gestanden, sie springen — aber sie fallen nicht.
schieht ein Mirakel, sie leben noch heute wie Täubchen in stiller
gezogenheit in ihrem Eldorado am Wasserfall zu Bernica, wie Bern
Paria in der indischen Hütte, wie Heinse's Ardinghello in dem id
Piratenleben auf den glückseligen Inseln. Sie gründen ihre ideal
indem sie der wirklichen Welt entfliehn — nicht zur Buße ihrer
sondern in dem Dünkel, die Welt sei zu schlecht für ihr naives u
bewegtes Herz.

Wenn „Indiane" von vielen Verehrern der Dichterin für da
ihrer Werke gehalten wird, so liegt das theils in der leidensch
und doch graziösen Darstellung, hauptsächlich aber in dem schroffe
vortreten der Tendenz. Je einfacher und roher das Evangeliu
desto erquicklicherer Trank für die durstigen Seelen, die sich na
sehnen.

Der dritte Roman war „Valentine". Benedict, ein Baue
hat sich den Firniß der modernen Bildung angeeignet; er hat
getrieben, ohne gründliche Kenntniß in irgend einem Fach zu ge
Ein hochmüthiger Nichtsthuer, der sich von einer reichen Bauernsam
halten läßt, die Pflicht der Dankbarkeit gegen dieselbe aber nur als
empfindet, denn er kann die Ironie über ihre lächerlichen Maniere
unterdrücken. Er empfindet eine souveraine Verachtung gegen di
tigkeit der civilisirten Welt: „— bei dem jetzigen Zustand der
schaft wäre das beste Ergebniß der Erziehung, freiwillig in den
der Wildheit zurückzukehren . . . In dieser bis an die Wurzel ver
ten Civilisation soll ich Bürger werden? Ich soll meinen Willen,
Neigungen, meine Launen ihren Bedürfnissen hingeben, um ihr Na
ihr Schlachtopfer zu sein!" — Er schwankt zwischen übersteigertem
gefühl und Muthlosigkeit, verflucht zuweilen Gott und giebt sich u
liche Mühe, ein Ziel, ein Streben, irgend einen Reiz für das Le
finden; umsonst, sein Gemüth weigert sich, einer andern Leid
Raum zu geben, als der Liebe. „Und welche andre ist in der T
zwanzigsten Jahre eines Mannes würdig?" — Also zwanzig Jah
Die Liebe dieses neuen René findet ihren Gegenstand, wie das den

zösischen Republicaner ziemt, in einer adligen Dame. Valentine ist verheirathet, allerdings in einer Ehe, der die sittliche Berechtigung abgeht. Es findet nun ein Kampf der Tugend statt, der aber ziemlich sinnlich geführt wird; nach Ausbrüchen wahrhaft Heinse'scher Leidenschaft und Gedanken von Gewaltthat und Selbstmord schwören sie einen Eid der Entsagung und besiegeln diesen Eid durch feurige Küsse!

Was daraus entsteht, läßt sich denken. — Valentine richtet ihrem Geliebten einen Pavillon mit raffinirtem Luxus ein, wohin das Geräusch der Welt so wenig dringt, als in Indiane's Hütte am Wasserfall von Bernica, bis endlich durch die Rückkehr des Ehemanns die blutige Katastrophe eintritt. — Es ist eine Fülle von Liebessophistik aufgeboten; eine Schwester Valentine's, Louise, eine Gefallene, verwirrt das Verhältniß noch mehr durch den Kampf ihrer Eifersucht mit der fixen Idee: sie dürfe die Sünden, welche Valentine und Benedict begehen wollen, nicht stören, weil sie selbst in ihrem Herzen sündige.

Trotzdem ist „Valentine" ein großer Fortschritt; der Strom der Leidenschaft fließt lebendiger und zeigt wunderbare Züge tiefer Naturwahrheit; die verschiedenen Schichten der Gesellschaft in den ersten Jahren der Restauration sind glänzend geschildert.

G. Sand hatte die Kraft des echten Dichters, mit ihrer Stimmung eine entsprechende Saite des Herzens zu treffen und sie in eine mächtige Schwingung zu versetzen. Ihr lebhaftes Gefühl für Natur verlieh ihren Gestalten eine reiche Farbe. Die Glut ihrer Empfindung war nicht künstlich gemacht; durch sie erhielten ihre Gestalten in erregteren Momenten ein Leben und eine Bewegung, die für den Augenblick zum Glauben zwingt. Außerdem wußte sie ihr Auge frei zu machen von den Bildern, die ihre Phantasie erfüllen: sie hatte ein gutes, kaltes Auge und wußte zwischen Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden. Daher jene überraschenden Züge von Naturtreue, durch die wir auf Augenblicke veranlaßt werden, ihr eine Gabe der Analyse beizulegen, die sie eigentlich nicht besitzt; wo sie nicht unmittelbar anschaut, wird sie durch Reflexion das Richtige nie finden. In ihren Gedanken ist eine gewisse Einförmigkeit, und das treibt sie nicht selten zum Raffinement, um aufs Neue zu blenden und zu überraschen. Auch ihre Weltkenntniß hat einen geringen Umfang, die Grundtypen ihrer Charaktere leben unter den mannigfaltigsten Verkleidungen wieder auf.

Es liegt etwas tief Ungesundes in ihren Dichtungen: sie schmeicheln

der Schwäche, sie idealisiren das gemeine Verlangen und überreden weiche Naturen, daß sie sich durch den Fall erheben. Fast überall wird ein falscher Begriff der Größe gepredigt.

Der Genius — und nach G. Sand ist jedes freie Weib ein Genius — lebt in einer Welt für sich, seine Unordnungen sind die Wirkungen des Ideals, seine Launen sind Tugenden, seine Laster der rechtmäßige Luxus einer erhabenen Natur. In der angeblichen Ueberlegenheit der Träumerei und des Ideals über den Gemeinverstand schafft er sich ein künstliches Leben, welches ihn doch nicht befriedigt und ihn mit einem geheimen Haß gegen die wirkliche Gesellschaft erfüllt. Auf den einfachsten Ausdruck zurückgeführt, stellt sich diese ideale Existenz als das freie Zigeunerleben dar, und in der That enthalten ihre Romane wie ihre Memoiren eine Apologie des Zigeunerthums. Und doch tritt auch hier die Reflexion hervor: die Enkelin der Mad. Dupin kennt die Gesetze des Weltlaufs sehr gut, und wenn sie gerade einmal einen recht hohen Schwung genommen, der sie von der Erde und ihren Bedingungen ganz zu trennen scheint, überrascht sie nicht selten durch eine kluge Bemerkung: „Dans notre société toute factice l'absence totale du numéraire constitue une situation impossible.“ Sie hat diese unmögliche Situation mit Erfolg vermieden.

Viel von ihren Paradoxieen erklärt sich durch den Grundirrthum der modernen katholischen Bildung, die absolute Trennung des Ideals von der Wirklichkeit, des Heiligen vom Natürlichen. Der Protestantismus leitet, wenn auch auf einem Umweg, die Pflicht aus der menschlichen Natur her, und läßt sie innerhalb der Zwecke des wirklichen Lebens sich erfüllen; der Katholicismus sieht in ihr die Aeußerungen eines fremden übermenschlichen, der Natur und der Wirklichkeit gegenüberstehenden Willens. Die Ehe hat im Katholicismus dem Anschein nach eine größere Heiligkeit, weil sie ein Sacrament ist und unauflöslich. Aber der heilige Stand ist nicht die Ehe, sondern die Eheloſigkeit. Das Sacrament der Ehe ist eine von jenen Concessionen, welche der Himmel nothgedrungen dem sündigen Fleisch machen muß. Daher jene Casuistik des Gewissens und jene Casuistik der Leidenschaft, in welcher die französischen Romanschreiber eine eben so große Virtuosität besitzen, als die jesuitisch geschulten Beichtväter. Wo die Franzosen nicht frivol sind, wo sie nicht über das Gefühl spotten, überlassen sie sich willenlos der Herrschaft des Gefühls, das sie unerhört zu verfeinern verstehn. Man hat häufig behauptet, die Sentimentalität

sei ein Erbfehler der Deutschen, aber ursprünglich haben wir nicht jene Virtuosität, das Gefühl von allen Bedingungen der Sitte und selbst der physischen Möglichkeit getrennt in der Luft schweben zu lassen. Nur die Auflockerung unserer sittlichen Verhältnisse im vorigen Jahrhundert hat diesen Pietismus der Leidenschaft hervorgebracht. Wir ängstigen uns vor dem Uebermaß des Gefühls, die Franzosen verstehn darin zu schwelgen, weil sie sehr gut wissen, daß sie es im nächsten Augenblick durch Frivolität wieder abschütteln können.

G. Sand hat das Bedürfniß, allgemeine Reflexionen auszusprechen, und diesem Bedürfniß Widerstand zu leisten, sind ihre Gestalten nicht stark und lebendig genug. Ihr Leben hört dann plötzlich auf, sie verwandeln sich in einen Gegenstand der Analyse, ihr Pulsschlag stockt. Trotz der Gluth, die ihre Frauen im entscheidenden Augenblick überfällt, fühlt man doch eine geheime Herzenskälte heraus. Sie gehn nicht mit voller Seele in ihr Gefühl auf, sie betrachten sich selbst im Spiegel und treiben mit ihrem Bilde Götzendienst. Ein romanhaftes Verlangen, eine Chimaire hat sie zuerst bestimmt, der Hochmuth hält sie in ihrer Rolle fest. In ihrer Kälte zeigen sie nichts von der Unschuld eines jungfräulichen Herzens, in ihrer Leidenschaft nichts von jenem Selbstvergessen, das selbst nach der Schrift der Sünde Vergebung erkauft. Es ist bei ihnen ein beständiger Wechsel von Hitze und Abgespanntheit, von sinnlichem Verlangen und Ohnmacht des Gemüths. Hinter ihrer idealen Sehnsucht versteckt sich eine entzündete Sinnlichkeit, und je stolzer sie sich in die Geisterwelt erheben, desto peinlicher empfindet man die ursprüngliche Rohheit ihres Gemüths. G. Sand ist nicht blos mit ihrem Verstand, sondern mit ihrem Herzen eine echte Tochter dieses Jahrhunderts.

Wenn diese Romane aus den Stimmungen der Zeit hervorgingen, so haben sie wiederum auf die Entwickelung derselben verhängnißvoll eingewirkt. Die Typen der Einbildungskraft verwandeln sich in Ideale der Menge und nehmen den Schein des Lebens an. Durch die beständige Gewohnheit träumerischer Gedanken wird der Kopf entzündet, die Sinne werden angestachelt, der Geist verfällt in eine unerklärliche Unruhe, und dieses Unbehagen der Einbildungskraft wirkt dann wieder auf die poetischen Schöpfungen zurück. Es tritt die Sehnsucht nach jenen unmöglichen Wesen ein, deren Bild nur aus dem Hochmuth des Herzens hervorgeht. Diese Schattengestalten verwirren die Wirklichkeit. Man nennt unsere Zeit positiv und materialistisch, und damit wird auch die eine Seite

derſelben richtig bezeichnet, aber in den geheimen Falten des Herzens verſteckt ſich eine luſtige Träumerei, der keine andre Periode etwas Aehnliches entgegenzuſetzen hat.

Daſſelbe Phänomen ſtudiren wir an den Seeromanen von Eugen Sue (27. J.): „Kernock le Pirate“, „Plick et Plock“, „Atar Gull“, „La Salamandre“, La vigie de Koat-Ven“, den erſten der Art, die in Nachahmung Cooper's in Frankreich erſchienen. Der Verfaſſer, ein geborner Pariſer, machte, nach einer in den wildeſten Ausſchweifungen, die er auch ſpäter fortſetzte, hingebrachten Jugend, als Militärarzt den ſpaniſchen Feldzug mit, dann trat er in die Marine und nahm an verſchiedenen Expeditionen Theil. Aus dem Dienſt getreten, ſtudirte er unter Gudin's Leitung die Malerei, welches Studium dem pittoresken Element ſeiner Romane zu ſtatten kam.

Darin liegt ſeine Stärke, hauptſächlich wenn er Beſtien in ihrer Wuth oder Brunſt darſtellt: Morok's Menagerie iſt brillant, ebenſo die Tigerbilder aus Oſtindien; der Held einer ſeiner Novellen iſt ein Rackpferd im Amt eines Beſcheelers. Dies aber wie das Seeweſen betrachtet der Verfaſſer nur als Aushängeſchild, es kommt ihm nur darauf an, die Miſanthropie auszumalen, die ihm der Weltlauf einflößt. Er hat V. Hugo's Poeſie des Contraſtes zu ihrem richtigſten, d. h. rohſten Ausdruck geführt; ſeine wirkliche Welt iſt die umgekehrte der Idee; das Reich des Unrechts und des Böſen, die Hölle. Die Tugend geht unter und das Laſter triumphirt. Der Dichter mit ſeinem höheren Bewußtſein weidet ſich an dem ironiſchen Schauder über die Verworfenheit der Welt und die Unfähigkeit oder Bosheit des Weſens, welchem ſie ihr Daſein verdankt. — In dem Seeroman „La Salamandre“ bringt ein alter, edler Schiffslieutenant im Fanatismus des Dienſtes ſich ſelber und ſeine Familie ins Unglück, um nur ſeiner Flagge nicht die Schande zu machen, daß es bekannt wird, er ſtehe unter einem unfähigen Capitain. Zuletzt läßt er ſich mit einer gewiſſen Bosheit hinrichten, und wird von der Welt als Verbrecher angeſehn. Ein blaſirter Epikureer, Sçaffie, bildet den Chorus dieſes tragiſchen Poſſenſpiels. — Auch „La vigie de Koat-Ven“ verſucht zu zeigen, daß Alles, was in der öffentlichen Meinung als erhaben gefeiert wird, aus den nichtswürdigſten Motiven entſpringe. Ein raffinirter Egoiſt, der Alles, was mit ihm zu thun hat, betrügt und zu niedrigen Zwecken mißbraucht, lebt glücklich bis an ſein Ende, geehrt und geliebt von aller Welt; die braven Leute gehn zu Grunde u. ſ. w. Den Chorus

ildet ein aufgeklärter Prieſter, der im Jammer über die Ungerechtigkeit es Schickſals ausruft: Wer ſollte nun noch daran zweifeln, daß in einem enſeits dieſes Unrecht ausgeglichen, das Gute belohnt und das Böſe be=raft werden muß? — Ich!! ſetzt er nach einer längern, erſchütternden Pauſe hinzu. — Es ſind in dieſem Roman noch eine Reihe anmuthiger Epiſoden, z. B. eine Herzogin, die, von jenem Egoiſten betrogen, ſich rächen will, um unkenntlich zu ſein, ſich das Geſicht mit Scheidewaſſer verſtümmelt und in dem untern Raum des Schiffes allerlei Intriguen ſpinnt, bis ſie endlich als Hexe über Bord geworfen wird. — Am meiſten Virtuos iſt E. Sue in der Schilderung jener teufliſchen Blaſirtheit, die aus zu ſtark angeſpannter Liederlichkeit hervorgeht; leider läßt ſich eine gewiſſe brutale Portraittreue nicht verkennen. — In „Atar Gull" liebt ein reicher Graf eine Schauſpielerin und bringt mit ihr ſein Vermögen durch. Als es zu Ende iſt, beſchließen ſie, mit einander zu ſterben, und zwar auf die möglichſt romantiſche Weiſe, im Kuß. Sie nehmen eine Giftflaſche in den Mund, beißen ab, er ſchluckt es hinunter, ſie ſpeit es aus und nimmt ſich einen andern Liebhaber. Seine rieſenhafte Natur erhält ihm das Leben, aber der Verrath ſeiner Geliebten hat ihn ſo er=ſchüttert, daß er, nachdem er zu Lande die angemeſſene Zahl von Mord=thaten ausgeübt, Seeräuber wird, und Alles, was ihm unter die Hände fällt, köpfen, hängen, ſchinden, viertheilen, kurz auf jede mögliche Art mißhandeln läßt. Dieſe Greuelthaten füllen ſeine Seele nicht ganz aus, er nimmt daher jeden Abend Opium und verſetzt ſich dadurch in einen Traum, in dem er ſich ſelbſt als der tugendhafteſte und glücklichſte Menſch von der Welt vorkommt, ſich in den heiterſten Phantaſien ergeht und jede Spur von ſeinem blutigen Tagesleben verloren hat. Neben jenem Seeräuber iſt der Hauptheld ein Negerſclave, der ſich mit dem ganzen Haß ſeines Stammes auf einen übrigens gutmüthigen Pflanzer wirft, denſelben ins Unglück bringt, ihn, als er vom Schlage getroffen iſt, auf jede mögliche Weiſe peinigt und ſich dabei vor der Welt ein ſolches An=ſehn aufopfernder Treue zu geben weiß, daß er den Monthyonſchen Tu=gendpreis erhält.

Sind das nun Figuren aus der Wirklichkeit? — Ste. Beuve ſagt es. „Le désillusionnement systématique, le pessimisse absolu, e jargon de rouerie, de socialisme ou de religiosité, la prétention ristocratique naturelle aux jeunes démocraties et aux brusques for=nes, cette manie de régence et d'orgie à froid, la brutalité très-

vile tout près des formes les plus exquises“: — das alles hat E. Sue nicht erfunden, Paris bietet wirklich solche Typen. Freilich „la société aussi se fait l'expression volontiers et la traduction de la littérature. Tout auteur tant soit peu influent et à la mode crée un monde qui le copie, qui le continue, et qui souvent l'outrepasse. Il a touché, en l'observant, un point sensible, et ce point-là, excité qu'il est et comme piqué d'honneur, se développe à l'envi et se met à rassembler davantage.“

Eine ganz ähnliche Stimmung finden wir in der gleichzeitigen historischen Novelle „le mutilé“ von Saintine (42. J.), der manche zarte Dichtung geschrieben hat. Der rachsüchtige Papst Sixtus V. hat einem jungen Dichter, der ein Epigramm gemacht, Zunge und Hände abschlagen lassen: die falsche Position, in die er dadurch zur Gesellschaft gebracht wird, ist der Inhalt der Erzählung, die das Greuliche mit unerfreulicher Breite behandelt.

Das Theater zeigt die entschiedene Neigung, Königen übel mitzuspielen. Ziemlich gleichzeitig gab Delavigne seinen „Louis XI“ und V. Hugo „Triboulet ou le roi s'amuse.“

„Ludwig der Elfte“ schildert den letzten Todeskampf des alten Tyrannen, der in dem Fieber einer feigen, krampfhaften Todesangst noch fortwährend Momente der Blutgier hat, denen zu entgehn die Aufgabe der novellistischen Personen ist. Eine Pille mehr oder weniger in seinem Magen, und das Schicksal wendet sich nach einer andern Seite. Weil das physische Leben des Königs ein paar Augenblicke später endet, geht die Handlung übel aus; eine innere Nothwendigkeit dazu ist nicht vorhanden. — Das Costum und die lyrischen Ergüsse — darin zeigt sich der Einfluß V. Hugo's — nehmen einen unverhältnißmäßigen Raum ein. Dagegen sind einzelne Situationen besser ausgeführt als in irgend einem andern Stück unsers Dichters. — Die Charaktere sind schwach; der König selbst ist theils aus Quentin Durward, theils aus den letzten Kapiteln des Comines, theils aus dem bekannten Liede Beranger's genommen, mit so dick aufgetragenen Farben, daß die in Comines erschütternde Erzählung zu einer Fratze wird. — Die beiden humoristischen Figuren, der abstracte Hofmann (Comines) und der Arzt (Cottier, polternder Alter) sind nach der Schablone gearbeitet, bei dem Heiligen kann man sich gar nichts denken, die beiden novellistischen Personen sind innerlich unmöglich.

Triboulet, der Hofnarr des König Franz, ist ein Zwerg, bucklig,

von abſchreckender Häßlichkeit; daneben ein abgefeimter Schurke, mit einem wahren Koboldsgelüſt, überall Unheil zu ſtiften. Neben ſeiner Difformität iſt ihm ein menſchliches Empfinden beigelegt, das nun durch den Contraſt wirken ſoll. Die grotesken Verzerrungen dieſes mißgeſtalten Geſichts ſollen nicht beluſtigen, ſondern rühren; wir ſollen weinen über Pierrot's ſchiefes Maul und die Kreide auf ſeiner fratzenhaften Maske. — Bei dem Haß gegen die Menſchen, die ſchöner und glücklicher ſind, als er, hat er die Sehnſucht, neben ſeiner häßlichen Wirklichkeit gleichſam ein reines Traumleben zu führen. Er hat eine ſchöne Tochter, die er in einem vor der Welt verborgenen Heiligthum verwahrt. —

— „Je veux ici
Dans ce seul coin de monde où tout soit inconnu,
N'être pour toi qu'un père, un père vénéré,
Quelque chose de saint, d'auguste et de sacré . . .
Garder de toute haleine impure, même en rêve,
Pour qu'un malheureux père, à ses heures de trêve
En puisse respirer le parfum abrité,
Cette rose de grâce et de virginité!"

Dieſe parfumirte Sprache des idealen Triboulet im Gegenſatz zu den Cynismen des realen bezeichnet zugleich die Unnatur der Compoſition Wo wird ein Hanswurſt, der ſich den ganzen Tag in ſchmutzigen Bildern bewegt, „den heimlichen Duft einer Roſe der Grazie und der Jungfräulichkeit einathmen" wollen? —

Wie kommt ferner dieſes Geſchöpf zu einer ſolchen Tochter? Der Dichter verfehlt nicht darauf zu antworten: „autrefois j'ai trouvé une femme . . ."

„Qui dans ce monde, où rien n'appareille les ames,
Me voyant seul, infirme, et pauvre, et détesté,
M'*aima* pour ma misère et *ma difformité!*"

Sie hat ihn geliebt wegen ſeiner Häßlichkeit! — Die moraliſche Idee iſt nun, daß Triboulet an dem geſtraft wird, was ihm das Liebſte iſt. Seine Tochter wird durch ſeinen König entehrt. Er geräth in einen Wuthausbruch, der freilich geeignet iſt, die in ſeiner Nähe befindlichen Perſonen in Entſetzen zu jagen, wie jeder unerwartete Krampfanfall; auf das unbetheiligte Publicum aber macht es einen poſſenhaften Eindruck, wenn der bucklige Hanswurſt ſich mit plebejiſchem Hochmuth auf den

königlichen Seſſel wirft und „Gericht hält", wenn er einen Mörder von Profeſſion dingt, den König abzuthun, wenn er ſich von ihm den Leichnam im Sack ausliefern läßt, in halb wahnſinniger Luſt darauf herumſpringt, dann plötzlich findet, daß er nicht den Leichnam des Königs, ſondern den ſeiner Tochter beſchimpft habe, und nun in grotesken Geberden ſeine Verzweiflung ausdrückt.

Die Familie der Triboulet und Quaſimodo hat eine zahlreiche Nachkommenſchaft gehabt. Das Virtuoſenthum einzelner Schauſpieler hat weſentlich zur Vermehrung beigetragen. Thränen der Seligkeit und verzweifeltes Teufelgelächter, dämoniſche Bosheit und aufopfernde Liebe, neben dieſen allgemeinen Gegenſätzen noch Betrunkenheitsſcenen, Hungertod, Fieberwahnſinn, Epilepſie, Peſt, Feuer u. ſ. w., das ſind die nothwendigen Ingredienzien einer guten Rolle. „Paillaſſe" dürfte für das Genre das bezeichnendſte ſein. Für die Virtuoſität im Ausdruck greller Gefühlsſprünge giebt es keinen beſſern Träger, als einen Hanswurſt, der zugleich Familienvater iſt; den alſo ſein Beruf nöthigt, fortwährend luſtige Grimaſſen zu ſchneiden, während ſein Herz innerlich blutet über der Schwindſucht ſeines Weibes, den Hunger ſeiner Kinder und ſonſtige Greuel, die ihm ein ſchadenfrohes Schickſal auf den Hals wirft.

Als die Theatercenſur „Marion de Lorme" und „Hernani" beſchnitt, begann die Romantik am Königthum zu zweifeln; ſie brach mit ihm, als die ſiegreichen Barricaden zu jeder Empörung Muth gaben. 23. November 1832 wurde die Aufführung des „Triboulet" wegen der darin enthaltenen Unſittlichkeiten verboten; ſofort brach der erzürnte Dichter in einen Wuthſchrei aus. Wo bleiben unſere Errungenſchaften! „Dans quel Pachalik vivons-nous!" Abgeſehn von dem Attentat gegen die Freiheit im Allgemeinen — „quel est l'homme auquel ce pouvoir myope s'attaque si étrangement!" Dies wird auseinandergeſetzt, und der Dichter überlegt, wie weit er in der Strafe gehn dürfe. „Nous épargnerons *autant que possible* à une personne haut placée les consequences de cette étourderie de courtisans. On peut faire, même à un roi, une guerre généreuse . . Le gouvernement est encore au berceau, il a de petites fureurs d'enfant; mérite-t-il en effet qu'on dépense contre lui beaucoup de colère virile? Quand il sera grand, nous verrons." Dann aber wird der Zorn doch wieder mächtig über ihn. „Il lui sera

demandé sévèrement compte un jour de tous les actes illégaux que nous voyons s'accumuler depuis quelque temps. Des questions de libre pensée, d'intelligence et d'art sont tranchées impérialement *par les visirs du roi des barricades.*"

IV.

Dieſe kometenhafte Bewegung der romantiſchen Poeſie gegen die wirklichen Zuſtände, wir begegnen ihr ebenſo bei den Stürmern und Drängern der kirchlichen Reaction.

Vom bürgerlichen Gerichtshof verurtheilt, begab ſich Lamennais nach Rom, um hier ſeine Sache zu führen; nach langem Zaudern entſchloß ſich der Papſt und ſprach 15. Auguſt 1832 die Verurtheilung aus; dieſelbe wurde 18. Sept. noch durch ein encycliſches Schreiben verſchärft: „Ex hoc putidissimo indifferentismi fonte *absurda* illa fluit ac erronea sententia, seu potius *deliramentum*, asserendam esse ac vindicandam cuilibet libertatem conscientiae. Cui quidem pestilentissimo errori viam sternit plena illa atque immoderata libertas opinionum, quae in sacrae et civilis rei labem late grassatur, dictantibus per summam impudentiam nonnullis, aliquid ex ea commodi in religionem promanare. At *quae pejor mors animae, quam libertas erroris?* inquiebat Augustinus. Freno quippe omni adempto, quo homines contineantur in semitis veritatis, proruit jam in praeceps ipsorum natura ad malum inclinata . . . Huc spectat deterrima illa, ac *nunquam satis execranda et detestabilis libertas artis librariae* ad scripta quaelibet edenda in vulgus, quam tanto convicio audent nonnulli efflagitare ac promovere."

Es war für den ſtolzen Prieſter ein ſchwerer Schlag, aber noch war die Erinnerung an ſeine Vergangenheit zu mächtig über ihn, er drückte ſein Selbſtgefühl nieder, unterwarf ſich und widerrief, 11. Dec. 1832. Aber ſein Stolz war ſchwer verletzt, und der geheime Groll ſeines Herzens, verbunden mit dem Bewußtſein ſeiner Kraft, trieb ihn bald in andre Bahnen.

Die rein ultramontane Partei vertrat nun der „Univers", geleitet vom Abbé Migne; die ſtreng legitimiſtiſche die Zeitung „la France", die unter der Leitung des Herzog von Blacas ſich gegen jede Verfaſſung ausſprach, und Karl X. als König anerkannte, da er nicht das Recht gehabt,

abzudanken; eine gemäßigtere Richtung die „Quotidienne“, die, von Berryer beeinflußt, die Charte gelten ließ, aber gegen die Volkssouveränetät eiferte, und für die Traditionen der alten Monarchie das Interesse der Rührung zu wecken suchte.

Nach langem Tasten kam endlich 11. Oct. 1832 ein anscheinend starkes Ministerium unter dem Vorsitz des Marschal Soult zu Stande; Thiers, Broglie und Guizot waren daran betheiligt, der Letztere als Minister des öffentlichen Unterrichts. Die Pairskammer wurde durch angesehene Männer ergänzt, die widerstrebenden Beamten einer starken Disciplin unterworfen. Die Feinde kamen von allen Seiten, es galt, stramm gegen sie zusammenzuhalten.

8. Nov. wurde die Herzogin von Berry verhaftet; der Jude Deutz, ihr Liebhaber, wurde ihr Verräther; die Radicalen widmeten ihrer tödtlichsten Feindin seitdem ein sentimentales Interesse: galt es doch, gegen das Ministerium zu frondiren. Bei der Eröffnung der Kammer, 19. Nov., wurde auf den König geschossen. Cavaignac, wegen Theilnahme an einer geheimen republicanischen Gesellschaft angeklagt, wurde gegen das Gesetz freigesprochen: „c'était l'anarchie poussée jusqu'à sa dernière limite!“ kann L. Blanc sich nicht erwehren auszurufen.

Wieder versuchte man eine Diversion nach Außen: die Franzosen rückten 17. Nov. in Belgien ein, 23. Dec. erfolgte die Einnahme von Antwerpen. „Désormais“, ruft L. Blanc begeistert, „il restait démontré aux yeux de l'Europe, que l'irruption d'un grossier mercantilisme n'avait pas encore effacé entièrement les caractères distinctifs de notre vieille nation! Il restait démontré que les batailles de l'empire n'avaient pas tari la source de ce sang généreux qui, à tant d'époques diverses, coula pour les peuples opprimés.“ Freilich kam diese Begeisterung dem Ministerium nicht zu Gute, das wieder Verrath geübt haben sollte: die Belgier hätten französisch werden wollen, und aus Furcht vor den Preußen hätte man sie gezwungen, Belgier zu bleiben!

Heine, der damals vorhatte, in einer „Europe littéraire“ die Radicalen aller Zungen zu vereinigen, kam bei dieser Gelegenheit auf König Friedrich Wilhelm III. zu sprechen und auf die Schlacht bei Jena. „Standen ihm damals nicht die Tröstungen der Religion zu Gebote, er mußte verzweifeln ob der Insolenz, womit der Kaiser Napoleon ihn behandelte. Aber ihn stärkte das Beispiel seines Heilands, auch er konnte damals sagen:

mein Reich ist nicht von dieser Welt! und er vergab seinen Feinden, welche mit 400,000 Mann ganz Preußen besetzt hielten. Wäre Napoleon damals nicht mit weit wichtigeren Dingen beschäftigt gewesen, als daß er an Seine Majestät Friedrich Wilhelm III. allzuviel denken konnte, er hätte diesen gewiß gänzlich in Ruhestand versetzt. Späterhin als alle Könige von Europa sich gegen den Napoleon zusammenrotteten, und der Mann des Volks dieser Fürsten-Emeute unterlag, und der preußische Esel dem sterbenden Löwen die letzten Fußtritte gab, da bereute er zu spät die Unterlassungssünde. Wenn er in seinem hölzernen Käfig zu St. Helena auf- und abging und es ihm in den Sinn kam, daß er vergessen hatte, Preußen zu zertreten: dann knirschte er mit den Zähnen, und wenn ihm dann eine Ratte in den Weg lief, dann zertrat er die arme Ratte."

Heine hat eine Reihe reizender Lieder gedichtet und geistreiche Gedanken ausgesprochen; aber daß für diese bodenlose Unverschämtheit die gebührende Züchtigung ausblieb, bleibt doch eine beklagenswerthe Lücke in seiner geistigen Entwicklung.

Börne, verdrießlich über die Irrlichtssprünge seines anscheinenden Verbündeten, trat 25. Febr. 1833 öffentlich gegen ihn auf. „Ich kann Nachsicht haben mit Kinderspielen, Nachsicht mit den Leidenschaften eines Jünglings. Wenn aber an einem Tage des blutigsten Kampfs ein Knabe, der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwischen die Beine kommt, wenn an einem Tage der höchsten Noth, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur Seite mit den schönen Mädchen liebäugelt und flüstert, so darf uns das wohl ärgerlich machen. — Wie kann man je dem glauben, der selbst nichts glaubt!" Heine hatte gesagt: „wenn die Republicaner siegen, so schneiden sie mir die Kehle ab; ich verzeihe ihnen gern diese Narrheit." Börne: „Ich nicht. Republicaner, die solche Narren wären, daß sie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müssen, um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten ins Tollhaus."

Indeß trat in das Schicksal der in Blaye gefangenen Herzogin von Berry eine überraschende Wendung ein. Chateaubriand hatte sich ihr als Vertheidiger angeboten und öffentlich erklärt: „votre fils est mon roi!" Ueber ihre Ehre wurden 2. Febr. zwischen den republicanischen und legitimistischen Journalisten zahlreiche Duelle ausgefochten. Nun mußte sie 22. Febr. dem Gouverneur Bugeaud die Erklärung ablegen, sie sei schwanger und heimlich verheirathet. Noch als sie 9. Mai niederkam, affectirten die Legitimisten Unglauben, und die Radicalen schalten das Gou-

vernement wegen seiner Unzartheit: doch war es mit ihrem Ansehn vorüber und man konnte sie ohne Gefahr freilassen.

Die Regierung legte den Kammern den Plan vor, Paris zu befestigen; die „Tribune" versicherte, es geschehe das nur, um Paris zu bombardiren. Die beiden Redacteure, A. Marrast und Cavaignac, mußten 16. April vor den Schranken der Deputirtenkammer erscheinen; sie declamirten über die allgemeine Corruption und Prostitution des „Systems"; ihr Gerant wurde zu dreijährigem Gefängniß verurtheilt, sie selbst zogen wie nach einem Triumph ab.

Die Legitimisten zogen im Ganzen den Spott der Declamation vor: zu den geistreichsten Erzeugnissen der Art gehört „l'Epoque sans nom. Der Verfasser, der sich Bazin nannte, hieß eigentlich Rancon (37 J.), hatte zu Anfang der Restauration unter der adligen Leibgarde gedient, war später Advocat geworden und arbeitete an der „Quotidienne". Ein legitimistischer Roman, „der Hof der Marie von Medici" hatte kein Glück gemacht. Gesinnungsgenosse von Beyle und Mérimée, kannte er in seinem Hohn gegen die Declamationen der Demokratie keine Grenzen. Das neue Werk enthält Skizzen des pariser Lebens, wie es sich nach der Julirevolution umgestaltet hatte: die Einrichtungen, in denen das siegreiche Bürgerthum in der ganzen Breite seines Selbstgefühls auftritt, z. B. die Nationalgarde, werden verhöhnt, ebenso jeder homme sérieux, am besten kommen die Classen weg, die ungenirt ein zweckloses Dasein führen, die Gamins, die Emeutiers von Profession, das Quartier latin. Der wahre Souverän von Paris ist nach ihm der Flaneur, der Tagedieb, der zwecklos in den Straßen spazirt und durch bloße Neugier jeden Auflauf entscheidet.

Aus einer verwandten Parteirichtung, wenn auch der Form nach entgegengesetzt, gingen die Abhandlungen über die französische Geschichte hervor, welche Graf Louis de Carné, ein ralliirter Legitimist, in der Revue de deux mondes veröffentlichte. Er verabscheut den Absolutismus wie die Demokratie, der erste Cäsar, der seinen Staatsstreich auf die Demokratie stützte, ist ihm ebenso zuwider als Condorcet, der sie in ein System brachte. Er ist entschiedener Katholik, und geht darin so weit, daß er die Ligue als den wahren Ausdruck des Nationalwillens rühmt, und es ihr dankt, gegen die aristokratischen Gelüste des protestantischen Adels die alte Religion Frankreichs gerettet zu haben. Er ist von der Nothwendigkeit eines aristokratischen Elements in der Verfassung überzeugt und hält die Centralisation für ein Unglück. Auf der andern Seite hegt

er aber einen tiefen Respect vor der Macht der Thatsachen, und zu den vollendeten Thatsachen gehört ihm die Aufhebung der erblichen Aristokratie, die Centralisation der Verwaltung, die Trennung der Kirche vom Staat u. s. w. Er verdammt die Emigration und nennt Napoleon (freilich nur bis 1804, bis zum Tode Enghiens) einen Erwählten der Vorsehung. Von der Nothwendigkeit des allgemeinen Stimmrechts überzeugt, tadelt er die Restauration, die Verfassung nicht dem Gutachten des Volks vorgelegt zu haben; auch die Julidynastie hätte nur durch das allgemeine Stimmrecht eine rechtliche Basis gewinnen können.

Um diese historischen Studien erwarb sich Guizot während seines Unterrichtsministeriums die außerordentlichsten Verdienste. Er brachte die historischen Documente Frankreichs in eine systematische Ordnung, wozu er die tüchtigsten Kräfte, Fauriel, Aug. Thierry, Mignet heranzog; er gründete 27. Juni 1833 die historische Gesellschaft, an der sich auch Michelet, Quinet, Cousin u. A. betheiligten (Aug. Comte, der ihm März 1833 seinen „Cours de philosophie positive“ einschickte, wurde wegen seiner excentrischen Ansichten bei Seite gelassen), und in der sich die Fäden der organischen Bearbeitung der französischen Geschichte wie in einem Knoten verflochten. — Sein Unterrichts-Gesetz vom 28. Juni 1833 behielt im Wesentlichen das napoleonische System der Universität bei, führte aber, so weit es unter den Umständen möglich war, zweckmäßige Verbesserungen ein.

Für die Geschichtsforschung ergeben sich daraus die günstigsten Resultate. Einmal die kritische Ausgabe und Erörterung der Quellen und Urkunden, in der es Frankreich seit etwa 30 Jahren sehr weit gebracht hat, sodann die monographische Behandlung einzelner staatsrechtlichen Institute, endlich die Stadt- und Provinzialgeschichte. In jeder Provinz Frankreichs haben sich seit der Mitte der dreißiger Jahre historische Gesellschaften gebildet, die eine immer ausgedehntere und zum großen Theil verständig geleitete Thätigkeit entwickeln. Man wird fast keine Stadt finden, wenn sich an sie nur irgend welche historische Erinnerungen knüpfen, die nicht einen gelehrten und betriebsamen Alterthumsforscher in ihren Mauern zählte. Damit stehn im engsten Zusammenhang die Sprachforschungen: fast jede Provinz hat ihr Glossar, und es wird auf die Correctheit der Dialecte eine rühmliche Aufmerksamkeit verwandt; ferner die archäologischen Studien, die in Frankreich wie überall zur Modesache geworden sind; die Jurisprudenz, die immer sorgfältiger auf ihre Quellen zurückgeht, und die

rationelle Bewirthſchaftung des Bodens, die dem Geſchichtſchreiber die Möglichkeit an die Hand giebt, auch über die ſocialen Zuſtände der Vergangenheit ein klares Bild zu gewinnen.

Sismondi (59 J.) ſetzte ſeine franzöſiſche Geſchichte fort; das tiefe Studium der hiſtoriſchen Documente und eine außerordentliche Arbeitskraft befähigten ihn, namentlich in Bezug auf die ältere Geſchichte ſeine Vorgänger zu übertreffen. Viel ſchärfer als dieſe hat er die großen Probleme ins Auge gefaßt, die ſich auf das allmälige Ineinanderleben verſchiedener Stämme auf dem nämlichen Boden, auf das Lehnsſyſtem, auf die Theilung der Stände und auf die Veränderungen der Territorialhoheit beziehn. Er iſt der Erſte, der mit entſprechenden Farben und mit ſcharfer Zeichnung das finſtere Bild von dem allmäligen Zerfall des römiſchen Reichs entworfen hat, ſoweit es ſich auf die Provinzen bezieht: die von oben ausgehende Desorganiſation, die Noth der Städte, die Entvölkerung des Landes, den Untergang der Freien und die Erſchöpfung des öffentlichen Reichthums. Er verfolgt die Localgeſchichte jedes einzelnen Landſtrichs, wie ſie unter dem Lehnsſyſtem allmälig eine neue Geſtalt annimmt; er zeigt die erſten Aſſociationen der Bürger und Landleute, den Stand ihres Vermögens, die Verkehrsverhältniſſe, das allmälige Wiederaufblühen des Handels im Mittelalter; die Veränderungen, welche die Entwicklung der ökonomiſchen Geſetze in dem ſittlichen und politiſchen Zuſtand des Volks hervorbrachte.

Zugleich gab Sismondi die „Histoire de la renaissance de la civilisation en Italie“, Fauriel (60 J.) Vorſtudien zur Geſchichte der provençaliſchen Poeſie heraus. Der blinde Thierry (38 J.), der vor zwei Jahren geheirathet hatte, Julie de Querenval, eine edle und geiſtreiche Frau, die auch für ſeine Studien ſeine Hauptſtütze wurde, ſchrieb an die Revue de deux mondes neun Briefe über die Geſchichte Frankreichs, die er ſpäter als Erzählungen aus den Merowingiſchen Zeiten herausgab. Die Form der Epiſode war nach reifer Ueberlegung gewählt, theils weil in jenen Ereigniſſen von einem verſtändigen, zuſammenhängenden Plan nicht die Rede war, theils wegen des Charakters ſeiner Hauptquelle, des Gregor von Tours. „Alle die Gegenſätze, welche die Eroberung Galliens hervorgerufen und auf denſelben Boden geſtellt hatte, die Racen, die Claſſen, die verſchiedenen Verhältniſſe nehmen wild durcheinander in ſeinen mitunter luſtigen, meiſtens traurigen, immer wahren und lebensvollen Erzählungen Geſtalt an. Er mahnt dich an eine unordentliche

Sammlung von Gemälden und Figuren in erhabener Arbeit. Da triffst du alte Volksgesänge, verstümmelt, ohne Folge, zerstreut, aber fähig, gesammelt, geordnet zu werden, ein Gedicht zu bilden, wenn dies Wort, mit dem wir heut zu Tage zu freigebig sind, sich auf die Geschichte anwenden läßt." Um das wahre Interesse dieser Quelle beizubehalten, mußte der Geschichtschreiber die gewöhnliche Heerstraße verlassen und sich in die Nebenpfade vertiefen, auf denen sich die wunderlichsten Charakterbilder vorfinden, die in wilden Contrasten den innern Kampf in der Bildung des Zeitalters versinnlichen. „Die Lebensweise der fränkischen Könige, das Innere des königlichen Haushalts, das stürmische Leben der Herren und der Bischöfe, die unruhige Verschlagenheit der Galloromanen und die zügellose Rohheit der Barbaren, der Mangel an jeder Ordnung oder Verwaltung oder an jedem moralischen Band zwischen den Bewohnern der gallischen Provinzen in den Grenzen desselben Königreichs, das Erwachen der uralten Eifersucht und des ererbten Hasses von Bezirk gegen Bezirk, von Stadt gegen Stadt, überall eine Rückkehr so zu sagen zum Naturzustand und ein Auflehnen des Einzelwillens gegen Gesetz und Regel, gegen jedwede Ordnung, politische, bürgerliche, wie religiöse, der Geist des Aufruhrs und der Gewaltthat, wirksam selbst in Frauenklöstern: dies sind die verschiedenen Bilder, die ich nach den gleichzeitigen Urkunden zu entwerfen versuchte und deren Vereinigung eine Einschau in das sechste Jahrhundert Galliens bietet." In dem Grundsatz, die Sprache der Quellen in ihrem schärfsten Ausdruck beizubehalten, bleibt er auf dem Wege seiner früheren Arbeit. Aber die Methode hat sich doch einigermaßen geändert. Indem er sich den Erzählungen seiner Quelle anschließt, charakterisirt er hauptsächlich den Erzähler. Er versetzt sich in seine Seele und analysirt die Empfindungen, welche so wilde, entsetzliche Naturen, wie Fredegunde und die übrigen Fürstinnen der Barbaren, bei einem wohlmeinenden Priester erregen mußten, in dem noch immer ein Bodensatz der altrömischen Cultur übrig geblieben war. Wie man mit eindringendem Verstand die Quellen lesen und sie mit nachschaffender Phantasie den Zeitgenossen versinnlichen kann, das wird uns in keinem neuern Geschichtswerk so klar, wie in diesen Berichten aus den Zeiten der Merovinger. Sie lehren uns auch, wie man den richtigen sittlichen Eindruck hervorbringt, ohne zu moralisiren, denn auf dieses Zeitalter, in dem die Greuel der Barbarei nur schwach mit einem scheinheiligen Christenthum überfirnißt wurden, den Maßstab der gewöhnlichen Moral anzuwenden, würde ein thörichtes Beginnen sein;

und doch versteht Thierry ganz in der Art eines dramatischen Dichters die Seele seines Lesers durch ästhetische Vermittelung zu ergreifen und zu kräftigen.

Um dieselbe Zeit begann Michelet (35 J.) sein zweites Hauptwerk die französische Geschichte. Er hatte bis dahin einsam seinen Studien gelebt, wenig mit der Welt in Berührung, und mit einem starken Hang zur Mystik; Spötter bezeichneten ihn als den Hierophanten der Geschichte. Correct ist seine Darstellung nicht, aber geistvoll, und er verfügt über eine dreiste, zuweilen freche sinnliche Farbe. — Die großen Männer werden fast durchweg ironisch behandelt; Michelet theilt die Neigung mit den Romantikern, sie im Hauskleid vorzuführen. Glänzend ist die Romantik der Geschichte wiedergegeben; die Krone verdient die Episode der Jungfrau von Orleans, dann die malerische Reise durch Frankreich zu Anfang des Bd. 2, die flüchtige Skizze der culturhistorischen Seltsamkeiten: die Alchymie, Hexenprocesse, bizarre Verbrechen u. s. w.; auch die allmälige Entwicklung der Geldmacht im 13. Jahrhundert, wobei er von der Anekdote einen sehr geschickten Gebrauch macht. Als Colorist gehört Michelet unzweifelhaft zum ersten Rang; freilich wird ihm bei der reichen, aber wüsten Fülle von Analogien und Parallelen eine ruhige Erzählung fast unmöglich.

Auch die Feinde der Geschichte und der historisch constituirten Gesellschaft wußten die Geschichte als Arsenal zu benutzen. Buchez (37 J.), ursprünglich Mediciner, aber Mitglied aller geheimen Gesellschaften, einmal auch St. Simonist, trennte sich nun von der Schule und entwickelte seine eignen Ideen in der „Introduction à la science de l'histoire ou science du développement de l'humanité 1833.“ Gleichzeitig gab er mit Roux die „Histoire parlementaire de la révolution française“ (40 Bde., 1833—1838) heraus. Diese ungeheure Sammlung enthält noch immer das reichhaltigste Material und ist für den spätern Geschichtschreiber kaum zu umgehn; aber seine Nutzanwendungen sind höchst erstaunlich. Buchez spricht ganz ehrbar von den tugendhaften Jacobinern, die im Kampf gegen das Ungeheuer der Vorurtheile freilich bedenkliche Mittel anwenden. Robespierre ist gewissermaßen ein Fénélon, dem das Elend seiner Mitmenschen das Herz verbittert hat, und Marat verlangt seine Hekatomben im wohlverstandnen Interesse des Volks.

Zwischen diesen leidenschaftlichen Extremen hatte die vermittelnde Philosophie eine unbehagliche Stellung. Der Eklekticismus wurde unter

dem Julikönigthum die officielle Philosophie, wie in Preußen die Lehre Hegel's; nicht blos in Paris, auch in den Provinzen wurden die wichtigern Lehrstellen mit Anhängern Cousin's besetzt, der Mitglied des Staatsraths und der Pairskammer war. Er war jetzt conservativ; seine Lehre änderte nicht ihren Inhalt, aber sie kehrte eine andre Angriffsseite heraus: der gefährlichste Feind war nicht mehr die kirchliche Reaction, sondern der Socialismus. Bisher galt Cousin als unbedingter Anhänger der deutschen Speculation, nun nahm aber diese eine Wendung, die Anhänger und Gegner überraschte. Sie reichte dem politischen und religiösen Radicalismus, ja der materialistischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts die Hand. Man hatte sich zu den Deutschen geflüchtet, um sich an ihren Idealen zu erwärmen, um mit Hilfe ihrer Gelehrsamkeit und ihres Tiefsinns den Geist der Analyse zu überwinden. Nun sah man mit Schrecken, daß die Verbündeten schlimmer waren als die Feinde. Zudem hatte man ihrer nicht mehr nöthig, da durch Descartes und die Nominalisten des Mittelalters die Tradition nach einer andern Seite hin wiederhergestellt war. Seit der Zeit sprach sich Cousin nicht selten mit Bitterkeit, ja mit Geringschätzung über die Denker aus, die er früher so hoch geehrt, und wandte sich der „nationalen" Philosophie des Cartesius zu, von dem er eine treffliche Ausgabe veranstaltete.

Jouffroy erhielt den Lehrstuhl für die Geschichte der modernen Philosophie, auch eine Stelle in der Academie der Wissenschaften. Mehr und mehr engte er seine Forschung auf die Psychologie und die Beobachtung der Thatsachen ein. Er wurde immer vorsichtiger in seinen Schlüssen, immer mißtrauischer gegen die historisch entwickelte Philosophie. „Dennoch muß man die Geschichte der Philosophie studiren, weil sie zeigt, wie die Menschheit nach dem Wahren strebt. Die Menschen denken, auch wo sie irren, ihre Ideen sind geistige Thatsachen, und in diesem Sinn niemals falsch. Es liegt Vernunft im Irrthum. Nur ist die volle Wahrheit nirgend: man nähert sich ihr, indem man Alles combinirt, was der menschliche Geist in den verschiedenen Phasen seiner Entwicklung beobachtet hat — die disjecti membra poëtae." — Je zweifelhafter ihm die Untrüglichkeit der philosophischen Methode wurde, desto schärfer trennte er die religiösen Streitfragen von den philosophischen. „Es liegt in der menschlichen Natur eine dunkle Stelle, im menschlichen Geschick ein unerforschliches Geheimniß; der Gegenstand der Religion existirt eben so wirklich, wie der irgend einer Wissenschaft, aber er entzieht sich der vollständigen Kenntniß.

Die Substanz der Religion, d. h. der ursprüngliche Glaube, läßt sich durch das Studium des menschlichen Geistes ebenso genau nachweisen, wie jede andre wissenschaftliche Thatsache, und die Religion, die sie unentstellt überliefert, ist die rechte."

Die eklektische Schule hatte wenig leidenschaftlichere Gegner gehabt als Lamennais. Der Ultramontane hatte jeden Vermittelungsversuch zurückgewiesen; der Doctrinär, der das Christenthum zu verstehn und fortzubilden suchte, war ihm nicht weniger verhaßt als der Demokrat, der es leugnete. Als der Staat in die Hände des aufgeklärten Bürgerthums fiel, hatte er demagogisch versucht, die Massen gegen ihn in Bewegung zu setzen.

Nun erschienen, April 1833, zur allgemeinen Ueberraschung, seine „Paroles d'un croyant", in denen er sich ebensoweit links von den Doctrinärs weg stellte, als früher rechts.

Abstrahirt man von dem Costum, so ist er derselbe in den „Worten eines Gläubigen", der er war, als er unter der Restauration für die alleinseligmachende Kirche eintrat. Er hatte das Bedürfniß, mit der Autorität einer höhern Macht die Eingebungen seines eignen Gemüths den Menschen zu verkünden; dies Bedürfniß machte ihn zum Priester; er entsagte seiner Rolle, als die Kirche sich weigerte, seine Eingebungen zu sanctioniren. Guizot, der ihn scharf beobachtete, charakterisirt ihn sehr treffend.

„Esprit aussi superficiel qu'élevé, logicien aussi aveugle que puissant, très-ignorant de l'histoire, capable d'aperçus et d'élans sublimes, mais incapable d'observer les faits réels et divers, de les mettre à leur vraie place, il pensait et écrivait toujours sous l'empire d'une idée exclusive qui devenait pour lui la loi, toute la loi divine; il érigeait en droit les plus extrêmes conséquences d'un principe incomplet, et s'inflammait d'une violente haine contre les adversaires de son absolue domination. Il était de plus sujet à cette séduction que le talent supérieur exerce souvent sur l'homme qui le possède, encore plus que sur ceux qui l'écoutent. L'idée qui avait sa foi, le sentiment dont il était pénétré se présentaient à lui sous de si beaux aspects, il était si vivement frappé de leurs mérites et de leurs charmes qu'en se livrant au plaisir de les contempler ou de les peindre il perdait toute faculté d'en apercevoir les erreurs ou les lacunes, même les plus graves, et que dans son enthousiasme idolâtre il mé-

prisait et détestait, comme des barbares et des impies, quiconque ne partageait pas ses adorations et ses sympathies."

„Quand une fois il se fut plongé dans le spectacle des misères de la société humaine, des souffrances matérielles et morales du peuple, quand il eut appliqué à les peindre toute la puissance de son imagination et de son âme, il ne vit plus rien hors de là, nul autre fait, nulle autre question; le monde fut tout entier, pour lui, dans les sombres tableaux où se déployait son talent."

Der Verfechter der absoluten Kirche wurde Verfechter der absoluten Demokratie. Er war durch den Ausspruch des Papstes mit sich selbst in Widerspruch gekommen: sein Stolz und vor Allem sein Drang, unmittelbar in die Ereignisse einzugreifen und die Rolle eines Propheten fortzuführen, ließen ihn nicht in Unthätigkeit verharren. Die Form seines Prophetenthums wurde nicht alterirt, als er die Sprache der Bibel zu revolutionären Zwecken mißbrauchte.

Die „Paroles d'un croyant" erlebten binnen wenig Jahren über hundert Auflagen. In einer feurigen Sprache, noch ausgestattet mit den alten Bildern des Christenthums, in Visionen, welche die Phantasie um so lebhafter anregten, je dunkler sie waren, wurde hier das Evangelium der Freiheit und Gleichheit verkündet, wie es ungefähr Robespierre und St. Just vorgeschwebt hatte.

Die „Paroles d'un croyant" bestehn aus lyrischen Gedichten in biblischer Prosa, die seltsam genug! zuweilen an Beranger erinnern. Sie beginnen „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!" und schließen mit den Mysterien der heiligen Dreifaltigkeit. „Sohn des Menschen, steige auf die Höhen, und verkündige, was du siehst." Der Sohn des Menschen hat eine Reihe Visionen, die sich alle auf die Voraussetzung gründen, daß die Könige das Reich Satans ausmachen. „Darum sind die Könige und Fürsten und Alle, welche die Welt Große nennt, verflucht, denn sie haben ihre Brüder nicht geliebt, und sie als Feinde behandelt." Namentlich sind es sieben Schatten mit Königskronen, die sich in den schrecklichsten Blasphemien gegen den „Gott der armen Leute" ergehn: „Maudit soit le Christ!" so schließen sie alle, indem sie Blut aus einem Schädel trinken und auf das Crucifix treten, „qui a ramené sur la terre la liberté!" Zuletzt, nachdem sie ihre sieben teuflischen Mittel vergebens angewendet, wird ihre Macht gebrochen, und sie fluchen noch einmal dem Sohn des Menschen, der sie besiegt. „Je vois Satan qui

fait, et le Christ entouré de ses anges qui vient pour règner.“ Den Menſchen wird geſagt: die Freiheit wird über euch leuchten, wenn am Fuß des Kreuzes, an welchem Chriſtus für euch ſtarb, ihr ſchwört, der Eine für den Andern zu ſterben. — Wer hat Chriſtus anerkannt? das Volk! Wer ihn verfolgt? die Schriftgelehrten! (die Doctrinärs). — Wo gehſt du hin zum Kampf, junger Soldat? — Gegen die Tyrannen u. ſ. w.; zuletzt: Je vais combattre pour que tous aient au ciel un Dieu et une patrie sur la terre. — Irrt der Kämpfer der Freiheit als Geächteter umher, ſo möge er ſich tröſten. Armer Verbannter! laß ab zu ſeufzen; alle ſind verbannt gleich dir; Brüder, Gatten, Freunde gehen an ihnen vorüber und ſchwinden. Das Vaterland iſt nicht hienieden, vergebens ſucht es der Menſch; was er dafür annimmt, iſt nur eine Nachtherberge. Als ein Irrender geht er über die Erde: que Dieu guide le pauvre exilé!

Von den „Worten eines Gläubigen“ gab Ste. Beuve April 1833 eine begeiſterte Anzeige, der eben auch Beranger als großen Dichter verherrlicht hatte. Dieſes Convergiren der verſchiedenen zuweilen entgegengeſetzten ſubjectiven Richtungen im Medium der äſthetiſchen Romantik iſt das Charakteriſtiſche jener Epoche. In eben jenem Aufſatz deutete er das bevorſtehende Erſcheinen eines Romans an, „Lelia,“ der mit prophetiſcher Gewalt den Beruf des Weibes erklären ſollte. Dieſes berufenſte Werk G. Sand's wurde gleich darauf veröffentlicht.

„Lelia“ iſt nicht ein Roman, ſondern eine Sammlung paradoxer Einfälle und Blasphemien, die drei Perſonen in den Mund gelegt ſind, Perſonen, die keine andre Realität haben, als eben jene Einfälle.

Die eine dieſer Perſonen, die mit der Apathie eines Weiſen dem Gedränge der irrenden Menſchen zuſieht, Trenmor, iſt früher ein leidenſchaftlicher Spieler geweſen und findet, daß dieſe Leidenſchaft einen größern Heroismus erfordert als der Krieg; der Soldat wagt doch nur ſein Leben, der Spieler ſeine Ehre! — Er hat dann auch die Ehre verloren, und iſt zehn Jahre lang auf den Galeeren geweſen. Dort hat er das Geheimniß des Lebens gefunden. „Außerhalb des Bagno hätte ich die Beſtimmung des Menſchen nie verſtehn lernen, ich, ein Menſch ohne Glauben, ohne Zweck, durch ein Leben ermüdet, deſſen Ausgang mir dunkel blieb, im Beſitz einer Freiheit, die ich nicht zu benutzen wußte, und über die ich nicht nachdenken mochte, ſo eifrig war ich beſchäftigt, die Zeit zu tödten und die Langeweile des Daſeins abzukürzen. Es war nöthig, daß mir

auf einige Zeit der Wille genommen und ich unter die Herrschaft eines feindseligen, brutalen Willens gestellt wurde, der mich den Werth des meinigen erkennen lehrte." — Als tugendhafter Mann findet er später doch, daß auch dieses Leben seine Langeweile hat. „Der Geist des Menschen muß sehr arm sein, weil sich auf dem Boden seiner Freude immer ein entsetzlicher Eindruck von Trauer und Schrecken vorfindet." — „Du kämpfst," sagte er zu Lelia, „noch zuweilen mit dem Feind des Menschengeschlechts, der Hoffnung. Der Mensch fängt erst da an, wo die Leidenschaft aufhört: Ruhe ist die Zukunft, nach der die unsterbliche Seele trachtet." — „Die Liebe besteht nicht in dem heftigen Streben nach einem geschaffenen Wesen, sondern in dem heiligen Streben unsers ätherischen Theils nach dem Unbekannten . . . Wir müssen den Himmel haben und haben ihn nicht. Deshalb suchen wir ihn in einem uns gleichen Wesen, und vergeuden für dasselbe die ganze Kraft, die uns zu edlerm Gebrauch verliehn wurde. Wir weigern Gott die Anbetung, um sie einem unvollkommenen Wesen zuzuwenden. Fällt aber der Schleier, und das Geschöpf zeigt sich hinter der Weihrauchwolke, womit wir es umgeben, armselig und unvollkommen, so erröthen wir über unsre Bethörung, stürzen unser Ideal um und treten es unter die Füße. Und nun suchen wir ein andres, denn lieben müssen wir; aber wir täuschen uns noch oft, bis dahin, wo wir, aufgeklärt, die Hoffnung auf eine dauernde Liebe *für die Erde* aufgeben, und dann endlich bringen wir Gott die reine Huldigung dar, die wir ihm nie hätten entziehen sollen."

Diese spiritualistische Rechtfertigung für den Wechsel in der Liebe ergänzt eine emancipirte Frau, Pulcheria, beiläufig die Schwester Lelia's, durch etwas bestimmtere Motive. „Jede Liebe erschöpft; es muß ihr Widerwille und Traurigkeit folgen. Vergebens lehnen wir uns gegen dieses Gesetz auf. Die Verbindung des Mannes mit dem Weibe sollte nur vorübergehend sein; Alles widersetzt sich ihrer Dauer, und der Wechsel ist eine in ihrer Natur bedingte Nothwendigkeit. — — Nichts ist willkürlicher und unbestimmter, als der Begriff: *wahre* Liebe. *Jede* Liebe ist wahr, sie möge heftig oder ruhig sein, sinnlich oder geistig, dauernd oder vorübergehend. Die Liebe, welche ihren Sitz im Verstand hat, kann zu eben so großen Thaten führen, als die, welche im Herzen wohnt. Die sinnliche Liebe kann durch Kampf und Opfer veredelt und geheiligt werden. Diese Vergötterung des Egoismus, die nur allein besitzen und bewahren will, dieses Gesetz der *moralischen* Ehe in der Liebe ist ebenso thöricht, ebenso

ohnmächtig, den Willen zu bändigen, ebenso lächerlich vor Gott, als das Gesetz der gesellschaftlichen Ehe es gegenwärtig in den Augen der Menschen ist."

Lelia's Geschichte ist die Geschichte eines unglücklichen Herzens, verirrt durch einen eitlen Reichthum an Fähigkeiten, verwelkt, ehe es gelebt hatte, verzehrt durch ewiges Hoffen, und „vielleicht durch zu viel Kraft unkräftig geworden." Sie hatte nur Gefühl für das Unerreichbare, nie für eine bestimmte Form. Jede Wirklichkeit verletzte ihre zu lebhaften Begriffe, zerstörte ihre zu viel verlangende Hoffnung. In der Erschöpfung ewig wechselnder Liebessehnsucht geht sie ins Kloster; zwischen wilder, leidenschaftlicher Andachtsübung und verzweifelndem Unglauben getheilt, beleidigt sie in beidem durch ihre Excentricität die Gläubigen. Sie kehrt in die Welt zurück, mit dem Gefühl, daß Alles eitel sei: sie ist schneidend kalt gegen die Männer, die sie anbeten. Ein Priester wird darüber verrückt; als sie in einer schweren Krankheit liegt, wagt er es nicht, ihr die Absolution zu ertheilen; er läßt die Monstranz vor ihrem höhnischen Blick sinken und ruft aus: „Du bist mehr als Gott." Als man sie fragt, ob sie an Gott glaube, antwortet sie: „Presque toujours!" Sie spielt mit Stenio, einem jungen unschuldigen Dichter, wie der Geier mit seiner Beute; sie küßt und liebkost ihn; wenn er aber diese Liebkosung erwiedern will, so stößt sie ihn zurück. Ihre Schwester räth ihr, Courtisane zu werden. „Begreifst Du nicht, daß, um sich der Macht der öffentlichen Meinung, vor der die sogenannten anständigen Leute so servil sind, zu unterwerfen, man nur schwach sein darf; daß man aber stark sein muß, um ihr zu widerstehn? Nennst Du eine so leichte Berechnung des Egoismus, wobei Dich noch Alles ermuntert und belehrt, eine Tugend?" Sie denkt ernsthaft darüber nach, findet aber, daß sie für diese Rolle zu wenig Frische hat. Doch will sie jenen jungen Dichter aus seinen Illusionen erlösen; sie verspricht ihm eine Schäferstunde und schiebt Pulcheria unter. Dadurch werden ihm zwar alle Illusionen der Liebe genommen, aber zugleich aller Reiz des Lebens; er wird noch kälter, spöttischer und blasirter, als sie, er stürzt sich in die greulichsten Orgien, um sich zu morden, und geht in den abscheulichsten Blasphemien unter. Lelia selbst wird zuletzt durch den wahnsinnigen Priester erwürgt, aber ohne ihre Schuld zu bekennen.

G. Sand hatte einen richtigen Instinct für das Gefährliche einer solchen Geistesrichtung; sie hat in einzelnen Figuren, z. B. der Gattin

Molière's, wohl verſtanden, den Teufel an den Tag zu bringen, der bei der Selbſtanbetung des Weibes im Spiel iſt. Aber ihr Stolz weigerte ſtets die Anerkennung einer Irrung, und in ihren folgenden Romanen, von der Quintilia bis zur kleinen Fadette und zu Daniella, obgleich ſie in der Form weniger paradox ſind, verfolgt man das wachſende Phariſäerthum des Herzens. Der Schmerz einer ſolchen Exiſtenz iſt energiſch herausgearbeitet, aber er ruft keine Achtung hervor.

Figuren wie Indiane und Lelia können nur im Pariſer Dunſtkreis athmen, in Deutſchland erſcheinen ſie monſtrös. Dennoch werden ſie von den jungdeutſchen Poeten zahlreich nachgebildet, als ſei die Sache etwas allgemein Menſchliches. Die Emancipation wurde nun thatſächlich ins Werk geſetzt: durch G. Sand ermuthigt, trat das Weib, das ſich bisher im Salon abgeſchloſſen, auf den Markt und lärmte mit den männlichen Journaliſten.

„Lelia" hatte noch einen eignen Hautgout. Daß in der Heldin vielfach die Dichterin ſelbſt ſich ausſpricht, lag auf der Hand: aber auch in Stenio ſchimmert eine wirkliche Figur durch. Es war der Dichter Alfred de Muſſet (23. J.), der ſchon vor zwei Jahren, angeregt durch Lord Byron, Lamartine und Mérimée, durch ſeine „Contes d'Espagne et d'Italie" argen Anſtoß erregt, und jetzt, wenige Monate vor dem Erſcheinen der „Lelia," eine zweite Sammlung, „un spectacle dans un fauteuil" herausgegeben hatte, die durchweg unter dem Einfluß der tropiſchen Sonne geſchrieben zu ſein ſchien. Zwiſchen ihm und G. Sand beſtand ein leidenſchaftliches Verhältniß, über das ſich beide Theile ſpäter recht redſelig geäußert haben, und auf dem eine ganze Reihe ſpäterer Romane G. Sand's beruhen („Elle et Lui" u. ſ. w.): ein beſtändiger Wechſel zwiſchen wilder Liebe und Abſcheu, der endlich zur Abſpannung führte. Sie gingen nach dem Erſcheinen der „Lelia" zuſammen nach Venedig, wo G. Sand auch Beyle kennen lernte.

Mehr als bei irgend einem andern Dichter kann man A. de Muſſet's Muſe die Caprice nennen. Eins ſeiner erſten Gedichte, auf das er ſpäter nicht geringen Werth legte, war eine humoriſtiſche Ode an den Mond: er ſieht den Mond über einem Kirchthurm, wie den Punkt über einem J, und erzählt die obſcönen Dinge, die er belauſcht. Das Behagen des Dichters konnte doch nur darauf beruhen, daß ſo etwas noch keinem eingefallen war.

G. Sand war an der Corruption ſeiner Poeſie nicht ſchuld, wie Lelia an Stenio's Corruption ſchuld war: er hatte die erſten ſeiner Ge-

dichte, die in Bezug auf die Größe des Talents wie auf die Abscheulichkeit des Stoffes den spätern ebenbürtig zur Seite stehen, in seinem 18. Jahr geschrieben. Es ist eine gottverlassene Welt, die nach Fäulniß und Verwesung riecht Der Dichter schildert sie mit einer Mischung von Behagen und Entsetzen, die eine Empfindung verjagt in wildem Wechsel die andre.

Die Conflicte zwischen der Leidenschaft, dem concentrirtesten Ausdruck einer individuellen Natur, und dem Gesetz, welches die Gemeininteressen der Gesellschaft vertritt, können zu tragischen Katastrophen führen, in denen wir nicht blos unser Mitleid, sondern unsere innigste Theilnahme der frevelhaften Individualität schenken. Aber es ist nicht die Leidenschaft, die Alfred de Musset verherrlicht, oder zu seinem tragischen Gegenstand nimmt, sondern das Laster.

Einer seiner Helden, Don Paëz, erfährt, daß er von seiner Maitresse betrogen ist; er tödtet zuerst den Nebenbuhler im Duell und beschließt, die treulose Geliebte im letzten Kuß zu erwürgen. Um den letzten Act seines Lebens mit dem nöthigen Raffinement auszuüben, geht er vorher zu einer Hexe und läßt sich einen Liebestrank reichen, der seine sinnliche Fähigkeit bis zum höchsten Grad steigert, aber zugleich den Körper ruinirt, so daß er in der folgenden Nacht unter den schrecklichsten Qualen den Geist aufgeben muß. — In einem andern Gedicht wird der Held zuerst aus dem Wasser gezogen, in dem er beinahe ertrunken wäre, läßt sich dann von einer verlassenen Maitresse verführen, ihr noch einmal seine Liebe zu widmen, schenkt sie dann einem galanten Abbé, der ihn grade herausgefordert hat, mit dem er sich aber vorher noch einmal betrinkt, und bei dieser Gelegenheit den Gastwirth mit einer Flasche erschlägt, wird dann von dem nämlichen Abbé ermordet, dem als Preis dieser Unthat die Umarmung der schönen Camargo zugesichert ist u. s. w. — In „Portia" ist ein junger Edelmann gerade bei einer verheiratheten Dame in einem Schäferstündchen, das Licht geht aus, sie zünden es wieder an, da finden sie, daß ein Dritter neben ihnen steht, der Ehemann, dem in einer Nacht die Haare grau geworden sind. Der Letztere wird erstochen, und das junge Weib, ohne die geringsten Gewissensbisse zu empfinden, entflieht mit ihrem Verführer, von dem sich ergiebt, daß er eigentlich ein armer Schiffer ist, der nur im Spiel so viel Geld gewonnen hat, um den angemessenen Luxus zu treiben. — In „Rolla" hat der Held, ein Mittelding zwischen Don Juan und Faust, all sein Geld durchgebracht

und will sich den folgenden Tag tödten, vorher aber noch die Nacht mit einem recht schönen Freudenmädchen zubringen. Diese, gutmüthig, wie die meisten Geschöpfe der Art, erbietet sich, eine goldene Kette für ihn zu versetzen; gerührt über so viel Liebe, schlägt er es aus und tödtet sich.

Dies sind die Gegenstände seiner jugendlichen Dichtung. Eine solche Dichtung könnte nur in dem Fall nicht gerechtfertigt, sondern entschuldigt werden, wenn sie ein Ausdruck des wirklichen Lebens wäre. Im Allgemeinen ist man geneigt, bei einem Dichter das Große und Schöne aus der eignen Natur, die Krankheit aus dem Zeitalter herzuleiten. Das Zeitalter ist aber nicht ein abstracter Begriff, sondern es drückt die Summe unsrer sittlichen Einrichtungen, Lebensgewohnheiten, Neigungen, Wünsche und Ideale aus, die, je nachdem sie gesund oder verderbt sind, einen hoffnungsreichen oder trostlosen Blick in die Zukunft eröffnen. Es handelt sich um eine ernste Frage. Sind die Lebensbedingungen der Gesellschaft wirklich so, daß eine lebensfähige Individualität in Abwege gedrängt oder wenigstens dazu verleitet wird, so ist jener Gesinnung Thor und Thür geöffnet, aus welcher die Revolutionen hervorgehn; denn wenn der innerste Nerv eines gesellschaftlichen Organismus angefressen ist, wird die kühlste Besonnenheit nicht vor dem Wunsch einer Radicalcur, d. h. einer Revolution bewahren.

Ist das neunzehnte Jahrhundert in der That so, wie es Alfred de Musset schildert? Man sollte es glauben, wenn man die Romanschreiber und Moralisten liest, die nicht müde werden, Paris als ein zweites Babylon zu beschreiben, welches der göttlichen Zuchtruthe entgegeneile.

Indeß mildert sich bei näherem Zusehn das Gefährliche dieser Zustände um ein Beträchtliches. Wenn man davon abstrahirt, was durch die Concentration einer Weltstadt an Liederlichkeit zusammengehäuft wird, ferner den Einfluß eines verwahrlosten Hofs, der ein halbes Jahrhundert hindurch dem Reich ein schlimmes Beispiel gab, wenn man sich ferner daran erinnert, daß in den romanischen und katholischen Ländern durch die zu hohe Anspannung der kirchlichen Forderungen das weltliche Leben zu einer leidenschaftlichen Reaction verleitet wird, nicht blos in Thaten, sondern auch in Worten, so entdeckt man doch noch einen starken Rest sittlicher Zustände. Jene wilden Bilder waren nicht aus der Luft gegriffen, aber sie entsprangen zugleich einem Bedürfniß der Phantasie, wie sie sich in jener Zeit, ernsthafter als die Sitte, entwickelt hatte. Das Bedürfniß war ein doppeltes: Pathos und Naturtreue.

Der Dichter hatte den Drang nach einer Rolle: am liebſten ſaß er trauernd und ſtrafend wie Jeremias auf den Ruinen. Gleichzeitig mit Lelia gab Barbier in einer zweiten Sammlung, „il pianto“, die Früchte einer Reiſe nach Italien. Er hielt ſich meiſt in Hoſpitälern auf, die Worte „cimetière, cadavre, catarrheux, fièvreux, corps en pourriture, homme hydropique, squelette aux os verts, vermine“ u. ſ. w. bilden den größern Theil ſeines Vocabulariums. Der Dichter verſichert, ſeine Miſſion ſei finſter wie der Himmel:

Pour moi cet univers est comme un hôpital,
Où, livide infirmier, levant le drap fatal,
Pour nettoyer les corps infestés de souillures,
Je vais mettre mon doigt sur toutes les blessures.

Alſo zugleich der Drang, in die Abgründe zu blicken, welche der Geſchmack, die Polizei und die Academie dem Auge entziehn, um Wahrheit zu finden, wenn auch eine ſcheußliche. Es iſt derſelbe Drang, der damals den Bildhauer Barye beſtimmte, mit ſeinem zornig aufſpringenden Löwen dem Geſetz der Academie aufzukündigen, wie es früher Gericoult in der Malerei gethan. Auch das Häßliche hat ſeinen Reiz, es verſtattet kühnere Striche, freiere Bewegungen: es handelt ſich nicht blos um Naturtreue überhaupt, ſondern um Naturtreue der Details.

Ebenſo redſelig, wie Victor Hugo's Tiger und Hyänen ſich über ihre ruchloſen Vorſtellungen und Wünſche verbreiten, detaillirt A. de Muſſet die Vorſtellungen der Rache, des Haſſes, der ſinnlichen Luſt. Wenn eine beleidigte Tänzerin ſich an ihrem Liebhaber rächen will, ſo genügt es ihr nicht, daß ſie den neuen guten Freund auffordert, ihm den Dolch ins Herz zu ſtoßen; erſt fühlt ſie ſich in der gereizten Stimmung „einer Krähe, der ein Zugwind den Geruch von einer Leiche entgegenführt“, dann fordert ſie ihn auf, ihm die Gurgel abzuſchneiden, ihn bei den Füßen die Treppe heraufzuſchleifen, ihm das Herz auszureißen, es in vier Stücke zu ſchneiden und die Stücke in die Taſche zu ſtecken u. ſ. w. Oder wenn der Dichter ſelbſt ſich für ein hübſches Freudenmädchen begeiſtert, das bei einem Regentage im Schmutz watet, ſo wünſcht er ſich für den Fall, daß ſein Herz einmal das Gefühl der Verehrung für dieſen gefallenen Engel verleugnen ſollte, nicht irgend ein allgemeines Uebel herbei, ſondern daß der Schmutz, den ſie jetzt mit Füßen tritt, ihm ins Geſicht fliegen möge. Seine Helden verlaſſen im feurigſten Moment die Geliebte, „wie einen

en Schuh, der zu nichts mehr gut ist." Auch wo der Dichter eine ralische und ästhetische Anwandlung hat, verfällt er in die nämlichen lder. So zürnt er einmal darüber, daß ein halbes Kind schon das etier eines Freudenmädchens treibt, und er fragt, ob es nicht besser re, diesen schönen Leib mit einer Sichel zu verstümmeln, diesen schnee-ißen Hals zu nehmen und ihm die Knochen umzudrehn. Das Bild ickt hier nicht blos die Empfindung aus, es geht mit ihr durch. Das dürfniß nach plastischen Ausdrücken vermittelt zugleich die Stoffe.

Durchweg zeigt sich bei ihm der übertriebene Cultus der Individua-it, die Verherrlichung der Willkür und die Verachtung des allgemein enschlichen. Nachdem er einen seiner Helden, Hassan, als eine Mischung r widersinnigsten Gegensätze dargestellt und eine fabelhafte Menge kleiner ige von ihm angeführt hat, von denen jeder einzelne unser Erstaunen regen muß, die aber in ihrer Zusammensetzung vollkommen unbegreiflich d, fährt er fort:

Venez après cela crier d'un ton de maître,
Que c'est le coeur humain qu'un auteur doit connaître!
Toujours le coeur humain pour modèle et pour loi.
Le coeur humain de qui? Le coeur humain de quoi?
Celui de mon voisin a sa manière d'être.
Moi, morbleu, comme lui, j'ai mon coeur humain, moi.
Cette vie est à tous, et celle que je mène,
Quand le diable y serait, est une vie humaine.

Und doch hat er auf der vorhergehenden Seite die Natur Hassan's die allgemein menschliche dargestellt. Es scheint, als ob es zum Wesen Menschen gehört, mit unbefleckten Händen Blut zu vergießen, schuldig d unschuldig zugleich zu sein u. s. w. Alfred de Musset's Monstrosi-en machen einen um so peinlichern Eindruck, da sie den Menschen zu-ich in seiner natürlichen Nacktheit und in dem äußersten Extrem des ge-llschaftlichen Raffinements darstellen. Diese Krankhaftigkeit der Gestaltung gt sich auch in den kleinen psychologischen Beobachtungen, die viel Fein-t verrathen, die aber die Aufmerksamkeit ausschließlich auf unwesentliche d abnorme Momente lenken, Momente, welche man sonst nur durch das rgenglas wahrnimmt, und die dem Auge bei der Auffassung der Totali-entgehn. Die Romantik bemüht sich, einzelne Eigenschaften, die in der gel mit dem Grundzug des Characters nicht zusammenkommen (z. B. hektischer, verweichlichter Gesichtsausdruck bei einem Helden), in einen

wesentlichen und nothwendigen Rapport mit demselben zu setzen. Sie wirft sich auf die Beobachtung jener sonderbaren Wesen, die nur unter Bedingungen möglich sind, welche schon den folgenden Tag verschwinden. Diese physiognomielosen Personen gleichen den blassen, welken Kindern, auf deren ermüdetem, interessantem Gesicht sich das bleiche Abbild eines verweichlichten, in frühen Lüsten erschöpften Vaters ausprägt. Sie sind nur in einer Gesellschaft denkbar, die durch raffinirte Genußsucht und durch ein zu frühzeitiges Leben sich alle Freude an dem einfach Schönen verkümmert hat, und nur noch nach jenen überschwenglichen Emotionen jagt, wie sie sonst eigentlich nur in der Seele nervöser Weiber sich finden.

Der beständige Wechsel hingebender Empfindung und wilden Hohnes erinnert an Lord Byron: — aber grade darin liegt der Unterschied zwischen beiden Dichtern. A. de Musset hat seine Empfindungen und seine Ideale aus zweiter Hand, und wenn er sich ein Kind des Jahrhunderts nennt, so hat er wohl am meisten darüber zu klagen, daß nicht blos die Gespenster seiner eignen Vergangenheit ihn quälen, sondern die Schatten früherer Dichtungen, die mächtiger auf ihn einwirkten, als die Eingebungen seiner eignen Einbildungskraft. Diese Schatten haben sich seiner Phantasie so eingeprägt, daß sie seinen Schlaf stören und selbst in der Mitte des frivolsten Lebens ihn gespenstisch umdrängen. Um diese Nachtunholde zu verscheuchen, sehnt er sich nach einem Kreuz, und kann es nicht finden.

Die Figur der Lelia ist nicht ganz Phantasie, eben weil in diesem Zeitalter die Phantasie eine Macht ist. Die Basis dieser Dichtungen sind Ausnahmezustände, aber Ausnahmezustände, die für den Augenblick die Aufmerksamkeit des Musensohns wie des Philisters auf sich ziehn. Die modernen Balmonts werden noch immer wie ihr Vorbild durch Eitelkeit bestimmt; sie sind Sklaven der verkehrten Convenienz ihres Kreises, dessen Gelächter sie mehr fürchten als die Sünde. Aber die reiche Belesenheit der Zeit verstattet ihnen nicht mehr, die geistigen Motive zu ignoriren, und ihr Hauptstreben geht nach dem Reiz des Contrastes, nach dem Wechsel zwischen den raffinirtesten geistigen und sinnlichen Genüssen.

Indem sie von frühster Jugend auf in dem Dunstkreis jener Liederlichkeit aufwachsen und von ihren Traditionen sich nähren, anticipiren sie die Empfindungen, die sie noch nicht haben können, und stellen sie sodann der spätern Erfahrung als das reine Ideal gegenüber. Ihr Gehirn wird müde, noch ehe es gedacht; ihr Gefühl ist ausgegeben, noch ehe es einen Gegenstand gefunden; sobald das wirkliche Leben eintritt, entschwinden ihre

träumerischen Illusionen, sie stürzen sich mit Leidenschaft in das Chaos der unsittlichen Welt, die sie hassen, weil sie noch immer im Geheimen ihr Ideal im Herzen tragen, an die sie aber doch allein glauben, da sie nicht die Kraft fühlen, ihr zu widerstehn.

Man möge sich durch den lustigen und frivolen Anstrich dieser Poesie nicht täuschen lassen, der Grundzug derselben ist herbe Melancholie. Freilich darf man in den einzelnen Ausbrüchen nicht mehr suchen, als eine vorübergehende Stimmung, auch wohl etwas Coquetterie: so wenn er einmal Frankreich mit der aus dem Grab aufsteigenden Juliette vergleicht.

A demi réveillée, à demi moribonde,
Trébuchant dans les plis de sa pourpre en lambeaux,
Elle marche au hasard, errant sur des tombeaux.

Die Blasirtheit, die er zuweilen zur Schau trägt, als ob sie etwas Schönes wäre, beruht nicht auf dem Unglauben an das Wesen des Ideals überhaupt, aber auch nicht blos auf dem vermeintlichen Widerspruch zwischen diesem Ideal und der Wirklichkeit, sondern *auf dem Widerspruch zwischen seinen verschiedenen Idealen*. In dieser unklaren Stimmung ist er geneigt, die großen Schriftsteller der Aufklärung anzuklagen, als hätten sie ihm die Sicherheit seines Denkens und Empfindens geraubt, in demselben Augenblick, wo er sie an Frechheit um das Hundertfache überbietet. So hat er einmal eine recht scheußliche Scene geschildert, und zwar mit Behagen, da bricht er plötzlich gegen Voltaire los: „Bist du zufrieden in deinem Schlaf, Voltaire, und schwebt dein häßliches Lächeln über deinen entfleischten Knochen? Dein Jahrhundert, sagt man, war zu jung, um dich zu verstehn; das unsrige muß dir gefallen, deine Zeit ist gekommen. Es ist eingestürzt auf uns, dies erhabene Gebäude, welches du mit deinen breiten Händen Tag und Nacht unterwühltest. Mit Ungeduld mußte dich der Tod erwarten, um den du achtzig Jahre hindurch mit teuflischer Liebe buhltest. Verlässest du niemals das Hochzeitsbett, auf dem du die Würmer des Grabes umarmst, um mit deiner bleichen Stirn ein verlassenes Kloster oder ein altes Schloß heimzusuchen? Was sagen dir alsdann diese gewaltigen Leichname, diese schweigenden Mauern und diese verwüsteten Altäre, welche dein Athem für die Ewigkeit entvölkert hat? Was sagt dir das Kreuz, was sagt dir der Messias? Blutet er noch, wenn dein nächtliches Gespenst an seinem zitternden Stamm rüttelt, um ihn herabzureißen wie eine kranke Blume?“

Gern möchte er nach der Weise Epikur's das Leben der Freude leben aber „er kann es nicht, das Unendliche macht ihm Qual. er kann nich daran denken ohne Furcht und ohne Hoffnung; seine Vernunft entsetzt sich, es nicht zu begreifen und dennoch zu sehn. Er wirft sich vor den Altären nieder, nicht um einen bestimmten Gegenstand anzubeten, sonder um seinem zu schweren Haupt eine Stütze zu geben. Er flüchtet mit eine unnennbaren Angst bald zu den heitern Göttergestalten des Olymps (d er übrigens in Rolla mit wirklicher Poesie schildert), bald zu dem bleiche Antlitz von Golgatha. „O Christus, ich gehöre nicht zu denen, welch das Gebet in deinen stummen Tempel mit zitternden Schritten führt, d zu deiner Schädelstätte wallfahrten, um deine blutenden Füße zu küssen ich stehe aufrecht in deinen heiligen Hallen, wenn dein treues Volk si murmelnd unter dem Lufthauch der Hymnen beugt, wie Schilf im Nor wind; ich glaube nicht, o Christus, an dein heiliges Wort, ich bin zu sp in eine zu alte Welt gekommen: aus einem Jahrhundert ohne Hoffnun geht ein Jahrhundert ohne Furcht hervor; die Kometen des unfrigen hab die Himmel entvölkert. Jetzt treibt der Zufall die von ihren Träum aufgeweckten Welten schattengleich vor sich her; der Geist der Vergange heit, auf ihren Trümmern umherirrend, stürzt deine verstümmelten Eng in den ewigen Abgrund; kaum halten dich noch die Nägel am Kreuz fes dein Ruhm ist todt, und auf unserm Kreuz von Ebenholz ist dein himm lischer Leichnam in Staub verfallen. Aber dennoch muß das ungläubig Kind dieses glaubenlosen Jahrhunderts den Staub küssen, und weinen a dieser kalten Erde, die von deinem Tod lebte, und die ohne dich sterb wird. Wer soll ihr jetzt das Leben wiedergeben? Mit deinem reinst Blut hast du sie verjüngt; wer soll uns verjüngen, uns Greise von gestern?

Auf solche und ähnliche Ausbrüche folgen dann sofort jene Scen des Lasters und des Schmutzes, welche die andre Seite des Bildes au machen. Je elender die Welt ist, desto heißer wird sie sich nach Christ sehnen. Dieser souverainen Caprice gegenüber muß man sehr ernsthaft e großes Zeitalter in Schutz nehmen, welches zwar auch frivol war, ab nur gegen das Lächerliche, auch ungläubig, aber nur gegen das, was de Verstand und dem Herzen widersprach, und welches in seiner anscheinend Leichtfertigkeit mehr ernstes Nachdenken und mehr wahres Gefühl verbar als dieser moderne heidnische Pietismus, der erst lästern, sündigen un fluchen muß, ehe er sich der süßen Thränen einer grenzenlosen Reue un Sehnsucht erfreut.

In der poetischen Form vergißt man leicht die Abscheulichkeit des Stoffs über dem Wohlklang; in den prosaischen Dramen und Novellen geht dem Leser oft der Athem aus. So in „les caprices de Marianne", einer holzschnittartigen Bluette, in welcher ein Wüstling und Schlemmer der Held ist und der Ehebruch als das Normale erscheint; in „André del Sarto" wird dasselbe Motiv wenigstens durch die Farbe der Zeit, des 16. J., erklärt, und es finden sich einige treffliche Züge darin. Ganz merkwürdig ist „le secret de Javotte" für den modernen französischen Ehrbegriff: einem jungen Officier wird von seiner Maitresse, einer feinen Dame, vorgeworfen, er habe bei einer Gelegenheit Duellscheu gezeigt; alle Welt kennt ihn als tapfer, ja verwegen; dennoch bringt ihn jener Vorwurf so außer Fassung, daß er zu den unsinnigsten Intriguen schreitet, um seine Unschuld an den Tag zu bringen, bis er endlich in einem lächerlichen Duell umkommt.

Mit seinen Stoffen erinnert A. de Musset vielfach an Mérimée; der auch wohl stark auf ihn gewirkt hat; will man sich den Unterschied klar machen, so lese man nur die damals erschienene Novelle Mérimée's „la double méprise", eine Ehebruchgeschichte der anstößigsten Art, wenn man nur auf den Stoff sieht, und dabei so fein und zart behandelt, daß man sie zwar nicht decent nennen kann, denn es wird alles grade heraus gesagt, wohl aber sittlich. Es wird gezeigt, wie inmitten der pariser Sitten ein edles Gemüth sich verhält, das einen Fehltritt begangen hat. — Der Dichter war damals recht fruchtbar in solchen kleinen Novellen: „Matteo Falcone", „le vase Etrusque", „Tamango", „la partie de trictrac" u. s. w., die mit der Kraft und Naturtreue seiner alten Bilder eine größere Reife und Anmuth verbinden. Das ist der Unterschied: Mérimée bleibt bei Sinnen, wenn er das Tolle darstellt, A. de Musset wird selber toll.

Der Geschmack an der Zote nahm immer zu. Scribe schrieb eine Novelle, „une maîtresse anonyme", allerliebst erzählt, aber von einem Inhalt, den man dem nüchtern ehrbaren Mann kaum zutrauen sollte; Heine ging im „Salon", in Versen wie in Prosa, an Unflätigkeit weit über seine Muster, die Franzosen hinaus. Th. Gautier in den „Romans goguenards" und Balzac in den „Contes drôlatiques" versiegen sich zu Cynismen, vor denen selbst G. Sand erschrak. Der Letztere schrieb damals „Eugénie Grandet", das bei allen ruhigen Kritikern für sein Meisterstück gilt, sehr zum Verdruß des Dichters, der fest überzeugt

war, in andern Romanen eine viel tiefsinnigere Lebensanschauung entwickelt zu haben. Aber grade darin liegt das Verdienst des Romans: er bleibt bei der Sache und verwirrt den Leser nicht durch Perspectiven, die auf ein unbekanntes geheimnißvolles Land hinweisen. Freilich thut auch hier die Lecture nicht wohl, es ist eine trübe, gedrückte Atmosphäre, fast kein Sonnenstrahl fällt in dies unbehagliche Kleinleben. Aber der Charakter der Heldin enthält eine innere Wärme, die uns entschädigt, und Zeichnung und Farbe sind von einer Meisterhand. Den alten Geizhals sieht man bis auf den kleinsten Zug vor sich, und so fratzenhaft mitunter seine Bewegungen aussehn, man kann den Dichter keiner Uebertreibung zeihen. — Es schließen sich an diese Novelle eine Reihe von Gemälden aus der Provinz, die durchweg namentlich zu Anfang durch die bedeutendsten Charakterzüge überraschen. Balzac hat dies unbekannte Land der Franzosen entdeckt, welches spätere Romanschreiber mit viel Eifer, aber ungleich geringerem Geschick ausgebeutet haben.

Das Theater wetteiferte mit Erfolg mit den Wagnissen des Romans. In seinen neuen Stücken, „Lucrèce Borgia" (Febr. 1833) und „Marie Tudor" (Nov. 1833) versucht es V. Hugo mit dem prosaischen Dialog, der ihm ungleich besser fließt als der poetische. Die Heldinnen sind Variationen auf das Thema Kleopatra. Es sind nichts weniger als poetisch fest umrissene Gestalten, aber auch nicht reine Gliederpuppen; ihre Leidenschaft kommt hin und wieder in Fluß, und sie verfallen in eine Beredsamkeit, die zwar nicht an die Wirklichkeit erinnert, aber doch von einem eignen Seelengesetz auszugehn scheint.

Lucrèce Borgia hat Blutschande getrieben mit Vater und Bruder, sie hat mit Gift, Dolch und Strick unter den Edlen Italiens gewüthet, sie ist gleichmäßig ein Gegenstand der Furcht, des Hasses, des Abscheus und der Verachtung. Aber sie hat einen Sohn, gleichfalls die Frucht der Blutschande, der sie nicht kennt, und in dem Herzen dieses Sohns sucht sie wie Triboulet ein Asyl für ihr besseres Selbst. „Was würdest du dazu sagen", fragt sie einen ihrer Helfershelfer, „wenn es ein edles und reines Herz gäbe, und mir armen Frau, gehaßt, verachtet, verflucht von den Menschen, vom Himmel verdammt, elend in meiner Allmacht, wenn mir in meiner Noth, in der die Seele in schmerzlichem Todeskampf ringt, nichts bliebe, als die eine Idee, die eine Hoffnung, in diesem so stolzen und so reinen Herzen vor meinem Tod einen Platz zu gewinnen?" Dies Gefühl hat keine Macht, sie im Uebrigen zu veredeln; sie

intriguirt, haßt, vergiftet, nach wie vor. Und so kommt es endlich, daß sie ihren eignen Sohn vergiften muß, und daß sie von ihm verflucht und getödtet wird.

„Marie Tudor" war in der Geschichte eine fanatische Katholikin, Bigotterie war das einzige Motiv ihres Handelns; Victor Hugo macht sie zu einer gekrönten Marion. — Eine junge Waise, Jane, wird von einem redlichen Arbeiter, Gilbert, auferzogen; er liebt sie, oder betet sie vielmehr an, und bestimmt sie zu seiner Frau. Er redet nicht anders zu ihr, als mit gefalteten Händen: Du Reine! Du, deren Stirn meine Lippen kaum zu berühren wagen u. s. w. — Sie ist nicht mehr rein. Allnächtlich öffnet sie einem jungen Herrn vom Hof, Fabiani, ihr Fenster. Fabiani besucht sie nicht aus Liebe, sondern aus Gewinnsucht: er weiß, daß Jane die Tochter des hingerichteten Grafen Talbot ist, dessen Güter die Königin ihm, dem Favoriten, zugesprochen hat; um Jane's etwaigen Ansprüchen vorzubeugen, entehrt er sie. Gilbert muß einmal Zeuge davon sein; er geräth in Verzweiflung. „O, wer verschafft mir Rache um den Preis meines Lebens!" — „Ich!" ruft eine Stimme aus dem Hintergrund. Es ist der Maschinist, der schon lange nach einem solchen Menschen suchte. Der Königin wird verrathen, daß ihr Mignon sie betrügt, dafür kann sie ihn nicht hinrichten lassen, so schnell sie sonst mit derartigen Experimenten fertig ist, also muß Gilbert aussagen, er sei von Fabiani gedungen, die Königin zu ermorden.

Die Königin selbst ist ein origineller Charakter, den Victor Hugo eigens geschaffen hat, um sein Ideal von der Verbindung des Großen (Tragischen) und des Wahren (Komischen) zu versinnlichen; Marie Tudor soll nach seinen eignen Worten groß und wahr sein, groß als Königin, wahr als Weib. Es ist aber bei ihr von keinem Conflict die Rede, sie kennt keine Rücksichten des Standes, kein Bedenken der Politik, keine Gewohnheit der Würde: es ist Venus tout entière à sa proie attachée! Durch diese Voraussetzung, daß eine Königin so denkt, empfindet und redet, wie eine Dame der Halle, entsteht ein Geplauder, das durch seine Naivetät in der That belustigt.

Sie fordert von Fabiani das Versprechen, er solle es ihr offen gestehn, sobald er untreu wird. „Freilich giebt es Augenblicke, wo ich dich lieber todt sehn möchte, als glücklich mit einer Andern; aber es giebt auch Augenblicke, wo ich dich lieber glücklich sehn möchte. Mein Gott, ich weiß nicht, warum die Leute mich in den Ruf einer bösen Frau bringen

wollen!" — Nachher thut es Gilbert doch wieder leid; der Tod Fabiani's würde seiner Jane Kummer machen, lieber will er selbst sterben. „Also auf diese Weise", ruft die Königin, „willst du dich rächen? Gott, was sind diese Leute aus dem Volke dumm! Was! ein Weib betrügt dich, und du spielst den Großmüthigen? Meinetwegen, ich bin nicht großmüthig! Ich will mich rächen, und du sollst mir helfen! Aber dieser Mensch ist verrückt! er ist verrückt! Mein Gott, wozu muß ich ihn brauchen! Es ist wirklich zum Verzweifeln, in ernsthaften Dingen mit solchen Leuten zu thun zu haben." So plaudert sie fort; nachher läßt sie Fabiani kommen und macht ihn in Gegenwart des ganzen Hofes herunter: „Du bist nichts als ein gemeiner Italiener, dein Vater war Schuhflicker, du bist mir ein schöner Marquis!" „Ah je devais m'attendre à ce qui arrive! on m'avait bien dit que cela finirait ainsi. Mais je suis toujours comme ça, je m'obstine, et je vois ensuite que j'ai eu tort. C'est ma faute" u. s. w. Zum Ueberfluß wird der Henker in das königliche Zimmer bestellt, und ihm in ähnlichem Geplauder, wieder in Gegenwart des Hofes, die nöthige Anweisung gegeben. Dann regt sich die alte Liebe; sie will Fabiani retten. Jane bittet für Gilbert. „Ah! Du willst deinen Liebhaber retten! Ich will meinen retten! Was geht mich dein Liebhaber an! Ich glaube wahrhaftig, alle Mädchen von England werden kommen und über ihre Liebhaber von mir Rechenschaft verlangen." „On n'avait que celui-là sous la main. Je t'explique cela pour que tu comprennes, vois-tu . . . Enfin je pourrais bien ne pas prendre la peine de t'expliquer tout cela. Tu vois que je fais ce que je peux" u. s. w. — Das die Königin.

Gilbert ist der in den neufranzösischen Romanen häufig vorkommende Liebhaber, der liebt quand même. „Ich liebe sie doch! Ich würde den Saum ihres Kleides küssen und sie um Verzeihung bitten (!!), wenn sie mich noch wollte. Sie könnte in der Gosse liegen, mit den Wesen, die darin gewöhnlich zu finden sind, ich würde sie aufnehmen und an mein Herz drücken! . . Ich würde die Ewigkeit darum geben, wenn sie mir noch einmal zulächelte! — Glaubst du, du würdest das Weib tödten, das dich betrügt? — O nein! du wirst sie nicht tödten, du wirst dich zu ihren Füßen legen wie sonst, nur traurig wirst du sein." — Als ihm Jane erklärt, sie habe ihn immer geliebt, auch da sie ihm untreu war, stürzt er außer sich ihr zu Füßen und ruft: „Du bist ein Engel! du bist mein Weib!"

Es ist eigen, daß auch in Auber's „Maskenball", der Furore hervorrief, der Ehebruch und Mord eines Königs das Motiv giebt.

Dumas' „la tour de Nesle" erinnert sowohl durch den prosaischen Dialog wie durch die Heldin an die letzten Stücke seines Freundes V. Hugo. Königin Margarethe, Gemahlin Ludwig's X., welche schon in früher Jugend mannigfache Unthaten verübt, z. B. ihren Vater ermordet hat, feiert im Thurm von Nesle allnächtlich mit ihren beiden Schwestern wüste Orgien, zu denen sie jedesmal drei junge fremde Cavaliere aufgreifen läßt, die nach einigen Stunden ausschweifender Lust in den Fluß gestürzt werden, um die Königin nicht zu compromittiren. Bei der Unterschiedslosigkeit in der Wahl ihrer Liebhaber kommt es zuweilen vor, daß sich ihre eignen Söhne darunter finden. Das Stück zeichnet sich durch eine gewisse energische, muntre Kürze aus.

Desto länger und feierlicher ist „Karl VII.", in Alexandrinern und im Stil des „Hernani". Karl VII. selbst, der auf der Flucht vor den Engländern bei einem seiner großen Vasallen, Charles de Savoisy, einkehrt, und im Anfang den frivolsten Beschäftigungen nachgeht, bis er sich endlich, durch Agnes Sorel bestimmt, zu dem angemessenen Heroismus erhebt, ist aus Schiller; auf die Handlung hat diese historische Episode keinen Einfluß. — Yaqoub, ein Orientale, ist durch den Grafen von Savoisy aus seinem Vaterland entführt und lebt als Vasall auf dessen Schloß. Von dem Gesinde als Ungläubiger mit Verachtung behandelt, wird er, der in seinem Vaterland der liebenswürdigste Jüngling geblieben wäre, ein René. Er liegt in finstrer Ruhe einsam auf seiner Tigerhaut und träumt von Löwenjagden in den Wüsten Aegyptens, während die Vasallen ihren Lustbarkeiten nachgehn. Einer derselben, der nämliche, der ihn gefangen genommen, schlägt nach ihm, er stößt ihm den Dolch ins Herz. Es wird Gericht über ihn gehalten und die Todesstrafe über ihn verhängt. Obgleich ihn König Karl kraft seines souverainen Rechts begnadigt, will Yaqoub, des Lebens überdrüssig, sich tödten, als sich plötzlich eine Tapete öffnet, und eine sanfte Stimme ihm zuruft, er möge leben: es ist die Gräfin Bérangère, für die er längst in heimlicher Liebe erglüht. Die Gräfin hat ihrem Gemahl keine Kinder gegeben, und da dieser es für Pflicht des Staatsbürgers hält, in so bedrängter Zeit dem Vaterlande Vertheidiger zu erziehn, so läßt er sich von ihr scheiden und heirathet Andre. Vom Gefühl der Rache erfüllt, verspricht sie Yaqoub, wenn er den Grafen ermorde, ihm nach dem Orient zu folgen. Der Graf hat ihm eben einen

Freibrief ausgestellt und ihm sonst noch mannigfache Wohlthaten erwiesen, aber die Stimme der Leidenschaft spricht lauter als das Gewissen, und er mordet den Grafen. Als er von seiner Unthat zurückkehrt, findet er die Gräfin als Leiche: sie hat Gift genommen, und Yaqoub bleibt nichts Andres übrig, als einsam in seine Wüste zurückzukehren.

In einem andern Stück von Dumas, „Angèle", das in der Gegenwart spielt, ist der Held ein herzloser, kalt berechnender, frivoler Abenteurer, der die Sitte als ein Gewebe von Lüge und Heuchelei durchschaut zu haben glaubt und seine Herzensangelegenheiten nur als Werkzeug zu seinem Fortkommen betrachtet. Nachdem er sich unter der Restauration durch weibliche Verbindungen Rang, Titel und Reichthum erworben, sieht er sich durch die Julirevolution genöthigt, den Bau seines Glücks von neuem anzufangen. Er läßt eine alte Geliebte, die, um ihm zu folgen, ihrem Mann entflohen ist, im Stich, und bewirbt sich um die Hand eines jungen Mädchens, das ihm durch seine Familienverbindungen nützen kann. Da er nicht hoffen darf, ihre Mutter zur Einwilligung zu bestimmen, so beschließt er, Angèle vorher in eine Lage zu versetzen, die eine Heirath unvermeidlich macht. Die Vorbereitungen bis zum kritischen Augenblick gehn auf der Bühne vor. Darauf erscheint die Mutter, eine noch junge Wittwe, die gern wieder heirathen möchte; sie nimmt den jungen Mann, der ihr gefällt, nach Paris mit, und dort sind sie eben im Begriff, ihre Verlobung bekannt zu machen, als Angèle ankommt. In einem Nebenzimmer erfolgt die Niederkunft der Letzteren. Die Verwicklung wird noch dadurch gesteigert, daß auch jene alte Geliebte sich wieder meldet, die mittlerweile die Maitresse eines allmächtigen Ministers geworden ist. Der Knoten kann endlich nur dadurch gelöst werden, daß ein junger Mann, der Angèle liebt und die Schwindsucht hat, den dreifach treulosen Alfred im Duell erschießt, und die Ehre der Gefallenen durch eine Heirath, die bei seinem Körperzustand nicht lange dauern wird, wiederherstellt.

Diesen Extravaganzen gegenüber erscheint ein nüchternes Stück, wie Scribe's „les malheurs d'un amant heureux" (29. Jan. 1833) nicht blos sittlich, sondern auch vornehm. Der Don Juan des Stücks ist kein Bösewicht, sondern im Grund eine gute Haut, er leidet unter den Schmerzen, die er Andern bereitet, und sucht sich mit Anstand aus den Verwicklungen zu ziehn, in die sein Leichtsinn ihn geführt. Der Schreck des Spießbürgers, der zuerst den Eroberer bewundert und sich über ihn gefreut, als ihm nun das Tragische der Sache nahe tritt, ist ganz köstlich ausgemalt.

— Großen Erfolg hatte „Bertrand et Raton ou l'art de conspirer", 14. Nov. 1833. Erst das Datum giebt dem Stück eine bestimmte Farbe. — 8. Oct. zog ein athletischer Mensch aus den gebildeten Classen, mit Säbel und Pistolen bewaffnet, durch die Straßen von Paris, um gegen das Gesetz republicanische Broschuren feilzubieten. — 28. Oct. versammelten sich 3000 Schneider auf offnem Markt, um eine neue Organisation der Arbeit zu decretiren.

In keinem seiner Stücke entwickelt sich Scribe's komische Kraft so lebendig; das historische Costum hat er nicht, wie seine romantischen Zeitgenossen, um seiner selbst willen, sondern mehr zur Bequemlichkeit gewählt. Es ist eine wunderliche Idee, aus dem entsetzlichen Ausgang Struensee's eine Posse zu machen, aber der Dichter hat das Verdienst, den Ton festzuhalten, man wird keinen Augenblick an den Ernst der Situation erinnert, es handelt sich um eine gewöhnliche Intrigue. Ein Haufe Abenteurer hat sich des Staats bemächtigt, den blödsinnigen König in ihre Herrschaft gebracht, andre Abenteurer machen ihnen den Rang streitig. Ein Unterschied des innern Werths findet nicht statt, der Zuschauer hat kein besondres Interesse, den Sieg der Einen oder der Andern zu wünschen, der Kampf giebt blos Gelegenheit, die Geschicklichkeit eines Intriganten zu entwickeln. Rantzau ist Scribe's Lieblingsheld, und alle spätern Intriganten sind nur schwache Nachbildungen dieses ersten Typus, ja die Theatermaschinisten in den Dramen der spätern Romantiker gehn in ihrer diplomatischen Weisheit lange nicht so weit. Die Hauptsache ist, daß er nicht blos eine unerschütterliche Kaltblütigkeit, einen dreisten Unternehmungsgeist zeigt, sondern daß seine Mittel durchaus komisch sind. Von Wahrscheinlichkeit ist nicht die Rede; je mehr ein Geniestreich uns überrascht, je weiter wir von allen herkömmlichen Voraussetzungen entfernt werden, desto stärker wird der komische Eindruck. Eine noch glücklichere Figur ist der ehrliche Spießbürger Burkenstaff, der, durch den Schwindel der Zeit ergriffen, sich vorgenommen hat, den Diplomaten zu spielen. Die Figur gehört freilich nicht Dänemark, sondern Paris an, und Scribe will seine Landsleute und Standesgenossen warnen, sich nicht zu sehr mit der Politik zu beschäftigen, weil der Bürger doch nur dem ehrgeizigen Edelmann als Werkzeug dient. Das wahre Interesse des Bürgerstands liegt in seinem Gewerbe, in seinem Familienleben. Die dritte Figur ist der Taugenichts der Straße, der Lehrling, der an dem Aufstand Theil nimmt und das Volk unter die Waffen ruft, nicht um irgend einen Zweck zu erreichen, sondern weil es

ihm Vergnügen macht, zu schreien und zu lärmen. Die Nebeneinanderstellung dieser drei typischen Charaktere ist sehr glücklich, und man folgt den einzelnen Verwicklungen mit Behagen bis zu Ende, obgleich man den Ausgang von vornherein mit Bestimmtheit voraussieht. —

In dem nächsten Stück, „l'ambitieux", hat Scribe wieder einen historischen Vorwurf genommen. Diesmal ist es die Regierung des Ministers Walpole, welche die Farbe zu den französischen Händeln der dreißiger Jahre hergeben muß. Man kann nicht leugnen, daß Scribe die Freiheit des Lustspieldichters, historische Namen ohne irgend eine Beziehung zur wirklichen Geschichte anzunehmen, erstaunlich weit ausdehnt. Die Gegenüberstellung der beiden Hauptcharaktere, des Ministers und des bürgerlichen Arztes, der sich gleichfalls durch den Ehrgeiz verführen läßt, sich in Händel einzumischen, die ihn nichts angehn, entspricht dem Gegensatz des vorigen Stücks, nur diesmal wimmelt es von Widersprüchen, nicht blos gegen die historische Treue, sondern auch gegen den innern Zusammenhang. Scribe hat sich eine Aufgabe gestellt, die an Molière erinnert: er nimmt eine einzelne Leidenschaft heraus, den Ehrgeiz, den Drang, an der Spitze der Geschäfte zu stehn, und entwickelt die Erscheinungen derselben physiologisch wie eine Krankheitsgeschichte. Die Theilnahme beruht auf den Seelenbewegungen des Ministers, der im Interesse seiner Gesundheit um seinen Abschied bittet, und darüber so unglücklich wird, daß er seine Freunde und Verwandten, die er selbst dem König als seine Nachfolger empfohlen, mit leidenschaftlichem Haß verfolgt und nicht eher ruht, bis er sie gestürzt hat. Diese Seelenbewegungen sind vortrefflich ausgeführt; desto schwächer ist der andre Theil des Stücks. Es fehlt nicht an Wiederholungen, und das Costum ist über Gebühr verletzt. Schon Rantzau hatte zu wenig vom großen Herrn, er war weniger Talleyrand als Fouché, welcher letztere Charakter der Bourgeoisie überhaupt verständlicher ist. Diesmal sind die bürgerlichen Neigungen noch weiter gegangen; der plaudernde, geschäftige Staatsminister, der gegen alle Welt sein Herz ausschüttet und den komischen Eindruck, den er mit seinen Intriguen macht, selber fühlt, erinnert mehr an den Ehrgeiz eines ersten Commis, als eines Mannes, der die stolzeste Aristokratie Europas beherrscht.

Uebrigens hätte das Stück gewiß weniger gewirkt, wenn es feiner und naturtreuer gearbeitet wäre, und wie weit die Freiheit der Komödie geht, die Dinge auf die Spitze zu treiben, um sie schärfer zu markiren, bleibt eine offene Frage.

V.

Die politischen Geschäfte des Tags streiften oft genug ans Entsetzliche, noch viel häufiger forderten sie die Posse heraus.

Nachdem Chateaubriand eine Reise durch die Schweiz gemacht, wo er Louis Napoleon wegen seiner „Rêveries politiques“ Artigkeiten sagte, begab er sich zu Karl X., um die Sache der Herzogin von Berry zu führen und darauf zu dringen, daß der junge Thronerbe eine liberale Erziehung erhalte, dann zur Herzogin nach Venedig, endlich Sept. 1833 mit ihr nach Prag, um Heinrich V. mündig sprechen zu lassen, was ihm aber nicht gelang. Indeß war die politische Rolle dieser Jahre unbedeutend gegen seine Stellung innerhalb der Gesellschaft und namentlich innerhalb der Literatur. Während alle übrigen Dichter und Schriftsteller dem Parteikampf unterlagen, war in der Bewunderung seiner Größe alle Welt einig.

Auch für sein Gemüth fand er einen neuen Halt in dem innigen Verkehr mit Me. Recamier. Er ist ihr zwanzig Jahre treu geblieben, abgesehn von den kleinen Liaisons, denen er als homme aux bonnes fortunes auch in seinem Alter nicht entsagen konnte, und hat sie als seine Beatrix gefeiert, als die einzige Frau, die seiner würdig war. Morgens besuchte er seine Eroberungen und war der heitre Weltmann; dann war Vorstellung bei Me. Recamier, wo sich die Geistreichen sammelten; Abends fiel er in die Gewalt seiner Frau, die ihn mit alten Royalisten, mit Bischöfen und Erzbischöfen zusammenbrachte.

Seine hauptsächliche Thätigkeit war seinen Memoiren zugewandt; es war ihm genehm, von Zeit zu Zeit junge Enthusiasten bei Me. Recamier zu empfangen und ihnen Bruchstücke vorlesen zu lassen: dazu hing ein Crucifix und ein Madonnenbild an der Wand. Zwar sollte das Werk erst nach seinem Tode erscheinen, da vieles darin vorkam, was seine besten Freunde hart vor den Kopf stoßen mußte, aber es war ihm doch lieb, vor dem Publicum von Zeit zu Zeit den Schleier zu lüften und die Neugier zu spannen.

Dazu war Ste. Beuve ein nützliches Werkzeug. Es schmeichelte ihm, von dem berühmtesten Mann und der schönsten Frau Frankreichs als ebenbürtig behandelt zu werden, und dies Gefühl mußte auf sein Urtheil einwirken. Er hatte etwas Weibliches; ein feines Gefühl für alles Schöne

und Zarte, eine ſtarke Reſonanz für alles, was mit einer gewiſſen Gewalt auftrat; die Kritik fand ſich erſt ſpäter, dann aber um ſo ſchärfer ein. Es giebt Zeiten, die für ſolche Naturen beſonders fruchtbar ſind: die Gläubigen entſtehn gleichzeitig mit den Propheten, wo das allgemeine Gefühl ſich geltend macht, daß in dem öffentlichen Leben, Denken und Empfinden ein Wendepunkt eingetreten iſt; der Eine fühlt ſich dann berufen, das neue Evangelium der Welt zu verkünden, der Andre, dieſe Verkündigung enthuſiaſtiſch zu begrüßen.

Die Anzeige, welche Ste. Beuve von den Memoiren gab, athmet die reine Begeiſterung; zwanzig Jahre ſpäter veränderte die Kenntniß des ganzen Werkes das Urtheil, das eben nur auf Bruchſtücke begründet war, erheblich. Die Enttäuſchung war allgemein. Das ſittliche Gefühl der Nation, das trotz ihrer anſcheinenden Frivolität doch in allen ernſten Augenblicken ſich wieder regt, war empört, und wenn man früher in der Bewunderung zu weit gegangen war, ſo wurde man jetzt zu hart in der Verurtheilung. Das ſeltſame Buch, in dem alle Schwächen und Kleinheiten des berühmten Dichters ans Tageslicht treten, enthält doch viel Bedeutendes, weniger in den Stellen, wo er ſich ſeiner Rolle erinnert und zum Erhabenen ſtrebt, als in ſeiner Genremalerei der Zuſtände, die trotz aller Vorurtheile und Einſeitigkeiten einen tiefen Kenner der menſchlichen Seele und einen glänzenden Schriftſteller verräth. Wohl aber hatte die Kritik das Recht, an dem Beiſpiel dieſer gefeierten Größe zu zeigen, wie wenig Talent und Einbildungskraft ausreicht, für den ſittlichen Inhalt des Charakters zu entſchädigen.

In dem Beſtreben, mit ſeiner Weisheit über alle Einſeitigkeiten der Partei hinaus zu ſein, ſtellt er ſich in jeder Periode ſeines Lebens als entblößt von allem Glauben und aller Ueberzeugung dar, als blaſirt ſchon in der Jugend. Seinem Haß gegen Napoleon fehlt die ſittliche Größe und wenn er ſich ihm gegenüberſtellt, erregt er Mitleid. Während ſeiner geſammten politiſchen Laufbahn iſt er faſt beſtändig in der Oppoſition, und zwar in einer leidenſchaftlichen perſönlichen Oppoſition. Aus einer unvollkommenen Uebereinſtimmung vielleicht in Nebendingen wird ſofort der Fanatismus des Haſſes. Er ſpottet ſeiner eignen Principien und nimmt für ſie nur einen gewiſſen romantiſchen Reiz in Anſpruch. Er hat im Stillen alle Vorurtheile ſeiner Standesgenoſſen und nährt damit ſeine Eitelkeit, aber es fehlt ihm ihr Glaube und ihre Naivetät. Daß er leidenſchaftlich und ungerecht gegen die Männer der Julirevolution war,

mochte man ihm hingehn lassen; aber unverzeihlich ist es, wie er sich über die Verbannten seiner eignen Partei äußert, über Karl X. und seinen Hof. Niemand hat daran gezweifelt, daß im Detail betrachtet die Lächerlichkeit der Legitimisten den tragischen Eindruck überwog; aber dem Ritter der Legitimität war es nicht erlaubt, geschützt durch das Grab, denjenigen tödtliche Beleidigungen zuzufügen, die er öffentlich seine Freunde genannt. Man durchschaut alle Geheimnisse dieser von einem wilden Stolz verwüsteten Seele, die sich in René nur zu wahr geschildert hatte. Es war nur das Bedürfniß nach Emotionen, das ihn sein ganzes Leben hindurch bestimmt hat. Er hat die Menschen verachtet und an die Sachen nicht geglaubt; er hat selbst in den Augenblicken höchster Erhebung an die Rolle gedacht, die er zu spielen habe, und seine Empfindungen danach eingerichtet.

Der Literatur gegenüber verhielt sich Chateaubriand als großer Herr, er war der gefeierte Mann der Nation, und seine Aussprüche wurden wie Orakel aufgenommen; er selbst nahm an dem Parteitreiben keinen Theil. Nur einmal trat er noch als Schriftsteller auf, in der Uebersetzung seines Lieblingsdichters Milton. Er glaubte, daß man einen Dichter Wort für Wort übersetzen müsse, gleichviel, ob die Sprachformen übereinstimmen oder nicht. Er springt mit der französischen Sprache in einer Weise um, wie es seit der Gründung der Akademie unerhört war; die Schrift wimmelt von alterthümlichen Worten und Constructionen, die nach der gewöhnlichen Grammatik gar keinen Sinn geben. Nur Chateaubriand durfte so etwas wagen, und auch ihm ist nicht gelungen, irgend einer von den beabsichtigten Neuerungen Eingang zu verschaffen. An die Uebersetzung schließt sich ein Versuch über die englische Literatur, der freilich den eigentlichen Gegenstand sehr flüchtig behandelt und das Interesse des Lesers durch Episoden zu ergänzen sucht. In den „Betrachtungen über den Geist der Menschen, der Zeiten und der Revolutionen" spricht sich ein tiefer Lebensüberdruß aus, er glaubt allen Dingen auf den Grund gekommen zu sein, er hat überall das Nichts gefunden. Mit seinen Illusionen sind auch seine Ueberzeugungen geschwunden, und nur Eins steht ihm fest, die Idee seines eignen Ruhms. Unter den Excursen nehmen die Angriffe gegen die Reformation einen großen Raum ein. Es wird Luther der Vorwurf gemacht, daß er nicht das Erhabene des Cölibats gefühlt, daß er sich den fleischlichen Neigungen durch seine Ehe unterworfen habe. Die Reformation sei aus dem beleidigten Hoch-

muth eines Mönchs und der Habgier der Fürsten hervorgegangen. Für den protestantischen Priester seien die Gräber keine Religion, denn er glaube nicht an die Orte der Buße, aus denen das Gebet eines Freundes eine leidende Seele befreien könne! — In Milton und Klopstock wird ein katholischer Geist gesucht; in der gegenwärtigen Zeit sei eine Wiedervereinigung der Kirchen möglich. — Ueber Shakespeare urtheilt er im Grund wie Voltaire, wenn er sich auch höflicher ausdrückt; er citirt Phrasen schlechter französischer Dichter im übertriebensten Lohenstein'schen Geschmack und nennt sie Shakespearisch. Er stellt ihn tief unter Racine: seinem Stil fehle die Würde wie seinem Leben; er wisse zu lieben, aber er glaube an die Liebe so wenig wie an etwas Anderes; ein Atheist, schlafe er diesen Schlaf ohne Erwachen, den man Tod nenne! — Sehr schlecht wird Walter Scott behandelt; Chateaubriand sagt sehr naiv, er habe sich selber so viel mit Ruinen zu thun gemacht, daß sie ihm bei einem Andern widerwärtig seien. So verwirft er auch den romantischen Nachwuchs seiner eignen Richtung: „Diese Liebe des Häßlichen, die uns ergriffen hat, dieser Abscheu vor dem Ideal, diese Leidenschaft für Krüppel u. s. w. ist eine Depravation des Geistes, und keineswegs aus jener Natur abzuleiten, von der man so viel redet. Vor und nach der Civilisation, wenn man noch nicht oder nicht mehr Geschmack an geistigen Genüssen hat, sucht man grob sinnliche Eindrücke; mit Gladiatoren und Marionetten fangen die Völker an und hören sie auf; Kinder und Greise sind possenhaft und grausam." — „Woraus geht dieser beständige Wechsel, dieser Wahnsinn, diese Hast im Zerstören hervor? Es fehlt das Gegengewicht gegen die menschlichen Thorheiten, die Religion."

Aus seinen späteren Lebensjahren ist noch ein merkwürdiges Buch zu erwähnen, das „Leben Rancé's". In diesem Heiligen hat er das alte Charaktergemälde René's in einer neuen Nuance wiedergegeben: ein glänzender Geist, mit den vielseitigsten Anlagen ausgestattet, in die dunkelsten Studien eingeweiht, voll von hochfliegenden Idealen und Illusionen, empfindet mit bitterem Schmerz die Idee der Endlichkeit, die sich an alles Irdische heftet, und die dem Bild des Unendlichen widerspricht; er opfert seine Hoffnungen zu den Füßen des Kreuzes, und tritt in einen glühenden Haß des Lebens ein, das er sich früher in zu idealen Farben ausgemalt. Chateaubriand fand in ihm seine eigne Stimmung wieder, nur mit einem Unterschied: bei Rancé war das Opfer unbedingt und ernst gemeint, bei Chateaubriand wechselt der christliche Ekel gegen das Leben fortwährend

mit der Sehnsucht nach den Verzauberungen desselben und nach seinen Eitelkeiten. Zum Schluß seiner Memoiren schildert er den allgemeinen Verfall der Zustände; auch wenn man neue Principien aufstellte, würde sich nichts ändern; die Schwäche liegt in dem Geschlecht der Menschen: „rêveries dans les uns, fureurs dans les autres, également impuissantes, également infécondes." Freilich darf mit dieser Hoffnungslosigkeit der Gläubige nicht enden. „Un avenir sera, un avenir puissant, libre, dans toute la plénitude de l'égalité évangelique; mais il est loin encore, loin au-delà de tout horizon visible . . . Avant de toucher au but, avant d'atteindre l'unité des peuples, la démocratie naturelle, il faudra traverser la décomposition sociale: temps d'anarchie, de sang peut-être, d'infirmité certainement. Cette décomposition est commencée; elle n'est pas prête à reproduire de ses germes non encore assez fermentés le monde nouveau."

Sein Groll gegen die Julidynastie motivirte er in der Regel durch deren Schwäche gegen das Ausland. „Louis Philipp", sagt er einmal, ist ein Stadtsergeant; Europa kann ihm ins Gesicht speien, er wischt sich ab, bedankt sich und zeigt sein Königspatent vor."

Verwirrt genug war die Aufgabe, die dem neuen Frankreich entgegentrat. Der Zwiespalt zwischen Mehemet Ali und der Pforte brach aus, eine russische Flotte lief Febr. 1833 in den Bosporus ein, Frankreich sollte vermitteln. In Madrid nahmen die Cortes 20. Juni die pragmatische Sanction an (weibliche Erbfolge), gleich nach dem Tode des König Ferdinand, 29. Sept., meldete sich der Bürgerkrieg an; sollte Frankreich interveniren? Damals stattete von Madrid aus Mignet Berichte an den Herzog von Broglie ab. Das Straßenpublicum debattirte mit besonderer Leidenschaft über das Gleichgewicht von Europa; freilich arbeiteten gleichzeitig die geheimen Gesellschaften an der Errichtung der Republik. „Guerre aux châteaux" wurde wieder das Stichwort des Central-Ausschusses. Aus Angst traten selbst reiche Banquiers in diese Verbindungen ein.

„La France", sagt Guizot, „n'a jamais été un pays de vrais partis politiques; jamais les grands intérêts et les grands principes divers ne s'y sont groupés, disciplinés et mis en présence les uns des autres pour conquérir la prépondérance dans le gouvernement de pays. La royauté, soutenue ou exploitée, servie ou entravée par les diverses classes sociales, et, autour de la royauté un pub-

lic sans organisation régulière, sans droits reconnus, sans institutions efficaces, libre pourtant d'esprit et de parole, et mettant toute sa liberté à regarder, à critiquer, à fronder, comme des spectateurs au théâtre: tel a été pendant des siècles le régime politique de la France."

Nov. 1833 richteten die nordischen Mächte eine Beschwerde an die französische Regierung wegen des Schutzes, den alle Unruhestifter in Frankreich fänden.

Die Einsetzung des liberalen Ministeriums Martinez de la Rosa, 16. Jan. 1834, gab wieder der spanischen Frage eine neue Wendung; in Italien wühlten Mazzini und Ramorino; der letztere machte 10. Febr. den thörichten Putsch in Savoyen. Das alles beschäftigte Paris: eine allgemeine Unruhe, ohne daß man recht wußte, weshalb. Endlich, 10. März, trat der Herzog von Broglie wegen einer parlamentarischen Niederlage aus dem Cabinet, in das nun eine gefährliche Bresche geschossen war.

In diesem Kampf hatte Lamartine dem Ministerium zur Seite gestanden, der sich übrigens trotz seiner vornehmen Haltung den Demokraten zuneigte. „L'homme extérieur", erzählt L. Blanc, „appartenait tout entier à la classe aristocratique: il avait les traits fins, les formes allongées, une dignité facile, une magnificence de gentilhomme, et cette élégance sans efforts, qui se compose de riens acquis." Nach sechzehnmonatlichem Aufenthalt im Orient war er zurückgekehrt, hatte sich Jan. 1834 zum Deputirten wählen lassen und gab nun seine Reisebeschreibung heraus.

In der Abhandlung „über die Bestimmung der Poesie," mit welcher er eine neue Ausgabe seiner „Meditationen" (Februar 1834) einleitete, in demselben Augenblick, da er durch seinen Eintritt in die politische Laufbahn vorläufig sich der dichterischen Thätigkeit entzog, spricht er seinen Glauben an die Ewigkeit der Poesie aus. „Die Welt ist jung, denn der Gedanke übersieht noch einen unermeßlichen Abstand zwischen dem gegenwärtigen Zustand der Menschheit und dem Ziel, welches sie zu erreichen hat." Also hat die Poesie noch eine große Aufgabe. Aber in zwei Punkten wird eine wesentliche Veränderung mit ihr vorgehn. — Einmal wird sie ihre beschränkte Form aufgeben; sie wird aufhören, lyrisch, episch oder dramatisch zu sein. Namentlich das Theater wird lediglich den niederen Volksclassen zufallen. La poésie sera *de la raison*

chantée, philosophique, politique, sociale; intime, personelle, meditative et genre; nicht mehr ein Spiel des Geiſtes, ſondern das tiefe, reale Echo ſeiner höchſten Begriffe. Sie hat nach und nach ihre künſtlichen Formen von ſich abgeſtreift, ſie hat faſt keine Form mehr als ſich ſelber. Wie Alles in der Welt ſich mehr und mehr vergeiſtigt, ſo die Dichtung. Sie ſchwebt richtend über der Geſellſchaft, ſie zeigt dem Menſchen die Nichtigkeit ſeiner Werke, ſie weiſt ihm das Reich Gottes und flößt ſeinem Herzen Muth ein, ihm nachzutrachten. In dieſem Sinn ſind die „Meditationen" nur zerſtreute Blätter, le symbole vague et confus de mes sentimens. — Zweitens. „Elle doit se faire peuple et devenir populaire comme la religion, la raison et la philosophie." „Wie die Idee über den Thatſachen, ſo ſteht die Dichtung über der Politik. Aber der Menſch lebt nicht blos vom Ideal. Es handelt ſich darum, zu entſcheiden, ob die Idee der Moral, der Religion, der evangeliſchen Barmherzigkeit an Stelle der Selbſtſucht in der Politik treten ſoll; ob Gott in ſeiner praktiſchen Bedeutung endlich in unſre Geſetze herabſteigen wird. Um dieſe höhere Ueberzeugung in die politiſchen Gruppirungen einzuführen, entſage ich auf einen Augenblick meiner Einſamkeit. Sobald ich dieſe Aufgabe erfüllt haben werde, kehre ich in das poetiſche Leben zurück. Eine Welt von Poeſie wogt in meinem Gehirn, in der wirklichen Welt erwarte ich nichts als Kummer und Verluſt."

In der Deputirtenkammmer ſchloß er ſich keiner der beſtehenden Parteien an, auch nicht den Legitimiſten, deren unbedingten Widerſtand gegen die neubegründeten Zuſtände er für unpatriotiſch erklärte. Den Conſervativen ſtand er am nächſten, aber auch ſie waren ihm zu proſaiſch, mit ihren Beſtrebungen zu ſehr auf die Intereſſen des Tages gerichtet. Bei dem Syſtem der Camaraderie, das unter dem neuen Regiment ſtärkern Einfluß übte als vorher, weil jede politiſche Action durch Zugeſtändniſſe an Parteien und Perſönlichkeiten erkauft werden mußte, bleibt es immer bemerkenswerth, daß Lamartine, der allein ſtand, ſeine Reden zur Geltung brachte. Wunderlicher Art waren dieſe Reden und ganz gegen den herrſchenden Ton. Mochte es ſich um eine neue Eiſenbahn oder eine neue Steuer handeln, Lamartine wußte ſtets ſeine orientaliſchen Anſchauungen anzubringen und eine Philoſophie der Geſchichte aufzuſtellen, die wenigſtens bis auf Nebukadnezar zurückging. Durch das, was er ſagte, wurde die Einſicht in den vorliegenden Gegenſtand nicht grade gefördert; aber er hatte eine ſchöne Suada; und zum Verdruß der übrigen

Parteiführer lauſchte die Menge dem ſonoren Klang ſeiner Worte, indem er ſogar Manches ſagen durfte, was andern Rednern verboten war: man ließ Verſtöße gegen die parlamentariſche Ordnung dem berühmten Dichter hingehn, der im Flug ſeiner Phantaſie und in den Wolkengebilden ſeiner politiſchen Anſchauungen etwas vom Seher zu haben ſchien.

Wenn Lamartine's orientaliſche Reiſe fortwährend an Chateaubriand erinnert, ſo iſt das nicht zu ſeinem Vortheil. Eitel und beſtändig mit ſich beſchäftigt, wie ſein Vorbild, beſitzt er nicht jenen ſcharfen Blick und jene Geſtaltungskraft, die auch den flüchtigen Eindrücken Chateaubriand's einen hiſtoriſchen Werth verleiht. Er redet nur in Superlativen, ſeine Beſchreibungen ſind häufig verwaſchen, und wo er mit Anſchauung beginnt, geht er ſofort in Träumerei und lyriſche Declamation über. Von ſich ſelbſt ſpricht er im Anfang ſehr beſcheiden. „Je le sens profondément, je ne suis rien qu'un de ces hommes sans effigie, d'une époque transitive et effacée, dont quelques soupirs ont eu de l'écho parce que l'écho est plus poétique que le poéte. Cependant j'appartenais à un autre temps par mes désirs, j'ai souvent senti en moi un autre homme, des horizons immenses, infinis, lumineux de poésie philosophique, épique, religieuse, neuve se déchiraient devant moi; mais, punition d'une jeunesse insensée et perdue, ces horizons se refermaient bien vite.“ Indeſſen tröſtet ihn bald Lady Eſther Stanhope darüber, die in ihrer Wüſte, durch aſtrologiſche Kenntniſſe geleitet, ihm eine große Zukunft prophezeit. „L'Europe est finie, la France seule a une grande mission à accomplir encore; vous y participerez, je ne sais pas encore comment, mais je puis vous le dire ce soir, j'aurai consulté vos étoiles.“ Er werde bald zurückkehren, ſchon aus dem Bau ſeines Fußes erkennt ſie, daß eigentlich Arabien ſein Heimathland iſt. — Die orientaliſchen Stämme imponiren ihm ſehr, ſelbſt der Islam. „La société et la civilisation sont évidemment ennemies de la beauté physique. Elles multiplient trop les impressions et les sentimens, et comme la physiognomie en reçoit et en garde involontairément l'empreinte, elle a quelque chose de confus et d'incertain qui détruit sa simplicité et son charme; c'est une langue qui a trop de mots et qui ne s'entend plus parce qu'elle est trop riche . . . L'Arabe ne voit aucun accident de la vie, aucun phénomène naturel sans y attacher un sens prophétique et moral; est-ce un souvenir confus de cette première langue plus parfaite qu' entendaient

jadis les hommes, langue dans laquelle toute la nature s'expliquait par toute la nature?" — Die Empfindungen am heiligen Grabe laſſen ſich denken; ſie beginnen ſchon am Libanon, „dont les vieilles roches semblaient encore toutes fendues du tressaillement de joie qu'elles éprouvèrent en entendant et en portant le Verbe-Enfant, ou du tressaillement de douleur qu'elles ressentirent en ensevelissant le Verbe mort." Es fehlt nicht an Thränen, der Dichter füllt, wie Chateaubriand, mehrere Flaſchen mit Waſſer aus dem Jordan und ſammelt Kieſel von ſeinem Ufer. Die Nachtwache am heiligen Grab wird mit der nöthigen Feierlichkeit vollzogen, und Lamartine vergißt auch diesmal nicht, ſeine Körperhaltung auszumalen; er vergißt es ebenſowenig in dem Sonett auf den Tod ſeiner Tochter, die in Beirut ſtirbt.

Le front dans mes deux mains, je m'assis sur la pierre,
Pensant à ce qu'avait pensé ce front divin,
Et repassant en moi, de leur source à leur fin,
Ces larmes dont le cours a creusé ma carrière.

Nach einem Abſtecher nach Arabien kommt er Mai 1833 in Conſtantinopel an, wo er ehrenvoll empfangen wird und über Alles in Enthuſiasmus geräth, über die Türken, Ruſſen und Franken. Die orientaliſche Kriſis giebt ihm Gelegenheit, ein politiſches Glaubensbekenntniß abzulegen; er verräth ein großes Intereſſe für die St. Simoniſten, weil ſie ihre politiſchen Anſichten in poetiſch-religiöſe Formen kleiden; die alten Dogmen wieder zu erwecken, ſei unmöglich, aber noch lebt ein Glaube, une immense conviction, une espérance confuse, un ardent amour, un symbole commun, quoique non encore redigé: in dieſem werden ſich alle Ideen der Zeit verſchmelzen, die Völker werden in der Menſchheit untergehn, alle Einzelnen einander gleich und Brüder, die ganze Geſellſchaft ein geſetzlich feſtgeſtellter Austauſch von Rechten und Pflichten. Ces idées humaines ont amené l'Europe à une de ces grandes crises organiques dont l'histoire n'a conservé qu'une ou deux dates; époques où une civilisation usée cède à une autre, où le passé ne tient plus, où l'avenir se présente aux masses, avec toutes les incertitudes, toutes les obscurités de l'inconnu; époques terribles quand elles ne sont pas fécondes; maladies climatériques de l'esprit humain qui le tuent pour des siècles en le vivifiant pour une nouvelle et longue existence. Jetzt fängt es an zu tagen, der Boden iſt frei, der Spielraum

offen, man ist vorläufig nur von dem zu starken Licht geblendet. Die Ueberfülle von Thatkraft sucht einen Ausweg, der individuellen Willkür muß der echte Socialismus folgen. Glücklicher Weise bietet der Orient Europa Gelegenheit, sich zu einigen. L'excès de vie qui va deborder chez nous, doit s'aborder sur cette partie du monde. Eine allgemeine Colonisation der Türkei, von allen europäischen Großmächten durchgeführt, auf das System der Municipalverfassung begründet, wird den Wirren der Gegenwart ein Ende machen.

Suchte Lamartine den Kern der großen Politik im Orient, so waren die Augen der eigentlichen Politiker mehr nach dem Westen gerichtet. M. Chevalier (28. 3.), aus der Schule St. Simon's, schrieb an das „Journal des Débats" geistvolle Briefe über Nord-Amerika; Graf Alexis de Tocqueville (29. 3.), der sich im Auftrag der Regierung drei Jahre in den Vereinigten Staaten aufgehalten, um das dortige Gefängnißwesen zu studiren, veröffentlichte das Werk, welches ihn in die erste Reihe der französischen Schriftsteller stellte, „die Demokratie in Amerika." In diesem Werk ist von den Abstractionen, mit denen die damaligen Parteien ihre Gegner bekämpften, keine Rede; es ist ein lebensvolles, auf concrete Detailstudien gegründetes Gemälde der amerikanischen Zustände, welches zugleich über den so vielfach mißverstandenen Begriff der Demokratie wahrhaft philosophische Aufklärungen giebt. Mit einer reifen Besonnenheit, welche die Kühnheit und Originalität der Gesichtspunkte keineswegs ausschließt, sind hier bereits die Grundsätze im Umriß fest gezeichnet, die später den Verfasser bei seiner Kritik der geschichtlichen Entwickelung Frankreichs leiteten.

Aus der Finsterniß der Zukunft leuchten drei helle Wahrheiten hervor. Die erste: daß alle Völker unsrer Zeit durch eine unbekannte Kraft, die man vielleicht regeln und zügeln, doch niemals besiegen wird, beherrscht werden, welche sie hier allmälig, dort mit jäher Gewalt zur Zerstörung der Aristokratie fortreißt; die zweite, daß von allen Völkern eben jene einer despotischen Regierung zuerst anheimfallen, bei denen keine Aristokratie besteht, noch bestehn kann; die dritte endlich, daß nirgend der Despotismus verderblichere Wirkungen hervorbringt als bei diesen Völkern. Denn mehr als irgend eine andre Form der Regierung begünstigt er die Laster, welchen diese Gesellschaften besonders unterworfen sind, und treibt diese nach der Seite hin, nach welcher, einem natürlichen Hang folgend, sie sich schon neigten.

Da in solchen Gesellschaften die Menschen nicht durch Classen, Kasten, Gilden, oder durch Geschlechter aneinander gekettet sind, so sind sie zu sehr geneigt, nur für ihre eignen Angelegenheiten Sorge zu tragen, nur sich selbst in Betracht zu ziehn, und sich in einen dumpfen Individualismus einzuengen, in welchem jedwede öffentliche Meinung erstickt. Der Despotismus, weit entfernt, wider diese Neigung zu kämpfen, macht sie vielmehr unwiderstehlich; denn er beraubt die Bürger alles gemeinsamen Strebens, alles Wechselbezugs, aller Nothwendigkeit gemeinsamer Berathung, aller Gelegenheit, gemeinschaftlich zu handeln. Sie waren bereits geneigt sich abzusondern: er vereinsamt sie, er mauert sie in das Privatleben gleichsam ein; sie waren kalt gegen einander: er macht alle Wechselseitigkeit erstarren.

In solchen Gesellschaften, wo nichts scharf begrenzt ist, fühlt sich Jedermann erregt, sei es durch die Furcht, herabzukommen, sei es durch den Wunsch, sich emporzuschwingen. Das Geld, indem es fast zum alleinigen Abzeichen eines Rangunterschieds wird, erlangt zugleich eine seltsame Beweglichkeit: unaufhörlich geht es von Hand zu Hand, die Stellung der Individuen verändernd, Familien erhöhend oder erniedrigend. Darum giebt es Niemand in solchen Gesellschaften, der nicht genöthigt wäre, eine anhaltende, verzweifelte Anstrengung zu machen, um über sein Geld zu wachen oder um Geld zu erwerben. Die Begierde, reich zu werden um jeden Preis, das Jagen nach Geschäften, die Gewinnsucht, das Streben nach Wohlleben und nach sinnlichen Genüssen sind bei einem solchen Volk die gewöhnlichen Leidenschaften. Sie dringen leicht durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch; selbst durch diejenigen, die ihnen bis dahin am fernsten geblieben waren, und sie würden alle zugleich verderben und entnerven, wenn man ihrer Einwirkung nichts entgegenstellte. Nun aber gehört es zum Wesen des Despotismus, sie zu begünstigen und überall auszudehnen. Diese entkräftigenden Leidenschaften sind ihm hilfreiche Genossen; sie halten das Gemüth des Menschen fern von den öffentlichen Angelegenheiten und machen es erzittern schon bei dem bloßen Gedanken an Umwälzungen. Der Despotismus allein kann ihnen jenes verschwiegene Dunkel gewähren, welches der Habgier bequeme Stätten bereitet und ihr gestattet, der Schande trotzend, schändende Güter zu sammeln. Ohne ihn hätten jene Leidenschaften mächtig sein können: mit ihm sind sie Herrscherinnen.

Nur die Freiheit kann demokratische Gesellschaften auf der abschüssigen

Bahn zurückhalten. Sie allein kann die Bürger aus der Vereinzelung herausziehn, in welcher eben die Unabhängigkeit ihrer Stellung sie leben heißt, kann sie bewegen, sich einander zu nähern. Sie ist es, welche sie alle erwärmt und alltäglich zusammenführt durch das Bedürfniß, sich untereinander zu berathschlagen, einander zu überreden, und sich wechselseitig hilfreich zu sein in der Leitung der gemeinsamen Geschäfte. Sie allein hat die Macht, den Bürger vor Vergötterung des Geldes zu bewahren, ihn von den kleinlichen Plagen des Tags, von den engen Sorgen des Hauses zu befreien und ihn jeden Augenblick das gemeinsame Vaterland um ihm und über ihn fühlen zu lassen. Die Freiheit allein kann an die Stelle behaglichen Wohllebens kräftigere, männlichere Leidenschaften setzen, dem Ehrgeiz würdigere Gegenstände bieten als Geld und Reichthümer, und rings jene Klarheit verbreiten, welche Laster und Tugenden der Menschen erkennen und beurtheilen läßt. Demokratische Gesellschaften, die nicht frei sind, können reich, raffinirt, gebildet, ja glänzend und durch die Wucht ihrer zusammenhängenden Masse gewaltig sein; man kann dort manchen Privattugenden begegnen, guten Hausvätern, ehrlichen Kaufleuten, sehr achtbaren Gutsbesitzern; man wird dort auch gute Christen sehn, denn ihr Reich ist nicht von dieser Welt, und der Ruhm ihrer Religion besteht eben darin, solche mitten in Zeiten der größten Sittenverderbniß hervorzubringen: aber was man niemals in solchen Gesellschaften finden wird, das ist ein großer Bürgersinn, ein großes Volk; und ich scheue mich nicht zu sagen, daß das Niveau der Gemüther und Geister unaufhaltsam fallen muß, so lange Despotismus und Gleichheit gleichzeitig unter einem Volk auftreten. —

Die großen Wahrheiten des Buchs fanden eine schreckliche Illustration in dem Aufstand, der 9. April 1834 in Lyon ausbrach. Es war nicht mehr ausschließlich, wie vor drei Jahren, das nothleidende Proletariat, das ihn machte. Zwar gab der Proceß der Mutuellisten — einer Arbeiterverbindung zur gemeinsamen Einstellung der Arbeit — die Gelegenheit, oder vielmehr sie beschleunigte vorzeitig den Ausbruch einer Verschwörung, die sich über ganz Frankreich ausdehnte und die Herstellung der Republik zum Zweck hatte. In Paris wußte namentlich Thiers durch rücksichtslose Energie der Empörung zuvorzukommen, in andern Orten wurde sie wenigstens schnell unterdrückt; in Lyon dauerten die Greuel fünf Tage. Auch Mazzini und die italienischen Verschwörer waren im Bunde: die eigentlichen Leiter waren Cavaignac, Garnier

Pagès, Albert (der regierende ouvrier von 1848), sämmtliche Koryphäen der republikaniſchen Partei in Paris.

Nach Unterdrückung des blutigen Aufſtandes war ein ſcharfes Repreſſivſyſtem, das 24. Mai von der Kammer angenommen wurde, die natürliche und nothwendige Folge. Ein Freund Guizot's aus Lyon, dem wir den ausführlichſten Bericht über dieſe Tage verdanken, bemerkt: „A chaque émeute, l' indifférence en matière politique, cette gangrène du corps social, fait quelques progrès nouveaux: les partisans de la répression à tout prix deviennent plus nombreux et plus menaçants. Il n'y a pas de violence de la presse, pas de désordre des rues qui n'enlève à la véritable liberté quelqu'un de ses anciens défenseurs. Encore une insurrection, et bien des gens seront prêts à sacrifier la liberté de la presse, la liberté individuelle. Encore une insurrection, et les coups d'état seront réclamés, et un 18 brumaire sera possible, et un gouvernement militaire pourra s'établir.“ Wie Cheſterfield zu Montesquieu ſagte: die Franzoſen verſtehn ſich auf Barricaden, aber nicht auf Barrieren.

20. Mai war der alte Lafayette geſtorben, bis zuletzt in alle dieſe thörichten Unternehmungen verwickelt; ein ſtattlicher Leichenzug folgte ihm zum Grabe.

Auch G. Sand ſteckte mit ihrem Herzen tief in dieſen Beſtrebungen: ſie war in ein intimes Verhältniß zu dem Republikaner Michel von Bourges (Everard) getreten, der ſie in den Kreis ſeiner conſpirirenden Freunde einführte. Die Geſellſchaft war zuweilen wunderlich zuſammengeſetzt: ſo brachte ſie einmal Franz Liſzt mit Lamennais und Ballanche zuſammen, in dem Glauben, daß ſie alle im Grund daſſelbe wollten. Außer den Genannten traten ihr Pierre Leroux, Jean Reynaud und Emile de Girardin näher.

In dieſem Verkehr zeigte ſich, wie ſehr ſie die Kraft ihres Geſchlechts überſchätzt hatte. In allen ihren Romanen ſtellt ſie die Männer ſchwächlich und nicht blos in Bezug auf die Macht des Gefühls, ſondern auch in Verſtand und Willen den genialen Frauen untergeordnet dar. Es macht nun einen ſeltſamen Eindruck, wenn man ihre Beziehung zu den Freiheitshelden mit dieſer Ueberhebung vergleicht. Der Kreis, mit dem ſie verkehrte, war ganz aus jenen unſtäten Genies zuſammengeſetzt, die ſie mit ſo viel Scharfſinn analyſirt hatte, und doch war ihr Jeder derſelben überlegen, ſie folgte Jedem mit dem Eifer eines Kindes, dem man

ein neues Stichwort giebt. Die echte Ueberlegenheit der Frauen beruht in der Reinheit ihres Gefühls; sobald sie mit ihrem Urtheil über den einzelnen Fall hinausgehn und allgemeine Fragen entscheiden, zeigt sich schnell, daß ihnen alle Basis fehlt. Michel, Leroux u. s. w. waren gewiß nur halbgebildete Männer, deren wissenschaftlicher Horizont nicht weit über den ihrigen hinausging; aber auch dieser Unterschied war entscheidend. Jede Phrase über das Gemeinwohl, die sie heute von ihnen empfing, brachte sie morgen mit der Uebertreibung eines enfant terrible in Anwendung, und je weniger sie den innern Zusammenhang einer neuen Theorie, die Welt zu beglücken, verstand, desto leidenschaftlicher gab sie sich ihr hin. Jeder Instinct der Empörung fand in ihr einen Wiederhall; der roheste Tribun bezwang dies stolze Gemüth, wenn er durch seine Erscheinung ihre Einbildungskraft zu fesseln verstand, und aus den abgeschmacktesten Genies der Periode stellte sie einen Heiligenkalender zusammen.

Die Romane dieser Periode sind „le secretaire intime", „Jacques" und „Leone Leoni."

„Der Geheimsecretär" sollte eine Art Buße für die Sünden der „Lelia" sein, und berühmte Kritiker haben in der Prinzessin Quintilia Cavalcanti ein sittliches Ideal gesucht. Aber sie ist im Grund noch widerwärtiger als Lelia. Eine idealisirte Katharina II., spricht sie alle Sprachen, treibt alle Künste, ist eine große Regentin, versteht den Staatshaushalt besser als ihre Minister, hat alle Philosophien studirt (ein echt weiblicher Gedanke!), raucht Cigarren, liegt gern auf dem Divan, wenn sie Cour annimmt, und hält sich ein Serail von hübschen und geistreichen Leuten, die sie als Spielzeug, als Puppen, Katzen oder Bologneserhündchen mißbraucht. Bald müssen sie mit ihr Philosophie treiben, oder Staatsgeschäfte, bald vor ihr knieen, ihr die Hand küssen, sie umarmen, und wenn sie das zu Heinse'schen Gedanken treibt, so springt die Tugend geharnischt auf; sie werden mit Fußtritten, Dolchstößen und der grenzenlosen Verachtung einer engelhaften Sittenreinheit entlassen. Die ganze Dienerschaft, Minister und Professoren mit eingerechnet, bewegen sich in sclavischer Abhängigkeit. Dabei ist sie über alle Vorurtheile hinaus; sie ist heimlich mit einem deutschen Botaniker verheirathet, der sich freilich nur ein paar Monate an ihrem Hofe aufhalten darf, im Uebrigen für sich lebt! Es ist wohl das wunderlichste Ideal, das bis jetzt ein Dichter concipirt hat. — Die Härte, mit welcher der Geheim-

secretär St. Julien, ein reflectirter Idealist, der dem Fall am nächsten steht, wenn er sich am meisten selbst anbetet, abgefertigt wird, thut wohl. — Im Uebrigen ist viel Farbe in dem Stück, ein buntes, bewegtes, fast träumerisches Leben; zu bunt und zu phantastisch, um einen dauernden Eindruck zu hinterlassen.

„Jacques" ist mit der Absicht gezeichnet, einen großen Mann darzustellen; er hat aber das Unglück, das meistens den Romanhelden weiblicher Dichter begegnet: er kennt nur Ein Feld, auf dem er seine Größe entfalten mag, die Liebe. In der Liebe trägt nicht immer der Heroismus den Sieg davon. Jacques kann nicht einmal die Entschuldigung Benedict's für sich anführen, daß er erst zwanzig Jahre zählt; er steht bereits hoch in den dreißigen. Trotz seiner häufigen Enttäuschungen heirathet er ein junges Mädchen, nachdem er ihr vorher erklärt hat, er halte den Schwur ewiger Treue für eine Ruchlosigkeit, die Fessel der Ehe für eine Tyrannei; die Treue über die Liebe hinaus zu bewahren, sei ein Frevel gegen die Allmacht des Herzens. Wegen oder ungeachtet dieser Theorien wird sie ihm nicht nur untreu mit einem jungen Fant, sondern so cynisch in ihrer Untreue, daß alle Welt ihn als Hahnrei verhöhnt. Er tödtet einige der Spötter im Duell, in einem Anfall von Raserei; aber den Räuber seines Glücks zu tödten, hat er nicht den Muth, es würde seine Octave zu sehr betrüben! Endlich sieht er kein Mittel als den Selbstmord, um den beiden Liebenden Raum zu geben; und um sie nicht zu kränken, vollzieht er ihn unter Umständen, die jeden Verdacht entfernen.

„Leone Leoni" ist Cavalier, von vornehmen Manieren, spricht alle Sprachen, spielt Pianoforte ebenso fertig wie Pharao, ist ein ausgezeichneter Tanzmeister, schön wie Adonis, der Gott der Mode, hat als Dichter alle Rollen der Menschen durchempfunden, weiß alle Saiten des Gefühls anzuschlagen, ist brutal und doch empfindsam u. s. w., und dabei ein ausgemachter Schurke, der Ehrlosigkeiten begeht, von denen Diebstahl, falsches Spiel, Meuchelmord und drgl. noch die kleinsten sind. Julie liebt ihn erst in gutem Glauben, nachher entdeckt sie eine seiner Niederträchtigkeiten nach der andern, und liebt ihn fort. „Nur indem Du mich als Verbrecher, als ehrlosen Schurken liebst, liebst Du mich wahr; so lange Du noch an eine Besserung u. s. w. dachtest, war es nicht mein eigentliches Wesen, das Du liebtest!!" Als braves Weib wird sie die Mitschuldige seiner Unthaten und versinkt in einen Abgrund der Gemein-

heit. Trotzdem verläßt er ſie; ein gutmüthiger, reſignirter Ralph Brown (es kommen zwei vor: Paul Henryet und Buſtamente) nimmt ſie auf, will ſie heirathen; aber ein Blick des vorübergehenden Leoni, und ſie ſtürzt zu ſeinen Füßen, als ſeine Sclavin, ſein Geſchöpf. —

Wie tief G. Sand die gehäſſigen Angriffe, denen ſie von allen Seiten ausgeſetzt war, verwundet haben, erfährt man nicht aus ihren Memoiren, ſondern hauptſächlich aus den „Lettres d'un voyageur“ (September 1834). „Nul n'a été plus outragé et plus calomnié que moi, et nul ne s'est cramponné avec plus de douleur et de force à l'espoir d'une justice céleste et au sentiment de sa propre innocence. Depuis que la publication de quelques écrits, trop sincères et trop courageux pour qu'on les pardonnât à une femme, a fixé sur mon nom quelques regards étonnés ou curieux, il n'est pas de mensonge dégoûtant, pas de soupçon monstrueux et stupide, pas de récit extravagant et infect, dont on ne se soit efforcé de la souiller. Depuis ce moment, je n'ai pas pu dire un mot, écrire une ligne, faire un pas, sans que mes intentions les plus pures aient été flétries odieusement, et soumises aux plus basses interprétations. Pourquoi Dieu m'a-t-il laissée faire si malheureuse? et pourquoi permet-il que l'impudence des hommes lâches flétrisse et tue l'existence des hommes de bien? Faut-il donc que le juste se lève dans sa douleur et qu' essuyant les larmes de la colère et de la honte, il se lave des impuretés dont on l'accable? Seigneur, Seigneur! à quoi songez-vous, quand vous envoyez un ange gardien à l'enfant suspendu encore au sein de sa mère, et quand votre providence s'occupe du dernier brin d'herbe de la prairie, tandis qu'elle laisse meurtrir et outrager un innocent, et que l'honneur, la blus belle fleur qui croisse sur nos chemins, est brisé et foulé aux pieds par le premier écolier qui passe? L'homme dont le front s'est plissé dans la réflexion et dans la souffrance, est-il donc moins précieux pour vous que l'ame inerte et encore informe du nourisson de la femme? Notre triste gloire humaine est-elle plus méprisable que l'ortie qui croît le long des cimetières? O Dieu du ciel! voyez, entendez, et faites justice.“

Wenn der Dichter des René in ſeinen übrigen Schriften ſich anſcheinend mit der Wiederherſtellung der Religion viel zu thun macht, ſo wird man in René ſelbſt von religiöſer Empfindung keine Spur antreffen. Lelia dagegen wie G. Sand fühlt in ihrem Herzen das tiefe Bedürfniß

einer Religion, und erträumt sich eine, die ausschließlich in der Stimmung liegt, die jeden bestimmten Glaubenssatz, jedes sittliche Gesetz ausschließt, und sich mit ihren contemplativen Neigungen nach Innen kehrt.

Aehnliche Stimmungen durchziehn das Gedicht „Napoline" von Delphine Gay (29 J.) — seit drei Jahren an Emil von Girardin verheirathet. Träumerei und Ironie, Anmuth und bittrer Spott, Enthusiasmus und Blasirtheit, Glaube und Zweifel, das alles drängt sich in bunter Mischung durcheinander, aber ohne jene Tiraden, die ihre frühern Gedichte entstellt hatten, in einer eleganten Form und mit überströmendem Esprit.

Die Heldin ist eine Tochter Napoleon's, in ihren Talenten wie in ihren Neigungen ihres Vaters würdig:

> Ayant un peu d'orgueil peut-être pour défaut,
> Mais femme de génie, et femme comme il faut,

kurz, das leibhaftige Ideal der Dichterin; voll Liebe und Enthusiasmus, doch von dem Treiben der feinen Welt befangen; der feenhafte Glanz der Bälle und des Salons ist ihre Atmosphäre, obgleich sie mit feiner Malice dagegen aufzutreten weiß. Sie liebt einen interessanten jungen Mann und sieht, daß sie in ihrer Liebe betrogen ist. Die ganze Hölle entbrennt in ihrem Herzen. Aber sie ist zugleich Weltdame, und weiß sich zu fassen:

> . . . . Elle cause, elle rit;
> Comme une femme heureuse, elle fait de l'esprit;
> Elle jette des mots piquants; chacun l'écoute;
> Elle est un peu moqueuse et méchante, sans doute;
> Son esprit excité venge son coeur souffrant:
> Le mal que l'un reçoit, c'est l'autre qui le rend.

Sie endigt durch Selbstmord, ein Bild des von der Gesellschaft unterdrückten Herzens, und in einem Schlußwort spricht Frau von Girardin ihre Ansicht aus, die wenigstens zum Theil ernsthaft gemeint ist. „Les ennuyeux endorment le génie et ne le dénaturent point; mais le monde! . . . le monde! . . . il nous rend comme lui-même; il nous poursuit sans cesse de son ironie, il nous atteint au coeur; son incrédulité nous enveloppe, sa frivolité nous dessèche; il jette son regard froid sur notre enthousiasme, et il l'éteint; il pompe nos illusions une à une, et il les disperse; il nous dépouille, et, quand

il nous voit misérables comme lui, faits à son image, désenchantés, flétris, sans coeur, sans vertus, sans croyance, sans passions, et glacés comme lui, alors il nous lance parmi ses élus, et nous dit avec orgueil: Vous êtes des nôtres, allez!" Sie verfällt in den Fehler, den ihre Mutter ſo lebhaft gerügt hatte: ſie will entweder unendlich glücklich, oder unendlich elend ſein; das Mittelmäßige genügt ihr nicht. „Je pensai un moment que je pourrais arriver à un bonheur négatif, qui ne serait pas sans douceur. Je me composais une sorte de paradis de neige assez agréable." Aber ſie hat ſich darin getäuſcht, und der beſtändige Refrain ihrer Elegien iſt ſeitdem: découragement, désenchantement, désespoir.

Das wurde nun freilich von andern Dichtern angefochten. In dem Roman „Volupté" (1834) zeigt Ste. Beuve (31 J.), daß fortwährendes Haſchen nach Luſt und Glück den Menſchen auch geiſtig und gemüthlich depravirt. Die Reflexion iſt geiſtreich, aber der Stil nicht frei von Schwulſt, und es fehlt alle Geſtaltung. Nicht blos die Erzählung ſchleicht träge und unklar dahin, auch die Figuren bleiben, trotz glänzender Streiflichter, formlos und unbeſtimmt. Der Held, Amaury, eine Wiederholung von Joſeph Delorme, hat die edelſten Inſtincte, träumt und ſinnt über edle Thaten und Erfolge, aber ſeine Pläne zergehn wie Seifenblaſen, und die Charakterſchwäche macht ihn endlich ſchlecht; zuletzt wird er Prieſter und ertheilt einer ſterbenden Geliebten die Sacramente. — Die doctrinäre Darſtellung erinnert an „Lucinde", wie der Held an Julius, wie Ste. Beuve's Sonette zur Verherrlichung ſeiner Freunde, Glaubensgenoſſen und Vorbilder an die ähnlichen Verſuche der Gebrüder Schlegel; ſeine Stellung zur Schule ſcheint der ihrigen parallel zu laufen. Doch ſind einige Unterſchiede anzumerken. Ste. Beuve begann als Gläubiger, Friedrich Schlegel als Prophet, bei Ste. Beuve ging die Schwärmerei der ſcharfen Kritik voraus, bei A. W. Schlegel war es umgekehrt. Noch in einem Punkt erinnert er an ſeine Vorgänger: er war gleich ihnen ein warmer Verehrer der Frauen; geiſtreiche Frauen waren nicht blos ſein erſtes Publicum, ſie gaben ihm nicht ſelten die Inſpiration, und auch in ſeinem ſpätern Alter, wo er die meiſten Illuſionen über Bord geworfen hat, ſieht man, wie ihm das Herz aufgeht, wenn er die Geheimniſſe einer berühmten Frau ausplaudern kann, und ſich ſo an einen frühern intimen Verkehr erinnert.

Derſelbe hatte eben den halb verſchollenen „Obermann" neu heraus-

gegeben und in einer geistvollen Charakteristik die Bedeutung des Dichters festgestellt.

Barante (35 J.) schrieb als Gesandter in Turin eine kleine Novelle „Soeur Marguerite“, die sich an jene Reihe anschließt, welche durch Xavier de Maistre eröffnet wird. Sie enthält die Geschichte eines jungen Mädchens, der Tochter eines Irrenarztes, die einem der Irren, den sie vollständig heilen will, eine tiefe Leidenschaft einflößt. Er glaubt sich geheilt und bittet ihren Vater um ihre Hand. Da dieser sie ihm verweigert, bringt er ihn in einem Wuthanfall um, und stirbt in einer Anstalt, wo seine Geliebte als barmherzige Schwester eintritt.

Balzac war sehr fruchtbar in neuen Romanen: „Seraphitus“, „le médecin de campagne“, „la recherche de l'Absolu.“ Einige Bemerkungen daraus sind aufzuzeichnen.

„Si une nation est vieillie, si le philosophisme et l'esprit de discussion l'ont corrompue jusqu' à la moëlle des os, cette nation marche au despotisme malgré les formes de la liberté; de même que les peuples sages savent trouver la liberté sous les formes du despotisme.“ — „Sans un Dieu visiblement honoré, la religion n'existe pas, et partout les lois humaines n'ont aucune vigueur. Si la conscience appartient à Dieu seul, le corps tombe sous la loi sociale.“

Seraphitus, vielleicht das wunderlichste unter seinen Büchern, enthält eine Doctrin der Swedenborg'schen Visionen. Der Held oder die Heldin — man erfährt nicht, ob es ein Mann, oder eine Frau, oder ein Zwitter ist — verfügt durch magische Kräfte über die Natur, er weiß Alles, ohne etwas gelernt zu haben, vermöge der Erinnerung eines frühern Lebens. „Je comprends malheureusement tout, et comme ces empereurs débauchés de la Rome profane, je suis arrivé au dégoût de toutes choses.“ Dabei hat dies Wesen auch menschliche Schwächen, z. B. eine ziemlich starke Coquetterie. „Encore voilée par la chair, son âme rayonnait à travers son voile en le blanchissant de jour en jour;“ zuletzt siegt indeß der Engel über den Menschen, und es erfolgt eine Himmelfahrt. Auf den Inhalt dieser supranaturalistischen Mystik einzugehn, hat wenig Interesse; Balzac wußte sich zuletzt selbst keinen Rath; der Roman blieb liegen, bis endlich eine gerichtliche Klage der Revue de Paris den Dichter zwang, für die Mysterien des Himmels eine Lösung zu geben. In der Vorrede zum „Livre mystique“, das den Diis ignotis gewidmet

war, erfährt man, daß Seraphitus ein Symbol der Myſtik überhaupt ſei. Hier iſt der Voltairianer ziemlich katholiſch: er ſpricht von den „froides négations du protestantisme, croyance de coffres-forts, dogme économique, religion posée, examinée, sans poésie possible parce qu'elle est sans mystère.“ Balzac hat ſehr ausgedehnte Studien in jenen angeblichen Wiſſenſchaften gemacht, die den trockenſten Verſtand mit der ausſchweifendſten Einbildung verbinden, der Phrenologie, der Lehre vom thieriſchen Magnetismus u. ſ. w; er hat ſich nicht an die wirklichen Quellen der Wiſſenſchaft gewandt, ſondern an die vorſchnellen Phantaſten, die Paracelſus, Jacob Böhme, Bruno, Mesmer, Swedenborg u. ſ. w.; es war ihm nicht um zuſammenhängendes Wiſſen, ſondern um blendende Einfälle zu thun.

Le médecin de campagne enthält mehr eine Reihe von Betrachtungen, als einen Roman: eine ausführliche Analyſe der Krankheiten, Bemerkungen über Politik und Staatswirthſchaft, zum Theil ſehr verſtändig, durchweg conſervativ und gegen die demokratiſchen Illuſionen gerichtet. Das ganze iſt ziemlich ermüdend, dagegen ſind die beiden Figuren, der Officier aus der Kaiſerzeit (Geneſtas) und der Arzt (Benaſſis) vortrefflich portraitirt, und Balzac zeigt eine große Kunſt, die Phyſiognomie eines Charakters genetiſch zu entwickeln. Die phyſiologiſchen Merkwürdigkeiten, die Foſſeuſe, die ganz mit dem Wetter lebt, der ſingende ſchwindſüchtige Knabe u. ſ. w. ſind ebenſo wenig anſprechend, als der eigentliche Inhalt des Romans.

„La recherche de l'Absolu“ iſt niederländiſche Schule, wie denn auch die Geſchichte in den Niederlanden ſpielt, aber als ſolche eine Kunſtleiſtung erſten Rangs; hin und wieder könnte man den Farben ein größeres Maß wünſchen, aber der Eindruck iſt ſtark, maſſenhaft, überwältigend. Die ſeelenloſe Natur bis auf die Tiſche und Stühle zittert im ſtärkſten Leben. Die Architectur und das dazu gehörige Stillleben, die Gewohnheiten, das Bier und die Pfeifen mit eingeſchloſſen, alle dieſe Aeußerlichkeiten ſind ſo künſtleriſch benutzt, die Stimmung und Atmoſphäre der ganzen Geſchichte zu verſinnlichen, daß der Leſer ſich zu Hauſe fühlt und auch den ſeltſamſten Erfindungen Glauben entgegenbringt. Nicht minder fein iſt die Analyſe der kleinen Seelenbewegungen. Man empfindet ſchmerzlich die Sonde, mit welcher der Anatom lebendige Menſchen unterſucht, aber ſie trifft den verborgenſten Nerv. — Auch die philoſophiſche Idee iſt mit ungewöhnlicher Kraft dargeſtellt. Balthaſar Claes,

ein würdiger Rathsherr, der unter Lavoisier Chemie studirt, wird inmitten eines langen und glücklichen Familienlebens plötzlich von dem Trieb ergriffen, den Stein der Weisen zu entdecken. Bekanntlich verdankt die Chemie ihre ersten wichtigsten Fortschritte der Alchymie; das egoistische Interesse mußte den wissenschaftlichen Instinct rechtfertigen. Auch Claës, obgleich auf der Höhe der modernen Bildung, geht von den alten Vorurtheilen der Goldmacher aus. „Les 53 corps (die Elemente) ont un principe commun, modifié jadis par l'action d'une puissance éteinte aujourd'hui, mais que le génie humain doit faire revivre: l'Absolu; c'est une substance commune à toutes les créations, modifiée par une force unique" (also im Grund mit dem Absoluten der deutschen Metaphysik verwandt). Dieser Gedanke macht sich nun so zum Herrn über ihn, daß er alles Bewußtsein seiner Pflichten, allen concreten Inhalt seines Gemüths darüber einbüßt, und den entsetzlichen Satz versinnlicht, den Balzac mit einem geheimen Behagen ausspricht: Rien ne ressemble plus au vice que le génie! Ganz in seine Forschungen vertieft, überläßt sich der sonst so reinliche Mann den schmutzigsten Gewohnheiten; der sorgsame Hausvater verschwendet sein ganzes Vermögen in seinem Laboratorium, er hat kein Auge dafür, daß seine Frau sich heimlich abzehrt.

„Que tenter contre la coquetterie des idées qui se rafraîchissent, renaissent plus belles dans ses difficultés, et entraînent un homme si loin du monde qu'il y oublie ses plus chères affections . . . Il perd la conscience de son être physique sous la puissante concentration de ses forces intérieures . . . Chaque jour la vie de l'âme s'en retirait davantage, et la charpente physique en restait sans aucune expression. Parfois les yeux prenaient une couleur vitreuse, il semblait que la vie se retournât et s'exerçât à l'intérieur." Das kennen wir freilich schon aus Lambert. — „Il était devenu complètement imprévoyant à la maniere des nègres, qui le matin vendent leur femme pour une goutte d'eau de vie et la pleurent le soir. Il ne jetait même pas les yeux sur son avenir le plus proche."

Im Anfang treten noch lichte Augenblicke ein, aber mehr und mehr geht sein wissenschaftlicher Fanatismus in Wahnsinn über. Die Frau opfert sich für ihren Mann; ihre letzten Augenblicke, wo sie sich zusammenrafft und ihm ins Gewissen redet, sind prachtvoll ausgeführt. Ebenso brillant in ihrer Fratzenhaftigkeit ist die Scene, wo die Tochter in das Laboratorium eindringt und ihn mit seinem halbtollen Diener Mulquinier,

dem Sancho Panſa dieſes andern Don Quixote, beobachtet, wie ſie eben auf einen Sonnenſtrahl warten, der zu ihren Operationen nothwendig iſt. Den wilden Humor dieſer Scene hat Balzac nur ſelten überboten. Auch der Ausgang der ganzen Geſchichte, ſo grauſam und peinlich er uns berührt, zeugt von einer ſeltnen tragiſchen Kraft.

Dieſe wüſten Bilder wurden nun in der jungdeutſchen Literatur mit mehr Eifer als Geſchick nachgebildet: doch blieb die Einwirkung gegenſeitig. Phil. Chasles überſetzte den Jean Paul, Quinet ſchrieb Studien über die deutſchen Dichter, und März bis December 1834 veröffentlichte Heine eine Reihe von Artikeln über die Geſchichte der Philoſophie und Religion in Deutſchland, die auf das Denken beider Völker vom entſchiedenſten Einfluß waren. Sein Verkehr mit den St. Simoniſten hatte wohl zur ſcharfen Formulirung ſeiner Ueberzeugung beigetragen: aber gegen den einſeitigen Spiritualismus des Chriſtenthums hatte ſchon ſein Jugenddrama „Almanſor“ die Anklage erhoben.

Heine beſchreibt den fröhlichen Verkehr der alten Götter auf dem Olymp. „Da plötzlich leuchte heran ein bleicher bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem Haupt und einem großen Holzkreuz auf der Schulter, und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertiſch, daß die goldnen Pokale zitterten, und die Götter verſtummten und erbleichten, und immer bleicher wurden, bis ſie endlich ganz im Nebel zerrannen. Nun gab's eine traurige Zeit, und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazareth, wo geſchundene, gebratene und geſpießte Götter langweilig umherſchlichen und ihre Wunden verbanden und triſte Lieder ſangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, ſondern Troſt. Es war eine trübſelige, blutrünſtige Delinquenten-Religion.“

„War ſie vielleicht nöthig für die erkrankte und verderbte Menſchheit? Wer ſeinen Gott leiden ſieht, trägt leichter die eignen Schmerzen. Die vorigen heitern Götter, die ſelbſt keine Schmerzen fühlten, wußten auch nicht, wie armen gequälten Menſchen zu Muthe iſt, und ein armer gequälter Menſch konnte in ſeiner Noth kein rechtes Herz zu ihnen faſſen. Von allen Göttern, die jemals gelebt haben, iſt Chriſtus derjenige Gott, der am meiſten geliebt worden, beſonders von den Frauen. —“

Das Chriſtenthum lehre, die ganze Erſcheinungswelt der Natur ſei urſprünglich böſe und Satan, der Fürſt der Finſterniß, wolle uns damit ins Verderben locken. Es gebiete allen ſinnlichen Freuden des Lebens zu

entsagen und unsern Leib, das Lehn Satans, zu peinigen, damit die Seele sich desto herrlicher emporschwinge in den lichten Himmel.

„Diese Weltansicht hatte sich unglaublich schnell über das ganze römische Reich verbreitet wie eine ansteckende Krankheit; das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, manchmal Fieberwuth, manchmal Abspannung, und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Ist auch mancher von uns schon genesen, so kann er doch der allgemeinen Lazarethluft nicht entrinnen, und er fühlt sich unglücklich als der einzig Gesunde unter lauter Siechen. Die glücklichern Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmungen in einer Religion der Freude emporblühn, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde trübsinnig enthielten und durch Abtödtung der warmen farbigen Sinnlichkeit fast zu kalten Gespenstern erblichen sind."

„Das endliche Schicksal des Christenthums ist davon abhängig, ob wir dessen noch bedürfen. Diese Religion war eine Wohlthat für die leidende Menschheit während achtzehn Jahrhunderten. Auch wird der Dichter stets die Erhabenheit ihrer Symbole mit Bewunderung anerkennen. Nur durch das Christenthum konnten auf dieser Erde sich Zustände bilden, die so kecke Contraste, so bunte Schmerzen und so abenteuerliche Schönheiten enthalten, daß man meinen sollte, dergleichen habe nie in der Wirklichkeit existirt, und das alles sei ein colossaler Fiebertraum; der Fiebertraum eines wahnsinnigen Gottes. Die Natur selber schien sich phantastisch zu vermummen. Indessen obgleich der Mensch, befangen in abstractem Grübeln, sich verdießlich von ihr abwandte, so weckte sie ihn doch manchmal mit einer Stimme, die so schauerlich süß, so entsetzlich liebevoll, so zaubergewaltig war, daß der Mensch unwillkürlich aufhorchte und lächelte und erschrak und gar zu Tode erkrankte."

„Die christliche Priesterschaft verwarf die vorgefundnen alten Nationalgötter nicht als leere Hirngespinste, sondern behauptete, alle diese Götter seien lauter Teufel und Teufelinnen gewesen, die durch den Sieg Christi ihre Macht über die Menschen verloren, und sie jetzt durch Lust und List zur Sünde verlocken wollten."

„Der ganze Olymp wurde nun eine luftige Hölle, und wenn ein Dichter des Mittelalters die griechischen Göttergeschichten noch so schön besang, so sah der fromme Christ darin doch nur Spuk und Teufel."

„Der Nationalglaube in Europa, im Norden noch mehr als im Süden, war pantheistisch; seine Mysterien und Symbole bezogen sich auf einen Naturdienst, in jedem Element verehrte man wunderbare Wesen, in jedem Traum athmete eine Gottheit, die ganze Erscheinungswelt war durchgöttert. Das Christenthum verkehrte diese Ansicht, und an die Stelle einer durchgötterten Natur trat eine durchteufelte. Die heitern Gebilde der griechischen Mythologie, die mit der römischen Civilisation im Süden herrschte, hat man jedoch nicht so leicht in häßliche Satanslarven verwandeln können, wie die germanischen Göttergestalten, die schon vorher so mißmuthig und trübe waren wie der Norden selbst. Daher sieht der Spuk bei den romanischen Völkern nie so finster und schrecklich aus als bei den Deutschen.

„Als Grundzug im Charakter der deutschen Dämonen sehn wir, daß alles Idealische von ihnen abgestreift, daß in ihnen das Gemeine und Gräßliche gemischt ist. Je plump vertraulicher sie an uns herantreten, desto grauenhafter ihre Wirkung. Freilich, wie die Deutschen einmal sind, sie suchen oft im Grauen ihren besten Spaß, und die Volkssagen sind manchmal voll ergötzlicher Züge."

Die Greuel der Hexenprocesse entstanden dadurch, daß die christliche Kirche die „alte deutsche Nationalreligion so tückisch verkehrt, daß sie die pantheistische Weltansicht der Deutschen in eine pandämonische umgebildet daß sie die frühern Heiligthümer des Volks in häßliche Teufelei verwandelt hatte. Der Mensch läßt aber nicht gern ab von dem, was ihm und seinen Vorfahren theuer und lieb war, und heimlich krämpen sich seine Erinnerungen daran fest, selbst wenn man es verderbt und entstellt hat. Daher erhält sich jener verkehrte Volksglaube vielleicht noch länger als das Christenthum in Deutschland, welches nicht wie jener in der Nationalität wurzelt. Zur Zeit der Reformation schwand sehr schnell der Glaube an die katholischen Legenden, aber keineswegs der Glaube an Zauber und Hexerei."

„Das Christenthum war allzu erhaben für diese Erde, wo seine Idee nur in der Theorie proclamirt, aber niemals in der Praxis ausgeführt werden konnte. Der Versuch einer Ausführung dieser Ideen hat unendlich viel herrliche Erscheinungen hervorgebracht, und die Poeten aller Zeiten werden noch lange davon singen und sagen. Aber er ist endlich aufs kläglichste verunglückt, und seine trübselige Folge ist unser jetziges sociales Unwohlsein. Wenn wir noch im Jugendalter der Menschheit leben, so

gehört das Christenthum gleichsam zu ihren überspanntesten Studentenideen, die weit mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande Ehre machen. Die Menschheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale, die sie trotz aller Anstrengung nicht verwirklichen konnte; sie ist aller Hostien überdrüssig und lechzt nach wahrhafterer Speise, nach echtem Brod und schönem Fleisch. Die nächste Aufgabe ist, gesund zu werden, denn wir fühlen uns noch sehr schwach in den Gliedern, die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns so viel Lebensblut ausgesaugt. Und dann müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe; denn das Christenthum, unfähig sie zu vernichten, hat sie überall fletrirt; es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mußten heucheln und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unsern Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehn, und alle unsre Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest."

„Wir kämpfen nicht für die Menschenrechte des Volks, sondern für die Gottesrechte des Menschen: hier und in noch manchen andern Dingen unterscheiden wir uns von den Männern der Revolution. Wir wollen keine Sansculotten sein, keine frugalen Bürger, keine wohlfeilen Präsidenten: wir stiften eine Demokratie gleich herrlicher, gleich heiliger, gleich beseligter Götter! Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse, wir hingegen verlangen Nectar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wohllust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien. Seid deshalb nicht ungehalten, ihr tugendhaften Republikaner!"

„Die St. Simonisten haben etwas der Art gewollt. Aber sie standen auf ungünstigem Boden, und der umgebende Materialismus hat sie niedergedrückt, wenigstens für einige Zeit. In Deutschland hat man sie besser gewürdigt, denn Deutschland ist reif für die neue Religion."

Es wird nun gezeigt, wie die ganze Philosophie und Dichtung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts dahin ging, nicht blos das Christenthum, sondern den Dualismus zu widerlegen; sie sei darin viel weiter gegangen als Voltaire, der doch nur die Außenwerke des Christenthums angriff. Die verborgene Religion Deutschlands sei der Pantheismus: die Philosophen schreiben nur darum dunkel, weil sie sich scheuen, ihre Resultate der Menge mitzutheilen. Von diesem Standpunkt aus werden Lessing, Kant, Goethe, Schelling, Hegel erläutert.

„Auch unsre ersten Romantiker handelten aus einem pantheistischen

Instinct, den sie selbst nicht begriffen. Das Gefühl, das sie für Heimweh nach der katholischen Mutterkirche hielten, war tiefern Ursprungs als sie selbst ahnten, und ihre Vorliebe für die Ueberlieferung des Mittelalters für dessen Volksglauben, Teufelswesen, Hexerei, alles das war eine der ihnen plötzlich erwachte aber unbegriffene Zurückneigung nach dem Pantheismus der alten Germanen, und in der schnöde beschmutzten und boshaft entstellten Gestalt liebten sie nur die vorchristliche Religion ihrer Väter. Sie wollten das katholische Wesen des Mittelalters restauriren, weil sie fühlten, daß von den Heiligthümern ihrer ältesten Väter, von den Herrlichkeiten ihrer frühsten Nationalität sich noch Manches darin erhalten hat; es waren diese verstümmelten und geschändeten Reliquien, die ihr Gemüth so sympathisch anzogen, und sie haßten den Protestantismus und den Liberalismus, die dergleichen mitsammt der gesammten katholischen Vergangenheit zu vertilgen strebten."

Anders die französischen Romantiker. „Sonderbar schauerliche Neugier, die oft den Menschen antreibt, in die Gräber der Vergangenheit hinab zu schauen! In unsern Tagen haben wir eine ähnliche Erscheinung erlebt wie Kaiser Otto, der sich das Grab Kaiser Karl des Großen öffnen ließ. Es war ein großer Souverän, das französische Volk, welcher plötzlich die Lust empfand, das Grab der Vergangenheit zu öffnen, und die längst verschollenen Zeiten bei Tageslicht zu betrachten. Es fehlte nicht an gelehrten Todtengräbern, die mit Spaten und Brecheisen schnell bei der Hand waren, um den Schutt aufzuwühlen und die Grüfte aufzubrechen. Ein starker Duft ließ sich verspüren, der als gothisches Hautgout diejenigen Nasen, die für Rosenöl blasirt sind, sehr angenehm kitzelte. Die französischen Schriftsteller knieten ehrerbietig nieder vor dem aufgedeckten Mittelalter; der eine legte ihm ein neues Gewand an, der andre schnitt ihm die Nägel, ein dritter setzte ihm eine neue Nase an, zuletzt kamen gar einige Poeten, die dem Mittelalter die Zähne ausrissen."

„Alle diese Schriftsteller hatten nur artistische Interessen, und das französische Publicum suchte nur seine plötzlich erwachte Neugier zu befriedigen. Die meisten schauten in die Gräber der Vergangenheit nur in der Absicht, sich ein interessantes Costum für den Carneval auszusuchen. Die Mode des Gothischen war eben nur eine Mode. Man läßt sich die Haare mittelalterlich lang vom Haupt herabwallen, und bei der flüchtigsten Bemerkung des Friseurs, daß es nicht gut kleide, läßt man es kurz abschneiden mitsammt den mittelalterlichen Ideen, die dazu gehören."

„Ihr Franzosen solltet doch endlich einsehn, daß das Grauenhafte nicht euer Fach ist! Wenn ihr Gespenster beschwört, müssen wir lachen. Laßt uns Deutschen alle Schreckniſſe des Wahnsinns, des Fiebertraums und der Geisterwelt. Deutschland ist ein gedeihliches Land für alte Hexen und todte Bärenhäuter. Nur jenseit des Rheins können solche Gespenster gedeihn, nimmermehr in Frankreich."

Alle deutschen Romantiker haben Frankreich gründlich gehaßt, und wie die Burschenschafter gegen Kaiser Napoleon, so hat Schlegel gegen Racine frondirt. Die ganze Romantik in Deutschland nahm zuletzt eine politisch-religiöse Richtung und diese Richtung war feindlich gegen die französische Civilisation.

„Das Christenthum hat die alt-germanische Kampflust einigermaßen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman das Kreuz zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwuth, wovon die nordischen Dichter soviel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor, und zerschlägt die gothischen Dome. Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet euch, ihr Nachbarskinder, ihr Franzosen! und mischt euch nicht in die Geschäfte, die wir zu Hause vollbringen; es könnte euch schlecht bekommen. Hütet euch, das Feuer anzusachen, hütet euch, es zu löschen! ihr könntet euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Verhaltet euch sehr stille, und bei Leibe hütet euch zu applaudiren! wir könnten euch leicht mißverstehn, und euch in unsrer unhöflichen Art etwas barsch zur Ruhe verweisen, denn wenn wir früherhin, in unserm servil-verdrossenen Zustand, euch manchmal überwältigen konnten, so vermöchten wir es noch weit mehr im Uebermuth des Freiheitsrausches. Ihr wißt ja selber, was man in einem solchen Zustand vermag; und ihr seid nicht mehr in einem solchen Zustand. Nehmt euch in Acht! Ich meine es gut mit euch, und deshalb sage ich euch die bittre Wahrheit, ihr habt von dem befreiten Deutschland mehr zu befürchten als von der ganzen heiligen Allianz mit sammt allen Croaten und Kosacken. Denn man liebt euch nicht in Deutschland, welches fast unbegreiflich ist, da ihr doch so liebenswürdig seid, und euch bei eurer Anwesenheit in Deutschland so viel Mühe gegeben habt, wenigstens der schö-

nern Hälfte des deutschen Volks zu gefallen. Jedenfalls rathe ich euch auf eurer Hut zu sein." —

Es ist natürlich, daß die Franzosen einem Schriftsteller, der ihnen unausgesetzt so schmeichelhafte Dinge sagte, ihrerseits eine lebhafte Theilnahme zuwendeten; fast alle seine neuen Werke erschienen zuerst französisch in der Revue des deux Mondes, und von Zeit zu Zeit trat ein namhafter französischer Kritiker darin auf, sein Lob zu verkünden. So recht wußten sie aber doch nicht, was sie aus ihm machen sollten, und mehrfach wurde von befreundeten Männern gegen ihn ausgesprochen, er scheine sein Talent zu verkennen: eigentlich sei er durchaus zum Dichter bestimmt, und er thäte besser, Politik, Religion, Kritik, Communismus und ähnliche schöne Dinge denen zu überlassen, die ein Metier daraus machten.

Aehnlich urtheilen über ihn die deutschen Demokraten in Paris, an ihrer Spitze Börne, mit dem er bald auseinandergekommen war. Sie haben sich beide wiederholt über ihren Gegensatz ausgesprochen, und man muß, wenn man einige Gemeinheiten Heine's bei Seite läßt, beiden Recht geben. Heine pflegte diesen Gegensatz so zu formuliren, daß er sich zu der Classe der Griechen rechnete, Börne zu der Classe der Juden oder Nazarener, d. h. jener, die ihre Bestimmung nur in einer Abstraction suchen und das Leben in der ganzen Fülle seiner Genüsse weder für sich begehren noch andern gönnen. Heine verlangte, wie er sich ganz correct ausdrückt, für alle Götter seines Gleichen Nectar und Ambrosia, üppige Cancantänze und erhabene Musik, Börne für alle Menschen ohne Unterschied Brod und Freiheit. Heine hatte die Neigung zur aristokratischen Gesellschaft und die Schneidergesellen und Schornsteinfeger, die Börne's Orakeln lauschten, widerten ihn an. — —

Die Verwirrung der französischen Politik war indeß in beständigem Wachsen. Die Quadrupelallianz mit England, Spanien und Portugal zum Schutz der „liberalen" Thronfolge (22. April 1834) legte Frankreich Pflichten auf, die schwerer ins Gewicht fielen, als Don Carlos 10. Juli selbst in Spanien ankam. Im Innern des Cabinets traute keiner dem andern; die Doctrinairs wußten Soult, der sich gegen sie anmaßend betrug, trotz alles Sträubens des Königs, zu verdrängen (18. Juli); Talleyrand reichte seine Entlassung ein, am Ende kam 10. Nov. eine neue ministerielle Combination zu Stande, die aber keine Dauer versprach, obgleich den Kammern ein Vertrauensvotum abgetrotzt wurde. Sehr richtig

ſchildert Louis Blanc die Lage: „Efforts de la royauté pour asservir les ministres en les divisant, coalition des ministres pour mettre obstacle au gouvernement personnel, ligue de tous les ambitieux subalternes du parlement en vue de quelques portefeuilles à conquérir, lutte obstinée de la couronne contre la chambre et de la chambre contre la couronne . . l'anarchie éclatait partout.“ Am tollſten lebte die Anarchie in den Freunden L. Blanc's, den Radicalen und Socialiſten, die täglich dem Volk das Regiment als ein Regiment von Schwindlern und Mordbrennern darſtellten.

VI.

Als Charles Nodier 26. Dec. 1834 in die Academie aufgenommen wurde, erklärte er ſeine Ueberzeugung, daß die Aufgabe der Academie hauptſächlich eine conſervative ſei, daß ſie den geiſtigen Erwerb von Jahrhunderten gegen die Angriffe übereilter Neuerer feſtzuhalten habe. Aber die neuen Bedürfniſſe der Civiliſation müſſen auch neue Ausdrücke, neue Formen finden; die ungerechte Vergeſſenheit, in die das Mittelalter und das 16. Jahrhundert verfallen ſei, müſſe aufgehoben werden; Frankreich müſſe ſich wieder dem literariſchen Verkehr mit fremden Nationen öffnen. Freilich wandeln die Neuerer im Dunkeln, und bei manchen werde man an Icarus erinnert, aber die Geſellſchaft ſolle den Irrenden nicht ächten, ſondern ihm hilfreich die Hand bieten. Nur an zwei Punkten verwahrt er ſich gegen jede Theilnahme an den Neuerungen: er wolle nicht die Geſetze der Sprache verletzen und einem barbariſchen Idiom Bahn brechen, und noch weniger wolle er die Trennung der Kunſt von den ewigen Principien der Moral zugeben. Was die politiſche Leidenſchaft betrifft, ſo ſei er in ſeinem Skepticismus überzeugt, daß ſie auf Illuſionen beruhe, durch welche thörichte Menſchen ihren gegenſeitigen Haß zu rechtfertigen ſuchten. Jede politiſche Leidenſchaft ſei eine Störung der Humanität; er halte feſt an den dankbaren Erinnerungen der frühern Regierung, aber er verſage ſeine Anerkennung auch nicht dem neuen Regiment, welches das Beſte des Volks im Auge habe.

Die politiſchen Anſpielungen waren zeitgemäß, denn die Academie, die ſich unter der Reſtauration mit Eifer der freien Preſſe angenommen hatte, fühlte das Bedürfniß, ſich gegen die Zügelloſigkeit derſelben zu wahren. In dieſem Sinn ſprach ſich auch Jouy aus, der alte Claſſiker, dem der

Auftrag geworden war, den ersten romantischen Eindringling in die conservative Körperschaft zu begrüßen. In der Aufzählung der Verdienste, die Nodier's Aufnahme rechtfertigten, berührte er die Phantasiebilder, die ihn hauptsächlich populair gemacht, nur leicht, dagegen legte er ein besonderes Gewicht auf seine philologischen Arbeiten und gab von seinem Stil eine verständige Analyse. „Sous votre plume, la grâce et l'élégance de l'expression donnent un prix à la pensée la plus vulgaire“: das Compliment war zweideutig, aber mit Recht setzte er in Bezug auf seine Neuerungen hinzu: „vous osez heureusement.“ Den Reiz seiner Schriften findet er hauptsächlich in dem, was die französischen Classiker auszeichnet: „Les Français ne parlent pas seulement pour s'entendre, mais aussi pour se plaire: de là cette clarté continue, ce choix dans les expressions, ces convenances dans les mots et dans les images qui font le charme du style de nos grands écrivains.“ Der Classiker konnte nicht feiner erwiedern.

Die zarten Novellen des Genfers Rudolf Töpfer (36 J.) — „le presbytère“ — „l'histoire de Jules“ — fanden in Paris erst allmälig Eingang; man verhielt sich gegen diese provinzielle Literatur doch sehr spröde; sie kamen eigentlich erst zur Geltung, als sich ein verwandter Geist, Xavier de Maistre, ihrer annahm.

Alfred de Vigny sammelte eine Reihe einzelner Bilder aus dem Militärleben, dessen glänzende und dunkle Seiten er während seines mehrjährigen Dienstes lebhaft empfunden, unter dem Titel „Servitude et grandeur militaires“: also das Resultat einer wirklichen Lebenserfahrung, wenn man auch hier mehr den Eindruck empfängt, den das Leben auf eine zart gestimmte Seele macht, als die Bewegung des Lebens selbst. Es ist die Verherrlichung der Ehre, deren Mystik dem Dichter als der letzte Rest des zertrümmerten Glaubens erscheint, „seule religion sans symbole et sans image au milieu de tant de croyances tombées, comme une dernière lampe dans un temple dévasté. L'honneur est la conscience, mais la conscience exaltée; le respect de soi-même et de la beauté de la vie porté jusqu' à la plus pure élévation et jusqu' à la passion la plus ardente.“ Sehr richtig bemerkt Ste. Beuve dazu: „Cet act de foi en désespoir de cause sied à notre poëte. Il s'est peint en personne plus qu'il n'imagine dans cette invocation à un culte qu'on garde inviolable, même sans savoir d'où il vient ni où

il va. Mais ce débris d'une antique vertu chevaleresque, est-ce donc une planche de salut pour une société tout entière?"

Unter den Episoden ist die Unterredung Napoleon's mit dem gefangenen Papst die anziehendste: eine blutige Satire gegen den Kaiser, der bald als „comédiante", bald als „tragédiante" auftritt.

Eine Episode aus „Stello", „Chatterton", verarbeitete der Dichter zu einem Theaterstück, welches Februar 1835 aufgeführt bei der guten Gesellschaft Glück machte. Man war der ewigen Spectakelstücke müde, in welchen die Dramatiker den Mangel an schöpferischer Kraft durch Anhäufung von Figuren, durch gewaltsame Anspannung der Leidenschaft und durch volltönende Declamationen zu ersetzen suchten; hier war es nun einmal einem Dichter gelungen, mit sehr einfachen Mitteln, durch eine Begebenheit, die anscheinend aus dem Kreise des gewöhnlichen Lebens hervorging, die Menge nachhaltig zu rühren und ihr zugleich durch die edle Form das Gefühl des Ideals einzuflößen. Ein armer junger Mann von edlem Gemüth und reichen Talenten, der aber in der Welt keine Anerkennung findet, wird durch Hunger und Verzweiflung zum Selbstmord getrieben; ein Weib von zarter sinniger Natur erliegt der Brutalität ihres egoistischen Mannes; die Liebe einer verheiratheten Frau zu einem Jüngling, der ihr Inneres versteht, führt zu schweren Conflicten mit der Pflicht. Das sind Dinge, die man seit Diderot häufig gehört: daß der junge Mann ein dichterischer Genius ist und der brutale Ehemann ein Repräsentant der materialistischen Bourgeoisie, ändert an der Sache nichts, wenn es auch dem Drama das Ansehn eines Tendenzstücks giebt. Die Sache wird so gewendet, als ob man es nicht mit einem individuellen Fall, sondern mit einer allgemeinen Regel zu thun hätte. Die Poesie wird als ein beständiges Martyrium, als eine beständige Aufopferung dargestellt; das wirkliche Leben dagegen als ein materialistisches Rechenexempel, wo die Habsucht ohne Erbarmen die Intelligenz und die Arbeit ausbeute. Die Wendung ist, wenn man will, socialistisch oder sentimental.

Chatterton ist eine exceptionelle Erscheinung. Ein 17jähriger Jüngling, der sein großes poetisches Talent und seine eiserne Arbeitskraft eigensinnig auf eine verkehrte Aufgabe richtet, die noch dazu eine kleine Nuance von Betrug nicht verleugnen kann, und der sich dann beklagt, daß die Gesellschaft ihn im Stich läßt: — aus einem so sonderbaren Fall kann man gewiß keine Regel entnehmen. Mitleid wird man Chat-

terton nicht verſagen, aber es iſt jenes Mitleid, mit dem man eine geiſtige Krankheit betrachtet. Das ganze Drama ſieht aus wie eine Apologie der Schwäche. Auch Kitty Bell, ſo poetiſch ſie ausgeführt iſt, hat nur die Fähigkeit zu leiden, ſie iſt widerſtandlos, und im Drama wird man dauernd nur durch den Anprall der Kraft gegen die Kraft bewegt. Die eigenthümlichſte Figur des Stücks iſt der Quäker. Bei den verwickelten Motiven des Stoffs fühlte der Dichter das Bedürfniß, durch eine ideal-Figur, die gleichſam den Chor der Alten vertreten ſollte, ſein eignes ſittliches Urtheil auszuſprechen. Die Maske iſt unglücklich gewählt, denn die Eigenthümlichkeit der Quäker liegt gerade darin, daß ſie in harter Prüfung nicht blos die individuellen Launen, ſondern auch die individuellen Empfindungen der Regel zum Opfer bringen. Eine ſo folgerichtige Unterdrückung des Eignen und Beſondern ſchwächt nicht blos die Kraft des Gefühls, ſie vermindert die Empfänglichkeit und das Verſtändniß für andre Individualitäten, der Quäker dagegen durchſchaut mit einem Scharfſinn, der einer nervenſchwachen Frau Ehre machen würde, den kleinſten Zug in den Gemüthsbewegungen Andrer, und er kommt zuletzt zu dem Reſultat, auch die ungeſetzliche Neigung für berechtigt zu erklären, da das Geſetz des Herzens höher ſtehe als die todte Form der Sitte. Dieſer Zug widerſpricht der Maske, wie denn die meiſten Regungen der andren Perſonen ihrer äußern Phyſiognomie widerſprechen. Der Dichter hat der Tendenz nicht nur die hiſtoriſche, ſondern auch die Naturwahrheit zum Opfer gebracht.

Im Allgemeinen liebte das Theater wildre Scenen. In V. Hugo's „Angelo, tyran de Padoue“ iſt Tisbe, die Heldin, wie Marion eine Courtiſane mit einer reinen, hingebenden Liebe im Herzen; einer Liebe, die alle Regungen des Herzens abſorbirt und unergründlich iſt wie das Meer; wie Marie Tudor iſt ſie leidenſchaftlich, der wechſelnden Fluth der Stimmungen unterworfen, doch mit der Energie einer beſtimmten Paſſion; viel Seelengröße und Aufopferungsfähigkeit mit einem kleinen Anſtrich von Gemeinheit. Der Tyrann liebt die Courtiſane, die Courtiſane liebt Rodolfo-Reué, Rodolfo iſt der Liebhaber der Gemahlin des Tyrannen. In der Eiferſucht ſchwankt Tisbe eine Weile. „Wen ſoll ich tödten, ihn, ſie oder mich! Ich weiß es in der That nicht!“ Die Liebe ſiegt, ſie läßt ſich von Rodolfo tödten: „Welches Glück, von deiner Hand zu ſterben! ich falle bei der Gelegenheit vielleicht in deine Arme!“ — Die Leidenſchaft iſt ſtark genug herausgetrieben, zuweilen ins Poſſenhafte. So z. B.

s, die angeſchuldigte Gattin, die vor ihrem kalten und unbeweglichen
ichter ſteht, in ihrer Herzensangſt ſich an die Nebenbuhlerin wendet:
Die Männer wollen uns nie glauben! und doch ſagen wir mitunter
e Wahrheit."

Der Dichter erklärt die Rechtfertigung des ſchwächern Geſchlechts als
e Hauptaufgabe ſeines Stücks. Er will die Schuld auf den zurück-
ieben, dem ſie zukommt: den ſtärkern Mann und den abſurden Zuſtand
r Geſellſchaft. „Ich bin aus einem Schmutz in den andern gefallen,"
jt Tisbe. „Hunger oder Orgie! Freilich ſagt man uns; ſterbt vor
nger! Und das Erbarmen der Menſchen iſt nur für die großen Damen.
er die Geduld hat eine Grenze." — Dieſes Weib, bei deſſen Schil-
ung die ärgſten Conſequenzen nicht vermieden werden, die Tochter des
lks, die Zigeunerin, die Courtiſane ſteht nun durch die Kraft ihrer
ſopferung, durch die Stärke ihrer Leidenſchaft den anſtändigen Damen
Geſellſchaft gegenüber in einer ſeltſamen Glorie da; ſie müſſen vor
das Knie beugen. Die Verherrlichung der Courtiſane iſt der einzige
halt des Stücks; alles Uebrige, das Crucifix, das Giftfläſchchen, die ge-
men Thüren und der Schlüſſel des Blaubart, die Wiederauferſtehung
n Tode, die Inquiſition und die Dolche, das Alles ſieht aus, als ob
aus einem alten Theatermagazin genommen war. Von Tisbe und
er Rivalin abgeſehn, hat man es nur mit Puppen zu thun.

In den „Geſängen der Dämmerung" ſpricht ſich das Dunkel,
dem V. Hugo mit ſeinem Zeitalter umherirrt, auch in der Sprache
s; die Bilder ſind zum Theil verwaſchen, und es bleibt nur eine trübe
immung übrig: „cet étrange état crépusculaire de l'âme et de la
ciété dans le siècle où nous vivons; cette brume au dehors, cette
ertitude au dedans!" Sehnſüchtig blickt die Welt nach dem Aufgang
s Morgens: „L'Orient! qu'y voyez-vous, poëtes?"

C'est peut-être le soir qu'on prend pour une aurore!
Peut-être ce soleil vers qui l'homme est penché,
Ce soleil qu'on appelle à l'horizon qu'il dore,
Ce soleil qu'on espère est un soleil couché.

Vers l'Orient douteux tourné comme les autres,
Recueillant tous les bruits formidables et doux,
Ces murmures d'en haut qui répondent aux nôtres,
Le soupir de chacun et la rumeur de tous —

— ſo ſitzt der Dichter in der Mitte ſeiner ungläubigen Zeit, die ihm zuruft:

Mets ton esprit hors de ce monde!
Mets ton rêve ailleurs qu'ici bas!
Ta perle n'est pas dans notre onde,
Ton sentier n'est point sous nos pas!

Les superstitions, ces hideuses vipères,
Fourmillent sous nos fronts où tout germe est flétri.
Nous portons dans nos coeurs le cadavre pourri
De la religion qui vivait dans nos pères.

Die Schüler überbieten ſtets die Thorheiten des Meiſters. In dem Roman „Mlle. de Maupin“ von Th. Gautier (24 J.) etwas im Geſchmack des Rabelais, ſteigert ſich der Cultus des Grotesken zum Götzendienſt; das Burleske und Sentimentale miſcht ſich auf das Wunderlichſte; die Sprache iſt buntſcheckig wie ein Carneval von Venedig. Alles geht ins Materielle; man gewinnt von dem Faltenwurf, der Muskelbildung, den ſchillernden Seidengewändern, dem zarten Schmelz des Teints, dem Wogen des Buſens u. ſ. w. einen beſtimmten Eindruck, während die Seele ſich verſteckt. Aus ſeiner „Symphonie en blanc majeur“ eine Probe:

Sur les blancheurs de son épaule,
Paros au grain éblouissant,
Comme dans une nuit du pôle
Un givre invisible descend.

De quel mica de neige vierge,
De quelle moelle de roseau,
De quelle hostie et de quel cierge
A-t-on fait le blanc de la peau? u. ſ. w.

Balzac's „livre mystique“ giebt zahlreiche Variationen des alten Themas, daß die Idee ihren Träger vernichtet. In der geiſtvollen Novelle „Le chef d'oeuvre inconnu“ wird gezeigt, wie der Fanatismus der Kunſt das Kunſtwerk und den Künſtler vernichtet; eine andere, „Maitre Cornélius“ ſecirt den Fanatismus des Eigenthums: ein Geiziger wird fortwährend beſtohlen; zuletzt ergiebt ſich, daß er im Somnambulismus es ſelber thut, da er nun nicht weiß, wo er ſeinen Schatz

versteckt hat, und fremde Beobachtung fürchtet, wird er endlich zum Selbstmord getrieben. Den Fanatismus der Erblichkeit behandeln „El Verdugo“ und „L'elixir de longue vie.“ Die letzte Erzählung, der es an einer gewissen Kraft nicht fehlt, zeichnet sich nebenbei durch seine Fratzenhaftigkeit aus. Ein Vater erzählt seinem Sohn — Don Juan — auf dem Sterbebette, er habe ein Elixir der Unsterblichkeit entdeckt; mit diesem dürfe er ihn nach dem Tode nur bestreichen, so lebe er wieder auf. Der wüste Sohn hat gar nicht die Absicht, das lange Leben seines Vaters zu fördern, aber er macht wenigstens den Versuch: er bestreicht das Auge und sogleich strahlt dieses in jungem Leben. Nun kann er seine stumme Sprache nicht anders zum Schweigen bringen, als daß er es eindrückt — „ein partieller Vatermord, dessen sich in unserer Gesellschaft die Mehrzahl der Erben wenigstens in Gedanken schuldig machen wird!“ — Bei Don Juan selbst wird später der Kopf bestrichen; dieser fängt an zu fluchen, während man ihn als einen wunderthätigen Heiligen verehrt; zuletzt reißt er sich vom todten Körper los, und beißt einen Geistlichen todt, der ihm eben die Exequien liest.

Ein nicht ungeschickter Concurrent erwuchs Balzac in Frédéric Soulié (35 J.), aus Foix, früher Advocat, Beamter, Industrieller, Bibliothekar, der sich nicht ohne Erfolg bereits auf dem Theater versucht hatte. In seinen Romanen aus der modernen Gesellschaft („le magnétiseur“ 1835 u. s. w.) ist ihm wie Balzac und E. Sue die Hauptsache der Nachweis, daß in den feinsten Personen der Gesellschaft, der Gelehrsamkeit, der Bildung, daß namentlich hinter der sogenannten Tugend sich ein unergründlicher Abgrund der Verworfenheit versteckt. Unterhaltend sind diese Geschichten gewiß nicht, im Vergleich damit ist die Gazette des tribunaux eine heitere und erbauliche Lecture; aber wie sehr man sich auch gegen den frevelhaften Mißbrauch eines großen Talents empört, wenn man die Bücher einmal aufschlägt, ist es schwer, sie wieder aus der Hand zu legen. Die Neugier wird nicht blos auf jeder Seite gespannt, sondern durch die unerhörtesten, die unglaublichsten Erfindungen überrascht. Es ist bemerkenswerth, daß das eigentlich Teuflische sich bei ihm mehr an den Frauen geltend macht, seine schlechten Männer sind nur erbärmliche Schwächlinge. Obgleich er mit seinen politischen Ansichten nicht stark hervortritt, gehört er doch zu den Feinden des Bestehenden, insofern er die conservativen Kreise als den Ausbund aller Nichtswürdigkeiten darstellt. Uebrigens ist auch in seiner Phantasie Reichthum und Luxus das Höchste; um sie zu

und Göttern flucht. Diese Geschichte wird noch durch eine Reihe von Episoden unterbrochen: Aufstände, Lagerscenen, Mysterien, Zaubereien bei Mondschein, christliche Liebesmahle, Katakomben, politische Interessen ꝛc.

Fast ebenso bunt ist der Inhalt in Quinet's „Ahasver"; die Weltgeschichte öffnet sich in kühnen Perspectiven, ein nicht unpoetischer, aber ziemlich unklarer Pantheismus breitet seine Nebel über die bunten Darstellungen, dabei spielt das Christenthum eine nicht unbedeutende Rolle, und neben der Erhebung der Jungfrau Maria haben wir einen mittelalterlichen Todtentanz in der Kathedrale von Straßburg. Das Ganze ist in einer poetischen Prosa, die freilich wie die Composition mehr den warmen Dilettanten als den Künstler verräth, die aber einige wirklich schöne Stellen enthält. Das Gedicht wurde in den Kreisen der Fortschrittsphilosophie, namentlich von Pierre Leroux, als die tiefsinnigste Speculation des Jahrhunderts gefeiert. —

Solche und ähnliche Ausschreitungen mußten eine Gegenwirkung des bon sens hervorrufen. In dem Lustspiel „être aimé et mourir", 10. März 1835, gerichtet gegen die Lächerlichkeit empfindsamer Damen, welche die Verzweiflung ihrer Liebhaber als baare Münze annehmen, wendet sich Scribe gegen diese Richtung: „Levant la nuque, le jeune Franc traite gaiment Racine de perruque. — O siècle eunuque! disaient-ils tous: gloire caduque, qui va revivre en nous! — Ils le disaient, ils l'imprimaient, ils le croyaient: et, malgré leur mérite, nul jouvenceau de leur tombeau ne ressuscite ou Molière ou Boileau. — Quand on est mort, c'est pour longtemps! disait Désaugiers, notre maître. — Grands talents, pour vous voir renaître, il nous faut attendre encor du temps."

Durchgreifender als im Lustspiel war die Gegenwirkung in der eigentlichen Kritik. In der „Revue de deux mondes" trat Gustave Planche (27 J) mit rücksichtsloser Offenheit gegen die Romantiker in die Schranken, nicht im Sinn der altclassischen Regel, sondern im Namen des gesunden Menschenverstandes, des tieferen Gefühls und der historischen Bildung. Der Grundsatz, den er schon in der frühesten Jugend aufstellte und bis ans Ende mit ungeschwächter Kraft vertrat, ist der, daß die menschliche Seele der ausschließliche Gegenstand der Poesie sein muß. Die neuere Dichtung hat sich statt dessen mit der äußeren zufälligen Welt beschäftigt, mit Costum, Decorationen, Architectur u. s. w., und ist dadurch in einen Materialismus verfallen, der sich in Beziehung auf das geistige

Leben die unsinnigste Willkür zu Schulden kommen läßt, und in dem Streben nach unmittelbarer Wirkung die ideelle menschliche Wahrheit verleugnet. Durch ihre Vorliebe für bloße Curiositäten der Geschichte ist ihr sogar das Ziel entrückt, dessen sie sich rühmte, die historische Wahrheit: sie hat zuerst die ideelle Wahrheit der empirischen geopfert und dann die historische Wahrheit dem historischen Raritätenkram. Mit diesen Grundsätzen zog er gegen Victor Hugo zu Felde, und übte eine wahrhaft vernichtende Kritik an ihm aus. Die Schule war damals noch in vollster Blüthe, und der Kritiker erregte wie ehemals Laharpe einen leidenschaftlichen Haß, dem er leider nicht die nöthige Ruhe entgegensetzte. Da er in seiner langjährigen kritischen Laufbahn auch mit einer großen Zahl von Nichtigkeiten zu thun hatte, die an sich inhaltlos auch dem Kritiker keinen Stoff geben, so sind seine Leistungen von sehr verschiedenem Werth, aber auch seine Feinde gestehn ihm die Integrität des Charakters, das ernste sittliche Streben, und jene Sicherheit des Urtheils zu, die wenigstens selber weiß, was sie will, und es daher auch Andern klar macht. Er hat den Muth gehabt, Feinden und Freunden gegenüber, mit dem, was er für Wahrheit hielt, rücksichtslos hervorzutreten, und seine Kritik hatte den Vorzug, wenn auch zuweilen mit Widerwillen, allgemein angehört und verstanden zu werden. Freilich analysirt er die Kunstwerke nicht von innen heraus, sondern nach einem bestimmten äußern Maßstab, den er ihnen fertig entgegenbringt, und der häufig darauf nicht paßt, weil es sich in dem bestimmten Fall um ganz andre Fragen handelt. Es begegnet ihm zuweilen, daß wir auch da, wo wir ihm im Allgemeinen beipflichten, seine Gründe verwerfen müssen, weil er sich eigensinnig an Nebendinge klammert. Die ewige Wiederholung seiner Principien ermüdet um so mehr, da der starre Dogmatismus seiner Form niemals durch eine freiere Bewegung des Witzes oder der Empfindung unterbrochen wird. Er hat nicht den richtigen Tact, die Tragweite seiner Vorwürfe zu berechnen, und insultirt zuweilen, ohne es zu wollen. Trotz der streng festgehaltenen Registratur seiner Gesichtspunkte bestimmt ihn doch zuweilen ein Motiv, über das er sich nicht klar wird. Die unausgesetzten Angriffe seiner Gegner nehmen seinem Gemüth die Freiheit und das Behagen, die der Kritiker schon um höherer Gerechtigkeit willen nicht entbehren kann. George Sand, die er von ihrem ersten Auftreten an mit leidenschaftlicher Zuneigung gefeiert, hat in ihren Memoiren von ihm ein Bild entworfen, das, von ihrer Seite freilich eine große Indiscretion im Ganzen wohl das Richtige trifft.

Mit nicht minderer Leidenſchaft, und geiſtvoller, zog Niſard (29 J.) gegen V. Hugo zu Felde, zunächſt in einem engliſchen Journal. Julikämpfer, Schüler und Freund A. Carrel's, beſtimmte ihn zunächſt das politiſche Intereſſe: er ſah in den Romantikern die Schüler und Anhänger des Auslands, der Feinde Frankreichs, die mit ihren Sympathien den geſunden Geiſt des franzöſiſchen Volks verkehrten. Ueberzeugt, die franzöſiſche Poeſie, wie ſie ſeit Malherbe ſich entwickelt, ſei die höchſte, und leidenſchaftlicher Chauviniſt, würde er allenfalls, um die Einheit des franzöſiſchen Geſchmacks zu retten, die geſammte moderne Poeſie geopfert haben, da man an den claſſiſchen Leiſtungen Corneille's und Racine's ſich begnügen könne: er iſt, nur feiner und gebildeter, aus der Schule der imperialiſtiſchen Kritiker.

Ebenſo eindringlich ſprach ſich St. Marc Girardin (34. J.) aus, der auch in der Kammer ſaß. In den „Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne" iſt er freundlich genug für uns, wenn er auch den franzöſiſchen Standpunkt feſthält. „En France nous méditons peu mais nous causons beaucoup, et la conversation excite autant l'esprit que le ferait la méditation. La causerie, quand elle est bonne, et entre gens qui se valent, a même cet avantage sur la méditation qu'elle est plus exigeante et oblige l'esprit à plus d'efforts; car la méditation se contente de l'ébauche et souvent même de l'ombre de la pensée, tandis que la conversation exige de la pensée qu'elle arrive à s'exprimer clairement. Dans la méditation, une idée qui fermente paraît une pensée. Cette fermentation du cerveau n'est pas assez pour la conversation; il lui faut une forme précise et nette avec elle les clairs obscurs, les brouillards sont impossibles, et c'est un grand bien. J'ajoute que la causerie n'a pas seulement le mérite d'éclaircir la pensée; elle la contrôle et la redresse. Le penseur de cabinet est seul, et s'il se trompe, il ira sans être arrêté ni averti jusqu' au bout de son erreur, le causeur est corrigé à l'instant par son interlocuteur."

Er empfiehlt den jungen Anfängern unermüdlich die gemeine Heerſtraße, die Moral der anſtändigen Leute, da die große Moral nur für Ausnahmefälle gilt. Wenn alle Götter fallen, ſo muß man doch die Penaten retten, denn auf dieſen beruht die Geſellſchaft. Für die Krankheit des René hat er das erſte Vorbild im Stagyros des Johannes Chryſoſtomus entdeckt: der Ueberdruß des Lebens, die Unthätigkeit und der Mißbrauch der Träumerei, der Hochmuth, ſich zu iſoliren, ſich für verkannt zu

halten, die Welt und die gebahnten Wege zu verachten als unwürdig eines Genius, zu verzweifeln und dieſe Verzweiflung zu lieben. Girardin hat dieſe Krankheit in jeder Tonart verſpottet und auch das zweckmäßigſte Mittel dagegen empfohlen: „Ne vous croyez pas supérieur aux autres; acceptez la vie commune; ne faites pas fi de la petite morale, elle est la seule bonne. Le démon de Stagyre, c'est la tristesse ou plutôt le défaut d'énergie et de ressort, c'est le néant de l'âme. Pour en sortir, préférez à tous les plaisirs des moeurs regulières et simples, des devoirs et des intérêts de tous les jours. Prenez un état, mariez-vous, ayez des enfants. Il n'est pas de démon, en effet, fût-ce même celui de la tristesse, qui ose affronter le voisinage des petits enfants.“

Der Aufſchwung der Proſa zeigte ſich neben der Kritik hauptſächlich in der Geſchichtſchreibung und den verwandten Disciplinen. Guizot vollendete 13. Aug. 1835 ſein Unterrichtsgeſetz. Von ihm berufen, hielt Roſſi Vorleſungen über das Staatsrecht, mit großem Erfolg, und ſiedelte Aug. Thierry (40 J.) nach Paris über, um dort für die Monumenta zu arbeiten. Salvandy (39 J.) kam in die Academie, die auch Tocqueville's Werk über Amerika krönte. Mérimée (32 J.) erhielt die Inſpection über die hiſtoriſchen Denkmäler. Mignet gab nach den Acten die Verhandlungen des ſpaniſchen Erbfolgekriegs heraus, ein correctes Werk, nach der beſten Methode ausgeführt, dem noch eine Reihe ähnlicher folgten. Michelet (37 J.) gab eine Ausgabe des Vico und einen Commentar dazu; Sismondi (62 J.) ſchrieb die „Histoire de la chute de l'empire Romain et du déclin de la civilisation“; endlich Röderer (82 J.) eine Geſchichte der gebildeten Geſellſchaft und des Hôtel Rambouillet, die eine Reihe geiſtreicher Beobachtungen über den Einfluß der Frauen enthält, freilich durch Paradoxien gewürzt. Er unterſchied in der Reihe berühmter Frauen zwei Schulen, die Schule Ludwig's XII. und ſeiner Gemahlin Anna von Bretagne und die Schule Franz I. und ſeiner Maitreſſen; in der erſten gipfelte die franzöſiſche Würde, in der zweiten die franzöſiſche Frivolität. Im Hôtel Rambouillet wurden die guten Sitten Anna's wieder hergeſtellt, und Frau von Maintenon, das Muſter aller weiblichen Tugend, war ihre würdigſte Pflegerin. Der alte Mann tritt ebenſo für ſie als Ritter in die Schranken, wie Couſin für die Herzogin von Longueville.

Der Genfer Paſtor Merle d'Aubigné begann 1835 ſein großes,

gelehrtes, aber etwas weitschweifiges Werk über die Geschichte der Reformation, das mehr in England und Amerika als in Frankreich wirkte. Die französischen Clericalen wurden immer leidenschaftlicher in der Verurtheilung der Reformation, die sie einfach als Satanswerk darstellten.

Von den ehemaligen Mitarbeitern des „Avenir" erhielt Lacordaire (32 J.), der sich ohne Vorbehalt dem Papst unterworfen hatte, und als Prediger sehr beliebt war, 1835 die Kanzel von Notre-Dame. Er ging von dem Grundsatz aus, daß man, um sich den Ungläubigen verständlich zu machen, ihre Sprache reden müsse. „L'antique serpent de l'erreur change de couleurs au soleil de chaque siècle. Aussi, tandis que la prédication de moeurs ne subit guère que des diversités de style, il faut que la prédication d'enseignement et de controverse, souple autant que l'ignorance, subtile autant que l'erreur, imite leur puissante versatilité, et les pousse, avec des armes sans cesse renouvelés, dans les bras de l'immuable vérité . . . . . Il ne s'agit pas de suivre les règles de la rhétorique, mais de faire connaître et aimer Dieu; ayons la foi de saint Paul, et parlons le grec aussi mal qui lui." Es ist dasselbe Mittel, welches die jesuitischen Missionarien so oft in Asien angewandt haben, wo sie auf die Symbolik und Mythologie des Heidenthums eingingen, und in dasselbe mit einem neuen Namen auch einen neuen Geist einzuführen glaubten.

Seit 1830 gewann die Kanzel wieder eine größere Bedeutung auch für die gebildete Welt, und es war namentlich die legitimistische Partei, welche den Einfluß derselben sehr wohl auszubeuten verstand. „In jeder geschriebenen Verfassung liegt eine Ketzerei oder Gottlosigkeit;" das ist ein Grundsatz, den wir bei den Predigern jener Zeit nicht selten antreffen. Doch war im Allgemeinen die Kirche zu vorsichtig, sich an ein bestimmtes politisches Princip zu binden, sie hielt sich die Thür nach allen Seiten offen und zeigte selbst dem Socialismus Mittel und Wege, sich an die christliche Offenbarung anzulehnen. In ihren Journalen erlaubte sich die geistliche Autorität die rücksichtslosesten Angriffe, den Predigern wurde große Schonung empfohlen. In den geistlichen Seminarien hielt man streng an der alten Methode fest, der Prediger, der ein weltliches Publicum vor sich sah, mußte sich der modernen Form bedienen. Die Kanzel recrutirte sich aus unzufriedenen Romantikern, die gleich den Verbrechern des Mittelalters ein Asyl in der Kirche fanden. So sehn wir in der Predigt des 19. Jahrhunderts zwei Schulen nebeneinander, die eine, haupt-

fächlich vertreten durch den Jesuiten Ravignan, schließt sich an die Schule des 17. Jahrhunderts an: in den Formen classisch, sorgfältig bemüht, jede phantastische Neuerung zu vermeiden, wirkt sie hauptsächlich durch feierliche Salbung, durch den sonoren Ausdruck der Ueberzeugung, durch einen würdigen Anstand; die andere Schule, Lacordaire u. s. w., ist schlagfertig, bilderreich, leidenschaftlich, und ihre Doctrinen wenden sich mehr an die Phantasie, als an die Einsicht und das Gewissen. Ein Haschen nach dem Ungewöhnlichen und Seltsamen, eine Vorliebe für unbestimmte, in dunklen Umrissen ausgeführte Ideen, eine anmaßende Dialektik, welche die Dürftigkeit des Inhalts versteckt, das sind die Kennzeichen dieser Beredsamkeit, auf die man das Wort Labruyère's anwenden könnte: Le discours chrétien est devenu un spectacle; on n'y remarque plus cette tristesse évangélique qui en est l'âme.

Die „Philosophie des Christenthums" wurde vom Abbé Bautain bearbeitet. Schüler der Normalschule und Professor der Philosophie, empfing er erst im 30. Jahr die Weihen und wandte sich dann plötzlich gegen die Grundsätze, die er bis dahin vertreten. Die gesammte Philosophie habe nichts Andres hervorgebracht als Zweifel und eitle Hypothesen; sie se nur die Erneuerung der griechischen Spielereien. Der endliche Verstand sei nicht im Stande, das Unendliche zu begreifen, das habe schon Kant überzeugend nachgewiesen; ebenso wenig könne das natürliche Gefühl eine Grundlage für das Recht bilden, nur das geschriebene Wort enthalte die Grundsätze der wahren Moral. — Diese Ansichten gaben selbst der kirchlichen Partei Aergerniß, und Bautain mußte widerrufen. Er that es ziemlich frivol: „es schien mir pikant, mit den eignen Händen der Philosophie alle Philosophie und alle Vernunft zu zerstören."

Der Unsicherheit in den religiösen Angelegenheiten entsprach die Unsicherheit in den politischen. Erst 8. Januar 1835 entschloß sich der König, Talleyrand's Entlassung anzunehmen, auf sein dringendes Begehren. „Les fluctuations de la politique en France", erzählt Guizot, „nos crises ministérielles répétées, l'aspect chancelant du pouvoir, même vainqueur, les ténèbres qui s'en répandaient sur l'avenir, les doutes des gouvernements européens, tout cet état de nos affaires altérait profondément sa confiance dans la situation."

Wem aber nun die Leitung anvertrauen? — Die gegenwärtige Combination war unhaltbar, der König, ohnehin von Talleyrand gewarnt, sträubte sich lange gegen den Herzog von Broglie, wegen seines hoch-

fahrenden Wesens und seiner Unpopularität; auch Thiers fand ihn bedenklich. Um diesen zu gewinnen, bot man Mignet eine Stelle an, der aber ablehnte, weil er dem literarischen Leben nicht entsagen wollte. Ein heftiger Angriff Mauguins gegen das System, der glücklich zurückgeschlagen wurde, entschied endlich die Krisis: 12. März 1835 wurde unter dem Vorsitz des Herzog von Broglie das Cabinet constituirt, Guizot und Thiers waren darin.

Die liberale spanische Regierung bat um Intervention gegen Don Carlos; Broglie lehnte sie 23. Mai ab, darin mit dem König ganz einverstanden; Thiers konnte seine abweichende Ansicht nicht durchsetzen.

Die große Angelegenheit des Moments war der Proceß gegen die April-Verschwörer, (Cavaignac, Arm. Marrast u. s. w). 6. Febr. wurde er begonnen; zuerst handelte es sich um Formfragen; die Vertheidiger, Jules Favre, Ledru Rollin, Michel de Bourges, A. Carrel, Dupret u. A. boten alle möglichen Chicanen auf, ihn in die Länge zu ziehn. 30. März wurde der Proceß an die Pairskammer gewiesen; die Angeklagten protestiren, J. Favre, der vermitteln wollte, wurde von seinen Collegen förmlich ausgestoßen. In der Deputirtenkammer erhob Cormenin einen gewaltigen Lärm; Arago rief aus: „Anathème, Anathème éternel aux corps politiques jugeant des délits politiques!“ — 20. Mai erschienen die Angeklagten, darunter Lamennais, vor der Pairskammer; einer von ihnen rief: „C'est la révolution en lutte avec la contrerévolution! . . Condamnez-moi, mais vous ne me jugerez pas, car vous ne pouvez me comprendre.“ Die Verhandlungen wurden täglich tobender; als die Verurtheilung 15. Juli ausgesprochen wurde, war es der Mehrzahl der Angeklagten gelungen, zu entkommen. — Mit allen Nachverhandlungen dauerte der Proceß neun Monate.

28. Juli ließ Fieschi seine Höllenmaschine gegen den König los. Zwei Tage vorher sagte der „Charivari“: „Hier, le roi citoyen est venu à Paris avec sa superbe famille, sans être aucunement assassiné,“ und mit ähnlicher Frechheit sprachen sich die übrigen legitimistischen und republicanischen Blätter aus. Diesmal war es der Bourgeoisie zu stark: die strengen Repressivmaßregeln, welche das Cabinet 4. August erlegte, wurden 9. Sept. mit großer Majorität von der Kammer angenommen, trotz Royer-Collard's Widerspruch, der überhaupt um diese Zeit mit seinem alten Freunde Guizot zerfallen war. „Il faut choisir,“ sagte der Letztere bei der Vertheidigung des Gesetzes, „dans ce monde, entre

l'intimidation des honnêtes gens et l'intimidation des malhonnêtes gens, entre la sécurité des brouillons et la sécurité des pères de famille; il faut que les uns ou les autres aient peur, que les uns ou les autres redoutent la société et ses lois. Il faut le sentiment profond, permanent, d'un pouvoir supérieur toujours capable d'atteindre et de punir. Dans l'intérieur de la famille, dans les rapports de l'homme avec son Dieu, il y a de la crainte; il y en a naturellement et nécessairement. Qui ne craint rien, bientôt ne respecte rien. La nature morale de l'homme a besoin d'être contenue par une puissance extérieure, de même que sa nature physique, son sang, tout son corps ont besoin d'être contenus par l'air extérieur, par la pression atmosphérique qui pèse sur lui. Opérez le vide autour du corps de l'homme, vous verrez à l'instant toute son organisation se troubler et se détruire. Il en est de même de sa nature morale: il faut qu'un pouvoir constant, énergique, redoutable, veille sur l'homme et le contienne; sans quoi, l'homme se livrera à toute l'intempérance, à toute la démence de l'égoisme et de la passion." Von Seiten der Oppoſition war die Antwort auf dieſe Grundſätze ein Schrei der Wuth.

Auch in Deutſchland war man ſehr betroffen. Das junge Deutſchland ſtand in vollſter Blüthe, die Paradoxien Lelia's und der St. Simoniſten wurden von unreifen Talenten noch weit überboten; nun wollten alle revolutionairen Kräfte der Literatur ſich in der „Deutſchen Revue" vereinigen, die ein Weltblatt werden, und wie man vorausſetzte, ihre Inſtructionen in Paris empfangen ſollte. Gegen dies Beginnen erfolgte eine öffentliche Anklage.

Wolfgang Menzel war 1827—1829 von Börne und Heine als Geſinnungsgenoß freudig begrüßt: alle drei hatten damals gegen Goethe frondirt und den Liberalismus vertreten.. Aber Menzel war ein alter Burſchenſchafter, und die Begriffe Vaterland, Tugend, Sittlichkeit, Religion waren bei all ſeiner Oppoſition gegen die beſtehenden Staatseinrichtungen ihm die heiligſten geblieben. Daß nun von all dieſen Dingen nicht mehr die Rede ſein ſollte, daß man die Franzoſen über die Deutſchen ſtellte Napoleon verherrlichte und die Freiheitskriege lächerlich machte, daß man nicht blos die Ehe zu Gunſten einer allgemeinen freien Liebe abſchaffen, ſondern auch den lieben Gott abſetzen und an Stelle des rationaliſtiſchen Chriſtenthums eine myſtiſche Naturreligion einführen wollte, das hatte ihn lange ergrimmt, und der Groll brach endlich aus. 11. September 1835

begann er seine Artikel, in denen alle Verbrechen des jungen Deutschland aufgezählt wurden. Wenn weiter nichts darauf erfolgt wäre, so würde man die Sache ungefähr in dem Licht betrachtet haben, wie die Streitigkeiten zwischen Nicolai und Schlegel. Aber es trat eine unerwartete Wendung ein: der hohe Bundestag beschloß am 11. December gegen die von Menzel angeschuldigten Schriftsteller eine allgemeine Maßregel: es wurden nicht blos ihre bisherigen Werke, sondern auch diejenigen verboten, die sie noch schreiben würden.

Dem hohen Bundestag kam das Interesse für die Sittlichkeit und auch für die deutsche Nationalität wohl erst in zweiter Linie, er hatte aber große Besorgniß vor der französischen revolutionären Propaganda, und stellte sich nun die Sache so vor, als ob das junge Deutschland das Werkzeug dieser Propaganda wäre und die bestehende Ordnung unterwühlte, um bei einem vorausgesetzten Angriff der Franzosen ihnen durch eine Erhebung in Deutschland zu Hilfe zu kommen.

Heine hatte selbst in der deutschen Ausgabe die Männer namhaft gemacht, auf deren Mitwirkung bei der Verjüngung Deutschlands er rechnete; ihn bezeichnete Menzel als den Führer. „Heine zuerst", heißt es 4. Januar 1836, „von jüdischen Antipathien verlockt, machte die Verspottung des Christenthums und der Moral, der deutschen Nationalität und Sitte, die Emancipation des Fleisches, die liederlichen Prahlereien, die Debouchen des jungen Frankreich, das Coquettiren mit der Republik, die Affectation, an die große Revolution der Zukunft zu appelliren, zu dem fruchtbaren Thema, das seitdem die jungen Deutschen in allen Variationen durchgespielt haben." Heine wandte sich 28. Januar direct an den Bundestag, und gab in der Vorrede zum Salon (April 1836) jene berühmte Abfertigung „des Denuncianten", die an Witz wie an Gemeinheit ihres Gleichen sucht. Vielleicht um zu beweisen, wie unrecht Menzel ihn angeklagt habe, veröffentlichte er in demselben Band die „Florentinischen Nächte", ein echt Pariser Stück Arbeit. Er lebte damals bereits mit Mathilde zusammen und correspondirte noch mit den St. Simonisten — einen höchst abgeschmackten Brief Enfantin's, der damals in Aegypten als Ingenieur lebte, hat Strodtmann aufbewahrt. — —

Dieser lächerliche Handel bestimmte für die nächsten Jahrzehnte die französirende Richtung des deutschen Liberalismus. — Menzel wurde zwar persönlich verantwortlich gemacht, aber fast allgemein betrachtete man seinen Angriff als Ausdruck des burschenschaftlichen Geistes,

der nun sein Bündniß mit der Reaction geschlossen habe. Mehr und mehr bemerkte man, daß die Männer aus den Freiheitskriegen namentlich in Preußen sich der Regierung näherten; bei der bekannten Gesinnung des Kronprinzen von Preußen schien es, als ob ihnen über kurz oder lang das Heft ganz in die Hände fallen, als ob man mehr von ihnen zu fürchten haben würde, als von dem alten nüchternen Polizeistaat. Das jüngere Geschlecht der Liberalen aus Goethe's Schule war überhaupt weltbürgerlich gesinnt; und da nun das deutsche Nationalgefühl sich als bildungsfeindlich zu erweisen schien, blieb dem Weltbürger keine andre Hoffnung als auf das wenigstens noch immer lebensvolle Volk der Franzosen. Es ist doch anzumerken, daß Heine seit 1835 von König Louis Philipp eine Pension bezog. Als es nach 1848 nicht länger verschwiegen werden konnte, hat er die Gründe zusammengestellt, die ihn zur Annahme derselben bestimmten; aber es bleibt immer ein mißlicher Umstand, daß die Sache Geheimniß war, und der Ton seiner Correspondenzen ändert sich in der That sehr wesentlich.

„Die Sache der Freiheit ist identisch mit der Sache der Franzosen!" Dieser Redensart begegnet man in den folgenden Jahren nicht blos im Kreise der Jungdeutschen. Und sie dauerte sehr lange. Noch 1847, als Prutz in einem Sendschreiben Arnold Ruge ermahnte, doch nicht ausschließlich die Freiheit, sondern auch das Vaterland gelten zu lassen, da das Volk von der Freiheit noch nichts Andres wisse, als daß sie krapprothe Hosen trage, geißelte Ruge in der Antwort nicht blos diesen Angriff als einen Abfall von der Sache der Freiheit zur Sache der Reaction, die mit der Nationalpartei identisch sei, sondern er verstand offenbar gar nicht, was Prutz mit den krapprothen Hosen meinte, denn er empfahl ihm, die Sache mit seiner Wäscherin zu erörtern. Und Prutz hatte doch grade auf den entscheidenden Punkt damit hingedeutet: die Freiheit war dem deutschen Volk in der That durch die Männer in krapprothen Hosen gepredigt worden, die zu ihrer Entschädigung in Deutschland sengten und plünderten.

Der Proceß gegen Fieschi, 30. Jan. bis 15. Febr. 1836 enthüllte eine Schicht der Gesellschaft, vor der man ein gerechtes Grauen empfinden mußte; sie enthüllte aber zugleich die moralische Unsicherheit des Publicums. Fieschi's Mitschuldige, freilich nicht ganz so verworfen, aber ebenso verbrecherisch als er, wurden von der öffentlichen Meinung in Schutz genommen; seine Maitresse Nina Lassave ließ sich öffentlich ausstellen, und verdiente damit viel Geld, als Concurrentin der Criminalnovellisten.

Indeß war, 5. Febr., auch das Cabinet Broglie gefallen, eine parlamentariſche Intrigue hatte es geſtürzt, auch Guizot zog ſich ins Privatleben zurück, und Talleyrand empfahl dem König Thiers an ſeine Stelle. Er war unſchuldig an jener Intrigue, aber indem er die Neubildung des Cabinets unternahm (22. Febr.), veranlaßte er die Sprengung der bisherigen Majorität. „En se séparant de ses anciens collègues", ſagt ein Hiſtoriker, dem man es am wenigſten zutrauen ſollte, L. Blanc, „il ruinait la discipline parlementaire; il assurait au roi la faculté de choisir entre plusieurs cabinets également possibles quoique débiles, et il se mettait lui même à la merci de l'autorité royale, désormais toute-puissante. Le gouvernement personnel était fondé."

Thiers wie Guizot wollte an dem poſitiven Staatsleben nur die beſitzenden Claſſen betheiligen; er wollte wie jener das verantwortliche Miniſterium auf die Majorität der Kammern ſtützen. Aber in Beziehung auf die anzuwendenden Mittel gingen ſie auseinander.

Guizot und die Doctrinärs wollten das parlamentariſche Regiment und die Herrſchaft der beſitzenden Claſſen dadurch ſichern, daß ſie eine ſtramm conſervative Partei gründeten, die den König ſtützen, aber auch controliren könne.

Die Linke der Kammer, Odilon Barrot u. ſ. w., wollte im Gegentheil dieſe conſervative Partei ſprengen, und die Einigung zwiſchen Krone und Volk dadurch herſtellen, daß die Regierung nach den Inſtincten des Volks geleitet werden ſollte.

Thiers ſtand in der Mitte. Die Partei des Widerſtands war ihm zu engherzig, die Partei des Fortſchritts zu waghalſig. Durch ſeinen perſönlichen Einfluß hat er nun mehr als ein Andrer dafür gethan, die großen Parteibildungen in kleine Coterien aufzulöſen.

Der Sachverhalt war nun der, daß in der Kammer eine Reihe kleiner Fractionen ſaßen, jede von einem oder mehreren beredten Führern geleitet, die den Anſpruch darauf machten, in der Regierung vertreten zu ſein. Die Aufgabe der Krone ſchien nun, ſo viel wie möglich von dieſen Fractionen zu combiniren, um durch ſie über die Majorität der Kammer zu verfügen. Bei der Wahl neuer Miniſter fragte man nicht: Sind ſie geſchickt für ihr Amt? Haben ſie Sachkenntniß, Eifer, Energie? Sind ſie zuverläſſig in ihrer Geſinnung? Sondern: Ueber wie viel Stimmen verfügen ſie in der Kammer?

Bei Thiers war Ehrgeiz und Herrſchſucht nicht, wie bei Guizot, an

eine feste Doctrin gebunden: der einzige Inhalt seines Ehrgeizes ist die Macht und Größe Frankreichs. Er ist nebenbei auch liberal, er ist nebenbei auch parlamentarisch gesinnt, aber erst in zweiter Linie. Er würde es vorziehn, durch eine mächtige parlamentarische Partei oder durch geschickte Ausbeutung verschiedener Parteien sich dem König als Minister aufzudrängen; wenn das aber auf anderm Wege geschehen kann, ist er nicht wählerisch.

So wenig wie seine parlamentarische Ueberzeugung hemmt ihn sein Liberalismus. Die stärksten Repressivmaßregeln während der ersten Hälfte der Julidynastie knüpfen sich an seinen Namen. Er ist ausgesprochener Voltairianer, nur daß er die Religion nicht haßt, sondern sie lediglich als Mittel zum Zweck gebraucht: trotz seines völligen Unglaubens würde er nicht anstehn, das Papstthum zu unterstützen, um die Kirche gegen die Socialisten oder gegen das Ausland zu benutzen.

Er verachtet den Pöbel noch gründlicher als der doctrinäre Guizot, und wie den nothleidenden Classen geholfen werden soll, hat ihn innerlich nie beschäftigt: aber er weiß sehr gut, daß die Masse eine Macht ist, und daß ein Staatsmann im Stande sein muß, über diese Macht zu verfügen. Auch dem Adel gegenüber stellt er sich anders als Guizot. Guizot hat die doctrinäre feste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Adels und seiner Betheiligung am Staat; diese Ueberzeugung giebt seiner Haltung etwas Respectvolles, und er selbst weiß sich etwas darauf, guter Leute Kind zu sein. Thiers kennt auch darin gar keinen Respect: der Sohn eines Schlossers, ist er schon früh als Ebenbürtiger in die Gesellschaft aufgenommen, er weiß vollständig, was von diesen Dingen zu halten ist; aber so gut wie mit dem Papst würde er sich mit den Junkern verbinden, wenn es seine Zwecke förderte.

Noch Eins kommt Thiers zu statten. Die Franzosen sind von einer geschickten und festen Hand nicht schwer zu beherrschen: dafür verlangen sie unbedingte Freiheit des Spotts. Chanson, Salm, Tagespresse: die Fronde ist nicht wählerisch in ihren Mitteln, und auch nicht geneigt, ihre Erfindung übermäßig anzustrengen; das Hauptgeschoß gegen Louis Philippe war die Birne, und auch bei Thiers muß mit besonderer Vorliebe die äußere Erscheinung herhalten. Wer klug ist und nicht empfindlich, kann diese Gewohnheit wohl zu seinem Vortheil ausbeuten. Thiers sieht mit Behagen zu, wie man seine kleinen Schwächen und Eitelkeiten zerfetzt, und ist sicher, daß man indeß seine eigentliche Thätigkeit wenig controlirt.

Auch darin ist er echter Franzose, daß es ihm Bedürfniß ist, sich auszusprechen und ein sympathisches Auditorium zu haben. Die geistreiche Causerie hat ihn erst die Salons, dann die Kammer, endlich das Ministerhotel geoffnet. Seine Rede ist nie, wie bei Guizot, Katheder-Vortrag, sondern lebhafte geistreiche Causerie, für Kenner berechnet, wie es der Franzose ist. Der Franzose will nicht die Empfindung haben, daß man sich zu ihm herablasse: er will als Mann von Bildung behandelt sein. Darin versah es Louis Philipp, der zwar auch unaufhörlich und ungezwungen plauderte, aber ohne Geschmack, sogar mit entschiedener Neigung zur Albernheit. Als einmal bei einem sehr ernsthaften Conflict eine Deputation an ihn geschickt wurde, sagte Lafitte, sein nächster Freund, der sie führte: „Nehmt euch in Acht! er wird sich Mühe geben, euch zum Lachen zu bringen!"

VII.

In demselben Monat, wo Thiers sein neues Cabinet bildete, Febr. 1836, wurde George Sand (32 J.) von ihrem Mann geschieden, führte Meyerbeer zum ersten Mal die „Hugenotten" auf, und veröffentlichte Alfred de Musset die „Confession d'un enfant du siècle."

Die „Krankheit des Jahrhunderts" zu motiviren, schildert Alfred de Musset das Geschlecht, das in der Periode der napoleonischen Kriege geboren wurde und aufwuchs. Die Väter waren auf den Schlachtfeldern, sie zeigten sich ihrer Familie nur selten, dann mit Wunden bedeckt aber in glänzenden Uniformen. Niemals gab es so viel schlaflose Nächte, so viel verzweifelte Mütter und Töchter, und trotzdem niemals so viel Leben, Freude und kühne Empfindung in den Herzen. Frankreich brachte dem Kaiser jährlich 300,000 Menschen zum Opfer, man wußte, daß man zum Tode bestimmt war, aber der Tod hatte ein glänzendes Aussehn. In ganz Europa lebte eigentlich nur dieser Einzige, die Uebrigen füllten ihre Lungen mit der Luft, die er geathmet.

Nun kam der Tag, wo der Unbesiegbare stürzte. Die Väter kehrten zurück, sie kannten ihre Söhne nicht mehr und wurden von ihnen nicht mehr erkannt. Geboren unter dem Einfluß des Bluts, das ganze Europa überschwemmte, hatten diese von nichts als vom Kriege geträumt; sie waren wenig aus ihrer Stadt oder ihrem Dorf herausgekommen, aber in ihrer Phantasie hatten die Pyramiden und der halbasiatische Czaarenpalast ge-

lebt als die Stätten des französischen Ruhms. Sie hatten eine ganze Welt im Kopf gehabt, und nun sahn sie nach der Erde, dem Himmel, den Straßen und Wegen — alles war leer, sie hörten nur noch Glockenläuten und sahn die Welt von schwarzen Priestern beherrscht.

Die alten Leute hatten nur noch den Gedanken der Ruhe und der Resignation; die jungen Leute fühlten sich im Chaos: hinter ihnen die Vergangenheit, die auf immer zerstört schien, vor ihnen ein unermeßlicher Horizont, an dem man aber noch nichts unterscheiden konnte, und in der Gegenwart bei jedem Schritt die Unsicherheit, ob der Fuß auf Aussaat oder auf Verwesung trat.

Königthum und Kirche, thatsächlich wieder hergestellt, fanden keinen Glauben mehr. Man hatte die Zeit erlebt, in der sie vernichtet gewesen; mit ihrer Unfehlbarkeit war es aus.

Das Gefühl einer unnennbaren Unbehaglichkeit gährte in den jungen Herzen, sie hatten ihren Arm zum Kampf mit wilden Elementen gestählt, und wurden nun von den Herrschern der Welt zur Ruhe, zum Müßiggang und zur Langweile verurtheilt. Die Reichern unter ihnen ergaben sich der Liederlichkeit, die Aermern warfen sich in den kalten Enthusiasmus, in die großen Worte, in die Thätigkeit ohne Zweck; keiner unter ihnen, der, wenn er in sich selbst einkehrte, nicht bitter die Leere seiner Existenz gefühlt hätte.

Während das Leben nach Außen hin so blaß und armselig aussah, bemächtigte sich der Gesellschaft eine finstre Heuchelei, die Fröhlichkeit verschwand aus den Sitten, der Verkehr wurde frömmelnd, steif und eintönig. Die Jugend verlor sich in eine ideale Welt, Goethe's und Byron's Schriften wurden ihr Evangelium, sie lernte aus ihnen die Leidenschaft als das Höchste begreifen, an Gott zweifeln und den Gesetzen der Welt Unglauben entgegenbringen. Auf der einen Seite schluchzte man und ließ sich von krankhaften Träumen heimsuchen, auf der andern brach man in ein höhnisches Lachen aus: „Es giebt, hörte man, keine Liebe, keinen Ruhm mehr; es ist Nacht auf der Erde, und wenn es Tag wird, werden wir todt sein."

So gewöhnen sich schon die Kinder ans Lästern, und bald fand man im Zurschautragen der Verzweiflung eine Anwendung der Kraft, die sonst unbeschäftigt blieb; den Ruhm, die Religion, die Liebe und alles verhöhnen, ist ein großer Trost für diejenigen, die nicht wissen, was sie mit sich anfangen sollen; sie verspotten sich damit selbst und geben sich doch wieder

Recht. Und dann ist es so süß, sich für unglücklich zu halten, wenn man eigentlich nur leer und gelangweilt ist. — —

Der Held des Romans, Octave, wird von der Krankheit des Zeitalters ergriffen, als er die Untreue seiner Geliebten entdeckt.

„Ich hatte keinen Stand, keine Beschäftigung. Ich hatte versucht, Medicin, Jura zu studiren, hatte auch sechs Monate bei einem Banquier gearbeitet, aber so unordentlich, daß man mich wegschicken mußte. Ich hatte vielerlei, aber oberflächliche Studien gemacht, da ich ein Gedächtniß besitze, das rasch faßt und rasch wieder vergißt. Mein Stolz war die Unabhängigkeit und mein ganzes Thun der Liebe gewidmet."

„In meinem Geiste sah es aus wie in einem modernen Zimmer, wo Möbel aus allen Zeiten und aus allen Ländern durch einander stehn. Wir haben keine ausgeprägten und eignen Formen, nicht in unsern Häusern, nicht in unsern Parks, nicht einmal in unsern Bärten. Gezwungen, eklektisch zu sein, nehmen wir, was wir finden, bald aus diesem, bald aus jenem Grunde, so daß wir nur noch von Ueberresten leben, als wenn das Ende der Welt bevorstände."

„Mein Kopf war zugleich leer und voll wie ein Schwamm. Ich hatte mich in einen Dichter nach dem andern verliebt, und bei meiner eindrucksfähigen Natur hatte mir der letzte immer die übrigen verleidet. Ich hatte mir ein Magazin von Ruinen angelegt, bis ich zuletzt nicht mehr Kraft besaß, nach dem Neuen zu greifen, und so gewissermaßen selbst eine Ruine war. Nur eins war jung in dieser Ruine: die Hoffnung meines Herzens. All' mein Glaube und mein Lebensgefühl drängte sich in der Liebe zusammen, und ich konnte nicht begreifen, daß man mit Ernst ein andres Geschäft treiben könne."

Octave hat einen erfahrenern Freund, Desgenais, der ihn von seiner Melancholie zu heilen unternimmt.

„Die Liebe," sagt er ihm, „wie sie die Dichter darstellen, existirt in der Wirklichkeit nicht. Die Dichter sammeln alle reinen und edlen Elemente, die sich im Leben zerstreut vorfinden, in ein ideales Gesammtbild. Dies Ideal zu begreifen, ist der Triumph der menschlichen Intelligenz, es zu begehren die gefährlichste aller Thorheiten. Der Narr will den Himmel besitzen, der Weise bewundert ihn und begehrt ihn nicht."

„Was ist die wirkliche Liebe? — Ueberall, auch auf dem Grund des Meeres und auf der Spitze der Eisberge, hat das Leben Furcht zu sterben; es zu erhalten, waltet das allgemeine Naturgesetz, daß der größte

Genuß aller lebenden Wesen der Act der Zeugung ist. In jeden dieser Acte ergießt sich die unendliche Wollust der Schöpfungskraft; mehr vom unmittelbaren Gefühl zu verlangen ist Sache der Einbildung."

„Was ist die Ehe? — Indem die Frau gebiert, entstellt sich ihre Gestalt; der Mann würde sie verlassen, wenn ihn das Kind nicht weinend zurückhielte. Diese Naturerscheinung wird durch das Gesetz geheiligt."

„Die Civilisation" (Desgenais meint die französische Civilisation) „schlägt den entgegengesetzten Weg der Natur ein. Man verschließt das junge Mädchen hinter Schloß und Riegel, das nun einen Roman unter seinem Crucifix verbirgt, und seine Schönheit, welche die freie Luft verlangt, vor dem Spiegel entweiht. Dann auf einmal nimmt man sie heraus und schickt sie ins Ehebett. Das Kind, kaum geboren, wird der Amme übergeben, und die Mutter, von den Leiden der Mütterlichkeit geheilt, ist einen Monat darauf im Opernball. Zehn junge Leute reden ihr von Liebe, von Aufopferung, von Sympathie, von ewiger Umarmung, kurz von allem, wovon sie geträumt. Sie nimmt einen davon; er entehrt sie, dreht sich um und geht an die Börse. Jetzt ist sie im Zuge. Sie weint eine Nacht und findet, daß die Thränen ihr die Augen trüben; sie nimmt einen Tröster, über den Verlust desselben tröstet sie ein zweiter, und so geht es bis zum dreißigsten Jahr und darüber. Dann, blasirt und angefressen, nichts Menschliches mehr im Herzen, nicht einmal mehr den Ekel, trifft sie einen hübschen Jungen mit glühenden Augen und zitterndem Herzen, und corrumpirt ihn. So ist das Weib, wie unsre Sitten es gemacht haben."

„Die Liebe, die Gemeinschaft zweier edler Herzen, ist allerdings das Herrlichste der Schöpfung, aber diese Liebe kennen unsre Frauen nicht. Lieben heißt für sie, verschleiert ausgehn, heimlich schreiben, auf den Fußspitzen schleichen, schmachtende Augen machen, keusche Seufzer ausstoßen, eine Rivalin demüthigen, einen Ehemann betrügen, Liebhaber zur Verzweiflung bringen; Liebe ist für unsre Frauen ein Lügenspiel, wie die Kinder Versteck spielen, eine häßliche Schwelgerei des Herzens, schlimmer als die Liederlichkeit in der Zeit der römischen Kaiser, ein kläglicher Hohn gegen Alles, was schön und häßlich, göttlich und teuflisch in der Welt ist." „Uebrigens," setzt dieser Misanthrop hinzu, „hat auch dies Lügenspiel seine sehr angenehmen Momente, und Du bist ein Thor, lieber Octave! sie Dir entgehn zu lassen."

Auch darin ist er echter Franzose, daß es ihm Bedürfniß ist, sich auszusprechen und ein sympathisches Auditorium zu haben. Die geistreiche Causerie hat ihn erst die Salons, dann die Kammer, endlich das Ministerhotel geöffnet. Seine Rede ist nie, wie bei Guizot, Katheder-Vortrag, sondern lebhafte geistreiche Causerie, für Kenner berechnet, wie es der Franzose ist. Der Franzose will nicht die Empfindung haben, daß man sich zu ihm herablasse: er will als Mann von Bildung behandelt sein. Darin versah es Louis Philipp, der zwar auch unaufhörlich und ungezwungen plauderte, aber ohne Geschmack, sogar mit entschiedener Neigung zur Albernheit. Als einmal bei einem sehr ernsthaften Conflict eine Deputation an ihn geschickt wurde, sagte Lafitte, sein nächster Freund, der sie führte: „Nehmt euch in Acht! er wird sich Mühe geben, euch zum Lachen zu bringen!"

VII.

In demselben Monat, wo Thiers sein neues Cabinet bildete, Febr. 1836, wurde George Sand (32 J.) von ihrem Mann geschieden, führte Meyerbeer zum ersten Mal die „Hugenotten" auf, und veröffentlichte Alfred de Musset die „Confession d'un enfant du siècle."

Die „Krankheit des Jahrhunderts" zu motiviren, schildert Alfred de Musset das Geschlecht, das in der Periode der napoleonischen Kriege geboren wurde und aufwuchs. Die Väter waren auf den Schlachtfeldern, sie zeigten sich ihrer Familie nur selten, dann mit Wunden bedeckt aber in glänzenden Uniformen. Niemals gab es so viel schlaflose Nächte, so viel verzweifelte Mütter und Töchter, und trotzdem niemals so viel Leben, Freude und kühne Empfindung in den Herzen. Frankreich brachte dem Kaiser jährlich 300,000 Menschen zum Opfer, man wußte, daß man zum Tode bestimmt war, aber der Tod hatte ein glänzendes Aussehn. In ganz Europa lebte eigentlich nur dieser Einzige, die Uebrigen füllten ihre Lungen mit der Luft, die er geathmet.

Nun kam der Tag, wo der Unbesiegbare stürzte. Die Väter kehrten zurück, sie kannten ihre Söhne nicht mehr und wurden von ihnen nicht mehr erkannt. Geboren unter dem Einfluß des Bluts, das ganze Europa überschwemmte, hatten diese von nichts als vom Kriege geträumt; sie waren wenig aus ihrer Stadt oder ihrem Dorf herausgekommen, aber in ihrer Phantasie hatten die Pyramiden und der halbasiatische Czaarenpalast ge-

leer als die Stätten des französischen Ruhms. Sie hatten eine ganze Welt im Kopf gehabt, und nun sahn sie nach der Erde, dem Himmel, den Straßen und Wegen — alles war leer, sie hörten nur noch Glocken-Läuten und sahn die Welt von schwarzen Priestern beherrscht.

Die alten Leute hatten nur noch den Gedanken der Ruhe und der Resignation; die jungen Leute fühlten sich im Chaos: hinter ihnen die Vergangenheit, die auf immer zerstört schien, vor ihnen ein unermeßlicher Horizont, an dem man aber noch nichts unterscheiden konnte, und in der Gegenwart bei jedem Schritt die Unsicherheit, ob der Fuß auf Aussaat oder auf Verwesung trat.

Königthum und Kirche, thatsächlich wieder hergestellt, fanden keinen Glauben mehr. Man hatte die Zeit erlebt, in der sie vernichtet gewesen; mit ihrer Unfehlbarkeit war es aus.

Das Gefühl einer unnennbaren Unbehaglichkeit gährte in den jungen Herzen, sie hatten ihren Arm zum Kampf mit wilden Elementen gestählt, und wurden nun von den Herrschern der Welt zur Ruhe, zum Müßiggang und zur Langweile verurtheilt. Die Reichern unter ihnen ergaben sich der Liederlichkeit, die Aermern warfen sich in den kalten Enthusiasmus, in die großen Worte, in die Thätigkeit ohne Zweck; keiner unter ihnen, der, wenn er in sich selbst einkehrte, nicht bitter die Leere seiner Existenz gefühlt hätte.

Während das Leben nach Außen hin so blaß und armselig aussah, bemächtigte sich der Gesellschaft eine finstre Heuchelei, die Fröhlichkeit verschwand aus den Sitten, der Verkehr wurde frömmelnd, steif und eintönig. Die Jugend verlor sich in eine ideale Welt, Goethe's und Byron's Schriften wurden ihr Evangelium, sie lernte aus ihnen die Leidenschaft als das Höchste begreifen, an Gott zweifeln und den Gesetzen der Welt Unglauben entgegenbringen. Auf der einen Seite schluchzte man und ließ sich von krankhaften Träumen heimsuchen, auf der andern brach man in ein höhnisches Lachen aus: „Es giebt, hörte man, keine Liebe, keinen Ruhm mehr; es ist Nacht auf der Erde, und wenn es Tag wird, werden wir todt sein."

So gewöhnen sich schon die Kinder ans Lästern, und bald fand man im Zurschautragen der Verzweiflung eine Anwendung der Kraft, die sonst unbeschäftigt blieb; den Ruhm, die Religion, die Liebe und alles verhöhnen, ist ein großer Trost für diejenigen, die nicht wissen, was sie mit sich anfangen sollen; sie verspotten sich damit selbst und geben sich doch wieder

und er ist eines Nachts nahe daran, sie umzubringen: nur ein Crucifix, das auf ihrer entblößten Brust liegt, rettet ihr Leben. Da findet er einen Zettel, woraus er sieht, daß sie Smith liebt, aber ihrem bisherigen Liebhaber folgen will, weil sie glaubt, sie wäre ihm unentbehrlich. Dadurch wird nun Octave so gerührt, daß er ihr entsagt und abreist, um sie nie wieder zu sehn.

Ob sie nun Smith's Maitresse wird, oder, was zu seinen soliden Gewohnheiten mehr stimmt, ihn heirathet, darüber fällt der Vorhang.

Der Schluß hat ohne Zweifel etwas Lächerliches, fast Possenhaftes, und es scheint nur eine moralische Lehre daraus hervorgehn zu sollen: daß ein durch ein wüstes Leben befleckter Mensch einer echten Liebe unfähig und namentlich unwürdig sei. Ob Alfred de Musset, der, als er den Roman schrieb, 26 Jahre alt war (sein Verhältniß zu George Sand war bereits vorüber) über den 21jährigen Octave dieses Verdammungsurtheil im vollen Ernst aussprechen wollte, oder ob es nur der Ausdruck einer vorübergehenden pessimistischen Stimmung war, muß dahingestellt bleiben.

Will man erfahren, worin eigentlich die „Krankheit des Jahrhunderts" besteht, so vergleiche man mit diesen Geschichten drei Verhältnisse, die sämmtlich vor dem Maßstab strenger Sittlichkeit nicht bestehn, die aber zeigen, wie auch in diesem Fall eine echte und tiefe Liebe stets versöhnend wirkt: Diderot und Sophie Voland, Mirabeau und Sophie, Goethe und Frau v. Stein. Wir sind über die Verhältnisse so genau unterrichtet als über irgend ein Verhältniß der neuern Zeit, denn die Liebenden schrieben sich fast täglich und die Correspondenz ist zum großen Theil erhalten. Was ist der Inhalt derselben?

Allerdings fehlt es nicht an Ausbrüchen heftiger Leidenschaft, nicht an jenem süßen innigen Liebesgeflüster, das über dem einen starken Gefühl die ganze Welt zu vergessen scheint. Aber nur scheint: in der That treten auch in diesem Verhältniß Diderot, Goethe und Mirabeau in der ganzen Fülle ihrer historischen Erscheinung hervor, sie gehn nicht unter in ihrer Liebe, sie erheben und adeln die Liebe durch die Macht ihres Geistes. Mirabeau sitzt Jahre hindurch im Gefängniß, und er bemüht sich, von da aus die Geliebte methodisch zu erziehn, sie mit seinem reichen Denken, mit seinem großen Willen vertraut zu machen. Ebenso Diderot und Goethe. Alle drei Verhältnisse waren gegen die Sittlichkeit, und das rächte sich: Mirabeau's Geliebte, von ihm verlassen, endete im Selbstmord,

und die Liebe zu Frau v. Stein schloß mit dem bekannten Kaffeebrief. Aber dies böse Ende hebt die schönen und edeln Tage nicht auf, die ihm vorausgingen. Diderot, Goethe und Mirabeau hatten Leidenschaft und Sinnlichkeit genug, aber sie wußten ebenso die Liebe von der geistigen Seite aufzufassen, sie in ihr gesammtes geistiges Leben aufzunehmen. Und so hat man zu allen Zeiten, die in sich gesund waren, die Liebe als die schönste Blüthe eines würdigen Innern aufgefaßt.

Dieser Auffassung ist die Liebe, wie die französischen Romantiker sie predigen, entgegengesetzt. Ihre Helden gehn ganz in die Liebe auf, sie kennen nichts Andres, sie haben keinen andern Lebensinhalt. In Folge dessen empfinden sie selbst die Liebe als eine Krankheit, wie jede Hypertrophie eines Organs eine Krankheit ist, sie werden durch das Gefühl nicht veredelt, weil sie ihm keinem positiven Inhalt zu geben wissen, weil es bei ihnen in einem beständigen Wechsel von fieberhafter Begierde und Abspannung besteht. In diesem Sinn wird die Idee von der Ewigkeit der Liebe, die an sich etwas sehr Richtiges sagt, zu einer neuen Quelle des Grolls gegen Gott und die Welt. Die echte Liebe, welche die ganze Seele erfüllt aber nicht paralysirt, hat das Recht, die Ewigkeit zu hoffen, sie kann dauern, so lange ihr Träger dauert. Die Liebe dagegen, die in einer einseitigen Erregung sich aufzehrt, muß endlich ausgehn, und indem sie den Makel ihres eigenen Wesens dem Ideal aufbürdet, das den Pfad des Lebens erleuchten soll, führt sie endlich zur Skepsis, zur Verachtung des Ideals, zum Unglauben. Das ist die Krankheit des Jahrhunderts, mit der die französischen Dichter der dreißiger Jahre unter schweren Schmerzen kämpften und rangen, mit der die französischen Schriftsteller unsrer Tage ein ebenso freches als langweiliges Spiel treiben.

Wenige Monate vor der „Confession“ hatte A. de Musset den „Chandelier“ veröffentlicht; eine cynische Darstellung des Ehebruchs. Die Untreue — gleichviel mit welchem Gegenstand — wird als der normale Zustand der Gesellschaft dargestellt, und wenn sie der Capitän Claveroche wachtstubenartig auffaßt, so bekommt sie durch den Schreiber Fortunio eine empfindsam heroische Färbung. „Chandelier“ sagt dasselbe was „Paratonnerre“: ein zweiter unschuldiger Liebhaber, auf den man den Argwohn des Ehemanns ablenkt. Die Naturtreue dieser Scenen ist erstaunlich, aber es muß doch Wunder nehmen, sie im Boudoir gebildeter Damen anzutreffen: in Byron's Don Juan wird der nämliche Gegenstand durch

die Stanzen poetiſch geadelt. — Uebrigens wurde bei der ſpätern Aufführung das Bett der erſten Scene in ein Sopha verwandelt.

Bald nach der „Confession“ erſchien ein zweites Proverbe: „il ne faut jurer de rien.“ Ein Onkel will ſeinem Neffen, homme à bonnes fortunes, zur Heirath veranlaſſen; dieſer verſichert, daß er keiner Schönen vertraut, und will es praktiſch erweiſen, indem er die ihm beſtimmte Braut im Lauf einiger Wochen verführt; bei dieſem Unternehmen verliebt er ſich aber ſelbſt in die junge Unbefangene. Sonderbar! dem Leſer iſt zu Muth, als ob der junge Neubekehrte alle Urſache habe, ſich an die Stirn zu greifen. —

G. Sand war zur Scheidungsklage gegen ihren Mann zu einem längern Aufenthalt in ihrem Gut Nohant theils durch pecuniäre Gründe, theils durch unleidliche Zänkereien beſtimmt. „Un des mes amis, qui eût voulu rendre possible la durée de cette situation, me disait que je pouvais m'en rendre maîtresse en devenant la maîtresse de mon mari. Cela ne pouvait me convenir en aucune façon. Une femme qui recherche son mari dans le but de s'emparer de sa volonté fait quelque chose d'analogue à ce que font les prostituées pour avoir du pain et les courtisanes pour avoir du luxe. Ce sont de telles réconciliations qui font d'un époux un jouet méprisable et une dupe ridicule. Mon ami, en discutant contre moi, élevait la question autant que possible, et, bien qu'il fût souvent cynique en paroles, il avait trop d'intelligence pour ne pas comprendre qu'avec moi il fallait idéaliser le but. Il invoquait donc mon amour pour nos enfants et l'intérêt de leur avenir. A cette considération sacrée, je ne pouvais opposer qu'un instinct de répugnance, mais un instinct si profond, si absolu, que je dus réfléchir, pour me rendre compte de la valeur que je devais lui accorder dans ma conscience. Une répugnance physique serait communement acceptée comme une excuse suffisante; je ne la trouverais pas suffisante, moi. Le devoir fait surmonter ces répugnances-là. On touche à des plaies infectes pour soulager un malade, même un malade que l'on n'aime pas et que l'on ne connaît pas. D'ailleurs mon mari ne m'inspirait aucun dégoût instinctif, il ne m'inspirait pas non plus d'aversion morale. Je ne demandais qu'à l'aimer fraternellement comme je m'y étais sentie disposée en recevant la première offre de notre association. Mais quand une fille chaste se décide au mariage, elle ne sait pas

du tout en quoi consiste le mariage, et peut prendre pour l'amour tout ce qui n'est pas l'amour. A trente ans, une femme ne peut plus se faire de vagues illusions, et, pour peu quelle ait de coeur et d'intelligence, elle sait le prix, je ne dis pas de sa personne, la personne pourrait se résigner à être humble, si elle pouvait se donner seule, comme une chose, mais de son être complet et indivisible." —— G. Sand ist mit dieser einfachen Darstellung noch nicht zufrieden, sie knüpft eine Reihe von Betrachtungen daran, wie es mit der Fortpflanzung des Menschengeschlechts beschaffen sein würde, wenn der Mann dem Weib nur aus Liebe nahen wollte u. s. w.

Das Gericht entschied Februar 1836 zu ihren Gunsten; sie erzählt, daß sie im entgegengesetzten Fall entschlossen war, mit ihren Kindern nach Amerika zu entfliehn. Nachdem diese Angelegenheit geordnet war, begab sie sich auf die Einladung Liszt's und seiner Freundin, der Gräfin Agoult (Daniel Stern), nach der Schweiz, wo sie zuerst mit Lamartine bekannt wurde.

In ihrer Novelle „André" ist die Schwäche eines gefühlvollen Menschen, der niemals offen Nein sagen kann, der eher einen heroischen Tod als ein hartes Wort ertragen möchte, der zum heimlichen Widerstand flüchtet, auch wenn dieser ihn in schwierigere Lagen bringt, als eine bestimmte einfache Erklärung, und der darüber zu der verwerflichsten Selbstsucht getrieben wird, mit einer erschreckenden Wahrheit geschildert. Eine Reihe, derber Naturen, die zwar nicht viel Gutes wollen, aber was sie wollen, fest wollen, auf die er in seiner Unbestimmtheit eine Art poetischen Reiz ausübt, sind ihm zum Relief gegeben; vor allen ein tyrannischer Vater und ein gutmüthiger, nicht sehr gewissenhafter Jugendfreund, der das Leben nimmt, wie es eben ist, der aber, wo es einen ernsten Conflict gilt, mit seinem Instinct Recht und Unrecht unterscheidet. Wenn schon in dieser Gruppe die ebenso feste als saubere Plastik erfreut, so wird das poetische Interesse erhöht durch eine ideale Natur, mit der André seiner natürlichen Anlage nach in Berührung kommt, für die aber diese Berührung verhängnißvoll werden muß. Genevieve, das Blumenmädchen, ist eine der zartesten Gestalten, die G. Sand gezeichnet hat. Der Uebergang aus dem Zustand der naiven, anmuthigen Unwissenheit, aus welcher die Lehren ihres Geliebten wie die bittern Erfahrungen des Lebens sie ziehn, in das Wissen der Wahrheit, in welchem sie sehr bald ihren Lehrer überragt, weil ihre freie Natur seine Schwächen durchschaut, ist sehr poetisch durchgeführt; ihre

zarte Erſcheinung wird durch den Schatten der derberen Griſetten, die ſie umgeben, gehoben. Es wird in ihr zum erſten Mal eine neue Wendung in dem Idealismus unſerer Dichterin deutlich. Ihre erſten idealen Frauen ſind gewaltig ſtrebſame Naturen, die über ihre Grenzen hinausgehn und das Recht ihres Geſchlechts durch einen Kampf mit dem Leben zu erobern glauben; in Geneviève tritt zum erſten Mal die Idee hervor, daß das Weib zur unendlichen Aufopferung beſtimmt ſei. Die Durchführung iſt in hohem Grade poetiſch, aber es iſt doch ein Mißklang darin: das Verhalten des Blumenmädchens bei der erſten Erklärung André's. G. Sand wollte ſie durch die Ruhe und Kälte als erhaben über den ſchwächlichen Liebhaber darſtellen, aber der Zug verſtimmt, der Charakter verliert dadurch jene Innigkeit, die nicht plötzlich auflodert, ſondern allmälig alle Adern durchdringt. Die Liebe erſcheint nicht als Knospe, es iſt ein heftiger, faſt gereizter Ausbruch, eine Poeſie des Contraſtes, und man wird doch bei dieſem zarten Weſen an Lelia erinnert, die von Eiskälte in plötzliche Gluth überſpringt.

Des nächſten Romanhelden Simon Charakter hat mit Benedict große Aehnlichkeit. Derſelbe fieberhafte aber unbeſtimmte Ehrgeiz hat über ſein Geſicht jene intereſſante Bläſſe ergoſſen, die den Romanhelden vom tüchtigen Menſchen unterſcheidet. Als Sohn des Volks verachtet er das bürgerliche Weſen, und betet die Ariſtokratie an, obgleich im Herzen Republikaner. Fiamma, die adelige Dame, läßt ſich ſeine Anbetung gefallen und verehrt ſeine Mutter, „eine von den Bäuerinnen, die es gegeben haben muß, ehe die patriarchaliſche Sitte durch das eiſerne Zeitalter verdrängt wurde," mit jener Herablaſſung, welche das edle Blut auch mit ſeiner Verehrung zu verbinden weiß; ſie zieht den ſchlichten Bauernſohn einem ſchönen leichtfertigen Marquis vor, der mit ihr für die Befreiung Italiens ſchwärmt. Ihr Vater, ein emigrirter Marquis, der nach der Reſtauration ſich in das induſtrielle Leben begeben hat, wird als Symbol des herzloſen Krämergeiſtes, der unter Umſtänden zu Niedrigkeiten, ja zu Verbrechen führen kann, verhöhnt. Fiamma — die beiläufig nicht die rechte Tochter ihres Vaters iſt, ſondern ihren Urſprung einem chevaleresken Räuber verdankt — iſt wieder eine jener ſouveränen Naturen, die man ſich nicht gern als ſeine Frau vorſtellt, und Simon der Poet iſt am wenigſten geeignet, ſie zu bändigen. —

Der bemerkenswertheſte Roman Balzac's aus dieſem Jahr iſt „le lys dans la vallée". Ein halber Knabe, in der größten Unſchuld auf-

gewachsen, kommt zum ersten Mal auf einen Ball und sieht Frau von Mortsauf, jene Lilie des Thals. „Meine Augen wurden plötzlich durch weiße, wogende Schultern getroffen, auf denen ich mich hätte wälzen mögen, Schultern von einer leichten Rosatinte, die zu erröthen schienen, als ob sie zum ersten Mal bloß wären; keusche Schultern, die eine Seele hatten, und deren feine Haut im Licht schillerte wie ein Seidengewebe. Diese Schultern waren durch eine Furche getrennt, der mein trunkener Blick folgte, kühner, als meine Hand gewesen wäre u. s. w." Nun geht es an die weiteren Körpertheile. „Der Hauch ihrer Seele athmete in den Falten der Sylben, wie der Ton sich in den Schlüsseln einer Flöte theilt; er erstarb wogend im Ohr, von wo aus er das Blut in schleunigerer Wallung vor sich hertrieb. Ihre Art, die Endungen in i auszusprechen, erinnerte an den Vogelgesang; sie flüsterte das ch wie eine Liebkosung, und ihr t zeugte von einem Despotismus des Herzens" (la manière dont elle attaquait les t accusait le despotisme du coeur). — Auch das Portrait erfordert ein medicinisches Studium; die Farben und Formen müssen motivirt werden. „Ihr Gesicht ist eins von jenen, die zu treffen den unfindbaren Künstler verlangt, dessen Hand den Wiederschein der innern Gluth zu malen und jenen leuchtenden Duft wiederzugeben weiß, den die Wissenschaft leugnet, den das Wort nicht ersetzt, den aber ein Liebender sieht. Ihre feinen aschblonden Haare machten sie häufig leiden, wahrscheinlich wegen der plötzlichen Reaction des Bluts nach dem Kopf. Ihre runde Stirn, hervorragend wie die Jucundens, schien voll von unausgedrückten Ideen, zurückgehaltenen Empfindungen, Blüthen, die in bitteren Wassern ertränkt waren. Ihre dunkelgrünen Augen, mit braunen Pünktchen besäet, waren beständig matt; aber wenn es sich um ihre Kinder handelte, so entquollen ihnen jene lebendigen Ausströmungen der Freude und des Schmerzes, die im Leben resignirter Frauen so selten sind, ihr Auge schoß ein feines Licht, das sich an den Quellen des Lebens zu entzünden und sie aufzuzehren schien; ein Blitz, der mir Thränen entlockte, als er mich mit einer furchtbaren Verachtung überdeckte. Eine griechische Nase, wie von Phidias gemeißelt und durch einen doppelten Bogen mit den elegant gekrümmten Lippen verbunden, vergeistigte ihr ovales Gesicht, dessen Teint, wie das Gewebe weißer Camelien, an den Wangen mit leichten Rosatönen sich färbte . . . Der Untertheil ihres Kopfs bot keine jener Höhlungen, durch die der Nacken mancher Frauen einem Baumstamm ähnlich sieht, ihre Muskeln zeichneten keine Sehnen darauf, und überall rundeten sich

die Linien in Windungen, die den Blick wie den Pinsel in Verzweiflung setzten. Ein leichter Flaum erstarb in der Länge ihrer Wangen bis am Halse und strahlte das Licht nach Art der Seide wieder. Ihre kleinen, wohlgebauten Ohren étaient des oreilles d'esclave et de mère." — „Ihre Haltung drückte Einfachheit aus, verbunden mit einer gewissen Scheu und träumerischem Wesen (jointe à je ne sais quoi d'interdit et de songeur), das anzog, wie ein Maler uns durch ein Gesicht fesselt, in welches sein Genie eine Welt von Empfindungen gelegt hat. Ihre sichtbaren Eigenschaften lassen sich nur durch Vergleiche wiedergeben. Erinnern Sie sich an den keuschen und wilden Parfum jener Haideblume in der Villa Deodati, deren Roth und Schwarz Sie bewunderten, und Sie werden errathen, wie diese Frau elegant sein konnte, und doch fern der Welt; natürlich in ihren Ausdrücken, gewählt in den Dingen, die sie zu den ihrigen machte; zugleich Rosa und Schwarz. Ihr Leib hatte die Frische (la verdeur), die wir in neuentfalteten Blättern bewundern; ihr Geist hatte das scharfe Gepräge des Wilden; sie war Kind in ihrer Empfindung, ernst durch das Leiden; zugleich Dame und Mädchen (châtelaine et bachelette) . . . . Gewöhnlich gesammelt, aufmerksam wie die Schildwache, auf der das Heil Aller beruht, entschlüpfte ihr doch zuweilen ein Lächeln, das ihr geheimes Innere verrieth. Ihre Coquetterie hatte etwas Geheimnißvolles und ließ ihre erste Natur, voll von lebendiger Flamme, ihre ersten blauen Träume durchscheinen, wie man den Himmel durch Wolken sieht. Diese unwillkürliche Offenbarung machte alle diejenigen nachdenklich, die eine innere Thräne nicht, getrocknet durch das Feuer der Begierden, in sich fühlten," u. s. w. Bei allem Schwulst ist doch viel Sinniges in dieser Beschreibung. Nachher geht es an die Möbeln, deren jedes eine Seele hat, wie die Schultern der Frau von Mortsauf.

Dann als Gegenbild ihr Gemahl: „Sein Gesicht erinnerte dunkel an einen weißen Wolf mit Blut an der Schnauze, denn seine Nase flammte wie die eines Menschen, dessen Leben in seinen Principien erschüttert, dessen Magen geschwächt und dessen Laune durch alle Krankheiten angesteckt ist. Seine platte Stirn, zu breit für seine Gesichtsform, die spitz zuging, der Länge nach durch ungleiche Stufen gefurcht," u. s. w. — Wie mikroskopisch das alles ist! — Durch dies Mikroskop entdeckt Balzac Schönheiten, wo Niemand sie vor ihm vermuthete, und er beschreibt seine Entdeckung mit einem Luxus des Details, einer anscheinenden Aufrichtigkeit, daß man befangen wird; die gewöhnlichen Begriffe von Schönheit werden umge-

stürzt. Man gebe ihm eine Frau von 40 Jahren, blaß, gelb, kränklich, die Augen von blauen Rändern umgeben, ja sie kann selbst bucklig sein oder hinken. Diese Gestalt schmückt er mit dem auserlesensten Geschmack; er giebt ihrem Blick eine eigenthümliche magnetische Kraft, jeder ihrer Bewegungen eine verführerische, wollüstige Nachlässigkeit, vermischt mit vornehmer Grazie. Auf ihrem gelben Teint mischt ein günstiges Zwielicht die bezauberndsten Schattirungen, in den Falten ihrer Schläfe, in den Umrissen ihrer Nase, in den Linien ihres Busens, in ihren Mundwinkeln, in ihren Ohren, in ihren Haaren, in ihren Nägeln entdeckt er eine ganze Welt von Wundern, von denen wir keinen Begriff gehabt; wir sind geblendet, hingerissen, es ist nicht mehr eine bejahrte Frau, gelb und verwachsen; es ist eine Helena, die selbst Greise entzücken muß. Das Verhältniß zwischen Frau von Mortsauf und ihrem Anbeter bleibt tugendhaft; aber das veranlaßt eine namenlose Krankheit, an der sie stirbt, und vorher, nach manchen wilden Auftritten, folgenden Dialog: „Henriette! Idol, dessen Anbetung die gegen Gott überwiegt, Lilienblume meines Lebens, wie kannst Du es nicht wissen, Du, die doch mein Gewissen vertritt, daß ich mit Deinem Herzen so verwachsen bin (que je suis bien incarné à votre coeur), daß meine Seele hier ist, wenn meine Person sich in Paris befindet. Muß ich denn sagen, daß ich in 11 Stunden hergekommen bin, daß jedes Umdrehen des Rades eine Welt von Gedanken und Begierden mit sich führte, die zum Ausbruch kam, sobald ich Dich sah . . ." — „Sprich! ich bin meiner sicher, ich kann Dich hören ohne Verbrechen. Gott will nicht, daß ich sterbe; er schickt Dich mir, wie er den Creaturen seinen Athem verleiht, wie er den Regen auf die ausgedörrte Erde sendet; sprich: liebst Du mich auf eine heilige Art?" — „Heilig." — „Wie eine Jungfrau Maria, die in ihrem Schleier und ihrer weißen Krone bleiben soll?" — „Wie eine sichtbare Jungfrau Maria." — „Wie eine Schwester?" — „Wie eine zu geliebte Schwester." — „Wie eine Mutter?" — „Wie eine Mutter, die man heimlich begehrt." (!) — „Ritterlich, ohne Hoffnung?" — „Ritterlich, aber mit Hoffnung" u. s. w.

Es ist mit dieser tugendhaften Liebe ein heikles Ding; es liegt darin zuweilen mehr geheime Unsittlichkeit, als in der offnen Lust. „Le mariage m'avait laissé dans l'ignorance qui donne à l'âme des jeunes filles la beauté des anges; j'étais mère (von zwei Kindern), il est vrai, mais l'amour ne m'avait point environnée de ses plaisirs permis." — Der junge Mann tröstet sich nach ihrem schrecklichen Tode schnell genug;

er ist nicht abgeneigt — ihre Tochter zu heirathen! diese schlägt ihn aus, und nach einigen weiteren Körben lebt er in verständiger, fashionabler Ehe mit einer jungen Frau.

Viel besser durchgeführt sind „Les illusions perdues“ 1836 mit den Forsetzungen „Un grand homme de province à Paris“ und „David Séchard“. Es hatte sich mehr und mehr in Frankreich das Vorurtheil herausgestellt, daß dem Genius, den man nur im Dichter anerkannte, alle Rücksichten und Gesetze des Lebens geopfert werden müßten; dieses Vorurtheil hat Balzac mit einer Bitterkeit gegeißelt, die jedem Freund der Wahrheit wohlthut. Sein Lucien ist eins dieser übermüthigen Genies, welches kraft seiner Laute sich über die Welt erhaben dünkt; seine Umgebungen sind derselben Ansicht; seine Familie opfert sich für ihn auf, was er sich mit herablassender Huld gefallen läßt; eine ziemlich bejahrte Dame aus der Provinz wirft ihm mit dem gewöhnlichen Cynismus ihre Liebe an den Hals und entführt ihn endlich nach Paris, wo sich freilich zeigt, daß er den Dimensionen einer Weltstadt nicht gewachsen ist. Aus dem Genius wird ein literarischer Industrieritter, und er versinkt zuletzt in eine bodenlose Gemeinheit. Die Entwickelung ist von seltener Folgerichtigkeit. Diesem falschen Genie wird ein echtes gegenübergestellt: der Papierfabrikant Séchard, der alle Kräfte seines Geistes darauf wendet, ein wohlfeiles Papier zu erfinden, um dadurch seine Familie zu ernähren, der aber, wie das Genie überhaupt, von herzlosen Capitalisten ausgebeutet wird. Wenn also in der Form eine Reaction gegen die Romantik eingetreten ist, wenn man das Genie nicht blos in dem Versbau, sondern auch in der industriellen Arbeit sucht, so wird das Wesen der Sache nicht geändert. Séchard ist der Chatterton der Industrie, was freilich immer viel besser ist, als wenn Falschmünzer und Mörder, Bautrin und Ferragus diese Rolle spielen müssen.

In demselben Jahr sammelte Balzac, von seiner prophetischen Mission fest überzeugt, seine bisherigen Werke unter dem Titel „la comédie humaine“. Um das Gesammtbild der Gesellschaft aus der Restauration, für deren Buffon er sich hielt, und von der sich das neue Geschlecht mit seinen jungen Begierden durch eine tiefe Kluft getrennt fühlte, auch äußerlich kenntlich zu machen, führte er in allen einzelnen Novellen die nämlichen Hauptfiguren ein, und schob so eine chimärische Geschichte schattenhaft vor die wirkliche, bis er sich endlich die reale Existenz seiner Typen einredete. Die Kritik fing an, scharf gegen ihn aufzutreten, sein unruhiges

Weſen brachte ihn mit allen Dichtern und Journaliſten in häßliche Colliſionen, und in der Haſt, den Ueberfluß, von dem er bisher nur geträumt, in der That zu erwidern, ergab er ſich der tollſten Induſtrie.

Balzac iſt ein Genremaler von erſtem Range, aber ein falſcher und gefährlicher Moraliſt. Es ſind nicht große Leidenſchaften, die er darſtellt, er verſteht nur die kleinen Regungen der Seele in ſtarken fieberhaften Schwingungen wiederzugeben und ſie in ihren unzähligen Nuancen auszumalen. Er faßt das Leben nur von der kleinen Seite auf und macht die Wirklichkeit noch brutaler, als ſie iſt. Durch ſeine anatomiſchen Studien glaubte er ſich überzeugt zu haben, daß alle Kraft und Erhebung des Geiſtes nur aus dem Zuſammenwirken kleiner Umſtände hervorgeht: die Empfindungen verwandeln ſich in thieriſche Begierden, die Tugend in phariſäiſche Berechnung. In ſeinem phyſiologiſchen Fanatismus zerrt er das menſchliche Herz mit ſeinen Leidenſchaften, Laſtern und Tugenden auseinander wie eine Gliederpuppe, er analyſirt ſelbſt den Inſtinct: die Seelenbewegungen, z. B. des Schrecks, des Entzückens u. ſ. w. werden durch alle Adern, Nerven, durch das Rückenmark, durch die Eingeweide verfolgt; dem ſecirenden Phyſiologen öffnen ſich alle mikroſkopiſch erweiterte Poren, wie Gulliver bei den Rieſen: er ſieht durch die Haut bis tief in das Innere hinein. So ſagt er von einem ſeiner Helden: „Il nous sembla voir les pores de son visage, et surtout ceux de son front, livrer passage au sentiment intérieur dont il était pénetré.“ Zuweilen denkt er ſo tief über ſein Modell nach, daß er vergißt, es zu malen. Er häuft die empiriſchen Anſchauungen von allen Seiten verſchwenderiſch zuſammen, das Zufällige und Abnorme hart neben dem Weſentlichen und Typiſchen; indem er das Detail mit gleichmäßiger Virtuoſität ausmalt, geht der Eindruck des Ganzen verloren. Es widerfährt ihm das Schickſal des Malers Frenhofer, das er in Le chef-d'oeuvre inconnu erzählt. Dieſer hat ein ſchönes Weib gemalt, arbeitet aber, um die höchſte Vollkommenheit zu erreichen, zehn Jahre daran, indem er immer noch anmuthigere Linien, feinere und ſinnvollere Farben darauf anbringt, bis ſich zuletzt Alles in ein wüſtes Farbengemiſch verliert, in dem man keine beſtimmte Geſtalt mehr unterſcheidet. Er ſelber, nur ſein Schaffen im Auge, glaubt das höchſte Ideal erreicht zu haben. — Durch zu weit getriebenes Raffinement verliert die Phyſiognomie ihren Charakter; die Einzelheiten häufen ſich ſo, daß ſich das Ganze unnatürlich verzerrt; die Phyſiognomie wird zu einem Glied jenes myſtiſchen Pan herabgeſetzt, der in einem peinlichen Durcheinander ſchreien-

der Farben, in einem Labyrinth kabbalistischer Linien fratzenhaft uns anstarrt.

Trotz seiner ungeheuern Fruchtbarkeit schrieb Balzac mühsam; sein Gedanke befreite sich nur mit Anstrengung von den dicken Wolken, die ihn verdunkelten, er sah ihn, wie durch einen Nebel. Anstatt aber die völlige Klärung abzuwarten, begann er sofort zu produciren, ohne zu wissen, wohin er wollte. So zögerte er, tastete nach allen Seiten, erwartete die Inspiration, die nicht kommen wollte, und verlor sich nicht selten in eine Sackgasse. Mehrere von seinen Romanen blieben jahrelang in der Mitte stehn, weil er die Entwickelung nicht finden konnte, die für seinen Gedanken nothwendig war: nicht selten gab er dann die ursprüngliche Idee auf, und Charaktere, die zuerst ganz realistisch in bescheidenen Umrissen angelegt waren, dehnten sich gigantisch aus und verloren sich ins Mystische. Zuweilen wie durch einen Blitz zeigte sich die ganze Landschaft in den glänzendsten Farben, gleich darauf aber war Alles in Dunkel gehüllt, als ob die Inspiration plötzlich erloschen war. Diese Anstrengung, sich über seine Gedanken klar zu werden, verursachte zum Theil den Schwulst seines Stils. Es war als wenn er sich nie genug thun konnte, und in dem Bestreben, immer feiner und tiefsinniger sein Thema auszuführen, wurde er zuletzt ganz undeutlich und verworren.

Mit der Unordnung seines Talents hängt jene Unsicherheit des Urtheils zusammen, die zuletzt zu einer gedrückten Stimmung führt, zum Weltschmerz, der nichts Andres ist, als die Unfähigkeit, sich ein Ideal vorzustellen. Balzac hat ihn sehr fein verspottet (Aimer sans espoir, être dégoûté de la vie, ce sont aujourd'hui des positions sociales u. s. w.), aber der Spott trifft ihn selber. Wenn man nicht mehr weiß, was gut und böse ist, so wird man bald schwermüthig und blasirt. Abgespanntheit, die sich auf eine wohlbesetzte Tafel und eine gute Havannah resignirt, oder die — ins Kloster geht. Darin ist Balzac echter Katholik, er hat diese Zuflucht verkümmerter Gemüther augenblicklich bei der Hand, und seine Helden schlagen, wie Calderon's, im Augenblick, wo sie morden, lästern und spotten, im Stillen ein Kreuz, um sich auf alle Fälle für die Zukunft zu sichern.

Die Mystik hängt durchweg mit dem Skepticismus zusammen, der über dem Einzelnen die Totalität des Lebens und seine großen Unterschiede aus den Augen verliert. Balzac ist Skeptiker in der Religion, der Sittlichkeit, der Politik; das hindert ihn aber nicht, von Zeit zu Zeit für

Alles zu entbrennen. Namentlich hat er bedenkliche Anwandlungen von Religiosität, und stürzt sich dann aus Angst vor dem Chaos, das er um sich und in sich fühlt, in die Nacht der unbedingten Entsagung; er jammert über den Protestantismus, der den Menschen zum Denken verführt und ihn dann im Stich läßt, und ruft mit Rousseau: l'homme qui pense est un animal dépravé. Er wird erst katholisch, dann ultramontan, ja er taucht sich in alle Formen des Aberglaubens, um seinen zweifelnden Verstand zu übertäuben; der thierische Magnetismus muß ihm das Dasein Gottes, die Hexerei die Unsterblichkeit der Seele und die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau erweisen. Der Himmel ist nur eine Folie für das eitle, in frevelhafte Selbstanbetung versunkene Herz; seine eigentliche Stätte ist die Erde mit ihren unreinen Lüsten und ihrer glaubenlosen Verworrenheit. Sein Ideal ist die sogenannte Wirklichkeit: jener Theil der Welt, der übrig bleibt, wenn man ihr die Seele nimmt. Ein scharfsinniger Anatom einer Gesellschaft, die zuweilen selber daran zweifelt, ob sie noch zu den Lebenden oder zu den Todten gehört, hat er das Zeitalter durch seine Laster getroffen; jene krankhafte Einbildungskraft, die nach dem Unerhörten jagt, weil sie keine Liebe zu den Dingen hat: jene vergiftete Ironie ohne Freude und Humor; jene Vorliebe für den Contrast, die zuletzt in einer faden Coquetterie endigt. Selbst seine Weltkenntniß hat etwas Irrationelles, sie ist von jener Sehnsucht nach einem Unbekannten gefärbt, das man nicht findet, weil man nicht weiß, was man eigentlich sucht. Daher seine Neigung bald zur Swedenborg'schen Mystik, bald zum Socialismus. Der Socialismus vertieft sich in die Mystik der bestehenden Einrichtungen mit einer so einseitigen Abstraction, daß er den einfachen Sinn derselben nicht mehr versteht; er entspringt aus der Sehnsucht nach einem Universalmittel, welches die Menschen in Stand setzen soll, sich der Wirklichkeit zu entschlagen; denn diese Dichter, die sich maulwurfartig in die „Wirklichkeit" eingraben, sind eigentlich von einem leidenschaftlichen Haß gegen eben diese Wirklichkeit erfüllt, und glauben nur noch an eine allein seligmachende Formel, die sie durch ihre Absolutheit des individuellen Denkens und Arbeitens überheben soll, und die nur den Uebelstand hat, daß sie sie noch nicht kennen.

Balzac besaß eine Fülle von Esprit, aber es fehlte ihm der gesunde Menschenverstand. Sein Gehirn war in beständiger Gährung, Einfälle und Bilder strömten ihm in unermeßlicher Fülle zu, und bei seiner unablässigen Beobachtung und seinem starken Gedächtniß hatte er immer eine

Menge von Thatsachen zur Disposition, die seinen Eingebungen den Anschein des Lebens verliehn; aber es fehlte seiner Seele die Gesundheit, die zur richtigen Erkenntniß sittlicher Zustände gehört. Trotz seiner Virtuosität in der Analyse zusammengesetzter Motive war er selbst widerstandslos gegen jede verrückte Einbildung, jeden phantastischen Plan. Er hielt sich für berufen, das Absolute zu finden, und wenn er Scharfsinn genug besaß, den Schein vom Wesen zu scheiden, so glaubte er doch der Aufschneiderei jedes Alchymisten. Er bedurfte einer Religion und suchte sie als echter Skeptiker bei den schalsten Quacksalbern. Seine Phantasie war von den Bildern Lord Byron's angefüllt, mit glänzenden Waffen, schwarzen Rossen, venetianischen Gondeln, griechischen Sclavinnen u. s. w.; leider war er aber nicht geboren im Ueberfluß, er mußte, was sein Vorbild naturwüchsig schilderte, durch Betriebsamkeit erst zu erschwindeln suchen. Der ursprüngliche Don Juan war schon als Kind an die wildesten ausschweifendsten Genüsse gewöhnt: er war despotisch gegen die sittlichen Begriffe weil er es nicht anders konnte, blasirt, weil Jeder nur ein gewisses Maß der Lebenskraft besitzt; die moderne Romantik dagegen sehnte sich nach diesem Despotismus, nach diesem Laster, nach dieser Blasirtheit, die ihr das Schicksal versagte, und um das Schlechte zu erreichen, gab sie sich zum Gemeinen her; sie verherrlichte die Industrieritter, weil sie die Aristokratie beneidete; sie hob auf den Altar Vautrin, weil ihr der Cultus eines Nero und Heliogabal versagt war.

Was dieser Unnatur aber erst ihre volle Bedeutung giebt, ist das sehr große Talent, die wirkliche Begabung und der wunderbare Reichthum an realen Anschauungen. Rohe Machwerke, die aus dem Fieberwahnsinn einer betrunkenen oder überreizten Phantasie hervorgehn, wie bei Eugen Sue oder auch Frédéric Soulié, nimmt man als eine Art Naturproduct hin; diese saubere, zuweilen ängstliche, sehr häufig graziöse Zeichnung aber, wie sie Balzac giebt; dieser Reichthum nicht nur an realen Anschauungen, sondern auch an tiefen, zarten und schönen Blicken in das menschliche Herz; dieser Sinn für Wahrheit und dazu die vollständige Versenktheit in die Welt der Lüge, der Eitelkeit, des Wahnsinns und des Verbrechens — das macht einen peinlichen, unheimlichen Eindruck.

Noch peinlicher ist der Eindruck in Soulié's „le conseiller d'état", einer Ehestandsgeschichte der greulichsten Art, mit dem Hautgout von Nothzucht und allen möglichen Verbrechen, voll der abenteuerlichsten Erfindungen und Combinationen, aber sehr geschickt geschrieben und spannend. Der

man ſpielt in den Kämpfen der Julirevolution. — Janin's „le emin de traverse“ läuft ihm indeſſen noch den Rang ab.

Chriſtoph, ein armer frère Ignorantin, verſieht auf einem Dorf die hulmeiſterſtelle. Trotz ſeiner großen Beſcheidenheit wird er durch einen glaublichen Wiſſensdrang dahin getrieben, nicht nur ohne alle Hilfsmittel d ohne allen Unterricht Lateiniſch und Griechiſch zu lernen, ſondern auch e Schriftſteller des Alterthums von Homer an bis tief in die Kaiſerzeit ein durchzuſtudiren. Er muß ſeine Gelehrſamkeit ſorgfältig verbergen, n die Regel ſeines Ordens heiſcht vollſtändige Unwiſſenheit. Nur em ſeiner Schüler, Prosper Chavigni, dem Sohn eines wohlhabenden uern, vertraut er ſich an und weiht denſelben in alle Geheimniſſe der ilologie ein; auf dieſen hat aber die Lecture der alten Schriftſteller den hſamſten Einfluß: er ſchwärmt für den Luxus und die Verwilderung : Kaiſerzeit und betet in allem Ernſt die Meſſaline an. Dieſe Liebe igert ſich ſo, daß er ſich abzehrt und endlich nach Paris geht, um dort Freuden eines Nero und Heliogabal kennen zu lernen. Bei dem rſchenden Egoismus des Pariſer Lebens, der mit ſorgfältiger Detail- heit dargeſtellt iſt, geräth er zu Anfang in das größte Elend, bis ſich routinirter Weltmann ſeiner annimmt, der in den höchſten Kreiſen der ſellſchaft Zugang hat, und wie ſich ſpäter ergiebt, ſein Onkel iſt. ieſer giebt ihm Gold mit vollen Händen, weiht ihn in alle Freuden des xus ein, enthüllt ihm die Geheimniſſe der Weltmenſchenmoral, lehrt ihn gut kleiden, die wildeſten Roſſe bändigen, Menſchen ohne erhebliche ranlaſſung im Duell tödten, und ſetzt außerdem ſeine gelehrten und iſtiſchen Studien mit ihm fort. So hält ſich Prosper bereits für einen llkommenen Gentleman, bis ſich eines ſchönen Morgens ergiebt, daß der te Onkel ſeinen Reichthum durch eine ganz eigenthümliche geſellſchaftliche tellung erwirbt: er iſt Chef des ſchwarzen Kabinets, in welchem zur it der Reſtauration die Briefe erbrochen werden. An dieſer Schande ll Prosper keinen Theil nehmen; er hat ſchon die Abſicht, ſich ſelbſt tödten, da verſucht er noch einmal ſein Glück im Spiel und gewinnt einer Nacht die beſcheidene Summe von 2—300,000 Francs. Da- rch hätte er ein ſolides Auskommen, allein das genügt ihm nicht, er ll die Geſellſchaft, die ihn ausgeſtoßen hat, demüthigen. Zu dieſem veck reiſt er nach Italien und ſucht ſich ein bildſchönes Mädchen aus, lches er mitbringt und für ſeine Frau ausgiebt, obgleich ſie nicht einmal ne Maitreſſe iſt. Dieſe muß mit allen Großen der Erde coquettiren

mit den Fürsten der Kirche, des Adels und der Börse, und ihm dadurch den Weg zur Erwerbung unermeßlicher Reichthümer und hoher Ehrenstellen eröffnen. Er wird sogar zu den Hofbällen geladen und tanzt auf einem Ball der Herzogin von Berry im Costum eines Herzogs von Montmorency. Hier aber bemerkt er zum ersten Mal, aufmerksam gemacht durch seinen Freund Christoph, daß die Welt, indem sie mit ihm umgeht, ihn doch etwas leicht behandelt. Um sich ihre Achtung wiederzugewinnen, fordert er zuerst einen Edelmann, der seiner Frau auf etwas handgreifliche Weise die Cour macht, zu einem Dolchduell und stößt ihn nieder. Dann giebt er ein großes Fest, auf welchem er die Frau, die sein Glück gemacht, der geehrten Gesellschaft vorstellt und ihr erklärt, er habe sie zum Besten gehalten: sie habe geglaubt, ihn zum Hahnrei zu machen, er habe ihr aber nur einen Köder vorgeworfen. Allein diese Erklärung hat nicht die beabsichtigte Wirkung; die Gesellschaft bedauert vielmehr die Frau, die er auf eine so rücksichtslose Weise ihr preisgiebt, und läßt ihn im Stich. Er ist wieder dem Selbstmord nahe, da ergiebt sich, daß jene Frau sich eigentlich nur aus Liebe für ihn geopfert hat; er heirathet sie also und kann nun, da er den schmachvoll erworbenen Reichthum keineswegs aufzugeben braucht, als glücklicher Grundbesitzer seine Tage in stiller Zufriedenheit beschließen. Er krönt seine Handlungsweise, als er dem Weib, das er bis dahin mit Füßen getreten, zuruft: „Je t'aime d'amour! je t'aime pour toi! j'aime ta beauté pour ta beauté! tu es ma femme, tu es ma maîtresse, tu es mon Dieu! car à coup sûr c'est toi qui as crée le soleil et la terre!!“ — Das ist der krumme Weg.

Sein Freund Christoph wird der Kenntniß des Lateinischen und Griechischen verdächtig und deshalb von seiner Schullehrerstelle vertrieben. Er wandert aus und wird unterwegs von einem Wagen übergefahren; eine mitleidige Familie nimmt sich seiner an. Der arme Schulmeister verwandelt sich plötzlich in einen schönen und geistreichen jungen Mann. Jene Familie gehört zum ersten Adel Frankreichs. Die Tochter des Hauses verliebt sich ohne weiteres in den schönen Schulmeister, und der stolze Herzog giebt sie ihm auch gern zur Ehe, nachdem er vorher durch seine Vermittelung Staatsrath und Baron geworden ist. — Das ist der grade Weg. —

Die Geschichte selbst ist nur Nebensache. In den Vordergrund tritt fortwährend die empfindsame und paradoxe Reflexion über Kirche, Literatur, Gesellschaft und Menschenleben überhaupt. Darüber wird der Inhalt so

nachläſſigt, daß Janin dieſelbe Begebenheit zuweilen zweimal erzählt, daß er einmal ſogar den Namen eines ſeiner Helden vergißt. — Die lexionen ſind zum Theil nicht ohne Intereſſe, aber durchaus in Heine's nier, d. h. abwechſelnd zwiſchen Melancholie und ſittlichem Pathos und genloſer Frivolität, zwiſchen jener Sehnſucht nach einem feſten Glauben, die Epigonen des Revolutionszeitalters charakteriſirt, und jener Frivo-, die ſogar des Zweifels ſpottet. —

Von der Detailmalerei muß doch eine Probe gegeben werden. — Der une Prieſter wird durch freche Spaßvögel in ein Bordell verlockt, r dem Vorgeben, es ſei ein Hospiz ſeines Ordens. Er liegt im Bett, tritt ein Weib ein: „une impudique femme toute nue, les cheveux rs sur tout son corps, excepté sur sa gorge; elle tenait à la n un flambeau qui jetait sur son visage tout rouge le nuage d'une ée infecte. Cette créature de l'autre monde essayait en vain de rire, le sommeil fermait ses yeux. Je ne sais quoi de blanc et huileux lui servait de robe entr'ouverte... Cette masse horrible ait d'aucun sexe et d'aucun âge, c'étaient des chairs mal nourries pantelantes, c'était sur son visage un fard cresseux et sans éclat, ait, sur toute cette créature anéantie, une misère si profonde qu'il fallu un oeil beaucoup plus exercé que l'oeil du bon Christophe, r aller chercher le vice primitif que recouvrait ce tuf de hideuse crasseuse pauvreté.“ — Dicht daneben ſtirbt eins der Freudenmädchen, ig verlaſſen, während die andern ihre Orgien feiern. Als der Prieſter Thür aufmacht: „une odeur nauséabonde de fièvre et de mort, ztemps comprimée dans ces murailles, s'éleva de partout“ — u. ſ. w. — tte mort dérangeait toutes les terribles habitudes du vice; elle arrassait cette débauche réglée; ce cadavre immobile gênait les es cadavres mobiles dont il faisait partie... Obéissante jusqu' à fin à ces voluptés de la foule qu'elle avait subies jusqu' à la la patiente avait contenu ses cris d'angoisse pour ne pas troubler cris de joie“ u. ſ. w.

Erfreulich ſtechen dagegen einzelne zarte Gemälde ab: „Arthur“ von ttinguer (51. 3.) und „Picciola“ von Saintine (46. 3.), ein nd idylliſches Bild, die Geſchichte einer einſamen Blume, die in den pfen Mauern eines Kerkers wächſt und der Troſt des Gefangenen wird.

Großes Aufſehen erregten die pikanten Feuilletons, welche Delphine Girardin unter dem Pſeudonym eines Vicomte de Launay in den

„Courrier de Paris“ ſchrieb. Das Incognito war im Ganzen nur ſchwach bewahrt: wenn der Vicomte zuweilen den Säbel klirren ließ und den Ton eines Libertin annahm, ſo erkannte man in der Aufmerkſamkeit auf die Toiletten, auf die Nerven und auf die Nuancen der Geſichtsfarbe die Frau heraus. Wenn ſie von Thränen der Rührung erzählte, machte ſie dabei zugleich auf das fein geſtickte und parfumirte Schnupftuch aufmerkſam, mit dem ſie dieſelben trocknete, und wenn ſie von dem Einfluß ihrer Ideen auf das Jahrhundert redete, unterließ ſie nicht, auf die tiefere Bedeutung der Glacéhandſchuhe für die Geſellſchaft aufmerkſam zu machen. Der Stil war von jenem Hautgout, den die Franzoſen marivaudage moqueur nennen: ein anmuthiges Geplauder über Alles und nichts, über die Bälle des Bürgerſtands und über die ariſtokratiſchen Salons, über die Revolution und den neuen Schnitt der Manſchetten, über ein pikantes Bonmot der Herzogin von So oder So und über die Politik Guizot's, über das feine Benehmen des Fürſten Metternich und über die Romane von Paul de Kock. Als Frau von Girardin ſpäter unter dem Titel Lettres Parisiennes dieſe Plaudereien mit ihrem Namen unterzeichnete, war man doch einigermaßen betroffen, denn für eine Frau kamen wunderliche Dinge darin vor. Früher war der Salon (le monde) der Mittelpunkt des franzöſiſchen Geiſtes, in welchem die Traditionen des guten Geſchmacks gegen den Wechſel der populären Launen und Stimmungen aufrecht gehalten wurden. Aber dieſe Einwirkung war an die ariſtokratiſche Excluſivität der Salons geknüpft. Der Journalismus iſt eine demokratiſche Macht; er überträgt den Richterſpruch an alle Welt, und die Unbefangenheit der Epigramme und Complimente, der Bonmots und der Médiſance hört auf, ſobald man das ganze Publicum zu Tiſch einladet. Die Menge freut ſich nicht an den kleinen zierlichen Spielereien der guten Geſellſchaft, ſie ſucht vor allen Dingen nach dem Scandal.

Neben dem Roman machte ſich auch das Epos geltend. Edgar Quinet's Heldengedicht über Napoleon, diesmal in Alexandrinern, enthält einige kühn aufgefaßte Züge, in denen der Realismus ſogar aus der epiſchen Kunſtform heraustritt; aber im Allgemeinen überwiegt die lyriſche Empfindung und die Symbolik: Napoleon hält Geſpräche mit ſeiner Seele und überraſcht uns zuweilen durch Reflexionen, die ſeinem Vorbild fern liegen, als irgend einem andern Menſchen. Er wird als Repräſentant des Volks aufgefaßt! In der Einleitung, die beiläufig die epiſche Poeſie grade ſo als den Gipfel aller Dichtung darſtellt, wie Victor Hugo's

leitungen die dramatiſche, ſchildert Quinet das Wirken der mythenbildenden Subſtanz in der modernen Zeit. Bei einer großen Erſcheinung iſt die Phantaſie des Volks ſofort geſchäftig, die wunderbarſten Farben anzuwenden, und das Unmögliche findet bei ihm Glauben, ſobald es ſich auf ſeinen Helden bezieht. Da aber moderne Schlachten, in denen der kalt überlegende Verſtand mit ſouverainem Plan über einförmige Maſſen verfügt, ſich der poetiſchen Darſtellung entziehn, ſucht Quinet das Poetiſche hauptſächlich in dem romantiſchen Außenwerk, in den Pyramiden, dem Nil u. ſ. w. Eine Zigeunerin tritt auf, die dem Helden ſeine künftige Größe prophezeiht; das Verhältniß zu Joſephine wird zart behandelt. Napoleon ſelbſt tritt wenig auf, damit der Schatten ſeines Namens einen deſto größern Raum finde: mit einem Wort, Quinet bringt weniger die Geſchichte Napoleon's zur Geltung, als ſein eignes durch dieſe Geſchichte angeregtes Empfinden. —

Weit nachhaltiger in ſeiner Wirkung war Lamartine's „Jocelyn, Journal trouvé chez un curé de village“ März 1836, neben den „Meditationen“ unzweifelhaft das Beſte, was er geſchrieben: er hielt aber in der Vorrede für angezeigt, das Publicum zu verſtändigen, das Gedicht ſei nur als Fragment aufzufaſſen, und werde das richtige Verſtändniß erſt in einem weltumfaſſenden Epos über die Entwickelung der Menſchheit finden.

Idylliſche Bilder aus dem Leben eines Landgeiſtlichen waren bereits unter der Kaiſerzeit ſehr beliebt. Die Religion war in Cours gekommen und man malte ſich ſeine Paſtoren ungefähr ſo aus, wie Florian ſeine Hirten: in ſtillem Frieden über dem Gewühl der Welt, beſcheiden und doch von den erhabenſten Bildern erfüllt. So hat ſchon Delille dieſen Stand dargeſtellt. — Lamartine hatte nun die glückliche Idee, die inneren Conflikte dieſes Berufs zu entwickeln, in einer Periode, wo die unmittelbar zwingende Kraft der Autorität gebrochen war. Er ſtellt die inneren Seelenkämpfe zwiſchen der Neigung und der Pflicht, der ſinnlichen Kraft und der Entſagung, dem Verſtand und der Ueberlieferung dar, nicht eigentlich tief, aber warm und mit einer Beredſamkeit, die aus dem Herzen kommt. Das Urbild ſeines Landpfarrers ſoll ſein alter Freund, der Abbé Dumont, geweſen ſein; doch iſt der Realismus der Charakteriſtik gering; auch Jocelyn gehört zu den Phantaſiebildern, die in René ihren Vater anerkennen. — Der Inhalt iſt folgender.

Jocelyn, ein junger Menſch von lebhafter Sinnlichkeit, der uns zuerſt in einem Ball entgegentritt, entſchließt ſich aus Liebe zu ſeiner Schweſter

die zur Heirath mit ihrem Geliebten eine Aussteuer bedarf, der Welt zu entsagen und Priester zu werden. Er tritt ins Seminar, wo er sieben Jahre in Ossianischen Träumereien verlebt, bis die Revolution die Anstalt sprengt. Er flieht in eine Alpengegend im Dauphiné, und stellt dort seine Betrachtungen über die Revolutionen an. Ein junges Mädchen, Laurence, die Tochter eines Geächteten, flieht vor ihren Verfolgern in Knabentracht in seine Berge, er nimmt sich ihrer an, hält sie für einen Knaben, und lebt ein Jahr hindurch mit ihr in der zartesten Freundschaft, bis er endlich ihr Geschlecht entdeckt und nun über die Natur seiner Empfindungen in Gewissensbisse verfällt. Doch überwiegt noch die Liebe, er schwört ihr ewige Treue. Noch hat er das verhängnißvolle Gelübde nicht abgelegt. Da wird er abberufen, um seinem Abt, der im Gefängniß zu Grenoble das Schaffot erwartet, die letzten Sacramente zu ertheilen. In dieser Zeit des Unglaubens und der Verfolgung sollen die Gläubigen enger zusammenhalten. Er läßt sich durch die Androhung von Flüchen u. s. w. bewegen, wirklich Priester zu werden. Laurence geräth in Verzweiflung über seine Untreue, er selber klagt seine eigne Schwäche, so wie Gott an, und bereut seine falsche Tugend. Es ist zu spät. Im Kloster von Grenoble findet er seinen Aufenthalt. In der öffentlichen Stimmung ist mittlerweile eine große Reaction eingetreten, man verehrt die Priester als Heilige. Er hängt in seiner Einsamkeit Faustischen Betrachtungen nach, beschäftigt sich mit den conventionellen Klosterempfindungen und verfällt auch auf communistische Träumereien. Auf einer Reise nach Paris 1800 sieht er Laurence wieder, als Gefallene; sie sucht wieder anzuknüpfen, er flieht sie, macht eine Elegie darauf, und findet endlich Gelegenheit, ihr die letzte Oelung zu ertheilen. Zuletzt beschäftigt er sich damit, armen Kindern Unterricht zu ertheilen, und in dieser Beschäftigung stirbt er.

Die Betrachtungen über religiöse, sociale und auch politische Fragen, die einen großen Theil des Buchs ausfüllen, zeichnen sich nicht grade durch Tiefe aus. Aber in den innern Kämpfen des Herzens, in den Irrungen und Wandlungen des Gefühls ist Stimmung und mitunter wirkliche Kraft, und was dem Gedicht einen besondern Reiz giebt, diesmal theilt die Natur energischer das Leben der Seele. Es scheint, als ob Lamartine eine gewisse Breite des Raums bedurfte, um das landschaftliche Leben zur Geltung zu bringen.

Ein Zeichen von dem Ansehn, in welchem Lamartine bei der

Jugend ſtand, iſt die Epiſtel, welche „das Kind des Jahrhunderts“ damals an ihn richtete.

J'ai cru pendant long-temps que j'étais las du monde;
J'ai dit que je niais, croyant avoir douté;
Et j'ai pris devant moi pour une nuit profonde
Mon ombre qui passait, pleine de vanité.
Poète, je t'écris pour te dire que j'aime,
Qu'un rayon du soleil est tombé jusqu'à moi,
Et qu'en un jour de deuil et de douleur suprême
Les pleurs que je versais m'ont fait penser à toi.

Er erzählt hierauf, wie ſeine Geliebte treulos an ihm gehandelt, und wie ihm infolge deſſen das ganze Leben als eine wüſte Steppe des Laſters erſchienen ſei. Er ſchildert die entſetzliche Nacht, wo er die Entdeckung machte.

Au milieu des transports d'un peuple furieux
Qui semblait en passant crier à ma jeunesse:
„Toi qui pleures ce soir, n'as-tu pas ri comme eux?“

In dieſem Kampf zwiſchen Leben und Sterben habe er ſich an Lamartine erinnert und erkannt, der Gott des Dichters ſei auch der ſeinige. Lamartine nahm das Gedicht nicht ganz ſo auf als erwartet wurde, er behandelte in der Antwort den Verfaſſer wie einen blondhaarigen Knaben, da A. de Muſſet doch die Empfindung hatte, mittlerweilen aus den Kinderſchuhen getreten zu ſein. Er zeigte das auch in ſeinen kritiſchen Verſuchen.

Vom September 1836 an erſchien in der Revue des deux mondes eine Reihe anonymer Briefe über die Thorheiten der Zeit. Die Einſender beklagten ſich, daß ſie ſo viel über den Begriff der Romantik gehört, ohne erfahren zu können, was ſie eigentlich heiße; es ſei ihnen um ſo unbequemer, da romantiſch in der Provinz ungefähr ſo viel ſagte, als abſurd. Die aufeinanderfolgenden Manifeſte der Schule hätten ſie nicht klüger gemacht. Zuerſt hätten ſie geglaubt, es handle ſich nur um den Sturz der drei Ariſtoteliſchen Einheiten im Theater; dann habe man ſie gelehrt, Romantik ſei die Vermiſchung des Tragiſchen und des Komiſchen, dann, ſie ſei eine Nachbildung der deutſchen, engliſchen und ſpaniſchen Dichter im Gegenſatz gegen die griechiſchen und lateiniſchen Formen. Alle

dieſe Erklärungen genügen ihnen nicht, und ſie wenden ſich an einen ei[illegible]-geweihten Pariſer, der ihnen in der That eine höchſt befriedigende Au[illegible]-kunft giebt: „Le romantisme, c'est l'étoile qui pleure, c'est le ve[illegible]t qui mugit, c'est la nuit qui frisonne, la fleur qui vole et l'oise[illegible]u qui embaume; c'est le jet inespéré, l'extase allanguie, la citerne so[illegible]s les palmiers, et l'espoir vermeil et ses mille amours, l'ange et [illegible]a perle, la robe blanche des saules, ô la belle chose, monsieur! C'e[illegible]st l'infini et l'étoilé, le chaud, le rompu, le désenivré, et pourtant [illegible]n même temps le plein et le rond, le diamétral, le pyramidal, l'orie[illegible]-tal, le nu à vif, l'étreint, l'embrassé, le tourbillonnant; quelle scien[illegible]e nouvelle! C'est la philosophie providentielle géométrisant les fa[illegible]ts accomplis, puis s'élançant dans le vague des expériences pour [illegible]y ciseler des fibres secrètes . . . .“ — Auch dieſe Aufklärung will d[illegible]en beiden Bürgern nicht genügen. Endlich giebt ihnen ein ruhiger Beoba[illegible]h-ter folgende Auskunft. Unter der Reſtauration machte die Regierung a[illegible]lle möglichen Anſtrengungen, die Vergangenheit wieder herzuſtellen. M[illegible]an hörte bei Hof die alten Namen aus der Zeit Ludwig's XIV., die Prieſ[illegible]er richteten eine geheime Propaganda ein, und eine ſtrenge Cenſur unterſa[illegible]te den Schriftſtellern, ſich mit der Gegenwart zu beſchäftigen. Die königli[illegible]he Kaſſe belohnte in einigen Dichtern von Talent neben ihrer literariſch[illegible]en Leiſtung auch die religiöſe und monarchiſche Geſinnung. Religion u[illegible]nd Monarchie waren die Stichworte der Zeit; ohne ſie konnte man auf kein[illegible]en Ruhm, auf keine Beförderung rechnen. Nachdem man unter Napoleon [illegible]ſo lange gefeiert, fühlte ſich die ganze Jugend zur Schriftſtellerei getrieb[illegible]en, und da man ſich mit der Gegenwart nicht beſchäftigen durfte, ſo wand[illegible]te ſich auch die Dichtung zur Vergangenheit zurück und beſang den Thr[illegible]on und den Altar. Freilich gab es daneben noch eine oppoſitionelle Literatur, und dieſe, die gewiß war, durch ihren Stoff die öffentliche Meinung zu gewinnen, kümmerte ſich nicht um die Form; ſie hielt ſich auf dem gebahnten Weg und blieb claſſiſch. Die Dichter des Throns und des Altars dagegen, die der öffentlichen Meinung widerſtrebten, mußten nach einem andern Reizmittel ſuchen. Sie erregten die Aufmerkſamkeit der Menge durch einige poetiſche Verrenkungen, die ſie immer weiter trieben. Frau von Staël hatte ſie mit der deutſchen Dichtung bekannt gemacht, und nach dieſem Vorbild grub man nun auch in Frankreich die Trümmer der Vergangenheit, die mittelalterliche Kunſt und den mittelalterlichen Aberglauben aus; man hielt ſich beſtändig auf dem Wege zwiſchen Notre-Dame

und der Morgue. Als nun Karl X. die Censur aufhob, wurden die Fledermäuse des Mittelalters durch das plötzliche Licht geblendet, sie hielten die Porte St. Martin für eine Kathedrale und setzten sich mit ihrem Costum, ihren Wämmsern, Rüstungen, gothischen Pfeilern u. s. w. darin fest. Endlich kam aber auch die Monarchie aus der Mode, und das Mittelalter, der Narr der Restauration, fing an, Reden über die Freiheit zu halten. Ein wunderliches Schauspiel! Ein Gespenst mit der Rüstung eines vergangenen Jahrhunderts declamirte über die Gegenwart. Denn indem sie ihren Inhalt veränderte, hatte die Romantik dennoch ihre alte Maske beibehalten. In dem Stil Ronsard's feiert sie die Eisenbahnen, mit den Bildern Dante's illustrirt sie die Freiheitskämpfe, und um von der Gleichheit und Gütergemeinschaft zu reden, sucht sie die Phrasen in dem Wörterbuch jener dunklen Jahrhunderte, wo alles Despotismus, Elend und Aberglaube war. Die Statue der Freiheit besprengt sie mit Weihwasser, und an Stelle des Dichters setzt sie den Schneider, der das historische Costum auf der Bühne herstellen muß. Um Eindruck zu machen, sucht man in der Geschichte und im Leben die unsinnigsten Greuelthaten zusammen, und die wildesten Erfindungen der Phantasie werden durch die Heldinnen des neuen Theaters, durch Margarethe von Burgund, die Brinvilliers und Lucrezia Borgia überboten.

Man kann jedes classische Kunstwerk in ein romantisches verwandeln, indem man an der betreffenden Stelle Adjective einschaltet. Der geistvolle Verfasser dieser Briefe — kein Andrer als Alfred de Musset — hat die Probe an einem Fragment aus „Paul et Virginie“ gemacht. „Aucun souci *précoce* n'avait ridé leur front *naïf*, aucune intempérance n'avait corrumpu leur *jeune* sang; aucune passion malheureuse n'avait dépravé leur coeur *enfantin*, *fraîche fleur à peine entr'ouverte*; l'amour *candide*, l'innocence *aux yeux bleus*, la *suave* piété, développaient chaque jour la beauté *sereine* de leur âme *radieuse* en grâces ineffables, dans leurs traits *sourians*, dans leurs *souples* attitudes et leurs *harmonieux* mouvemens.“

Der romantischen Schule, welche von dem Grundsatz ausging, die Kunst sei um der Kunst willen da, stand die humanitäre gegenüber, die mittelst der Kunst gute Gesinnungen im Volk verbreiten wollte. Alfred de Musset zeigt diesen Freunden der Menschheit, daß sie an unbestimmten Adjectiven und Phrasen aller Art ebenso reich sind als ihre Gegner, die Romantiker, daß sie mit ihrer Unruhe, ihrem Eifer, die Welt zu Idealen

zu bekehren, von denen sie selber keine Vorstellung haben, im Grund nur die Schulreminiscenzen der lykurgischen Verfassung wiederholen.

Mit gleichem Eifer setzte Nisard seinen Kampf gegen die Romantik fort. In seiner „Literaturgeschichte" — aus Vorträgen in der Ecole normale hervorgegangen — will er nichts Andres geben, als die Rechtfertigung der öffentlichen Meinung, welche, wo sie lobt, tadelt und ignorirt, überall richtig urtheilt. Er findet den vollkommensten Ausdruck dieser öffentlichen Meinung in Boileau, und bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ist seine Kritik nichts weiter als ein Nachweis, daß Boileau in seiner Art poétique immer richtig geurtheilt hat. Die Literatur fängt ihm an, wo die Kunst anfängt, Kunst aber ist der Ausdruck allgemeiner Wahrheiten in einer vollendeten Sprache, d. h. einer Sprache, die vollkommen mit dem Geist übereinstimmt. Composition ist die Kunst, alle Theile eines Gegenstandes mit Ordnung und Verhältniß zusammenzustellen und zu entwickeln, ihm den Umfang zu geben, der ihm zukommt, nichts eintreten zu lassen, als die dahin gehörigen Ideen, und das Ganze für ein auch noch so wenig vorbereitetes Verständniß einzurichten. Es giebt keine Ursprünglichkeit ohne eine vollkommene Uebereinstimmung mit den andern Menschen, keine Originalität ohne Wahrheit. L'homme de génie n'est qu'un homme de bien qui a le don de trouver et d'exprimer la vérité. Die Literatur ist das Bestreben des particulären Geistes einer Nation, sich zum allgemein menschlichen Geist zu erweitern. Die französische Literatur war am meisten dazu geeignet, weil sie dem Geist des Volks entsprechend am früheſten Disciplin und Regel anerkannt hat. Das Wesen des französischen Geistes hat zwei Seiten: logische Strenge, die sich schon in der Sprache ausdrückt, und eine liebenswürdige Freiheit, welche die Logik geregelt hat, ohne sie zu geniren. Der erste Dichter, welcher einen Platz in der Literaturgeschichte behauptet, ist derjenige, welcher es verstand, nur solche Empfindungen auszudrücken, welche ihm mit aller Welt gemein waren, und die ihm eigenthümlichen für sich zu behalten. „Les lieux communs sont les seules nouveautés, parce que ce sont les seules choses éternelles." Nach diesen Grundzügen wird das Einzelne gruppirt. Der älteren französischen Literatur fehlt es nicht an Talent, aber an allgemeinen Ideen; diese gab ihnen die Renaissance und die Reformation, aber in so überströmender Fülle, daß Auswahl und Geschmack fehlte. Der Charakter dieser Zeit (Calvin, Rabelais, Montaigne) war überwiegender Skepticismus. — Mit diesem Que sais-je machte das 17. Jahrhundert ein Ende. Der Zweifel, im Anfang so süß,

wurde unerträglich. Man wollte an Stelle der Neugier die Auswahl, welche unter allen Nahrungsmitteln die substantiellsten aussucht, an Stelle des bequemen Zweifels an allen Dingen die Entscheidung der nöthigsten und bestimmtesten Fragen. In der Sprache verlangte man Regeln, einen allgemeinen Gebrauch, der die individuelle Laune beseitige. Diese große Disciplin des 17. Jahrhunderts, der mehr daran lag, in jedem Einzelnen die allgemeine Vernunft zu befestigen, als die individuelle Laune und Stimmung zu begünstigen, beständig mißtrauisch gegen die Willkür, zwang den Dichter, unter seinen Gedanken eine Auswahl zu treffen. Die Academie hat diese Regeln ins Werk gesetzt. Descartes hat den Ruhm, den Franzosen ihren eigenthümlichen Geist gewiesen zu haben. Corneille und Pascal, die beide die spiritualistische Neigung hatten, die Natur der Pflicht zu opfern, erhaben zu fein auf Kosten der Wahrheit, haben dieser logischen Sprache die Größe und Poesie gegeben, die eine größere Kraftentwicklung möglich machte; und der Verein von Boileau, Racine und Lafontaine hat ihre Harmonie vollendet. Diese echt französische Literatur, durch die Encyklopädisten zum Gemeingut der Nation gemacht, war ein wesentliches Moment für die Entwickelung des menschlichen Geistes. Die strenge Disciplin des französischen Denkens, der Cultus der Form, hat Europa vor der Anarchie bewahrt. Sie beugte den Uebermuth des Genius unter die Regel und gewöhnte ihn an Zweckthätigkeit, sie unterwarf die Bilder der Herrschaft des Gedankens, die Lust des Empfindens dem Gesetz, die Phantasie der Ordnung; sie schuf eine Sprache, die im Geist der exacten Wissenschaften gedacht, zu ihrem Ziel auf dem graden Wege forteilt, in der die Worte sich von vorn herein in logischer Reihe ordnen; sie hielt fest an der Tradition wie an der Logik, sie zwang jeden hervorragenden Geist, den geschichtlich entwickelten bon sens, d. h. die öffentliche Meinung zu ehren, und machte dadurch der Nation möglich, trotz ihrer Frivolität und ihres Wankelmuths einen wirklichen Willen zu haben. —

Das rein literarische Interesse stand doch immer in zweiter Linie; im Vordergrund blieben die kirchlich-social-politischen Fragen.

Auf die römische Verurtheilung antwortete Lamennais, der nun alle Rücksichten abwarf, mit den „Affaires de Rome“ 1836. Er schildert seine Reise nach Rom ungefähr mit den Empfindungen Luthers. Er vertritt dieselben Ansichten, die er früher als verdammenswerth bezeichnete, und doch hat ihn die alte Zuversicht nicht verlassen. Mit derselben Miene der Unfehlbarkeit, die dem Diener Roms wohl anstand, spricht der Prophet

der Zukunft sein neues Evangelium aus; ja in seiner Polemik scheint er ganz der Alte zu sein. Er hatte früher die Doctrinärs als Ketzer, als Satansanbeter, als Idioten bezeichnet, den Protestantismus als einen rohen Ausbruch des egoistischen Hochmuths verurtheilt. Dieselben Ansichten finden sich diesmal wieder, nur erfolgen die Angriffe vom entgegengesetzten Standpunkt Mit einem Sprung hat er seine Gegner überholt. Während sie ihm früher zu sehr dem revolutionären Geist huldigten, gehen sie ihm jetzt nicht weit genug. Obgleich er die letzten Resultate der Philosophie annimmt, trägt er noch die alte Abneigung gegen die Philosophie zur Schau, und man kann es sich wohl erklären: denn wenn er ihre Früchte pflückt, so hat er doch ihre Arbeit nicht getheilt, und nicht der Analyse, sondern der Vision glaubt er seine Ideen zu verdanken. Obgleich er leidenschaftlich gegen die Kirche protestirt, versichert er doch, das Christenthum der Zukunft werde in keiner Weise dem Protestantismus gleichen, „diesem inconsequenten, engherzigen Bastardsystem, welches unter einem trügerischen Anschein der Freiheit die Nationen an den brutalen Despotismus der Gewalt, die Individuen an den Egoismus kettet." Für das Papstthum sei 1831 der entscheidende Moment gewesen. Damals ein rascher Entschluß, und es hätte seine Sache mit der Sache der Freiheit vereinigen können. Es habe diesen Moment versäumt und sei nun zu den Todten zu werfen. Wenn die Stunde des Triumphes schlage, so werde dem einsamen Oberprieſter nichts übrig bleiben, als sich in der Stille mit dem Stumpf seines zerbrochenen Kreuzes ein Grab zu graben.

Lamennais sagte einmal: „Ich würde den Menschen beklagen, der in seinen Ansichten nie gewechselt hat." Seine Wiedergeburt war mit keinem Schmerz verknüpft, er warf seine Vergangenheit hinter sich und dachte nicht mehr daran. Nur hin und wieder zeigen sich Spuren eines geheimen Leides. „Nous concevons très bien le genre d'attrait qu'a pour certaines âmes, fatiguées du monde et désabusées de ses illusions, la vie solitaire. Qui n'a point aspiré à quelque chose de pareil? qui n'a pas plus d'une fois tourné ses regards vers le désert et rêvé le repos en un recoin de la forêt ou dans la grotte de la montagne, près de la source ignorée où se désaltèrent les oiseaux du ciel? Cependant telle n'est pas la vraie destinée de l'homme: il est né pour l'action; il a sa tâche qu'il doit accomplir. Qu' importe qu'elle soit rude? n'est-ce pas l'amour qu'elle s'est proposée? Il est néanmoins des temps où le courage semble défaillir, où l'on se de-

mande si, en voulant le bien dont tant d'obstacles souvent imprévus empêchent la production facile en apparence on ne poursuit point une chimère, où à chaque inspiration la poitrine soulève le poids d'un immense ennui. J'ai toujours éprouvé qu'en ces momens la vue de la nature, un plus étroit contact avec elle calmaient peu à peu le trouble intérieur. L'ombre des bois, le bruit de la source qui tombe goutte à goutte, le chant de l'oiseau dans le buisson, les bourdonnemens de l'insecte, l'éclat, le parfum des fleurs, l'ondoiement de l'herbe que la brise agite, toutes ces choses et surtout l'intarissable exhalaison de vie, de cette vie que Dieu verse à torrens au sein de son oeuvre perpétuellement jeune, perpétuellement ordonnée pour l'ensemble des êtres et pour chaque être particulier à une visible fin de félicité mystérieuse, raniment l'ame flétrie, l'abreuvent d'une sève nouvelle, lui rendent sa vigueur qui s'éteignait."

Einen gewiſſen empfindſamen Zug können auch die philoſophiſchen Socialdemokraten nicht verleugnen. In der „Encyclopédie nouvelle", die er mit Jean Reynaud herausgab, erklärte 1836 Pierre Leroux (38. J.), daß uns hienieden das Glück verſagt iſt. „Tout ce que nous aimons étant périssable, nous nous trouvons ainsi, par notre amour, continuellement exposés à souffrir. En fin de compte, on a été forcé d'avouer que le bonheur n'était pas fait pour l'homme." Das Böſe iſt nothwendig, der ſogenannte Sündenfall die Quelle des Lebens: „nous avons échangé le bonheur pour l'activité, pour la personnalité, pour la vertu, c'est à dire pour la véritable vie." Das abſolute Uebel iſt ebenſo chimairiſch, wie das abſolute Glück. „De même que la vie de l'enfant est une aspiration vers la vie de l'homme, notre vie actuelle est une simple aspiration à un état futur." In der weitern Ausführung ſchließt er ſich an Plato an: „L'âme est une force active par elle-même; mais, déchue et unie à la matière, elle vit maintenant dans une sorte d'exil et d'emprisonnement. Mais elle peut retourner à la vie bienheureuse des esprits, en reprenant conscience des Idées, éternels types et modèles des choses. Les Idées existent en Dieu et percent à travers le monde. . . Émersion d'un état antérieur et immersion dans un état futur, voilà notre vie depuis la naissance jusqu' à la mort. La Philosophie, expliquant la formule des Chrétiens, nous apprendra à marcher vers l'avenir au nom de la réalité, de l'idéal, de l'amour." Im Bewußtſein ſeiner höhern Bildung ſuchte

er sich sorgfältig von seinen roheren Glaubensgenossen zu unterscheiden. Er zieht das sociale Problem in die Wolken und sorgt dafür, daß das gewöhnliche Verständniß ihm nicht leicht folgen kann. Die unmittelbare Gemeinschaft des Menschen mit dem Weltall werde zerstört, wenn man die Erde theilt, den Menschen an die Sachen fesselt und ihn dem Eigenthum unterordnet, kurz aus ihm einen Eigenthümer macht. „Toute division de la propriété qui constitue la propriété et par conséquent l'homme à part de la communion avec tout l'univers, est également immorale et produit nécessairement l'immoralité et le mal." Das klingt communistisch genug, aber freilich weiß er diese handgreiflichen Sätze bald wieder durch höhere Standpunkte zu überwinden.

Bei diesen innern Schwankungen des Socialismus war für die Gegner der Spott ein wohlfeiles Geschäft, und mit besonderem Glück übte ihn Reybaud (37. 3.) in den „Etudes sur les socialistes modernes." Weit nachtheiliger für die Sache war, daß sie keine bestimmte Stellung innerhalb der politischen Gruppirung nahm. So verkündete Considerant in der Phalange nicht blos die Rückkehr zum Heidenthum, sondern auch das Ende der Politik; er trennte sich von den Demokraten, deren Zeit vorüber war, verspottete die parlamentarischen Kämpfe und neigte sich mehr und mehr der conservativen Partei zu. Er wollte nur einen friedlichen Fortschritt haben, verwarf jede Art der Revolution und erklärte feierlich, jede Art der Regierung sei eine Garantie der Ordnung; er werde daher jede Regierung unterstützen, gleichviel welche sie wäre. Ein solches Abweichen vom Herkommen verletzt den Ordnungssinn der Franzosen und schadet der Sache.

VIII.

Das Ministerium vom 22. Februar 1836 hatte den Zusammenhang der conservativen Partei gebrochen und dadurch die Zukunft gefährdet; es brachte auch für den Augenblick wenig Nutzen. Frankreichs Protest blieb unbeachtet, als die Oestreicher 17. Febr. den Revolutionsherd Krakau besetzten: die von Lord Palmerston beantragte Cooperation mit England in der spanischen Sache mußte 18. März abgelehnt werden, weil unter dem Ministerium Mendizabal Spanien zu enge an England gebunden schien; eine Reise der Prinzen von Orleans nach Wien mit der Absicht einer Familienverbindung begegnete einer höflichen Ablehnung; die drohende An-

mlung von Flüchtlingen in der Schweiz nöthigte zu lebhafteren Vor-
lungen.

25. Juni schoß Alibaud auf den König; vor Gericht (8. Juli)
ief er sich auf das Beispiel des Brutus. „Le régicide est le droit
l'homme qui ne peut obtenir justice que par ses mains.“ „J'ai
lu tuer le roi: son règne est un règne de sang, un règne infâme.“
s Publicum fand den Mörder sehr interessant und bedauerte seine Ver-
heilung.

Zu den Vorsprechern des Publicums gehörte Arm. Carrel (36. J.).
gerieth darüber in Streit mit dem Gemahl Delphinens, Emile de
rardin, der eben die „Presse“ gegründet hatte und bei den Jour-
isten verhaßt war, theils weil er die Regierung unterstützte, theils weil
den Preis der Zeitungen herabdrückte. Es kam zum Duell, Carrel
rde erschossen (22. Juli), und obgleich er ein bekannter Duellant war,
; die „öffentliche Meinung“ Rache gegen seinen „Mörder“. Diesem
r es gar nicht unbequem, er erhielt dadurch eine gesellschaftliche Stellung.
n Carrel sagt Guizot: „Cet admirateur soumis de la discipline
litaire avait, dans la vie politique, un goût farouche d'indépendance,
repoussait avec une impatience hautaine les supériorités, les riva-
s, les obstacles, les lenteurs. Son ferme esprit ne le préservait
s des emportements de passion ou des boutades d'humeur, de
me que son antipathie pour le désordre et la vulgarité ne l'em-
chait pas de subir des influences désordonnées et vulgaires.“ — Die
den Ereignisse veranlassen Barbier zu dem Gedicht „Mortis Amor“.

„La mort, ce laid produit de la vieille nature,
La mort, le vaste effroi de toute créature,
La mort a rencontré sur terre un amoureux,
Un être qui l'adore, un amant vigoureux,
Qui la serre en ses bras d'une étreinte profane
L'asseoit sur ses genoux comme une courtisane,
L'entraîne avec ivresse à sa table, à son lit,
Et comme un vieux Satyre avec elle s'unit!
Hideux accouplement! aussi de préférence
A tout autre pays la Mort aime la France ...
C'est là qu'au suicide, au duel on s'encourage, ..
Que l'on court voir encor mourir un criminel,
Là que la politique, aux sanglantes chimères,
Vient sans peur essayer ses formes éphémères,

Là que l'on a dressé l'abattoir social;
Enfin le sol chéri du meurtrier brutal,
Et le seul lieu sur terre, où peut-être sans haine
On attente en riant à toute vie humaine"...

Zwiſchen dem König und ſeinem leitenden Miniſter beſtand, hauptſächlich wegen der ſpaniſchen Interventionsfrage, ein Widerſpruch, der ſich täglich ſteigerte. Der König benutzte den Eindruck des demokratiſchen Aufſtands von La Granja 12. Auguſt, Thiers fallen zu laſſen, 24. Auguſt, der gleich darauf nach Italien abreiſte. Man wandte ſich nun an Guizot, der ſich aber mit ſeinem Freunde Broglie nicht verſtändigen konnte, und ſich endlich, 6. Sept., entſchloß, ſich an dem Miniſterium Molé zu betheiligen. „Je cédai à mes impressions personnelles ... et aussi à une disposition de ma nature qui est d'avoir trop de facilité à accepter ce qui coupe court aux difficultés du moment." „Je me trompais: on ne gouverne pas efficacement par des combinaisons factices." In der That fangen die neuen Verbündeten ſofort an, gegen einander zu intriguiren.

30. October erfolgte das Attentat Louis Napoleon's in Straßburg. „Je fus frappé", erzählt Guizot, „de la tristesse du roi: ces complots répétés, ces tentatives de guerre civile républicaines, légitimistes, bonapartistes, cette nécessité continuelle de lutter, de réprimer, de punir, lui pesaient comme un odieux fardeau. Malgré tout ce qu'il avait appris sur les passions des hommes et les chances de la vie, il restait d'un naturel facile, confiant, enclin à l'espérance; il se lassait d'avoir sans cesse à se garder, à se défendre, ..." — die Früchte vom Juli!.

Der Aufſtand wurde ſo mühelos unterdrückt, daß man die Sache für nicht ſehr erheblich hielt. Der Prinz wurde durch königliche Gnade 9. Nov. freigelaſſen, alle Welt erklärte ihn für einen unbedeutenden Phantaſten. Bei dieſer Gelegenheit erhielten auch die alten Miniſter Karl's X. ihre Freiheit; Karl X. ſelber ſtarb 6. Nov. — Ein neues Attentat gegen Louis Philippe, 27. Dec., wurde kaum mehr beachtet.

Heine, der früher faſt ſoviel als Beranger dafür gethan, den Bonapartismus zu verherrlichen, wurde nun doch irre. „War wirklich die Zeit des Kaiſerreichs ſo ſchön, wie dieſe Invaliden uns vorprahlen? — Die Aecker lagen brach und die Menſchen wurden zur Schlachtbank geführt; überall Mutterthränen und häusliche Verödung. — Aber es geht dieſen

Bonapartiſten wie dem verſoffnen Bettler, der die ſcharfſinnige Bemerkung gemacht hatte, daß, ſo lange er nüchtern blieb, ſeine Wohnung nur eine erbärmliche Hütte, ſein Weib in Lumpen gehüllt und ſein Kind krank und hungrig war, daß aber, ſobald er einige Gläſer Branntwein getrunken, dies ganze Elend ſich plötzlich änderte, ſeine Hütte ſich in einen Palaſt verwandelte, ſein Weib wie eine geputzte Prinzeſſin ausſah und ſein Kind die die wohlgenährte Geſundheit ihn anlachte. Wenn man ihn nun ob einer ſchlechten Wirthſchaft manchmal ausſchalt, ſo verſicherte er immer, man möge ihm nur genug Branntwein zu trinken geben, und ſein Haushalt würde bald ein glänzenderes Anſehn gewinnen. Statt Branntwein war s Ruhm, Ehrgier und Eroberungsluſt, was jene Bonapartiſten ſo berauſchte, daß ſie die wirkliche Geſtalt der Dinge nicht ſahen, und bei jeder Gelegenheit, wo eine Klage über ſchlechte Zeiten laut wird, rufen ſie immer: das würde ſich gleich ändern, wenn man uns wieder wie ſonſt zu trinken gäbe, Ehrenkreuze, Epauletten, contributions volontaires, ſpaniſche Gemälde, Herzogthümer in vollen Zügen. — Aber auch die Maſſe des Volks wiegt ſich gern in dieſen Illuſionen, und die Tage des Kaiſerreichs ſind die Poeſie dieſer Leute, eine Poeſie, die noch dazu Oppoſition bildet gegen die Geiſtesnüchternheit des ſiegreichen Bürgerſtandes."

18. Januar 1837 wurden in Straßburg die Mitverſchworenen Louis Napoleon's unter dem raſenden Jubel des Publicums freigeſprochen: wenn der Hauptſchuldige ſtraflos bleibe, dürfe auch gegen die Mitſchuldigen nicht vorgegangen werden. Die Verſchwörer gehörten zur Armee, es wurde alſo in der Kammer der Antrag geſtellt, in ſolchen Fällen die Jury durch ein Kriegsgericht zu erſetzen. Lamartine befürwortete dieſen Antrag, der jedoch 7. März fiel; auch die Legitimiſten hatten gegen ihn geſtimmt. Gleichzeitig wußte Cormenin, bei Gelegenheit einer Dotation, die Habgier des Königs verächtlich zu machen, der in der That nach dieſer Seite viel Blößen gab: er pflegte immer zu klagen, daß ſeine Kinder einmal Hunger leiden müßten! — Das Publicum jubelte dieſen Entſcheidungen zu.

Die Cabinetskriſis nahm einen unerwarteten Ausgang: Guizot und ſeine Freunde wurden geopfert, Molé bildete 15. April mit Thiers, der inzwiſchen das linke Centrum gegründet, ein neues Miniſterium. Guizot empfand es als eine böswillige Intrigue und fühlte ſich, grade wie früher Chateaubriand, in ſeinem Recht, ſeine Politik durch ſeinen perſönlichen Groll beſtimmen zu laſſen.

Wenn die Politik ihre ſehr tragiſchen Seiten hatte, ſo ſtreifte ihr

großer Zug ebenso ans Possenhafte. Die Lustspieldichter ließen sich den günstigen Stoff nicht entgehn, am glücklichsten beutete ihn Scribe aus, in der „Camaraderie“, 12. Januar 1837.

Die Industrie hatte mehr und mehr um sich gegriffen, auch in dem sogenannten geistigen Leben. Nirgend war der Schwindel so ausgedehnt als in der Literatur und Politik. Scribe konnte selbst davon etwas erzählen, doch hatte er die Entschuldigung, seinen Geschäftsbetrieb niemals hinter hochklingenden Redensarten versteckt zu haben. Am weitesten hatten es die Dichter getrieben, die sich gegenseitig anräucherten, so öffentlich und unverdrossen, daß ein Theil des Publicums geblendet wurde und die sämmtlichen Mittelmäßigkeiten, die der Camaraderie angehörten, für große Männer hielt. Scribe hat aus den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft Personen zusammengeführt, die alle das Gemeinschaftliche haben, daß sie sich selber keine Illusionen machen: sie wollen Stellen, mit andern Worten, Geld erwerben, und ihre Poesie wie ihre politische Thätigkeit ist ihnen nur Mittel zum Zweck. Ihr Zusammenhalten belustigt den Zuschauer sehr, aber die Uebertreibungen stören den Eindruck. Jede weitausgedehnte Betrügerei setzt eine gewisse Illusion voraus, und die brutalen Mittel, welche diese Kameraden anwenden, würden nur in dem Falle etwas wirken, wenn der ganze übrige Theil des Publicums aus unmündigen Kindern bestände. Das einzige Mittel, welches ausführlich geschildert wird, die Journalistik, würde allen Einfluß verlieren, wenn sie, wie hier, jeden Tag sich widerspräche. Ein Journal, welches heute denselben Menschen, den es gestern als einen Blödsinnigen dargestellt, als einen Genius ersten Ranges feierte, würde seinen Credit verlieren. Die Pariser Gesellschaft, welche den Zuschauerraum des Theaters füllt, ist zu sehr in die Geheimnisse dieser bürgerlichen Diplomatie eingeweiht, um nicht dem Dichter auf die Finger zu sehn, und so verliert die Satire mit der Wahrheit ihren Stachel. Das eigentliche Interesse des Stücks liegt in der Heldin Césarine, einem weiblichen Rantzau, nur mit dem Unterschied, daß sie aus Leidenschaft thut, wo Jenen die kalte Berechnung bestimmt. Césarine ist eine interessante Figur, hinter der die andren bedeutend zurücktreten, und es ist nur zu bedauern, daß der Dichter ihr die Aufgabe zu leicht gemacht hat. Es ist keine Kunst, diplomatische Geschicklichkeit zu entwickeln, wenn man es mit so blöden Kindern zu thun hat, wie der junge Advocat, dessen Tugend ohne sein Zuthun durch die Intriguen seiner Freunde belohnt wird. Dagegen macht die Ueberlistung der stolzen Césarine durch eine gering ge-

achtete kleine Schelmin einen angenehmen Eindruck. Es ist viel komischer, wenn der menschliche Scharfsinn und die energische Willenskraft im Augenblick, wo sie ihr Ziel zu erreichen glaubt, durch eine schwächere Kraft überlistet werden, als wenn sie wie in einem Schachspiel mit klarem Verstand den Plan bis zu Ende führen.

Einen scharfen Gegensatz gegen Scribe's Comödien bilden im Stil die von A. de Musset; er hatte sie erst nicht für die Aufführung berechnet und nannte die eine seiner Sammlungen „un spectacle dans un fauteuil", eine andre „les comédies injouables". — „Lorenzaccio" erinnert mit seiner Formlosigkeit an den Götz; es streift ans Tragische, aus den Florentiner Sitten des 16. Jahrhunderts ist eine glücklich gewählte typische Figur herausgegriffen. Der liberale Prinz will aus dem Laster ein gelehriges Werkzeug der Freiheit machen, das Laster höhlt sein Herz aus und flößt ihm eine Menschenverachtung ein, in der alles Positive untergeht, ausgenommen sein Entschluß, den Tyrannen Alessandro Medici, seinen Vetter und Wohlthäter, zu ermorden. An diesen Entschluß klammert er sich krampfhaft an: als er ausgeführt ist, ohne das gehoffte Resultat zu haben, bricht er in sich zusammen. Blasirtheit ist die Voraussetzung und das Resultat dieses übrigens geistvoll ausgearbeiteten Stücks.

Heiter ist „un caprice" Jan. 1837. Ein junger Ehemann ist im Begriff sich zu derangiren; seine Frau weiß sich nicht zu helfen, da tritt eine muntre Weltdame ein und führt den schwachen Herrn zu seiner Pflicht zurück. Man kann nicht liebenswürdiger plaudern; die Conversation zeigt daß der Dichter gewohnt ist, sich in den besten Salons zu bewegen. — Das Proverbe ist überhaupt für den Salon berechnet, während das Vaudeville sich an den Kleinbürger wendet. Das letztre operirt mit derberen Stichwörtern und Sympathien, es giebt nur Umrisse und verleitet leicht zur Trivialität; das Proverbe führt die Gefahr eines zu großen Raffinements mit sich. Wenn der Dialog sich gar zu zierlich zuspitzt, wird er zuletzt geziert. Doch ist es eine Studie, dem Dialog eine bestimmtere Farbe und eine größere Mannigfaltigkeit zu geben und dadurch das Handwerksmäßige, welches in den Fabrikarbeiten der Komödienschreiber liegt, zu mildern. Es ist alle Fülle des französischen Esprit darin aufgeboten, und es ist mitunter zum Erstaunen, wo ein Franzose alles das Artige und Geistreiche hernimmt, was er der gnädigen Frau am Kamin zu sagen weiß. Die Sprache erinnert durch ihre Anmuth und Beweglichkeit an die besten Zeiten des alten Classicismus; nur ist die Stimmung unklar, der

Humor ſcheint zu ſpielen und zu ſcherzen, während er doch zugleich etwas Trübes und ſelbſt Deſperates hat.

Eine merkwürdige Reaction gegen die herrſchende Libertinage zu Gunſten der ehrbaren Spießbürgermoral in Eheſachen iſt „Henri Hamelin“ von Em. Souveſtre (29. J.), welches Stück in der Ueberſetzung von Ed. Devrient („der Fabrikant“) auch in Deutſchland viel Beifall gefunden hat.

In Delavigne's „Don Juan d'Auſtria“ ſind Scribe und Dumas die Vorbilder. Statt des Alexandriners eine friſche, lebendige Proſa, eine etwas liederliche Oekonomie, viel celtiſche Erfindung, leidliche Frivolität und ſelbſt ein Anflug von Humor. Karl V. iſt ein alter Intrigant, der in einem Augenblick des Ueberdruſſes ſich zu dem falſchen Schritt der Thronentſagung hat verleiten laſſen, und nun im Kloſter ſeine Intriguen fortſetzt. Der Einfall iſt drollig genug, freilich etwas plump, und ſo heben ſich die beiden Figuren, Philipp und Don Juan, in kenntlichem Contraſt gegen einander ab. Das Coſtum tritt grade genug hervor, um der Intrigue eine Art Folie zu geben. Der Uebermuth des Tons iſt echt franzöſiſch, und unterhält.

Das Luſtſpiel „Kean“ enthält eine Apologie des Genius, freilich nicht in der zarten Färbung Chatterton's; Dumas hat die Sache handgreiflicher aufgefaßt: der geniale Künſtler muß tüchtig trinken, lieben, ſich ſchlagen u. ſ. w., ſeine kräftige Natur wird die daraus entſtehenden Verwickelungen ſchon zu löſen wiſſen. Das Einzelne iſt drollig genug.

„Caligula“ iſt Dumas' beſtes Drama, trotz der Rohheiten, die auch darin nicht fehlen. Gleich das Tableau zu Anfang, ein Barbierladen, in dem der Kaiſer die jungen Wüſtlinge aushorchen läßt, iſt theatraliſch ſehr belebt und dabei durchſichtig, die Farben ſind grell und doch nicht beleidigend. Dumas hat den Sinn jener Zeit, das wüſte Traumleben, in dem man nicht blos an die Ideale, ſondern an die Wirklichkeit den Glauben verloren hatte, im Ganzen glücklich gefaßt, und auch den Gegenſatz dieſer Monomanie des Nichts, die heidniſchen Reminiſcenzen der altrömiſchen Tugend und die chriſtliche Verzückung des Leidens herausgefunden. Die Orgien der blaſirten Wollüſtlinge, dieſe beſtändige Vermiſchung der Luſt und der Grauſamkeit weiß er recht gut zu ſchildern, Meſſaline, die feilen Werkzeuge der Tyrannei, den ſtumpfſinnigen Pöbel; wenn er aber auf den Gegenſatz kommt, verliert ſich das Ideal in leere Spielerei. Von der chriſtlichen Begeiſterung für das Leiden und den Tod

ist nicht die Rede; wir werden mit einigen einfältigen Wundergeschichten abgespeist, und die Propheten der neuen Religion reden und benehmen sich nicht anders als ihre Gegner. Gradezu lächerlich wird die Bekehrung eines Heiden. Aquila, der Gallier, liebt Stella, die Christin. In ihrer Todesstunde erzählt sie ihm von dem wahren Gott; er erwidert ihr, es sei ihm einerlei, ob es der wahre sei, es wäre der ihrige, das sei ihm genug, und er nehme ihn an. Somit wäre es in Ordnung; aber sie kann sich nicht enthalten, ihn über die Hauptpunkte des Glaubens zu katechisiren, und das Ja! welches er aus Galanterie auf alle ihre Fragen, die ihm doch sehr unklar vorkommen müssen, erwidert, ist von einer empörenden Frivolität. Als melodramatisches Intriguenstück betrachtet, offenbart das Drama eine nicht unbedeutende Ader wilder Poesie. Es ist in Versen; die Sprache schmeckt zwar nach der Schule V. Hugo's, aber sie ist doch nicht ohne Reiz.

Im „Don Juan de Marana" hat Dumas einen höhern Flug gewagt. Die Quelle ist theils das altspanische Mysterium, theils unser Hoffmann. Ein guter und ein böser Engel, beide an die Familie Marana gebunden, streiten sich um die Seele Don Juan's. Als der gute Engel sieht, daß im Himmel für ihn nichts weiter zu thun ist, bittet er die Jungfrau Maria, die persönlich auftritt, ihn sterblich werden zu lassen. Er verwandelt sich in eine Nonne, Martha, die Don Juan liebt. Damit ist es aber noch nicht genug: die Nonne stirbt, und um einen Tag länger mit Don Juan zusammen sein zu können, verpfändet sie tausend Jahre ihrer Unsterblichkeit. — Der böse Engel erweist sich als eifriger Maschinist. Die erste Unthat, welche Don Juan beging, bestand darin, daß er seinem sterbenden Vater ein Pergament entriß, in welchem dieser seinen ältern Sohn, Don José, als ebenbürtig legitimiren wollte. Da nun die Unterschrift fehlt, hat Don Juan das Recht, seinen Bruder als Leibeigenen zu behandeln, und er thut es in der Weise des Fürsten in „Isidor und Olga": er läßt ihm vor den Augen seiner Braut Stockschläge geben u. s. w. Don José, außer sich gesetzt, verschreibt sich dem bösen Geist; er wird von demselben in das Grab seines Vaters geführt und der todte alte Herr muß die fehlende Unterschrift ergänzen. Nun ist Don José legitimirt und kann an seinem Bruder Vergeltung üben. Don Juan ist grade auf gutem Wege; durch eine Reihe entsetzlicher Geistererscheinungen von der Existenz einer überirdischen Welt überzeugt, beschließt er nach der bequemen katholischen Art, seine Sünden in einem Trappistenkloster zu

büßen. Er widersteht in seinem frommen Vorhaben selbst den Versuchungen der Liebe, die sonderbarer Weise von seinem in ein Weib verwandelten Schutzengel ausgehn, während dieser doch ein Interesse daran haben mußte, seinen Schützling auf dem guten Wege zu erhalten. Aber den Versuchungen des Stolzes kann er nicht widerstehn. Als sein Bruder ihn schlägt, ergreift er einen Degen und tödtet ihn im Duell. So geht er denn seinem Verderben entgegen. Ein Mann, den er früher im Duell getödtet, steigt aus dem Grabe auf und stößt ihn nieder. Die Geister der Gefallenen versammeln sich zum zweiten Mal in einem wüsten Bankett, und nachdem von rechts her Gnade! von links her Rache! gerufen wird, entscheidet eine Stimme von oben: Gerechtigkeit! So scheint wohl der arme Don Juan der Hölle nicht entgehn zu können, und das subjective Recht der Genialität fällt der allgemeinen Moral zum Opfer.

In seinen Lustspielen hat sich Dumas meist an das Rococozeitalter gehalten. Das bekannteste derselben, „Mademoiselle de Belle-Isle", spielt zu den Zeiten der Regentschaft, der berüchtigte Roué Richelieu ist sein Held. Es hat auch auf unseren Bühnen Beifall gefunden, und verdient ihn wegen seiner muntern Haltung, seiner dreisten, rücksichtslosen Sprache und seiner spannenden Intrigue; aber die Frechheit in Beziehung auf die sittlichen Begriffe ist zu stark. Das Schlimmste ist die Toleranz, mit der man die gemeinsten Schurkenstreiche verzeiht, wenn der Verbrecher zuletzt eine gewisse Bonhomie und jenen äußerlichen Point d'honneur entwickelt, welcher dem Cavalier der spanischen und französischen Komödie niemals fehlt. Richelieu hat eine Reihe von Thaten verübt, die ihn, wenn er nicht ein vornehmer Edelmann wäre, ins Bagno führen müßten. Er hat die Heldin des Stücks mit seinen unreinen Händen auf eine beschimpfende Weise betastet, trotzdem präsentirt ihn am Schluß der beleidigte Liebhaber seiner Frau als besten Freund, blos weil durch eine Reihe zufälliger Umstände seine schändlichen Absichten nicht zur Ausführung gekommen sind.

Heine, der in diesen Tagen (Mai 1837) Briefe an Lewald über das französische Theater schrieb, rühmt an Dumas „den unmittelbaren Ausdruck der Leidenschaft, den die Franzosen verve nennen"; „dann ist er mehr Franzose als V. Hugo, er sympathisirt mit allen Tugenden und Gebrechen, Tagesnöthen und Unruhigkeiten seiner Landsleute, er ist enthusiastisch, aufbrausend, comödiantenhaft, edelmüthig, leichtsinnig, großsprecherisch, ein echter Sohn Frankreichs, der Gascogne von Europa.

Sein Kopf ist ein Gasthaus, wo manchmal gute Gedanken einkehren, die sich aber dort nicht länger als über Nacht aufhalten; sehr oft steht er leer. Das Theater ist sein wahrer Beruf." Eben hatte eine böswillige Kritik seine zahlreichen Plagiate aufgedeckt, man schrieb sie einem Vertrauten V. Hugo's zu. „Von diesem sind alle seine frühern Freunde abgefallen, verletzt durch seinen Egoismus; sogar Ste. Beuve hat es nicht mit ihm aushalten können.

„Der politische Zustand der Franzosen ist dem Gedeihen ihrer Tragödie nicht günstig; die letzten Töne der Marseillaise müssen verhallen, ehe Autor und Publicum in Frankreich sich an den Helden ihrer frühern Geschichte wieder gehörig erbauen können."

„Man behauptet, die Deutschen besäßen kein gutes Lustspiel, weil sie ein ernstes Volk seien, die Franzosen hingegen wären ein heiteres Volk und deshalb begabter für das Lustspiel. — Die Franzosen sind keineswegs ein heiteres Volk. Im Gegentheil, ich fange an zu glauben, daß Sterne Recht hatte, wenn er behauptete, sie seien viel zu ernsthaft. Und damals blühte noch die ganze Leichtfüßigkeit und parfumirte Fadaise des alten Regime, und die Franzosen hatten im Nachdenken durch die Guillotine und Napoleon noch nicht die nöthigen Fortschritte gemacht. Seit der Julirevolution, wie haben sie in der Ernsthaftigkeit, oder wenigstens in der Spaßlosigkeit, die langweiligsten Fortschritte gemacht! Ihre Gesichter sind länger geworden, ihre Mundwinkel tiefsinniger herabgezogen; sie lernten von uns Philosophie und Tabakrauchen, sie sehn sich selber nicht mehr ähnlich."

„Wir Deutsche haben für das Komische vielleicht mehr Sinn als die Franzosen. Dabei findet man bei uns mehr wahrhaft lächerliche Charaktere als in Frankreich, wo die Perfifflage der Gesellschaft jede außerordentliche Lächerlichkeit im Keim erstickt. Mit Stolz darf ein Deutscher behaupten, daß nur auf deutschem Boden die Narren zu jener titanenhaften Höhe emporblühn können, wovon ein verflachter, früh unterdrückter französischer Narr keine Ahnung hat."

„Selten behandelt der französische Lustspieldichter das öffentliche Treiben des Volks als Hauptstoff. Eine größere Ausbeute findet er in den Contrasten, die manche alte Institution mit den heutigen Sitten, und manche heutige Sitte mit der geheimen Denkweise des Volkes bildet. Wir stehn hier auf einem Boden, wo die Revolution seit 50 Jahren ihre Willkürherrschaft ausgeübt, überall rüttelnd an den Fundamenten des ge-

ſellſchaftlichen Lebens: — und dieſer Zwiſt der Gegenwart mit der Vergangenheit, die ſich wechſelſeitig verhöhnen, der Zank eines Wahnſinnigen mit einem Geſpenſt; dieſer Umſturz aller Autoritäten, der geiſtigen ſowohl als der materiellen; dieſes Stolpern über die letzten Trümmer derſelben; und dieſer Blödſinn in ungeheuern Schickſalſtunden, wo die Nothwendigkeit einer Autorität fühlbar wird, und wo der Zerſtörer vor ſeinem eignen Werk erſchrickt, aus Angſt zu ſingen beginnt und endlich laut auflacht . . . das iſt ſchrecklich, gewiſſermaſſen ſogar entſetzlich, aber für das Luſtſpiel ganz vortrefflich."

„Nur wird doch einem Deutſchen etwas unheimlich hier zu Muth. Wir ſollten unſerm Herrn und Heiland täglich dafür danken, daß wir kein Luſtſpiel haben wie die Franzoſen, daß bei uns keine Blumen wachſen, die nur auf einem Trümmerhaufen, wie es die franzöſiſche Geſellſchaft iſt, erblühen können! Der franzöſiſche Luſtſpieldichter kommt mir zuweilen vor wie ein Affe, der auf den Ruinen einer zerſtörten Stadt ſitzt und Grimaſſen ſchneidet."

„Die Hauptmotive des franzöſiſchen Luſtſpiels ſind nicht dem öffentlichen, ſondern dem häuslichen Zuſtand des Volks entlehnt, und hier iſt das Verhältniß zwiſchen Mann und Frau das ergiebigſte Thema. Wie in allen Lebensbezügen, ſo ſind auch in der Familie der Franzoſen alle Bande gelockert . . . Ach ſeit lange lache ich nicht mehr über Arnal, wenn er mit ſeiner köſtlichen Niaiſerie den Hahnrei ſpielt; und ich lache nicht mehr über Jenny Vertpré, wenn ſie als große Dame, alle mögliche Grazie entfaltend, mit den Blumen des Ehebruchs tändelt; nicht über Mlle. Dejazet, die die Rolle einer Griſette mit einer ſo claſſiſchen Liederlichkeit zu ſpielen weiß . . . Wenn ich heimlich bedenke, wo dergleichen Luſtſpiel in der Wirklichkeit endet, nämlich in den Goſſen der Proſtitution, in den Spitälern von St. Lazare, auf den Tiſchen der Anatomie, wo der Carabin nicht ſelten ſeine ehemalige Liebesgefährtin belehrſam zerſchneiden ſieht — dann erſtickt mir das Lachen in der Kehle."

„Der Ehebruch iſt der Mittelpunkt aller jener Luſtſpielraketen, die ſo brillant in die Höhe ſchießen, aber einen üblen Duft zurücklaſſen. Die alte Religion, die den ungetreuen Gatten mit der Hölle bedrohte, iſt mit ſammt dieſer Hölle erloſchen. Die Moral, die nichts andres iſt als die in die Sitten eingewachſene Religion" (ſagt Heine!), „hat dadurch alle ihre Lebenswurzeln verloren und rankt jetzt mißmuthig welk an den dürren Stäben der Vernunft, die man an die Stelle der

eligion aufgepflanzt hat. Aber nicht einmal dieſe armſelig wurzelloſe, ur auf Vernunft geſtützte Moral wird reſpectirt, die Geſellſchaft huldigt ur der Convenienz, welche nichts Andres iſt als der Schein der Moral, e Verpflichtung, ſorgfältig alles zu vermeiden, was einen öffentlichen kandal hervorbringen kann: einen öffentlichen, denn alles Skandalöſe, as nicht in die Erſcheinung kommt, exiſtirt nicht für die Geſellſchaft. ie Sünderin wird nicht früher ganz verdammt, bis der Gatte ſein Schul- g ausſpricht; der verrufenſten Meſſaline öffnen ſich die Flügelthore des anzöſiſchen Salons, ſo lange das eheliche Hornvieh geduldig an ihrer eite hineintrabt. Dagegen das Mädchen, das ſich wahnſinnig groß- üthig, weiblich aufopferungsvoll in die Arme des Geliebten wirft, iſt if immer aus der Geſellſchaft verbannt. Aber dies geſchieht ſelten, erſtens eil Mädchen hier zu Lande nie lieben, und zweitens, weil ſie im Liebes- ll ſich ſobald als möglich zu verheirathen ſuchen, um jener Freiheit theil- iſt zu werden, die von der Sitte nur den verheiratheten Frauen be- illigt iſt."

„Wir Deutſche huldigen mit unſrer Liebe immer nur unverhei- itheten Mädchen; bei den Franzoſen hingegen iſt nur die verheirathete rau Gegenſtand der Liebe, im Leben wie in der Kunſt." — Iſt Heine ſeinem Urtheil nicht faſt auf dem Standpunkt Menzel's ange- mmen?

„Die Franzoſen ſind ſchon von Natur activer und paſſionirter als ir, und es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob es die angeborne Activität iſt, odurch die Paſſion bei ihnen mehr als bei uns zur äußern Erſcheinung mmt, oder ob die angeborne Paſſion ihren Handlungen einen leiden- aftlicheren Charakter ertheilt und ihr ganzes Leben dadurch dramatiſcher ſtaltet als das unſrige. — Die Unruhe treibt den Franzoſen ins Thea- r. Ließe der Autor ihm einen Augenblick Ruhe, er wäre capabel zu eifen. Die Hauptaufgabe für den franzöſiſchen Bühnendichter iſt, daß in Publikum gar nicht zu ſich ſelber, gar nicht zur Beſinnung komme, ß Schlag auf Schlag die Emotionen herbeigeführt werden, daß Liebe, aß, Eiferſucht, Ehrgeiz, Stolz, Point d'honneur, kurz alle jene leiden- aftlichen Gefühle, die im wirklichen Leben der Franzoſen ſich ſchon tob- chtig genug gebärden, auf den Brettern in noch wilderen Raſereien aus- rechen. Was uns im franzöſiſchen Theater greuelhaft unnatürlich vor- mmt, ereignet ſich täglich und ſtündlich in Paris in der bürgerlichſten irklichkeit. Wir haben keinen Begriff davon, wie leicht in dem heißen

Klima der französischen Societät die Herzen sich entzünden, oder gar, während der Julitage, die Köpfe von den tollsten Sonnenstichen erhitzt sind. Hören wir, wie sie dort schreien, und sehn wir, wie sie Gesichter schneiden, wenn dergleichen Gluthen ihnen Hirn und Herz versengen, so sind wir schier verwundert und erklären alles für Unnatur."

In diesen Briefen kommt Heine auch auf die Musik zu sprechen. Er hält die „Hugenotten" für die bedeutendste Erscheinung seit Don Juan; er bespricht mit Theilnahme den „Benvenuto Cellini" von Berlioz: „seine Geistesrichtung ist das Phantastische, er hat große Aehnlichkeit mit Callot, Gozzi und Hoffmann." „Der Künstler, welcher in Paris die unbedingtesten Enthusiasten findet, aber auch die eifrigsten Widersacher, ist Franz Liszt. Höchst merkwürdig sind seine Geistesrichtungen. Er hat große Anlagen zur Speculation, und mehr noch als die Interessen seiner Kunst interessiren ihn die Untersuchungen der verschiedenen Schulen, die sich mit der Lösung der großen, Himmel und Erde umfassenden Frage beschäftigen. Er glühte lange Zeit für die schöne St. Simonistische Weltansicht, später umnebelten ihn die spiritualistischen oder vielmehr vaporistischen Gedanken von Ballanche, jetzt schwärmt er für die eines Lamennais, welcher die Jacobinermütze aufs Kreuz gepflanzt hat. Der Himmel weiß, in welchem Geistesstall er sein nächstes Steckenpferd finden wird. Aber lobenswerth bleibt immer dies unermüdliche Lechzen nach Licht und Gottheit."

Ferner Chopin. „Wenn er improvisirt, merkt man, sein wahres Vaterland ist das Traumreich; mir ist, als besuche mich ein Landsmann aus der geliebten Heimath, und ich möchte ihn fragen: singen die Bäume noch immer so schön im Mondschein?"

Chopin stand damals in einem intimen Verhältniß zu George Sand, die ihn nach Majorca begleitete, um ihn in seiner Krankheit zu pflegen. — Sie hatte eben „die letzte Aldini" geschrieben. Lelio, der Sohn des Volks, hat das Schicksal, das Herz zweier adligen Damen, Mutter und Tochter, zu erobern. Die erste hat ihn als armen Gondelführer aufgefunden, sich seiner angenommen und seine Stimme ausbilden lassen. Die Beziehung, die an Rousseau's Liebe zu Frau v. Warrens erinnert, wird zuletzt so leidenschaftlicher Natur, daß die Gräfin ihm ihre Hand anträgt. Er ist so verständig, sie auszuschlagen, geht aufs Theater und wird ein berühmter Sänger. Aber sein Schicksal führt ihn zum zweiten Mal mit der Familie zusammen. Die schöne Alezia, die Tochter der Gräfin, eine

höchst aristokratische und despotische Natur, verliebt sich in ihn und fordert ihn mit majestätischer Herablassung auf, sie zu heirathen. Diese neue Quintilia-Fiamma ist mit ihren Capricen, ihrem Stolz und ihrer Heftigkeit eine so bedenkliche Lebensgefährtin, daß ihre Ehe mit dem bürgerlichen Schauspieler eine unglückliche hätte werden müssen. Aus vollem Herzen stimmt man in den letzten Ausruf der abreisenden Komödianten ein: Vive la Bohème! — Mit größeren Ansprüchen tritt „Mauprat" auf. In einem entlegenen Winkel Frankreichs soll im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Raubschloß gestanden haben, von welchem aus die Familie Mauprat die schauderhaftesten Greuelthaten verübte. Durch einen Zufall geräth ein edles Fräulein, Edene, in diese Räuberhöle. Sie wäre dem Schrecklichsten ausgesetzt, wenn nicht der jüngste und am wenigsten verdorbene dieser Wilden, Bernard, sie mit Lebensgefahr befreite; dafür muß sie ihm versprechen, eine Nacht die Seinige werden zu wollen. Sie will ihr Versprechen halten, d. h. ihn heirathen, vorher aber den „Sohn der Wildniß" ästhetisch und sittlich erziehn — eine Operation, in der keiner von beiden Theilen in besonders interessantem Licht erscheint. Das Resultat ist zuletzt günstig, aber die Jugend geht darüber verloren, und der Gedanke an ihr Gelübde breitet über Edene eine tiefe Schwermuth. „Mein Herz", sagt sie einmal, „ist ein Todter, den der Galvanismus tanzen läßt, und der dann wieder hinfällt. Sage mir die Wahrheit, bist du glücklich? Doch das ist eine lächerliche Frage, denn das Wort Glück ist ein lächerliches Wort und spricht eine Idee aus, die so formlos ist wie ein Traum; aber erträgst du das Leben gutwillig? — Das Gute, das ich ohne Begeisterung, selbst ohne Vergnügen daran thue, und ohne von der Erfüllung meiner Pflichten irgend eine Erleichterung zu hoffen, ist vor Gott vielleicht ein größeres Opfer, als die Opfergaben eines jüngern, beglücktern Herzens! O mein Gott, könnte sich doch aus dem Schooß deiner Gnade eine Ueberzeugung, ein Wollen oder auch nur ein Wunsch, ein Verlangen in mein Herz niedersenken u. s. w." — Das ist doch wieder Lelia! — Eine neue Figur ist der Typus des Volks, welchem die Herrschaft der künftigen Jahrhunderte bestimmt ist: der Bauer Patience, der als Eremit lebt, in prophetischen Gesichten die Zukunft des Menschengeschlechts schaut und den stolzen Aristokraten, so wie der herzlosen, in ihre selbstsüchtigen Interessen verstrickten Bourgeoisie als Warnungsstimme die kommende Revolution verkündet.

Die kleinen Novellen A. de Musset's spielen sämmtlich in der

Crême der Gesellschaft; sie sprudeln von glänzenden Einfällen, aber auch in ihnen waltet unumschränkt die Laune, und man muß mitunter scharf aufmerken, um Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden. Freilich geht der Hauch frivoler Lebensempfindung durch Traum und Wirklichkeit.

„Emmeline", Aug. 1837. Der junge Gilbert schickt der vornehmen Dame ein Liebesgedicht, eigentlich nur zu probiren, wie sie sich dabei verhalten wird; man verbietet ihm die Thür, er versichert, das Gedicht sei an eine andere gerichtet. Er belauert sie im Boudoir, dort wird die Sache sogleich in Richtigkeit gebracht. Emmeline macht ihre Schwester zur Vertrauten; sie schreibt ihr, was man sonst kaum im Finstern leise auszusprechen wagt. Der Gemahl kommt dahinter; aber er ist von einem so raffinirten Edelmuth, daß er ihr gar keine Vorwürfe macht, sondern nur erklärt, er werde für sich eine bescheidene Garçonwohnung miethen. Das Vermögen gehört seiner Frau, er hat ihr nichts mitgebracht, glaubt also auch keine Rechte an sie zu haben!! — Sie wird gerührt; Versöhnung — trotzdem setzt sie den Ehebruch fort! — Die Geschichte schließt ohne Pointe.

„Les deux maîtresses", Nov. 1837. Ein junger Mann, der schon als Knabe gewohnt war, ein zwischen Traum und Wirklichkeit getheiltes Doppelleben zu führen, liebt zwei Damen, eine arme und eine reiche, zu gleicher Zeit, und findet ein besonderes Vergnügen, die Briefe, die er an die eine gerichtet, an die andre zu schicken, und ihr Doppelbild in seiner eignen Phantasie träumerisch in einander spielen zu lassen.

„Frédéric et Bernerette", Dec. 1837. Geistvolle Nachahmung der „Manon Lescot", ohne alle eignen Motive. Bei A. de Musset tritt indeß das Unsittliche immer in zierlichen Formen auf; in der eigentlichen Masse der Romane zeigt es sich in seiner nackten Brutalität. Den Preis darin verdient vielleicht „une pécheresse" von Arsène Houssaye.

Steter Wechsel zwischen cynischer Offenheit und prophetischer Declamation ist die Signatur des Tages. — In den „Voix intérieures" 1837 tritt V. Hugo der ungläubigen Welt gegenüber mit Anmaßungen auf, die an Bonifacius VIII. erinnern. „Ein edler Instinct leitet das Jahrhundert; prophetisch regt sich überall die Idee. Stein für Stein richten Denker die beiden Säulen, welche die wankende Gesellschaft stützen, wieder auf — die Achtung vor den Greisen und die Liebe zu den Kindern!". . . . „Aber unter diesen Fortschritten, o Jesus! betrübt mich Eins, daß der

Biederhall deiner Stimme ſich mehr und mehr verliert .... Mag auch ie Welt dieſen geſtorbenen Gott mit ſeinen Wunden im Staub herum-hleifen, ſo wird doch aus ihnen nichts fließen, als unverſiegliche Gnade." — indeß dieſe Anbetung Chriſti war nur eine Reminiſcenz ſeiner Jugend; igentlich wird in den „inneren Stimmen" einem andern Gott ein Altar ufgerichtet. Dieſer Gott heißt Olympio; er iſt allmächtig, allwiſſend, llgütig u. ſ. w. wie ſeine Vorgänger; er theilt mit denſelben das Schick-ıl, von der rohen, unwiſſenden Menge geſchmäht und verleugnet zu erden, aber in ſein Kryſtallherz findet keine bittere Stimmung Zugang, r kennt nur Erbarmen für die Sünder, er ſchafft die Welt ſtets von ieuem, ſchöner und idealer, als ſie geweſen. Was Großes auf ihr ge-chieht, iſt nur für ihn und gewiſſermaßen nur durch ihn. Und wer iſt ieſer Gott, von dem ſein Prophet ſo große Dinge verkündet? — Es iſt er Dichter! — Victor Hugo's Gegner haben gemeint, er wollte ſich elber damit ſchildern; ſo unbeſcheiden war er indeſſen nicht, er bezeichnete amit nur ſein Ideal.

Peuples, écoutez le poëte,
Ecoutez le rêveur sacré!
Dans votre nuit, sans lui complète,
Lui seul a le front éclairé.

Ein Zeitalter, das ſeinen ſubſtantiellen Inhalt eingebüßt hat, wendet en Trieb der Bewunderung denjenigen zu, die ihn fordern. Olympio at eine große Zahl von Gläubigen gefunden, die zugleich die Manieren ires Meiſters nachäfften. — Der talentvollſte ſeiner ehemaligen An-änger, Ste. Beuve, hatte andre Bahnen eingeſchlagen. Seine „Pen-ées d'Août" — Ausdrücke für das Herbſtgefühl des Lebens — (darunter ie Erzählungen Marèze, Jean maître d'école u. ſ. w.) gehn durchweg on einem ſittlichen Grundgedanken aus, der an einem aus dem Leben egriffenen Beiſpiel erläutert wird, und tragen die Farbe der Entſagung.)er Dichter weiß durch die Sinnigkeit ſeines Stils den Eindruck der laturwahrheit zu machen, aber man muß den Gedanken erſt mühſam her-orſuchen, denn er wird faſt immer von einer Wolke überſchattet. Indem er Dichter die Nuancen zu ſehr vervielfältigt, hebt er die Farbe auf; er hreitet faſt immer durch Halbtöne vor, und das Auge, das keinem be-timmt ausgeſprochenen Ton begegnet, weiß nicht, wo es anhalten ſoll. In der Furcht, den Ausdruck ſeines Gedankens erkalten zu laſſen, ergreift

er den Gedanken auf der That und schreibt ihn auf, bevor er fertig ist; während er malt, sieht er noch hin, während er schreibt, fährt er fort zu denken. Daraus geht in der Darstellung eine gewisse Verwirrung hervor, eine Dunkelheit, die sich auch in der Sprache zeigt. Die Bilder drängen sich durcheinander, das eine wird vom andern gestört und aufgehalten, und der freie Lauf der Entwickelung unmöglich gemacht.

Auf einer Reise durch die Schweiz 1837 faßte Ste. Beuve zuerst den Gedanken, seine historischen Forschungen über das siebzehnte Jahrhundert zu einem Gesammtgemälde zu verbinden, dessen Mittelpunkt die Geschichte von Port Royal bilden sollte. Ursprünglich war er den Jansenisten nicht sehr geneigt, sie erschienen ihm als poesieloſe religiöse Pedanten; je mehr er sich aber in den Charakter Pascal's vertiefte, desto lebhafter wurde seine Theilnahme, und den Ausschlag gaben die zahlreichen Frauen von Geist, Gemüth und Bildung, die aus der Schule aufgewachsen waren. Ste. Beuve hat zur Vollendung dieses Werks mehr als zwanzig Jahre gebraucht, und es ist für das Studium des siebzehnten Jahrhunderts eine unschätzbare Arbeit, reich an scharf gezeichneten Charakterköpfen, voll der feinsten psychologischen Beobachtungen und durchgreifenden literarischen Urtheilen. Einen Mangel kann das Buch doch nicht ganz verleugnen. Mit voller Kraft kann eine geistige Bewegung nur von demjenigen geschildert werden, der selber irgendwie daran betheiligt ist; das war bei Ste. Beuve weder in theologischer noch in philosophischer Beziehung der Fall. Er steht daher nicht mitten in den Begebenheiten, sondern draußen; er beobachtet scharf und urtheilt liberal, wie es ja dem Unbetheiligten am leichtesten wird: aber der Gegenstand kommt immer nur von einzelnen Seiten, nie als concretes Ganze zur Geltung. Ohne den Vergleich zu weit ausdehnen zu wollen: es ließe sich ja auch wohl eine sehr interessante Biographie Luther's denken, die ausschließlich vom psychologischen und artistischen Standpunkt aufgenommen wäre; aber wirklich zeichnen kann den großen Reformator nur derjenige, der in sich selbst starke religiöse Kämpfe durchgemacht.

Auf den Fortgang der historischen Studien übte Guizot (50. J.) fortdauernd den günstigsten Einfluß; er verstand sie in das richtige Fahrwasser zu leiten, und alle, die Eifer und Talent daher mitbrachten, wurden durch ihn gefördert: Thierry, Mignet, Jouffroy, Fauriel, Mérimée, Michelet u. s. w. — 22. Dec. 1836 war er in die Academie aufgenommen. Seinen Vorgänger Destutt de Tracy charakterisirte er

in der Lobrede als einen der würdigſten Repräſentanten des 18. Jahrhunderts: „siècle de sympathie et de confiance jeune et présomptueuse, mais sincère et humaine, dont les sentiments valaient mieux que ses principes et ses moeurs, qui a beaucoup failli parce qu'il a trop cru en lui-même, doutant d'ailleurs de tout, mais pour qui il est permis d'espérer qu'un jour, quand ses fautes paraîtront suffisamment expiées, il lui sera beaucoup pardonné parce qu'il a beaucoup aimé.“ Die Ausfälle gegen die Aufklärung erregten das entſchiedenſte Mißfallen eines Publicums, das von der ſpiritualiſtiſchen Philoſophie nichts wiſſen wollte.

Damals ſchrieb Carlyle die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution an Farbe und Lebendigkeit der Portraits das Glänzendſte, was bis dahin über den Gegenſtand geſchrieben war.

Unter den neueſten hiſtoriſchen Verſuchen gewann ſich eine große Anerkennung die „Geſchichte Frankreichs unter Ludwig XIII.“ von Bazin, ſpäter fortgeſetzt bis zu Mazarin's Tod: urſprünglich eine Reihe kleiner hiſtoriſcher Erzählungen aus dem 17. Jahrhundert. Der Ton war der einer Novellette, etwas höhniſch und blaſirt, aber nicht ohne Anmuth. Er hatte Alles angewandt, ſich in einen Zeitgenoſſen des 17. Jahrhunderts zu verwandeln, ſeine Bibliothek enthielt ſämmtliche Werke jener Zeit in den ſeltenſten Ausgaben: die Sprache des Jahrhunderts war ihm geläufig; es gab keine Anekdote, die er nicht bei der Hand gehabt, keine Aeußerlichkeit des Coſtums, die ihm nicht zu Gebot geſtanden. Der pragmatiſche Zuſammenhang der Dinge war ihm gleichgiltig, eine philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte lächerlich. Gemeinplätze waren ihm ebenſo zuwider als Enthuſiasmus. Die Furcht, in ſeinem Gefühl betrogen zu werden, beſtimmte ihn zu einer beſtändigen Zurückhaltung, und er wehrte die Geſellſchaft von ſich ab, um nicht in einem Augenblick der Aufregung die kalte Verachtung zu vergeſſen, die er ſich gewiſſermaßen als guten Ton auferlegt hatte. — Bei ſeinen Studien kam es ihm ausſchließlich darauf an, ſich Gewißheit über die Thatſachen zu verſchaffen; wo ein Vorgänger einen factiſchen Irrthum begangen hatte, war er ſofort bei der Hand, mit großem Triumph darauf aufmerkſam zu machen, und doch widerfuhr es ihm auch nicht ſelten, daß er ſich täuſchen ließ. Der Stil erinnert in ſeiner Einfachheit und Durchſichtigkeit an die Memoiren aus der feinen Geſellſchaft: er iſt gedrängt, kräftig und geiſtvoll. Bazin ſpielt die Rolle eines Diplomaten im 17. Jahrhundert, der hinter die Couliſſen geſehn

und die Kleinlichkeit aller der Motive durchſchaut hatte, die der uneingeweihten Menge imponiren. Ein ſolcher Diplomat iſt nicht der richtigſte Beobachter, wie zuverläſſig auch ſeine einzelne Anſchauung ſein mag: bei ſeiner zu nahen Stellung entdeckt er nur das Einzelne, und die großen Umriſſe entgehn ihm. Bazin verfällt zwar niemals in den Fehler eines Moraliſten, der die Sünden eines früheren Zeitalters nach dem Maßſtab des ſeinigen mißt, aber die Neigung, in der Weiſe Scribe's zu triumphiren, ſobald er in der Mitte eines großen Ereigniſſes ein kleines Motiv entdeckt, und dies Motiv ſofort zum leitenden zu machen, iſt doch noch bedenklicher. Am meiſten iſt er auf ſeinem Platz in der Geſchichte der Fronde. St. Aulaire hatte die Vorſtellung verbreitet, die Oppoſition des Adels und der Parlamente im 17. Jahrhundert entſpräche der Oppoſition des Liberalismus gegen die Reſtauration. Ein aufmerkſames Studium der Quellen überzeugte Bazin, daß dieſe ganze Periode einen Carneval dreiſter Abenteuer enthält. Gegen Retz entwickelt Bazin einen beinahe perſönlichen Haß; die ehrbaren Magiſtratsperſonen, die ſich in die thörichte Bewegung einließen, erſchienen als lächerliche Figuren.

25. Mai 1837 wurde Mignet (41. J.), ſchon ſeit Jahren beſtändiger Secretair der „Académie des Inscriptions“, in die franzöſiſche Academie aufgenommen, an Stelle Raynouard's. „Depuis le jour où la pensée d'un grand homme a fait de la modeste réunion de quelques gens de lettres une éclatante institution politique“, ſagte er in der Antrittsrede, „l'Académie française a fidèlement représenté l'esprit national. Cet esprit fécond et simple à la fois, qui, en cherchant la nouveauté dans les idées, suit volontiers la coutume dans le langage, y a trouvé son encouragement et sa règle. Pendant deux siècles l'Académie a conservé à la langue sa pureté, à l'art ses conditions, au goût ses délicatesses, au génie son bon sens.“ Der Entwickelung des allgemeinen Geiſtes ſich anſchmiegend, hat ſie zuerſt hauptſächlich die Dichter, dann die Philoſophen, ſpäter („l'opinion ayant été introduite dans le gouvernement, la parole étant devenue à son tour une puissance“) die Redner aufgenommen. In Mignet, wie in ſeinem Vorgänger iſt die Geſchichtſchreibung geehrt; doch ſcheint nach dem Schluß der Antrittsrede der Zukunft eine andere Wendung vorbehalten zu ſein.

„La France, marchant la première vers l'avenir immense qui attend le monde, a donné au siècle son mouvement, le siècle, dont le début a été si éclatant, qui a déjà vu tant de grandeurs mortelles

passer devant lui, qui a produit la plus vaste des révolutions et le plus merveilleux des hommes, ouvre à l'intelligence humaine une carrière sans bornes. Les anciennes sciences s'étendent et s'appliquent; des sciences nouvelles s'élèvent; on pénètre dans les plus profondes obscurités de la terre, et l'on va y découvrir les premières ébauches de la création et les plus anciennes oeuvres de Dieu. On s'élance vers les espaces jusqu' ici inaccessibles du ciel, et après avoir complété le système de Newton dans l'empire borné de notre soleil, on est sur la voie des mouvements auxquels obéissent ces étoiles que leur incommensurable distance nous fait paraître fixes dans les régions mieux explorées de l'infini. Revenant sur la surface de tous côtès visitée et déjà presque trop étroite du globe, les hommes de notre siècle la resserrent, et, pour ainsi dire, la transforment par les prodiges de leurs inventions. Les mers sont traversées par des vaisseaux sans voiles que n'arrêtent plus les tempêtes, et les terres sont parcourues par des chars dont la force et la vélocité ne semblent plus dépendre que de la volonté humaine. Ainsi les pays se rapprochent, les esprits s'unissent, les pensées s'échangent, et, vainqueur de la nature, l'homme, reportant ses regards de sa demeure sur lui-même, aspire à découvrir, par l'observation et par l'histoire, les lois même de l'humanité. Lorsque ce siècle aura réglé sa curiosité et tempéré sa fougue, personne ne peut prévoir sa grandeur, comme rien ne peut arrêter son génie."

Mignet ſelbſt blieb den hiſtoriſchen Studien treu, wie er denn auch jede noch ſo lockende Verſuchung einer politiſchen Stellung von ſich wies. Seine ſpätern Arbeiten werden durch ſtrenge Wiſſenſchaftlichkeit charakteriſirt. Er war ein Haupttheilnehmer an der Sammlung der franzöſiſchen Quellenſchriftſteller, die durch Guizot angeregt wurde. Sein Verfahren dabei zeigt von ebenſoviel Scharfſinn als Gewiſſenhaftigkeit, und er betrachtete es ſeitdem als die Hauptaufgabe des Geſchichtſchreibers, dieſe Quellen in ihrer reinen Form überſichtlich und verſtändlich zu machen. Bei ſeinem ſyſtematiſchen Kopf beginnt er überall damit, in der Geſchichte einen ſtehenden und einen beweglichen Theil zu unterſcheiden. Unter dem erſtern verſteht er die großen Reſultate der allgemeinen Thatſachen, die aus den Geſetzen einer beſtimmten Civiliſation hervorgehn; dieſe nennt er das Knochengerüſt der Geſchichte, über welches der Hiſtoriker ſich eine vollſtändige Gewißheit verſchaffen muß. Unter dem letztern verſteht er den

Einfluß, den die Wünſche, Leidenſchaften und Stimmungen der Einzelnen ausüben, einen Einfluß, den er als accidentell betrachtet.

Bei allen dieſen kleinern Arbeiten hatte Mignet das große Werk ſeines Lebens vor Augen, die Geſchichte der Reformation, an der er bereits ſeit ſeiner früheſten Jugend arbeitete. Als Grundlage derſelben hat er ſich 400 Bände Correſpondenzen und Manuſcripte aller Art verſchafft; er gehört zu den wenigen Franzoſen, welche die welthiſtoriſche Bedeutung der Reformation vollkommen zu würdigen wiſſen.

Nicht minder kräftig ſpricht ſich Michelet in den „Memoires de Luther“ aus; ſie ſind mit einer ſchönen Wärme geſchrieben, und die innern Seelenkämpfe des Reformators tief nachgefühlt. Das Urtheil iſt einſeitig; zuletzt ſei er verzweifelt, weil er die Sache des Volks an die Fürſten verrathen. — Noch nimmt er übrigens, in der Fortſetzung der franzöſiſchen Geſchichte, die Reformen Gregor's VII., ſelbſt das Cölibat in Schutz: „Ce virginal hymen du prêtre et de l'eglise n'est-il pas quelque peu troublé par un hymen moins pur? Se souviendra-t-il du peuple qu'il a adopté selon l'esprit, celui à qui la nature donne des enfans selon la chair? ... Non, il y a dans le plus saint mariage, il y a dans la femme et dans la famille quelque chose de mol et d'énervant qui brise le fer et fléchit l'acier. Le plus ferme coeur y perd quelque chose de soi ... Et cette poésie de la solitude, ces mâles voluptés de l'abstinence, cette plénitude de charité et de vie où l'âme embrasse Dieu et le monde, ne croyez pas qu'elle subsiste entière au lit conjugal ... Que sont devenus les méditations solitaires, les rêves mystérieux, les sublimes orages où combattaient en nous Dieu et l'homme? ... C'était fait du christianisme, si l'eglise, amollie et prosaïsée dans le mariage, se matérialisait dans l'hérédité féodale. Le sel de la terre s'évanouissait, et tout était dit. Dès-lors, plus de force intérieure, ni élan au ciel. Jamais une telle église n'aurait soulevé la voûte du choeur de Cologne, ni la flèche de Strassbourg; elle n'aurait enfanté ni l'âme de St. Bernard, ni le pénétrant génie de St. Thomas.“

10. Juni 1837 wurde die hiſtoriſche Galerie in Verſailles eröffnet, beſtimmt, die Heldenthaten der franzöſiſchen Geſchichte zu verewigen. Eine glänzende Schaar war zu dem Feſt eingeladen — eben hatte die neue Herzogin von Orleans, Helene von Mecklenburg, ſich den Pariſern vorgeſtellt. — „Je garde encore“, erzählt Guizot, „l'impression qui me

saisit à l'aspect de cette foule empressée, curieuse, et qui se précipitait un peu confusément de salle en salle à la suite du roi: c'était la France nouvelle, la France mêlée, bourgeoise, democratique, envahissant le palais de Louis XIV.; pairs, députés, guerriers, magistrats, administrateurs, savants, lettrés, artistes; invasion pacifique, mais souveraine; conquérants un peu étonnés au milieu de leur conquête et assez mal dressés à en jouir, mais bien assurés et bien résolus de la garder. Les représentants de l'ancienne société française, les héritiers de ses grands noms et de ses brillants souvenirs ne manquaient point dans cette foule, et circulaient familièrement dans tous les détours de l'ancienne demeure royale; mais ils y déployaient plus d'aisance qu'ils n' y conservaient d'importance."

Zur Feier des Tages wurde der „Misanthrop" gegeben, ſtreng im alten Coſtum; aber Guizot merkt an, wie vollſtändig der Accent des goldnen Zeitalters verloren gegangen war; Mlle. Mars als Celimene erinnerte mehr an Marivaux als an Molière.

Eben hatte Guizot in der Kammer einen heftigen Kampf mit Dd. Barrot geführt. „Ni la liberté, ni les progrès laborieux n'ont suffi à la démocratie; elle a voulu le nivellement, et voilà pourquoi elle a si souvent et si rapidément perdu les sociétés où elle domine." Die echte Freiheit ſcheidet ſich von dieſer „démocratie envieuse, jalouse, inquiète, tracassière, qui veut tout abaisser à son niveau, et qui n'est pas contente si elle voit une tête dépasser les autres têtes." Guizot weiß wohl, wie ſehr er ſich mit dieſer Ueberzeugung von ſeinen alten Freunden trennt. „J'ai vu les applaudissements populaires venir au-devant de moi; j'en jouissais beaucoup, beaucoup; c'était une belle et douce émotion. J'y ai renoncé: je sais que cette popularité — là ne s'attache pas aux idées que je défends aujourd'hui."

In der That wurden die Umtriebe der Demokratie immer gefährlicher. Ein demokratiſches Centralcomité für die Neuwahlen, Dec. 1837, nahm neben den alten Führern der Partei auch den Socialiſten L. Blanc auf, der nun zum erſten Mal in einer ſtärkern politiſchen Rolle auftritt; es wurde von Thiers und ſeinen Anhängern unterſtützt. Die Entdeckung eines neuen Attentats gab nur Veranlaſſung zu einem Scandalproceß.

In Lamennais' „livre du peuple" 1837 iſt vom Chriſtenthum nichts übrig geblieben als die Predigt der allgemeinen Brüderſchaft. Des Menſchen Sohn iſt der erſte in der Reihe der heiligen Jacobiner, welche

für die Freiheit gearbeitet. Die ursprüngliche Ordnung der Menschheit ist zerstört, das Band der Brüderlichkeit zerrissen, die Selbstsucht hat sich an Stelle der Liebe gesetzt. Das Volk hat für das Leben nur Elend, für seinen Tod einen Graben an der Landstraße. Zum Volk gehören alle, die leiden und arbeiten, die der Menschheit dienen, ohne von ihren Früchten zu genießen. Dieses Volk hat den Beruf, das Reich Gottes wiederherzustellen; es hat das unveräußerliche Recht, zu leben und sich frei zu entwickeln. Wie der Einzelne, dessen Souverainetät unveräußerlich ist, ist auch das Volk souverän. Das Volk ist der echte Souverän, alle Gewalt geht von ihm aus. Wenn es eine despotische Herrschaft zerbricht, so verwirrt es nicht die Ordnung, sondern stellt sie wieder her, es erfüllt das Werk des Herrn und seinen ewig gerechten Willen. Die Leiden des Volks entspringen aus den Lastern der Gesellschaft, die durch die Selbstsucht von ihren natürlichen Bahnen abgelenkt ist, und niemals wird es besser werden, so lange die Ausübung der Gesetze in ihrer Hand bleibt. Die echte Gesellschaft ist die Organisation der Brüderlichkeit. Es steht geschrieben: wer unter euch der Erste sein will, soll der Diener Aller sein. Wagt also Jemand, sich den Herrn zu nennen, so soll das Volk ihm sein Nein! entgegensetzen. — Ueber dem Vaterland steht die Menschheit; die Welt liegt im Argen, bis die Völker die unglückseligen Grenzpfähle umwerfen, die sie scheiden, und eine große Gesellschaft bilden. — Die Gesammtheit der Pflichten und der Ideen, aus denen sie hervorgehn, macht die Religion aus. Das menschliche Geschlecht glaubt in Folge seiner Natur. Man darf die Religion nicht mit den verschiedenen äußerlichen Formen verwechseln, mit denen sie sich umkleidet. Das Christenthum, die Lehre der Liebe, Gleichheit und Brüderlichkeit, ist die wahre Religion. Jetzt ist es freilich in eine materielle Form eingehüllt, wie in ein Schweißtuch, aber es wird in dem Glanz seines ewig jungen Lebens wieder aufblühen: es ist das erste und letzte Gesetz der Menschheit. Versiegelt für eine Zeit, wird das Evangelium sich allen Völkern erschließen: die Tugend wird sich mit dem Genuß vermählen; den Verbrecher wird man wie einen Kranken behandeln, man wird die Todesstrafe abschaffen, die Welt wird eine große Stadt Gottes bilden, die Christus als ihren höchsten Gesetzgeber verehrt.

Unter diesen bedrohlichen Umständen geschah das Unglaubliche. Der König hatte sein Ministerium außerhalb der parlamentarischen Coterien genommen: nun schlossen sämmtliche Fractionen, von der äußersten Rechten

bis zur äußerſten Linken, eine Coalition, das Miniſterium zu ſtürzen und dem König zu zeigen, daß er allerdings den parlamentariſchen Berühmtheiten Rechnung tragen müſſe. Daß Thiers ſich daran betheiligte, ließ ſich begreifen, er war ohne Vorurtheile und wollte nur Miniſter werden: aber daß Guizot, ein ehrlicher Mann, der wirklich an ſeine Doctrin glaubte und von der Nothwendigkeit einer großen conſervativen Partei durchdrungen war, ſich an die Spitze ſtellte, iſt das ſchlimmſte Zeichen für die allgemeine Auflöſung. — Und wie rechtfertigt er ſich ſpäter? „Le personnalité est habile à se glisser au sein du patriotisme le plus sincère; et je n'affirmerai pas que le souvenir de ma rupture avec M. Molé en 1837 et le secret désir de prendre une revanche personnelle, tout en soutenant une bonne cause générale, aient été sans influence sur mon adhésion à la coalition et sur l'ardeur que j' y ai portée. Même pour les plus honnêtes gens la politique n'est pas une oeuvre de saints!“

Vorläufig wurden die Angriffe der Verbündeten, 12. März 1838, ſiegreich zurückgeſchlagen; das hatte aber nur die Folge, ſie feſter an einander zu knüpfen.

17. Mai 1838 ſtarb Fürſt Talleyrand, 89. J.; vor ſeinem Tod ſetzte er, der ehemalige Biſchof der Revolution, eine große Bekehrung in Scene; Abbé Dupanloup, den er dazu brauchte, dachte kirchlich genug, es ihm ſehr zu erſchweren. Was ihn beſtimmte, iſt nicht ganz klar: Anſicht vom Schicklichen? innerer Zweifel? Hohn? — Vielleicht eine Miſchung von Allem. „Son impassibilité“, erzählt L. Blanc, „n'était qu' un masque. Comme le mépris des hommes et des principes faisait école dans son salon, il ne voulait point perdre le bénefice de ce professorat honteux, et il avait soin de ne paraître que triomphant et moqueur. Au fond, il était incertain, combattu, humble dans sa tristesse et tourmenté. Son immoralité de parade ne répondant pas en lui à une forte nature, à une perversité énergique, il s'y épuisa misèrablement... Abandonné à lui-même dans le silence des nuits, il tombait du haut de son orgueil factice dans d'inexprimables découragements..... Une fois sur la scène, il faisait volontiers étalage de son dédain pour la vertu. Mais il avait le cynisme du mal sans en avoir le courage. Il ne croyait même pas à son scepticisme; il n' avait pas foi même en son immoralité: de telle sorte que tout était faux chez cet homme, jusqu' à ses vices.“

Bei dem Tode des Grafen Montlosier (83. J.), der immer streng kirchlich gesinnt, dennoch die Jesuiten bekämpft hatte, verlangte die Geistlichkeit in Clermont einen öffentlichen Widerruf, und da er sich weigerte, wurden seinem Leichnam die Ehren der kirchlichen Bestattung versagt.

So greift der Fanatismus um sich wie der Unglaube; rationalistische Vermittelungsversuche wie des Abbé Châtel (43. J.) „Code de l'humanité ramené à la connaissance du vrai Dieu" fanden keinen Anklang. Wie unbehaglich man sich aber in der Negation fühlte, dafür ist ein sprechendes Zeugniß die neue Stellung, welche Edgar Quinet gegen die deutsche Kritik einnahm.

„L'Allemagne intellectuelle est pour nous un pays non moins féerique" (als das alte romantische Land): „au lieu des sylphes, elle est peuplée d'abstractions dont le nom même n'est jamais parvenu jusqu' ici, legers fantômes, esprit familiers de Kant et de Hegel, sorte de mythologie metaphysique qui nous semble aussi superstitieuse et moins charmante que celle des poëtes. Pour se transporter dans cette region, il faut une faculté qui ressemble presque au somnambulisme." Dennoch ist es nöthig, denn erst in Deutschland erfährt man, um was es sich bei der Kritik eigentlich handle.

Aber das Resultat ist traurig. Schon Voß hat „die alte Poesie der Griechen und die poetische Empfänglichkeit der Deutschen seinen kalten Abstractionen zu Liebe untergraben: er sah nicht, daß er mit dem symbolischen Princip das ganze deutsche Leben zerstörte! Wolff und Niebuhr haben concrete geschichtliche Individualitäten in den Fluß schattenhafter Begriffe zersetzt, wie Sage, Tradition, Mythe: erst hat man den persönlichen Homer, das geschichtliche Rom geleugnet, endlich den historischen Christus. Er ringt über Strauß die Hände, er beklagt sich u. a. über le langage triste, nu, géométrique und nennt Hengstenberg einen aufgeklärten Theologen. — „Aujourdhui le monde entier est le grand sépulcre où toutes les croyances, comme toutes les espérances semblent pour jamais ensevelies, et le sceau du doute y a été apposé par une main invisible; et nous nous demandons les uns aux autres, saisis de crainte: *qui soulèvera la pierre de ce tombeau!* Il en est un grand nombre d'entre nous qui pleurent en secret et qui n'ont plus de confiance dans ce qu'ils ont le plus aimé. Mais cette pierre qui nous opprime tous sera à la fin brisée, fût-elle plus pesante mille

fois que tous les mondes ensemble; et du sein de nos ténèbres le Dieu éternellement ancien, éternellement nouveau *renaîtra* vêtu d'une lumière plus vive que celle du Thabor. C'est là au moins la foi de celui qui a écrit ces lignes."

Endlich bricht er in folgenden Dithyrambus aus: „O großer, mächtiger, burlesker Proteus, hölliſcher Voltaire; was denkſt du über dieſen Sündenfall in das Grab eines Pantheons? Nach ſo viel Anſtrengungen iſt auch das poetiſche, das religiöſe Deutſchland in deine Hände gefallen, und Satans ſchwarze Krallen feſſeln die Schwingen des Engels Abbadonna! Biſt du es nicht, der in dieſer neuen Form aus dem Grabe wieder aufſteht, und um beſſer die Welt zu betrügen, ſich in die blonde Jungfräulichkeit der deutſchen Wiſſenſchaft verſteckt? Wohin fliehen? wo ſich verbergen? wo ſich retten? Es war eine deutſche Nachtigall, die ihre ſüßeſten Laute in dem hercyniſchen Walde anſchlug. Die Völker lauſchten ihrer Zauberſtimme; ſie fühlten in ihr den verlornen Glauben, die Poeſie der alten Tage wiederkehren. Da kommt eine Schlange" u. ſ. w. — „Seit der Menſch ſich an Gottes Stelle geſetzt, iſt er finſter geworden und ſich ſelber zur Laſt. Die Regierung der Welt macht ihm Sorge und Unruhe, er war dazu nicht geboren. Auf ſeinem ſtolzen Thron verwirren ſich ſeine Gedanken, ſeine Laune wird bitter. Keine Geſänge mehr; er läſtert ſich ſelber. Von den Göttern hat er nur den umwölkten Blick, den ſchweren Amboß und den Dreizack genommen; die Ambroſia und den ſorgloſen Schlaf hat er ihnen gelaſſen. Ich rathe dieſem hochfahrenden Parvenu, ſein angemaßtes Reich zu laſſen und in ſeine frühere Lage zurückzukehren. — Nach den großen Entdeckungen unſrer Zeit ſpielt die Menſchheit mit den ſchrecklichen Kräften, die ſie gefunden hat; ſie fühlt ſich durch Gewalten, die ſie nicht mißt, nicht leitet, nicht begreift, einer unbekannten Zukunft entgegengeführt. Ueberwältigt durch ihre eignen Erfindungen, wirft ſie ſich vor ihnen in den Staub, und noch einmal betet Pygmalion das Werk ſeiner Hände an. — Aber dieſer Sieg der Materie iſt nur ſcheinbar. Ihr könnt durch eure Induſtrie kein neues Reſultat gewinnen, ohne durch daſſelbe eine Idee hervorzurufen. Das Jahrhundert mag die Erde durchwühlen, den Dampf beflügeln, dieſe Beſchäftigungen werden es nie vollſtändig beherrſchen. Der Menſch auf der Erde iſt wie Robinſon auf ſeiner Inſel: ſeiner Hände Arbeit dient ihm nur dazu, den Nachen zu zimmern, auf welchem er ihr entflieht." — Der Idealismus wird zu der Form führen, die ihm allein angemeſſen iſt, zu einer neuen

Religion. Die Religion geht vom Orient aus, immer weiter nach Westen. „Die Idee Gottes, so wie die Erde sie hervorbringen kann, wird erst dann vollendet sein, wenn alle menschlichen Traditionen sich einander ergänzt haben, so daß dieses Pantheon den Typus für jeden Punkt des Universums enthält, wenn jede Insel, jedes Klima, jeder Berg durch das Organ eines Volkes wird sagen können: die Erde hat den Ewigen begriffen. Wenn die Frucht reif ist, möge sie in die Scheuern." — „Selig, rief es in mir, als ich Rom verließ, selig die da glauben! — Kann denn Rom untergehn? Habe ich hier nur ein Phantom betrachtet, oder ist mein Herz gestorben? . . . Ein Pilger des Zweifels, habe ich gethan, wie die Pilger des Glaubens, ich habe Gräber besucht . . . Die Vorübergehenden hätten mich für einen treuen Sohn der Kirche nehmen können; aber während sie andächtig waren, lauschte ich, und als ich mich gleich ihnen niederwarf, hielt mein rebellischer Geist sich aufrecht, mitten in der Kirche, im Angesicht der Hostie. Ich hätte gleich vielen Andern das Wohlgefallen meiner Phantasie für Zeichen des Glaubens nehmen können; aber diese Selbsttäuschung ist viel unheiliger als die Lästerung. Zwischen dem Poeten, welcher träumt, und dem Gläubigen, welcher anbetet, ist eine unermeßliche Kluft: lieber will ich nichts glauben, nichts lieben, als halb glauben, halb lieben. — Ich glaube nicht an dich, Königin alles Glaubens; aber ich bete dich an, Mutter aller Schönheit! du bist für mich die ewige Madonna, die auf den Ruinen sitzt und am Fuß des Kreuzes weint. Deiner beraubt, ist mein Herz leerer als die Maremma, oder als die Wüste von den Apenninen bis ans Ufer des Meers."

In der Vorrede zum „Prometheus" (1838) spricht sich Quinet über das Verhältniß dieser alten Fabel zum Christenthum aus. Die Prophezeihung im Aeschylos, daß unter Umständen die Herrschaft des Zeus ein Ende nehmen könne, hatte schon die Kirchenväter veranlaßt, Ahnungen des Christenthums in der heidnischen Mythe zu suchen. „Tant que le Dieu nouveau ne paraît pas, le supplice du Caucase n'a aucune raison de finir; le Christ, en détrônant Jupiter, est le seul rédempteur possible de Prométhée." Der Dichter habe das Recht, dies dem Orient entlehnte Symbol nach dem Maßstab seiner Bildung umzuwandeln. „L'immutabilité du dogme ne se trouve point dans l'art; il embellit, accroît, divinise son objet." Die drei Dichtungen „Ahasver", „Napoleon" und „Prometheus" sollen ein Reihe bilden, die den Glauben an den langsamen und schmerzvollen Fortschritt der Menschheit entwickelt.

Im erſten Theil des Gedichts erregt Prometheus, der auch den Menſchen geſchaffen, durch den Raub des Feuers den Zorn der Götter: im zweiten prophezeit er am Kreuz den Untergang des Olymp, im dritten erfolgt die Erlöſung. Zwei Erzengel verkünden: „Jupiter est tombé de son ciel idolâtre!“ — „Le titan, délivré de ses fers, est emporté dans les cieux, non toutefois sans conserver les stigmates de son supplice, non sans prévoir, même dans les sphères célestes, une révolution nouvelle, douloureuse encore, et salutaire à l'humanité.“

Unter ſolchen Einflüſſen gerieth auch G. Sand ins Myſtiſche. Ihr „Spiridion“ 1838, dem „Seraphitus“ Balzac's nachgebildet, enthielt neben Phantaſieſtücken im Geſchmack Hoffmann's auch philoſophiſche Abhandlungen über Gott und die Welt. Spiridion oder, wie er eigentlich heißt, Pater Sophronius, iſt zuerſt Jude, dann Lutheraner, dann Katholik, weil der Proteſtantismus ſeine Phantaſie zu wenig anregt, zuletzt im Kloſter Spinoziſt; er hat, wie die meiſten Denker G. Sand's, alle Philoſophien ſtudirt und ſchließlich auf ein Paar Blätter die Geſammtſumme aller Wahrheit aufgezeichnet. Von dieſen Blättern werden einige mitgetheilt: ſie enthalten die wunderlichſten Probleme und eine ziemlich kindiſche Auflöſung derſelben durch Beihilfe des Gefühls und der Viſion. Durch ſubjective Ergießungen wird Natur und Geſchichte corrigirt; die Aufklärung wird verachtet, weil ſie das Herz nicht beſchäftigt, und der Glaube, weil er den Verſtand nicht befriedigt; das reſignirte Studium wird verſchmäht, weil der Menſch nur eine ſittliche Beſtimmung habe und doch ziehn ſich alle Strebſamen ins Kloſter zurück, um ſich dem Genuß der träumeriſchen Meditation zu ergeben. Die myſtiſche Exaltation des menſchlichen Weſens, die es aus ſeiner Erniedrigung erheben ſoll, iſt das letzte Ziel der Weisheit. Dazwiſchen abgeſchmackte Wundergeſchichten: Spiridion tritt als Geiſt auf, aber ohne das ſchickliche Coſtum, und ſein Schüler Alexis, der ſich in unnützen Gewiſſensſcrupeln umhertreibt und von dem Geiſt grauſam gequält wird, weiß zuletzt keinen Ausweg, als das Martyrium für eine Religion, die nicht die ſeinige iſt. Die Quelle dieſer religiöſen Phantaſien iſt die Schrift des jüdiſchen Kritikers Salvador.

In der Vorrede zu „Ruy Blas“ (1838) vergleicht V. Hugo, ſein Werk mit dem Montblanc, ſich ſelbſt mit Shakeſpeare, Corneille und Moliere. — Die Marquiſen des vorigen Jahrhunderts ließen ſich ungenirt von ihren Lakaien ins Bad tragen, weil ein Lakai kein Mann ſei: das

neue Drama ſchildert, um dem Fortſchritt der Geſittung gerecht zu werden, die Liebe zwiſchen einem Lakaien und — der Königin von Spanien. Es ſpielt zu den Zeiten Karl's II. Da der König ein Cretin iſt, ſcheint die Königin ziemlich allmächtig zu ſein, und wenn in einzelnen Scenen die ſpaniſche Etikette ſo erſcheint, als ob die Königin ohne Erlaubniß ihrer Oberhofmeiſterin nicht einmal ein Frühſtück einnehmen, nicht einmal ans Fenſter treten könne, zeigt ſich im Lauf des Stücks, daß dieſe Reminiſcenzen aus „Don Carlos“ mit dem Zuſammenhang der Handlung nichts zu thun haben. Gleich zu Anfang ſchickt die Königin einen allmächtigen Miniſter, Don Saluſte, weil er ein von ihm verführtes armes Mädchen nicht heirathen will, ins Exil, und auch ſpäter iſt von einem Willen, der ſich dem ihrigen widerſetzte, im ganzen Staat keine Rede. Don Saluſte belauſcht ſeinen Lakaien Ruy Blas, der einem Abenteurer ſeine glühende Liebe zur Königin geſteht und zugleich erzählt, daß er ihr allnächtlich mit großer Lebensgefahr ihre Lieblingsblumen pflückt und auch bereits einen anonymen Brief an ſie geſchrieben hat. Durch dieſen Lakaien beſchließt Don Saluſte die Königin zu entehren. Ruy Blas iſt noch von Niemand in Madrid geſehn, er läßt ihn die Livrée ausziehn, wirft ihm einen Rittermantel um und ſtellt ihn dem verſammelten Hof als ſeinen Vetter Don Céſar vor. Dem Lakaien, der nicht weiß, wie ihm geſchieht, raunt er zu, er ſolle der Liebhaber der Königin werden, und reiſt nach dieſer freimüthigen Erklärung in die Provinz.

Alles geht nach Wunſch. Ruy Blas wird zuerſt Kammerherr, dann im Lauf einiger Monate Herzog und Premierminiſter, verjagt die ſchlechten Rathgeber des Königs und die Junker, und regiert ebenſo weiſe als liberal. Die Königin erklärt ihm ihre Liebe. In dem ſtolzen Bewußtſein dieſes Glücks ſtört ihn die plötzliche Ankunft Don Saluſte's, den er völlig vergeſſen zu haben ſcheint. Dieſe Vergeſſenheit iſt in der That wunderbar. Ruy Blas weiß, daß ſein Herr die Königin tödtlich haßt und ihn zum Werkzeug ſeiner Rache auserſehn hat. Um ſich ſicher zu ſtellen, hatte Saluſte von ihm einen Zettel ſchreiben laſſen, in dem er beſcheinigt, ſein Lakai zu ſein. Obgleich er nun die Königin liebt, obgleich er als allmächtiger Miniſter über alle möglichen Mittel disponirt, den Feind ſeiner Gebieterin unſchädlich zu machen, lebt er doch in den Tag hinein und handelt wie das blinde Werkzeug des Maſchiniſten. Nun folgt die lächerlichſte Scene von der Welt. Der verbannte Saluſte ſchleicht ſich in Lakaientracht bei dem allmächtigen Miniſter Don Céſar ein. Dieſer, der ihm

einen politiſchen Vortrag halten will, muß ihm das Schnupftuch aufheben, das Fenſter ſchließen u. ſ. w., kurz Saluſte inſultirt ihn auf jede mögliche Weiſe, und erklärt ihm offen, er betrachte ihn als ein blindes Werkzeug ſeiner Rache. Statt ihn aber einfach zu beſeitigen, legt ſich der gutmüthige Lakai aufs Bitten, wird verlacht und die Kataſtrophe erfolgt. Durch die Intriguen Saluſte's wird die Königin verführt, zu einem Rendezvous zu kommen. Saluſte, der hinzutritt, droht, ſie öffentlich anzugeben, wenn ſie ſich nicht vom Herzog Céſar entführen läßt. Da ruft dieſer verzweiflungsvoll: „Ich bin kein Herzog, ich bin ein Lakai!“ wirft den Mantel ab und ſteht in Livrée da. Don Saluſte fährt fort, die Königin zu inſultiren, und da fällt endlich ſeinem Gegner ein, daß er ſich das nicht gefallen laſſen dürfe.

Vous l'osez outrager, quand je suis là! tenez,
Pour un homme d'esprit, vraiment, vous m'étonnez!
Et vous vous figurez que je vous verrai faire
Sans rien dire!

Warum iſt Ruy Blas auf dieſen verſtändigen Einfall nicht zwei Acte früher gekommen? Höchſt auffallend benimmt ſich auch die Königin. Sie hatte Ruy Blas mehrere Monate hindurch als großen Staatsmann bewundert, die Feinheit ſeiner Empfindungen anerkannt, ſich ihm ganz hingegeben; wenn ihr nun eröffnet wird, daß er kein großer Staatsmann, ſondern ein Lakai iſt, ſo mußte ſie ſich doch nach den nähern Umſtänden dieſes unglaublichen Factums erkundigen. Die Sünde, die ſie begangen, konnte ihr nur vergeben werden, wenn ihre Liebe wahr und leidenſchaftlich war, wenn ſie nicht dem Cavaliercoſtum, ſondern dem Herzen galt. Aber freilich V. Hugo's Figuren haben kein Herz, ſondern nur Coſtum, und durch die Livrée iſt daher das Lakaienthum vollkommen beglaubigt. Daß Ruy Blas nachher das Schicklichkeitsgefühl hat, Gift zu nehmen, verſteht ſich von ſelbſt.

Ruy Blas erzählt zu Anfang des Stücks ſeine Lebensgeſchichte.

Orphelin, par pitié nourri dans un collége
De science et d'orgueil, de moi, triste faveur!
Au lieu d'un ouvrier on m'a fait un rêveur.
Tu sais, tu m'as connu. Je jetais mes pensées
Et mes voeux vers le ciel en strophes insensées.
J'opposais cent raisons à ton rire moqueur.
J'avais je ne sais quelle ambition au coeur.

A quoi bon travailler! Vers un but invisible
Je marchais, je croyais tout réel, tout possible,
J'espérais tout du sort! — Et puis je suis de ceux
Qui passent tout un jour, pensifs et paresseux,
Devant quelque palais regorgeant de richesses,
A regarder entrer et sortir des duchesses.
Si bien qu'un jour, mourant de faim sur le pavé,
J'ai ramassé du pain, frère, où j'en ai trouvé:
Dans la fainéantise et dans l'ignominie.
Oh! quand j'avais vingt ans, crédule à mon génie,
Je me perdais, marchant pieds nus, dans les chemins,
En méditations sur le sort des humains,
J'avais bâti de plans sur tout — une montagne
De projets; — je plaignais le malheur de l'Espagne;
Je croyais, pauvre esprit, qu'au monde je manquais ...
Ami, le résultat, tu le vois: — un laquais!

Hinter der Theatermaske René's verſteckt ſich die wohlbekannte Phyſiognomie — Figaro's!

Jener Verwandte, an deſſen Stelle Don Saluſte ſeinen Bedienten bei Hofe einſchwärzt, Don Céſar, iſt ein liederlicher Edelmann, der eine beſondere Luſt daran findet, ſich im Schmutz der Goſſe zu wälzen; er ſtiehlt, plündert, mordet, läßt ſich von Banditen Almoſen geben, geht in Lumpen gekleidet, iſt den niedrigſten Ausſchweifungen ergeben und von einem Cynismus, dem ſelbſt die Vorſtadttheater nichts Aehnliches an die Seite zu ſtellen haben, und dabei wird doch von ihm geſagt, er ſei ein poetiſches Gemüth, ein Philoſoph und ein echter Cavalier. In einer Periode, belehrt uns die Vorrede, wo die Monarchie ihren Inhalt verliert, zerfällt der Adel in zwei Claſſen, wie ſie im Don Saluſte und im Don Céſar geſchildert werden, welchen letztern er eine gute, brave, loyale und intelligente Natur nennt, eine Miſchung von Dichter, Bettler und Prinz. Unter dieſer ſo getheilten Ariſtokratie, fährt Victor Hugo fort, „on voit remuer dans l'ombre quelque chose de grand, de sombre et d'inconnu. C'est le peuple: le peuple qui a l'avenir et qui n'a pas le présent; le peuple, orphelin, pauvre, intelligent et fort; placé très-bas, et aspirant très-haut; ayant sur le dos les marques de la servitude et dans le coeur les préméditations du génie; le peuple, valet des grands seigneurs, et amoureux, dans sa misère et dans son abjection, de la seule figure qui, au milieu de cette société écroulée, représente pour

ıi, dans un divin rayonnement, l'autorité, la charité et la fécondité. e peuple, ce serait Ruy Blas.“ Die Geſtalten ſind dieſelben geblie- :n, aber die Deviſen haben ſich verändert. Der Zögling Calderon's ißt die Feldzeichen der Monarchie von ſeinem Hut und pflanzt die Fahne :s Socialismus auf.

Von den ſchweren Freveln, welche die erſte Hälfte unſers Jahrhun- :rts befleckten, entſpringt ein guter Theil aus dem Wahn, das Leben der inbildungskraft vom wirklichen Leben zu trennen, und der Kraft, die ienſtbar ſein ſollte, die Herrſchaft zu übertragen. Der Zorn des dealismus gegen die beſtehenden Zuſtände, welche übereilten Wünſchen icht gerecht werden, führt den ehemaligen Träumer unter die lärmende ufgeregte Menge. Der Dichter nahm das Recht in Anſpruch, ſeinen llusionen nachzuhängen, die das bürgerliche Leben nicht verſtehe; er for- rte als Genius für ſeine Eingebungen denſelben blinden Glauben wie r Prophet Gottes; er hielt ſich für berechtigt, in Verſen Dinge zu ſagen, e in Proſa zur Criminaljuſtiz führen. Er empfand es als einen Frevel r Natur, wenn der Cauſalnexus ſich auch auf den Dichter ausdehnte, enn auch bei ihm jede Schwäche, jede Inconſequenz, jede Vernachläſſigung r Pflicht verderbliche Folgen hatte.

Ein lyriſcher Dichter, Hegeſippe Moreau (28. 3.) ſtarb um eſe Zeit im Hospital; die ganze Zunft, V. Hugo voran, beeilte ſich e Geſellſchaft anzuklagen, die das Genie verkommen laſſe. Immer welt- ſchütternder wurden die Orakel dieſer Genies. V. Hugo's Schüler, h. Gautier (27. 3) beſucht in „la comédie de la mort“ die Leichen den Särgen, und hört, wie ſie ſich mit den Würmern unterhalten; nn unterſucht er die Tiefe des Herzens derer, die für lebendig galten, id weiſt nach, daß ſie wandelnde Leichen ſind; wunderliche Geſtalten uchen auf, um gleich wieder zu verſchwinden, hauptſächlich Don Juan id Fauſt, die nur eine Perſon ausmachen: es iſt der franzöſirte Grabbe. ı „Fortunio“ iſt eine andre Farbenmiſchung: Orgien, Liederlichkeit ohne idenſchaft, Ironie ohne Gegenſtand; ein Opiumrauſch, in dem ſich fratzen- ſte Chimären durch einander drängen, um bei jeder Berührung zu ver- winden. — Eine Dame, Luiſe Colet, klagt in den „fleurs de midi“ n Himmel an, ihr ein Genie gegeben zu haben, das ſie verzehrt, ſie richt von den Schmerzen der Seele und den Schrecken des Geiſtes; es lgen ſich die Ueberſchriften: „Génie — Néant — Enthousiasme — ourment — Hécatombe — Désenchantement-Mort —! Alphonſe

Le Flaguais ſagt von dem Pöbel, der mit der Freude eines Henkers die Poeſie verfolgt: „ils l'ont saisie avec leurs mains fangeuses, ils l'ont assasinée!“ Aber der Dichter läßt ſich nicht einſchüchtern: „je chanterai toujours et ne fléchirai pas!“ Er hat auch Grund dazu: „Oh prenez garde enfin! sans y saisir la foudre j'ai plané dans les cieux! . . Arrière donc, profanateurs, vous qui vous proposez la guerre! arrière, ou sous nos coups tombez, vils détracteurs!“ — Alexandre de Saillet ſtellt die Forderung: „quand le poète parle, il doit être écouté!“ und ſetzt hinzu: „l'amère ironie, aussitôt qu'il paraît, crache sur le génie . . . s'il ne veut pas se vendre, on le laisse mourir!“ aber „le souffle de Dieu et quelque chose d'en haut qu'on sent en soi“ zwingt den Poeten der zum Leiden beſtimmt iſt, nach ſeiner Schädelſtätte zu wallfahrten! Zuweilen hat der Dichter von Lord Byron gelernt, mit ariſtokratiſchem Hochmuth der Welt ſeine Ironie und ſeine Blaſirtheit ins Geſicht zu ſchleudern; zuweilen läßt er auch ein „hohles Vampyrröcheln“ hören; am ſchlimmſten iſt es, wenn er als bleicher Chriſtus Segnungen über die von Gott verlaſſene Menſchheit ausſpricht, die als büßende Magdalene ſeine Knie umfaßt. — Das Genie muß nicht allein die Immoralität und das Laſter, ſondern auch die Schwäche und Gemeinheit rechtfertigen. Man hatte die überlieferte Sittlichkeit als gemein aufgegeben, dafür verfiel man in einen umgekehrten Idealismus, in dem man über das Entſetzliche lachte und vor dem Lächerlichen Grauen empfand.

Einen dieſer romantiſchen Dichter ſchildert Charles de Bernard (34) im „Gerfaut“ 1838. Sie machen aus der Poeſie ein Geſchäft und zerſetzen zu dieſem Zweck ihre eignen und Andrer Empfindungen ſo raffinirt, ſie höhlen ſo lange ihr Inneres aus, daß wenn ſie einmal aus ſich herausgehn wollen, nichts als Lüge und hohle Eitelkeit herauskommt; auch in Momenten der größten Leidenſchaft geht die kalte Analyſe nebenher und giebt der Empfindung eine falſche Farbe. Daher der Weltſchmerz: „l'esprit vivifie, dit-on; cela est faux: l'esprit tue. C'est la pensée qui corrompt la sensation et crée une souffrance là où serait sans elle un plaisir véritable.“ Die Erzählung iſt brillant, in der Charakteriſtik — namentlich der Heldin Clemence — bleiben manche Lücken, und der melodramatiſche Ausgang verſtimmt.

Der Dichter, aus einer legitimiſtiſchen Familie in Beſançon, hatte ſich an Balzac gebildet. Balzac hatte die Reize der Frau von dreißig Jahren entdeckt, Bernard vervollſtändigte dieſe Entdeckung in einer ſeiner

ersten Novellen, die Frau von vierzig Jahren. Aber in einem Punkt hielt er den schädlichen Einfluß seines Vorbildes von sich ab. Während Balzac sich allmälig in einen Stil hineinschrieb, der nur mit Jean Paul und Retif de le Bretonne verglichen werden kann, ist Bernard's Sprache das reinste Französisch, von einer Anmuth und Präcision, wie man es in der neuesten Zeit immer seltener findet. An Balzac erinnert er hauptsächlich durch die Stimmung: er beschäftigt sich fast ausschließlich mit der sogenannten guten Gesellschaft, die in ihren sittlichen Grundbegriffen corrumpirt ist und um so mehr die Ironie herausfordert, je salbungsvoller sie sich geberdet. Der Skepticismus bringt bei einem ernsten Gemüth eine seltsame Mischung von anscheinender Frivolität und geheimer Bitterkeit hervor. Obgleich Bernard nie sentimental ist, im Gegentheil mit seiner Leichtfertigkeit zuweilen uns Deutsche erschreckt, so merkt man doch hinter dieser objectiven Heiterkeit eine subjective Verstimmung, welche die Färbung des Ganzen wesentlich ändert. Er hat ein tiefes Gefühl für die Natur und sehnt sich darnach, Natur zu zeichnen; in seinen Umgebungen sieht er aber nichts als Lüge und gemachtes Wesen; mit einer Art von dämonischer Lust reißt er daher den Heiligen die Larve ab. In einzelnen seiner Novellen wird der Egoismus in einer frechen Nacktheit dargestellt, die uns empört, und der Dichter sieht dabei so naiv aus, daß wir über sein eignes sittliches Gefühl verwirrt werden. Ohne Barmherzigkeit springt er mit dem gutmüthigen, dem sogenannten unschuldigen Philister um, ihm gegenüber scheint der Verrath vollkommen berechtigt. Der Dichter läßt nur die Kraft gelten, am liebsten zeichnet er starke und gute Naturen, welche aber, indem sie die allgemeine Heuchelei durchschaun, der angeblichen Tugend die Sarkasmen einer unverwüstlichen Ironie entgegensetzen. In diesem Sinn muß man auch seine legitimistischen Neigungen verstehn, da gerade der Liberalismus in neuester Zeit zu den breitesten Declamationen geführt hat. Der gemachte Ernst, die Prahlerei mit Idealen, die sich in Phrasen verlieren, verleiden ihm den Idealismus überhaupt, aber er macht die falschen Propheten des Liberalismus nicht zum Gegenstand der Tragödie, er begnügt sich mit heiterm Spott. Es ist überhaupt merkwürdig, wie bei der jungen Schule die Actien der Aristokratie gestiegen sind. Man begreift es aus der Geringschätzung der Bourgeoisie, die vornehm sein möchte und von der vornehmen Welt doch nur die Lächerlichkeiten adoptirt, die von ihrer Menschenfreundlichkeit große Worte macht und es doch nur bis zum Almosen bringt. Bei dem Adel ist doch eine gewisse Realität

vorhanden; er hat seine Ahnen, die Erinnerung an seine ehemalige Macht, das Gefühl, allen Fürsten ebenbürtig zu sein, seine Manieren, die durch die Sicherheit der gesellschaftlichen Stellung bedingt werden, und dabei breitet sich über ihn ein gewisser romantischer Schimmer, da seine Sache im Ganzen eine verlorne ist. Der aristokratische Lebemann, der seiner Genußsucht alle sittlichen Rücksichten opfert, erscheint bei Bernard in glänzendem Licht, sobald er unumwunden zu Werk geht und sich selbst über seine Motive nicht täuscht. Da nach der Ueberzeugung des Dichters wenigstens in unsrer Zeit die wahren Motive des Handelns nach keiner Seite hin sehr erbaulich sind, so darf man den dreisten Abenteurer dem tugendhaften Tartuffe immer noch vorziehn.

Eine ähnliche Richtung verfolgen die damaligen Novellen A. de Musset's: in einigen (z. B. „Margot") ist die Heiterkeit geistvoll und anmuthig, in andern (z. B. „Croisilles") überwiegt die reine Albernheit. Einmal („le fils de Titien", Mai 1838) wagt er sich ins Historische; die Scene ist nach Venedig verlegt, das Musset in Gesellschaft G. Sand's kennen gelernt. Die Eindrücke Beyle's wiederholen sich: „Les amours de ce temps-là allaient plus vite que les nôtres. D'après les témoignages les plus authentiques il paraît certain qu'à cette époque ce que nous appellerions de l'indélicatesse passait pour de la sincérité, et il y a même lieu de penser que ce qu'on nomme aujourd'hui vertu paraissait alors de l'hypocrisie. Une femme amoureuse d'un joli garçon se rendait sans de longs discours, et celui-ci n'en prenait pas pour cela moins bonne opinion d'elle; personne ne songeait à rougir de ce qui lui semblait naturel; c'était le temps où un seigneur de la cour de France portait sur son chapeau, en guise de panache, un bas de soie appartenant à sa maîtresse" u. s. w.

Eine tolle Ausgeburt ist E. Sue's „Arthur", übrigens voll glänzender Episoden. Eine psychische Wunderlichkeit ist der Leitfaden: Arthur, ein sonst höchst wohl angelegter junger Mann, dem Alles liebend entgegenkommt, leidet an einem beständig wiederkehrenden fieberhaften Mißtrauen, das ihm alle Verhältnisse verzerrt. Was wir dabei für Blicke werfen in den Abgrund geheimer Laster, ist ganz unerhört.

Die Novelle „Pauline" gehört zu dem Besten, was G. Sand geschrieben hat. Sie giebt dem Gegensatz zwischen Delphine und Mathilde eine neue Wendung. Laurence, die Schauspielerin, ist so edel, daß

man durch einzelne Spuren menschlicher Schwäche ordentlich beruhigt wird, z. B. als sie einmal in der Leidenschaft alles Geräth, daß sich im Zimmer befindet, kurz und klein schlägt. Die Wendungen im Charakter Paulinens, von der kalten resignirten Pflichterfüllung an bis zu ihrem Fall, der wiederum den Anstrich der Tugend annimmt, weil sie sich einredet, es zieme einer großen Seele, dem Mann, den sie liebt, sich unbedingt aufzuopfern, sind mit hinreißender Wahrheit dargestellt; am feinsten sind die Umgebungen gezeichnet. G. Sand weiß sehr gut, besser als zur Zeit des Leone Leoni, daß viele Menschen unserer Epoche für Denker und Dichter gehalten werden, blos weil sie hohle Augen und vor der Zeit eine kahle Stirn haben, daß der Ausdruck von Poesie und Größe, den manche Weiber am Gesicht eines jungen Mannes bewundern, nichts anzeigt als die Spuren früher Ausschweifung. — G. Sand lebte mit Chopin unter gegenseitiger Liebesquälerei in Majorca.

Unter Beyle's zahlreichen Novellen jener Tage hebt sich „la chartreuse de Parme" hervor, eine Schilderung Italiens zu Anfang dieses Jahrhunderts unter Eugen, mit einer vortrefflichen Beschreibung der Schlacht von Waterloo. — Im Vordergrund steht Graf Mosca, Diplomat eines kleinen Hofs, Virtuos in der Intrigue. Er liebt ein schönes Weib, Gina; da er aber selbst verheirathet ist, giebt er sie einem bequemen alten Herrn zur Frau. Aber die Sache verwickelt sich, auch der Herzog macht der schönen Frau die Cour, sie selbst verliebt sich in den jungen Priester Fabrice, einen Don Juan, der rücksichtslos seinen thierischen Instincten folgt. Fabrice hält sich zuerst an eine Seiltänzerin, deren Liebhaber er tödtet, dann an eine gewisse Clelia. Nach ihrem Tod zieht er sich, der mittlerweile Erzbischof geworden ist, in die Karthause von Parma zurück. — Die Kette der Ereignisse wird fortwährend abgebrochen; das Ganze sieht wie eine Maskerade aus, in der keiner der Mitspieler sein wahres Gesicht zeigt.

Eine ähnliche Launenhaftigkeit herrscht i den beiden Novellen „Genevieve" und „Clotilde" von Alph. Karr (30. J.), einem gewandten und fruchtbaren Feuilletonisten, der eine Menge von Phantasiestücken im Geschmack Hoffmann's, Heine's und Janin's schrieb. Er übernahm 1839 die Redaction des „Figaro" und sammelte später die „Wespen" seines Feuilletons. Er ist bei allem Witz einer von denen, auf die Balzac's Entschuldigung Anwendung findet: „Croyez vous que l'Allemagne ait seule le privilége d'être absurde et fantastique?"

Uebrigens ist das Jahr 1839 reich an interessanten Novellen. Balzac schrieb „un grand homme de province à Paris“, die Fortsetzung der „Illusions perdues“; Jules Sandeau (28. J.), G. Sand's alter Freund und Mitarbeiter, „Marianne“, ein geistreiches Werk; Me. Ancelot „Gabrille“; Me. Reybaud „Mézélie“. — Die gelungenste ist Mérimée's „Columba“, ein Bild der corsischen Vendetta. An Kraft und Frische steht sie dem Matteo Falcone, in dem ein ähnlicher Stoff behandelt wird, nicht nach, aber die Farbe ist glänzender, übermüthiger, und bei dem wilden Gegenstand ist die Heiterkeit zu bewundern, die der Dichter erregt. Die corsischen Banditen sind ebenso humoristisch gezeichnet als die englische Familie, die uns aus dem Land der Civilisation in die Barbarei die Brücke des Verständnisses baut. In der Ueberfahrt nach Corsica geht es uns wie dem jungen Lieutenant Orso Della Rebbia: wir beginnen als civilisirte Leute mit den sittlichen Ideen und Voraussetzungen unserer Zeit, je mehr wir aber in die verwickelten Zustände jenes Landes eingeführt werden, desto corsischer wird es uns zu Muth, bis uns endlich das Abenteuerlichste als ganz natürlich erscheint; darum darf der Dichter die unwahrscheinlichsten Combinationen wagen, wir sind so im Eifer und in der Spannung, daß es uns nicht stört. Es bleibt in der Geschichte Manches unklar, aber in dem Behagen an dem Erfolg und der ganzen Scenerie haben wir keine Zeit, darüber nachzudenken. Das Bild der Heldin ist in so reizenden Farben ausgeführt, daß wir nicht gern den psychologischen Maßstab anlegen. Thun wir das, so ist der Dichter nicht überall zu rechtfertigen. Die beiden Elemente, die sich in ihr vermählen sollen, das wilde corsische Blut und die Anlage zur Salondame sind nicht genügend ineinander verarbeitet. Die erste Seite ihres Charakters ist durch einige Züge unnöthiger Paradoxie so grell ausgemalt, daß wir die junge Dame mit einigem Mißtrauen in die gute Gesellschaft eintreten sehn. Daß sie durch die Verstümmelung des Pferdes ihren geliebten Bruder betrügt und ihn durch ein falsches Reizmittel zur Rache anstachelt, daß sie den alten, gebrochenen und sterbenden Feind noch verhöhnt, das sind harte Dinge, und wenn sie später versichert, sie werde fortan die Schicklichkeitsregeln der neuen Gesellschaft beobachten und das Stilet mit dem Fächer vertauschen, so wird uns doch bange, ob nicht dieselben Neigungen, die in Corsica sehr naturwüchsig aussahen, in London einmal in Form des Verbrechens auftreten.

Waltete in der Novelle der Realismus, so flüchtete die transcenden-

ale Poesie ins Gedicht. Immer neu wurde der Faust übersetzt (jetzt von Blaze de Bury), und Lamartine in „la chute d'un ange“ übernahm zu zeigen, wie weit die französische Phantasie, wenn sie sich der deutschen Schattenwelt anvertraute, die deutsche überflügeln kann. Aber er stand nicht allein. „La divine épopée“ von Soumet beginnt mit einer apokalyptischen Vision. Ein Adler sucht in einem finstern Ungewitter zur Sonne durchzudringen, aber die Sonne in ihrem Todeskampf erbleicht und geht aus, und in einer Sündfluth von Blitzen kündet der jüngste Tag sich an. Nur eine halbverbrannte Feder des sterbenden Adlers fällt auf die Erde und in die Hand des Dichters, der durch sie die Mission erhält, die Geheimnisse der überirdischen Welt zu enthüllen. Die Welt existirt nicht mehr, nur der Himmel und die Hölle ist übrig geblieben. Der Dichter begiebt sich zuerst in den Himmel und schildert denselben mit dem Aufwand aller Parfums, die ihm zu Gebote stehn. Da die irdischen Entzückungen nicht ausreichen, so erfindet er eigne mythologische Existenzen, einen Vogel Alexanor und eine Blume Meloflor, deren Blätter aus Arpeggios und deren Blüthen aus Trillern und Orgelpunkten bestehn; anderer Erfindungen zu geschweigen. Vor der heiligen Dreieinigkeit sind die Dichter und Künstler versammelt, die großartige Symphonien zur Begleitung eines neuen Instruments, Extaseon, ausführen. In dem Himmel finden wir Semida, das letzte und vollkommenste Weib der Erde. Sie beweint die vergangene Schöpfung, den Traum eines Gottes, der bei der Morgenröthe der Ewigkeit erwacht. Sie allein unter den Seligen hat die Erinnerung bewahrt. Sie klagt der heiligen Maria Magdalena ihr Leid, vor Allem die Fortdauer ihrer Liebe zu Idameel, dem letzten in der Reihe der Titanen, die von Prometheus beginnen, und der nun Satan in der Hölle entthront hat. Magdalena verweist sie an Jesus Christus, und dieser, gerührt von dem großen Schmerz, faßt sofort einen großen Entschluß, und steigt auf der symbolischen Leiter in die Abgründe des Unerschaffenen herab. Mit jedem Schritt, den er macht, öffnen sich wieder die alten Narben seiner Wunden, die Dornenkrone umgiebt seine Stirn. Alle Himmel zittern in der angstvollen Erwartung, die Engel verhüllen ihr Antlitz, die heilige Jungfrau fühlt wieder das Schwert im Herzen, denn die Dreieinigkeit hat einen furchtbaren Entschluß gefaßt: die Erlösung der Hölle. Hier werden wir nun durch den Dichter eingeführt, und es werden uns Greuelscenen eröffnet, die dem Pinsel eines Callot Ehre machen würden, wenn ihre Form nicht gar zu ätherisch wäre. Unter

den Verdammten figurirt auch Lord Byron, mitten unter den Gorgonen, Medusen und Sphinxen, welche sich in dem Vorhof der flammenden Welt aufhalten. Auf dem Thron der Hölle sitzt Idameel, der einzige der Verdammten, der seine Schönheit bewahrt hat, eine finstere und schreckliche Schönheit. In einem dunkeln Winkel der Hölle schmachtet der entthronte Satan in enger Gefangenschaft. Der neue Monarch hat Folterqualen erfunden, welche die alten romantischen Schreckniſſe weit hinter sich lassen, nur seine eigne furchtbare Strafe verbirgt er; sein Gesicht bewahrt eine majestätische Unbeweglichkeit, und die Verdammten erspähen an ihm keine Spur des Schmerzes. Um sich zu zerstreuen, giebt er ein großes Fest, in der Art, wie wir es aus Lamartine's Gedicht kennen, nur daß Vampyre, Kobolde, Harpyien, Mammuthe und andere Gespenster und Unthiere durcheinander kriechen. Die berühmtesten unter den Verdammten erzählen ihre Geschichte, Nero, Don Juan u. s. w., zuletzt kommt die Reihe an Idameel. Er ist durch den Kaiserschnitt zur Welt gekommen, und unmittelbar nach seiner Geburt ist eine allgemeine Unfruchtbarkeit eingetreten. Statt mit Milch ist er mit Thränen und Blut gesäugt. Ein alter Rabbiner hat ihn in den unterirdischen Grotten Indiens und Egyptens erzogen, wo die ausgestorbenen Götterfamilien schlummern. Keine Wissenschaft ist ihm verborgen geblieben; die Geheimnisse der Kabbala, Jakob Böhme's und Swedenborg's, der thierische Magnetismus und die Phrenologie sind ihm ebenso geläufig, als die Lecture der Hieroglyphen. Es versteht sich von selbst, daß er auch die Schöpfung physiologisch analysirt hat. Als seine Aufgabe betrachtet er die Erneuerung des Prometheischen Werks, der Welt, die im Sterben liegt, neues Leben einzuflößen, nicht aus Liebe zur Welt, sondern aus Trotz gegen Gott der seinen Titanenstolz belächelt. Nachdem er für sein Werk die vorbereitenden Untersuchungen abgeschlossen, entdeckt er endlich eine Jungfrau, die nicht vom Fluch der Unfruchtbarkeit getroffen ist; zugleich entdeckt er in der Arche Noah den Plan der Welt. Es war Zeit, denn eben beginnen die Vulcane des Mondes ihr furchtbares Zerstörungswerk. Idameel wirkt demselben sofort entgegen, und es fehlt ihm nichts als die Liebe Semida's. Sie liebt ihn wohl, aber mit einer zu reinen Liebe, um die Schöpfung fortzupflanzen. Nachdem er den steinernen Löwen, der sie beschützte, durch seinen magnetischen Blick gebändigt, wirft sie sich in den Schooß ihres Schutzengels Eloim, in dessen Glut sie wie ein Schmetterling verbrennt, und Idameel wacht von seiner Betäubung als König der Hölle auf. — Während dieser Erzählung haben

sich schon bedenkliche Erschütterungen der Hölle bemerklich gemacht. Plötzlich bemerken die Verdammten mit Schrecken einen Fremden unter sich, vor dessen ruhigem Anblick alle Greuel verstummen, und der den Kopf der Schlange zertritt. Niemand kennt ihn, Kain glaubt Abel, Semiramis ihren ermordeten Gemahl, Robespierre Ludwig XVI. zu erkennen. Endlich erkennt Satan den Erlöser der Welt. „Ah," ruft Idameel, „die Langeweile des Paradieses treibt dich in die Hölle; du sollst die ausgesuchtesten unserer Qualen kennen lernen." — Indeß ist der Himmel in der größten Bestürzung. Semida eilt an die Grenzen der Seligkeit und begegnet dort Idameel, der nach verschiedenen Vorwürfen ihr Christus zeigt, der in der Gefangenschaft die furchtbarsten Qualen erduldet. Er würde auch sie an sich ziehen, aber der alte Satan beschützt sie. Die Qualen werden so entsetzlich, daß Christus sie nicht länger ertragen kann, er flieht blutend und verstümmelt in den Schooß seines Vaters zurück, von dem Hohnlachen Idameel's verfolgt. Da läßt sich ein furchtbarer Donnerschlag hören, Jehova der Vater zeigt sich persönlich, in dem Augenblick hört das Chaos auf, die Hölle zerstreut sich wie ein Morgennebel, die Verdammten werden selig, und selbst Idameel, dem sich für einen Augenblick das Reich des Unerschaffnen geöffnet hat, ist vollständig bekehrt. Er verheirathet sich mit Semida, und der Tag des ewigen Heils beginnt.

Ein ähnliches Phantasiegemälde enthielt das Gedicht von Auguste Bacquerie (22. J.) „l'enfer de l'esprit". Das Höchste erreichte Lamartine in „la chute d'un ange", einem zweiten Fragment jenes Weltepos, für welches er seine bisherigen Poesien nur als Vorstudien betrachtete. Es ist in einen wahren Ocean von Bildern getaucht, in dem alle Ideen spurlos verschwinden; der Inhalt ist nicht verwirrter, als die Sprache, in der fast jedes Wort etwas Andres ausdrückt als seinen gewöhnlichen Sinn: es scheint, als ob der Dichter auch in Bezug auf die Form jeden Augenblick eine neue Eingebung erwarte. In der Einleitung wird der Libanon beschrieben. Er ist der Wohnplatz eines Propheten, der mit gekreuzten Beinen in seliger Contemplation seit mehreren hundert Jahren auf einer Stelle sitzt und in entzückten Visionen die Vergangenheit eines Menschengeschlechts erfährt. Lamartine ist der Auserwählte, dem er diese Visionen offenbart, um sie der Welt mitzutheilen.

In alten Zeiten sieht ein Engel, Namens Cedar, ein schönes Mädchen in Gefahr, von Riesen geraubt zu werden; um sie zu retten, wird er Mensch, obgleich er sich dadurch Verdammniß auf mehrere Millionen

von Jahren zuzieht. Als Menſch ſtürzt er auf die Räuber an, rennt ihnen wie ein Stier mit dem Kopf gegen die Bruſt, und tödtet ſie dadurch — ein Experiment, das er in allen ſeinen Kämpfen anwendet. Leider findet es ſich, daß er weder ſprechen, noch die Sprache der Menſchen verſtehn kann; denn die Menſchen ſind durch ihre willkürliche Bezeichnung der Dinge mit Worten von der Natur abgefallen, weder die Pflanzen und Thiere, noch die höhern Weſen verſtehn ſich darauf. Da er ſich alſo nicht verſtändlich machen kann, ſo hält ihn der Stamm ſeiner Geliebten für einen Blödſinnigen oder Feind, macht ihn zum Sclaven, beugt ihn unter ein ſchweres Joch, ſperrt ihn zu den Schweinen, aus deren Trog er eſſen muß, und unterwirft ihn den gräßlichſten Mißhandlungen. Er reſignirt, weil er doch Gelegenheit hat, der Liebe zu pflegen. Als das entdeckt wird, begräbt man ihn mit ſeiner Geliebten lebendig unter einen Felſen; er wird zornig, reißt die Felſen aus, zertrümmert damit das ganze Volk; was übrig bleibt, beißt er todt, und entflieht dann mit ſeiner Geliebten zu einem Einſiedler, dem Propheten der wahren Gottheit, der ein köſtlich eingebundenes Buch als Heiligthum aufbewahrt und ihm zuweilen daraus vorlieſt, z. B.:

— La création, force intime de Dieu,
N'a ni commencement, ni terme, ni milieu;
Ce que nous appelons le temps, n'est que figure,
Ce qui n'a point de fin n'a rien qui le mesure.

Aber eines Morgens kommt aus der Stadt der „Götter" ein geflügeltes Schiff durch die Luft mit Trabanten, welche den Gottesleugner martervoll hinrichten und die beiden Liebenden als Sclaven mit ſich fortnehmen. Jene ſogenannten Götter ſind nämlich ſchreckliche Menſchen, die ihre Brüder zu Boden getreten haben und ſich von ihnen göttlich verehren laſſen. Sie leben ſehr wollüſtig, kleiden ſich nur in Gewänder, die aus friſchabgeſchnittenen Haaren ſechzehnjähriger Mädchen gewebt ſind; bei ihren Trinkgelagen auf Polſtern zu liegen, iſt ihnen nicht gut genug; es müſſen ſich eine Maſſe nackter Jungfrauen in verſchiedenen Stellungen auf den Boden legen, und theils als Sophas, theils als Tiſche und Stühle dienen. Der Boden wird nicht mit Beſen gekehrt, die Sclaven müſſen ihn mit ihren Haaren ausfegen. Als Würze ihrer Gelage laſſen ſie ſich Greuel vormachen. Z. B. einem Menſchen wird erſt ein Glied nach dem andern abgeriſſen, er wird allenthalben angebrannt, zuletzt wird in ſeine Hirnhaut

ein Netz eingeſchnitten und er an demſelben über einen Abgrund aufgehängt, bis es reißt, und er hinunterfällt. Oder ein Mann mit ſeinem Kinde ſchwebt an einem Seil über einem Gewölbe, und wird durch die Schwankungen deſſelben an die Mauern geſchmettert, mittlerweile entehrt man vor ſeinen Augen ſeine Frau, bis endlich die ganze Familie den Tigern vorgeworfen wird. U. ſ. w. — Cedar ſelbſt iſt nicht ſehr zart; er ſoll zum Eunuchen gemacht werden, ein freilich nicht ſehr tugendhaftes Mädchen rettet ihn und entflieht mit ihm, er hält ſie für ſeine Frau, bis er die Wahrheit entdeckt und ſie voller Ekel mit den Füßen in einen Cloak ſtößt, wo ſie erſtickt; vorher küßt ſie noch inbrünſtig ſeine Füße. Er eilt nach der Stadt zurück, findet gerade einen „Gott" im Begriff, ſeinem Weibe Gewalt anzuthun, beißt ihm die Rippen durch, bis er aus Herz kommt und dieſes durch einen tüchtigen Biß tödtet, und flieht dann in die Wüſte Sahara, wo er, in Gefahr, zu verhungern, ſich mit ſeinem Weibe auf einem Scheiterhaufen verbrennt. Das Ganze ſieht aus, als wenn es im delirium tremens geſchrieben wäre.

In den „Recueillemens poétiques" erklärt Lamartine, er habe früher nur die eignen, individuellen Schmerzen empfunden, jetzt kranke ſein Herz an den Leiden des Menſchengeſchlechts. „La liberté que l'homme immole et prostitue, du peuple qui la souille au tyran qui la tue, passant des cachots à l'égout! . . le sage du ciel, parlant en paraboles, obligé d'écarter en tremblant ces symboles, de peur de mutiler le Dieu!" u. ſ. w. Er iſt jetzt die Magdalena der gekreuzigten Menſchheit: — „prenant tes deux pieds froids contre ma poitrine, je les chauffe en mon sein sous mon front qui s'incline et le barde se change en femme de douleurs, et ma lyre devient l'urne de Madeleine, alors qu'elle embaumait le corps de son haleine dans l'arome de ses pleurs!" Die Welt wird glücklich, frei und heilig werden, und Chriſtus ihr Hort:

Non tel qu'en terrestres accents
L'écho lointain du sanctuaire
En laissa fuir le divin sens,
Mais, tel qu'en ses vielles divines
Le front du Couronné d'épines
S'illuminait d'un jour soudain;
Ciel incarné dans la parole,
Dieu dont chaque homme est le symbole,
Le songe du Christ au jardin!

IX.

In der Adreßdebatte, 7. Januar 1839, begann der Sturm der Coalition gegen das Cabinet: Guizot, Thiers, Od. Barrot wetteiferten an Leidenschaft, der letzte zeigte noch die größte Mäßigung. Republikaner und Legitimisten schlossen sich dem Angriff an. Die Vorwürfe gegen die Regierung kamen von den verschiedensten Seiten und widersprachen einander, aber in dem Lärm achtete man nicht darauf. Nur Lamartine sprach für die Regierung und zeigte das Unmoralische einer Verbindung entgegengesetzter Parteien. Freilich suchte er selbst allen zu schmeicheln: „c'est un grand esprit", sagt Guizot verdrießlich, „qui passe et repasse incessamment des régions de la lumière dans celle des nuages, et qui entrevoit à chaque pas la vérité sans jamais s'y fixer; un coeur ouvert à toutes les sympathies généreuses, et en qui dominent pourtant les préoccupations les plus personelles . . . Son langage était celui d'un grand, mais superficiel ambitieux, avide d'encens plus que d'empire, prêt à se lancer, avec une imprévoyance superbe, dans les entreprises les plus témèraires si elles donnaient à son imagination et au bruit de son nom des satisfactions éclatantes; prodigue envers tous d'espérances et de promesses, mais n'ouvrant que ces perspectives vagues et incohérentes qui trompent les désirs qu'elles excitent." Gleichviel! in diesem Fall hatte er Recht gegen die klugen Politiker, und alle ehrlichen Leute standen zu ihm. Ebenso bewahrte Molé, der Chef des Cabinets, eine gute Haltung, er widerlegte siegreich die Angriffe der Gegner, und behielt auch die Majorität, die jedoch so schwach war, daß man 1. Febr. die Kammer auflöste.

Bei den Neuwahlen reichten sich nun die Parteien brüderlich die Hand; die Conservativen entnahmen ihre Stichworte den Radicalen: „La participation au pouvoir," schrieb Guizot an seine Wähler, „est la seule garantie forte et vraie de la liberté. Le cabinet était étranger à la Chambre: donc sa politique était faible et peu nationale." Er rechtfertigte seine Verbindung mit Karlisten und Republikanern, und erklärte die Haltung des Cabinets für inconstitutionell und antimonarchisch. „La France est susceptible, très-susceptible pour la dignité de sa vie nationale et de son attitude dans le monde. Grâces lui en soient rendues! La susceptibilité publique, populaire, ce sentiment soudain, électrique, un peu aveugle, mais puissant et dévoué, c'est l'honneur,

c'est la grandeur des sociétés démocratiques; c'est par là que, malgré leurs inconséquences et leurs faiblesses, elles se relèvent et retentissent avec éclat dès que cette noble fibre est émue. Et que le gouvernement le sache bien: elle peut paraître molle, inerte, et tout à coup s'émouvoir, s'ébranler, et tout agiter par son ébranlement. Prenez soin de la dignité nationale; donnez-lui satisfaction. Si elle doute, si elle s'inquiète, inquiétez-vous aussi pour la paix. Ses biens sont grands et doux; mais un pays libre ne les achètera pas longtemps au prix d'une souffrance morale et d'un malaise offensant."

Konnte ein Radicaler ſich demagogiſcher ausdrücken? Auch kam die ganze Wühlerei nur den Radicalen zu Gut. „Pour humilier le roi," erzählt L. Blanc, „pour le punir de ses préférences, pour enchaîner son action, pour le réduire enfin au rôle de monarque automate, des hommes qui s'étaient juré une haine immortelle se tendirent la main, s'honorant de combattre sous des drapeaux fraternellement confondus. Si bien que, de la rue, l'émeute monta dans le parlement."

Die Wahlen fielen ganz für die Coalition aus; das Miniſterium Molé gab 8. März ſeine Entlaſſung, und es handelte ſich nun um Theilung der Beute. Bei Guizot ging die Verblendung ſo weit, daß er, der Fanatiker für eine große conſervative Partei, im Ernſt an ein Zuſammengehen mit der Linken glaubte! Bald merkte er indeß, daß man ihn dupiren wolle; eine Cabale verdrängte die andere, der König hielt ſich in einer ironiſchen Neutralität, und erklärte ſich bereit, jede Combination anzunehmen. Vorläufig wurde 1. April ein proviſoriſches Cabinet gebildet, aus bloßen Geſchäftsleuten; alle Verſuche eines Definitivums ſcheiterten: „la coalition victorieuse," ſagt Guizot ſehr richtig; „semblait ne devoir aboutir qu'à une impuissante et stérile confusion."

Da nahm ſich „das Volk" der Sache an; die „Geſellſchaft der Menſchenrechte" beſchloß den Aufſtand, der 12. Mai mit voller Wuth ausbrach (Barbès u. ſ. w.), aber ſchnell durch das Militär unterdrückt wurde; die Schuldigen fielen in harte Strafe. An demſelben Tage conſtituirte ſich endlich das Cabinet: Soult, Duchâtel, Villemain; die drei Parteiführer Guizot, Thiers und Od. Barrot waren ausgeſchloſſen. Es war eine vollſtändige Comödie von Scribe: „la coalition," ſagt Guizot: „avait mis en lumière l'importance péremptoire de la Chambre dans le gouvernement, mais aussi son inhabilité à créer

elle-même son gouvernement.“ Er fühlte, daß er das Vertrauen der conservativen Partei verscherzt habe, aber noch im spätesten Alter mochte er seine Schuld nicht bekennen.

Auf die Schultern des neuen Ministeriums fiel nun sofort die schwere Last der orientalischen Frage. Schon im April hatte in Syrien der Kampf der Türken gegen den Pascha von Aegypten begonnen, in allen Cabinetten wurde eifrig verhandelt, den Höhepunkt erreichte die Krisis, als der Sohn des Pascha 24. Juni 1839 den großen Sieg bei Nisib erfocht, gleich darauf der Sultan starb, und die türkische Flotte den Aegyptern ausgeliefert wurde.

In der französischen Kammersitzung vom 1. Juli machten sich die entgegengesetzten Ansichten geltend. Lamartine verlangte gradwegs die Theilung des türkischen Reichs zwischen den europäischen Großmächten; die Mehrheit der Kammer war mit Guizot für Erhaltung der Türkei. Mit England glaubte die Regierung im besten Einvernehmen zu stehn, und als 27. Juli die fünf Großmächte eine gemeinsame Warnung an den Sultan erließen, daß er keinen einseitigen Frieden abschließen solle, hielt man das für einen Sieg über Rußland. Aber in den nächsten Monaten erfolgte ein Umschlag: Lord Palmerston neigte sich auf die russische Seite, und Frankreich sah sich zu seinem Erstaunen im Rath der Großmächte mehr und mehr isolirt. Unter diesen Umständen wurde Guizot, den man in Paris gern los sein wollte, 25. Febr. 1840 als Botschafter nach London geschickt.

Die höchst wunderlichen verwickelten Intriguen, die dort spielten, gehören nicht hierher. Die Hauptsache war, daß Thiers sie benutzen zu dürfen glaubte, um die Zügel in die Hände zu nehmen. Er veranlaßte 20. Febr. 1840 ein Mißtrauensvotum gegen das Cabinet, das in Folge dessen seine Entlassung einreichte, und bildete 1. März mit Remusat, Cousin u. A. ein neues, welches die entschiedne Devise des Liberalismus aufsteckte. Zwar hatte Thiers in seinen frühern Ministerien sich vor Repressivmaßregeln nicht gescheut, aber in Frankreich nimmt man es mit diesen Widersprüchen nicht so genau: Jedermann weiß, daß die Parteien, die außerhalb der Macht stehn, immer mehr fordern, als sie zu gewähren denken, wenn sie die Macht erlangt haben, und an diesem Parteimanöver nimmt im Grunde Niemand Anstoß.

Das neue Ministerium wurde von der Krone mit dem entschiedensten Mißtrauen empfangen; dagegen fühlte sich jetzt die Linke als gouvernementale Partei. Eine ausgedehnte Amnestie wurde bewilligt; 12. Mai wurde

beſchloſſen, die Gebeine Napoleon's feierlich aus St. Helena nach Frankreich zu holen. „Das Nationalgefühl", ſchreibt Heine, der jetzt für Louis Philipp ſchwärmte, „iſt aufgeregt bis in ſeine abgründlichſte Tiefen, und der große Act der Gerechtigkeit, die Genugthuung, die dem Rieſen unſers Jahrhunderts widerfährt und alle edlen Herzen dieſes Erdballs erfreuen muß, erſcheint den Franzoſen als der Anfang einer Rehabilitation ihrer gekränkten Volksehre." — „Sucht Hr. Thiers", fährt er 20. Mai fort, „im Bonapartismus eine glänzende Zuflucht für den Fall, daß er einmal mit dem Orleanismus ganz brechen müßte? Ueber die rohen Tugendklötze der Republik würde er ſtolpern: das hätte er nicht vom Bonapartismus zu befürchten, wenn er deſſen Wiedereinſetzung förderte. Und leichter wäre es in Frankreich, ein Bonapartiſten-Regiment als eine Republik wieder zu begründen. Die Franzoſen, aller republikaniſchen Eigenſchaften baar, ſind ihrer Natur nach ganz bonapartiſtiſch. Ihnen fehlt die Einfalt, die Selbſtgenügſamkeit, die innere und die äußere Ruhe; ſie lieben den Krieg um des Kriegs willen; die Alten wie die Jungen ergötzen ſich am Trommelſchlag und Pulverdampf, an Knalleffecten jeder Art. Dadurch, daß er ihrem angebornen Bonapartismus ſchmeichelte, hat Thiers eine außerordentliche Popularität gewonnen."

Mit großer Entſchiedenheit hatte ſich Lamartine dieſen bonapartiſtiſchen Regungen widerſetzt, die übrigens eine Unterbrechung erlitten, als die orientaliſche Frage eine ernſte Wendung nahm. 15. Juli ſchloß England mit den drei öſtlichen Großmächten einen Vertrag zur Regelung dieſer Frage ab, der auf Frankreich gar keine Rückſicht nahm und einſeitig zu Gunſten der Pforte entſchied.

Guizot war ebenſo überraſcht als Thiers; beide hatten ziemlich ungeſchickt verhandelt. Selbſt der König ſprach im erſten Augenblick davon, die Jacobinermütze aufzuſetzen und den Sturm der Revolution gegen Europa zu entfeſſeln. „Die Kampfluſt", ſchreibt Heine 27. Juli etwas bange, „lodert zumal bei unſerm kecken Conſeilpräſidenten, der das Leben Napoleon's bereits bis zum Ende des Conſulats beſchrieben hat, und mit ſüdlich glühender Einbildungskraft ſeinen Helden auf ſoviel Siegesfahrten und Schlachtfeldern folgte. Es iſt vielleicht ein Unglück, daß er nicht auch den ruſſiſchen Feldzug und die große Retirade im Geiſt mitmachte; wäre er in ſeinem Buch bis zu Waterloo gelangt, ſo hätte ſich vielleicht ſein Kriegsmuth etwas abgekühlt."

Thiers war durch die vorhergehenden Intriguen viel weiter nach

links getrieben als er wollte, er hatte Erwartungen erregt, die sich nun gegen ihn wandten. Sie durch demokratische Zugeständnisse zu befriedigen, war er nicht gewillt, so blieb ihm nur übrig, auf den Instinkt der Nation zu speculiren. Es wurde das Geschrei nach der Rheingrenze angestimmt.

In Paris tobten die Parteien wetteifernd und verlangten Krieg; daß Frankreich nicht viel davon hatte, ob der Pascha von Aegypten ein Paar Städte mehr oder weniger behielt, war einerlei: das „perfide Albion" sollte gezüchtigt, hauptsächlich aber den Preußen die Rheinprovinz genommen werden. Der Theaterrecensent Jules Janin vermaß sich, das in einem Feldzug zu leisten. Die Verstärkung des Heers und der Beginn der Befestigung von Paris wurde mit Jubel begrüßt; die Begeisterung steigerte sich zur Raserei, als 28. Juli die Julisäule feierlich eingeweiht wurde. „Le jour de gloire est arrivé!" — Wie tief die Idee der Rheingrenze im französischen Blut steckt, wird man erst gewahr, wenn man einen Blick in die ältere Geschichte wirft.

Bis zu den ersten zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, bis zu den Angriffen von Thierry, war Mezeray für die Franzosen unbedingte Autorität in der Geschichte. Die ersten Bände seines Werks erschienen 1643, unmittelbar nach dem Tod des Cardinal Richelieu, dem sie eigentlich hatten gewidmet werden sollen.

Mezeray spricht sich nun folgendermaßen über Carl VIII. aus, als derselbe einen Theil der Grafschaft Artois und der Franche Comté dem Hause Oesterreich wiedergegeben hatte.

Es war nicht ohne ein großes Erstaunen der klugen Politiker, daß der König diese beiden Grafschaften wiedergab; aber es geschah unter dem Murren und dem Unwillen von ganz Frankreich und unter dem Gelächter von ganz Europa, daß er auch Roussillon dem König von Spanien wiedergab: „La monarchie française", fährt er fort: „serait venue au point souhaitable de sa grandeur, si elle avait pour bornes les Alpes, les Pyrénées et le Rhin. Cette pièce de terre semblait être ainsi taillée pour être le siège du plus heureux et du plus solide empire du monde, si la prudence l'avait pu étendre jusqu'aux limites que la nature lui a posées. Louis XI. avait donné un grand avancement à ce dessein, et s'il se fût trouvé de suite deux ou trois princes que lui, ils l'auraient heureusement achevé!"

Das war geschrieben länger als ein Menschenalter vor den Reunions-

immern Ludwig's XIV. Das Gelüst nach dem deutschen Rheinland hat bsolut keinen andern Grund als einen kartographischen, aber das ist nun it länger als zwei Jahrhunderten in allen Schulen gelehrt, die Franzo- n wissen es nicht anders und halten Jeden für einfältig, der es nicht egreift.

Zur Größe Frankreichs gehört also die geographische Abrundung. Das erste Geschäft, das nach dem Ausbruch der Revolution die Befreier Europas vornahmen, war die Einverleibung der Rheinprovinz; das erste Geschrei Juli 1830 der Marsch an den Rhein; das erste Gefühl bei der rientalischen Verwicklung die Herstellung der natürlichen Grenzen.

Die Bourgeoisie hatte an kriegerischem Eifer die andern Stände noch berboten, aber — die Rente fiel enorm, und der vorsichtige König wurde egen der Jacobinermütze unsicher; seine eigentliche Stütze blieb doch im- ier die besitzende Klasse, die den Krieg nicht mag. Wenn man ihr eine evaleskere Richtung geben will, fällt man leicht ins Lächerliche, und es ar bei Thiers ein innerer Widerspruch, auf bürgerliche Lebensformen apoleonische Neigungen zu pfropfen.

Zudem wurde das Bürgerthum noch von einer andern Seite bedroht: ls ob plötzlich eine Schleuße geöffnet wäre, ergoß sich eine Fluth socialisti- her Brandschriften über das Land. Damals gründeten die Communisten en „Humanitaire", in welchem der Materialismus als das unabänder- iche Gesetz der Natur dargestellt wurde. Die Familie zerreiße die Har- nonie der brüderlichen Liebe, die Ehe mache die Gütergemeinschaft unmög- ich, die großen Städte seien die Brennpunkte des Luxus und der Be- echung.

Mit Brutalität erhob sich Granier aus Cassagnac in der „Histoire les classes ouvrières et des classes bourgeoises" gegen diese Theorie: ie Sclaverei wurde als etwas Nützliches und Nothwendiges gerühmt. lber diese Theorien wollten nicht verfangen, wo aller Orten die Arbeiter nit den Waffen in der Hand ihre Interessen zu verfechten anfingen.

Der Grundirrthum des Socialismus ist, das Unberechenbare in den Zufällen fixiren und unter die Garantie des Staats stellen, und zum Motiv des täglichen Lebens machen zu wollen, was nur in Ausnahmezu- tänden sich wirksam zeigt: den Enthusiasmus und die Aufopferung. Von en Socialisten haben nur wenige versucht, ihre Probleme wissenschaftlich u untersuchen; die meisten erledigen sie durch die Allmacht des Gefühls nd der Phantasie. Wenn man das unklare Bild eines vollkommenen

Zustands im Herzen trägt, von seiner Berechtigung innerlich durchdrungen ist, und doch nicht die Kraft fühlt, ihm Gestalt zu geben, so ist jene Ueberreizung der Phantasie nur zu begreiflich, die zuletzt eine freimaurerische Symbolik oder ein krankhaftes Traumleben hervorruft.

Voran in der Reihe dieser Propheten steht **Cabet** (52. J.) aus Dijon, früher radicaler Journalist, wegen Preßvergehen verurtheilt, jetzt in Folge der Amnestie zurückgekehrt, mit der jacobinischen „Histoire populaire de la revolution française“ und dem Abklatsch der alten Utopie „Voyage en Icarie, roman philosophique et social.“ Dies Machwerk enthält die Reisebeschreibung eines philanthropischen Lords nach einem Land der Verheißung, in welchem der absolute Polizeistaat seine höchsten Triumphe feiert. Bei seiner Ankunft zahlt der Lord zweihundert Guineen, dafür giebt ihm der Staat nicht blos freie Wohnung und Kost, nicht blos freie Reisen auf Eisenbahnen und Luftballons, sondern auch Freunde und eine Familie. In der glücklichen Hauptstadt dieses Landes, in deren Straßen sich kein Staub und kein Schmutz findet, wo der Fußgänger durchweg gegen den Regen geschützt ist, wo sich an jeder Ecke für augenblickliche Bedürfnisse die elegantesten Anstalten befinden, wo alle Hunde einen Maulkorb tragen, macht der Staat Alles: er kocht, backt, näht, schneidert, druckt für seine sämmtlichen Bürger; er versieht sie mit Schuhwerk und verheirathet sie auf die zweckmäßigste Art. Um fünf Uhr steht Jeder auf, um zehn Uhr legt sich Jeder schlafen. Ein Nachtwächter ist nicht nöthig. Die Speisekarte für jeden Bürger verspricht das Beste: erstes Frühstück 6 Uhr Morgens, zweites Frühstück 9 Uhr, gemeinsames Mittagsmahl um 2, Abendessen um 9. Der Verfasser geht dann auf die Geschichte des Communismus ein, Sokrates, Pythagoras, Kleomenes, Plutarch, die Gracchen, alles Communisten. Napoleon ist ein Communist, Chateaubriand ein Communist; von Jesus Christus und dem heiligen Geist versteht es sich von selbst. Zur Durchführung dieser Tendenzen nahm er den „Populaire“ wieder auf, gab ihm aber eine gemäßigte Färbung, wonach Ehe und Familie beibehalten, die Culturfragen bis zur Einführung des communistischen Systems vertagt und überhaupt die alten und neuen gesellschaftlichen Zustände gütlich ausgeglichen werden sollten. In Folge dieser Mäßigung gerieth er in eine heftige Fehde mit den weiter vorgeschrittenen Communisten des „Humanitaire“. Manchen von seinen Einfällen hat später die Februarrevolution wirklich in Angriff genommen, er selbst hat eine ikarische Colonie in Texas versucht, die aber gescheitert ist.

Einen viel ärgeren Schreck erregte Proudhon's (35. J.) Flugschrift „Qu'est ce que la propriété? durch die bekannte Antwort: „La propriété c'est le vol," eine Antwort, die bereits sechszig Jahre früher Brissot gegeben hatte. Es ist ein bedenkliches Unternehmen, die Erscheinungen des sittlichen Lebens in derselben Weise zu analysiren, wie die Erscheinungen der Natur. Nach einem Bild von Proudhon ist das menschliche Glück eine verwickelte Gleichung, in welcher die Leidenschaften die Factoren sind, und die durch einen richtigen Syllogismus gelöst werden muß. Allein bei sittlichen Verhältnissen lassen sich die unbekannten Größen nicht so leicht übersehn als bei der Physik, und man verwechselt fortwährend eine variable Größe mit einer constanten, besonders wenn man nicht von einer historisch praktischen Bildung, sondern von einer metaphysischen ausgeht. Proudhon entwickelt einen Scharfsinn, der einem Nominalisten des Mittelalters Ehre machen würde. Im Spalten der Begriffe kommt ihm Niemand gleich, aber die Gegenstände entschwinden ihm unter den Händen, weil er in ihnen nur die abstracten Begriffe sieht. Seine Kritik des Eigenthums hat leichtes Spiel, weil die Idee eines absoluten Eigenthums sich in der That nicht halten läßt. An Stelle des Eigenthums setzt er den Besitz, wobei zu bemerken ist, daß der Unterschied von possession und propriété nicht ganz mit dem Unterschied der deutschen Rechtsausdrücke übereinstimmt. Zustände, wie diejenigen, die er als Ideal setzt, haben in der Wirklichkeit bereits stattgefunden; das deutsche Feudalsystem und die englischen Pachtverhältnisse gehören in diese Richtung, am meisten das türkische Lehnssystem im 16. und 17. Jahrhundert. Aber sie hielten sich nur in einem eroberten Lande, so lange der herrschende Stand ein ausschließlich militairisches, in gewissem Sinn nomadisches Leben führte. Durch den ernsthaften Betrieb der Landwirthschaft und des Handels verwandeln sich unmerklich die Lehen in Eigenthum, denn den Gegenstand, auf den der Mensch die ganze Kraft seiner Arbeit richten soll, muß er als sein eigen betrachten können; mit der Vorstellung der Unsicherheit des Besitzes ist zugleich die Neigung zur Unthätigkeit verknüpft.

In diesem Sprühfeuer souverainer Kritik, welches mit den Ideen spielt, ohne irgendwo haften zu bleiben, sind folgendes die leitenden Grundsätze. In einer echt demokratischen Gesellschaft ist weder eine Verfassung noch eine Regierung nöthig; die Politik beschränkt sich auf einen einfachen Vertrag von Bürger zu Bürger, der in seinen Artikeln veränderlich und nach Belieben ins Endlose widerruflich ist. Anarchie im eigentlichen Sinn

des Worts, d. h. völlige Herrſchaftsloſigkeit, iſt das Ideal eines freien Vereinsſtaats, wo Jeder für ſeine Intereſſen ſtipulirt. Die Regierung repräſentirt blos die Beziehung aller Intereſſen, welche die freie Arbeit, der freie Handel, der freie Credit, die freie Wiſſenſchaft erzeugt, und hat daher nur einen Repräſentativwerth wie die Treſorſcheine. Moral iſt Convenienz; Religion und Gottesdienſt ſind blos für ein kindiſches Zeitalter gemacht.

Zugänglicher für den gewöhnlichen Menſchenverſtand als dieſe Apologie des Paradoxen iſt die „Organisation du travail“ von Louis Blanc (27. 3.), eine Sammlung von Aufſätzen, die er früher in der „Revue du progrès politique, social et littéraire“ veröffentlicht hatte. Es wird darin auseinandergeſetzt, daß die Noth der arbeitenden Claſſen weſentlich in der gänzlich ungeordneten Concurrenz, in dem Kriege Aller gegen Alle liege. Um dieſen allgemeinen Kampf zu beſeitigen, ſoll der Staat, als der größte Capitaliſt, die induſtrielle Production an ſich ziehn, wodurch die kleinen Capitale verſchwinden und der Staat ſelbſt die Feſtſtellung des Arbeitslohns in die Hände bekommen würde. Hiermit ſoll zugleich eine demokratiſche Regelung der zur Staatsarbeit gewordenen Induſtrie eintreten, und dabei im Allgemeinen als höchſter Grundſatz gelten, daß Jeder nach ſeinen Kräften beſchäftigt, Jedem aber auch nach ſeinem Bedürfniß gelohnt werde.

„Le bon marché, c'est la massue, avec laquelle les riches producteurs écrasent les producteurs peu aisés. Le bon marché, c'est le guet-apens dans lequel les spéculateurs hardis font tomber les hommes laborieux. Le bon marché, c'est l'arrêt de mort du fabricant qui ne peut faire les avances d'une machine coûteuse que ses rivaux, plus riches, sont en état de se procurer. Le bon marché, c'est l'exécuteur des hautes oeuvres du monopole; c'est la pompe aspirante de la moyenne industrie, du moyen commerce, de la moyenne propriété; c'est, en un mot, l'anéantissement de la bourgeoisie au profit d'oligarques industriels. . . . Dans le système de la concurrence, le bon marché n'est qu'un bienfait provisoire et hypocrite. Il se maintient tant qu'il y a lutte: aussitôt que le plus riche a mis hors de combat tous ses rivaux, les prix remontent. La concurrence conduit au monopole; par la même raison, le bon marché conduit à l'exagération des prix; ainsi, ce qui a été une arme de guerre parmi les producteurs devient tôt ou tard pour les consom-

mateurs eux-mêmes une cause de pauvreté. Il faudra bien reconnaître comme un fait né directement de la concurrence, l'appauvrissement de la masse des consommateurs. Mais, d'un autre côté, cette concurrence, qui tend à tarir les sources de la consommation, pousse la production à une activité dévorante. La confusion produite par l'antagonisme universel dérobe à chaque producteur la connaissance du marché. Il faut qu'il compte sur le hasard pour l'écoulement de ses produits, qu'il enfante dans les ténèbres. Pourquoi se modérerait-il, surtout lorsqu'il lui est permis de rejeter ses pertes sur le salaire si éminemment élastique de l'ouvrier? Il n'est pas jusqu'à ceux qui produisent à perte qui ne continuent à produire, parce qu' ils ne veulent pas perdre la valeur de leurs machines, de leurs outils, de leurs matières premières, de leurs constructions, de ce qui leur reste encore de clientelle, et parce que l'industrie, sous l'empire du principe de concurrence, n'étant plus qu'un jeu de hasard, le joueur ne veut pas renoncer au bénéfice possible de quelque heureux coup de dé. Donc la concurrence force la production à s'accroître et la consommation à décroître. Le système actuel menace la propriété de la classe moyenne, tout en portant une atteinte à la proprieté des classes pauvres."

In jener Zeit hatten die Legitimiſten erkannt, die zweckmäßigſte Methode, ihrer Sache wieder aufzuhelfen, ſei, Uneinigkeit unter den Siegern zu erregen. Es darf daher nicht befremden, wenn der junge Jacobiner Zugang zu den vornehmſten Cirkeln fand. Dieſer Verkehr gab L. Blanc die Mittel an die Hand, ſeine „Histoire de dix ans" (1830—1840), zu ſchreiben. Das Buch iſt mit ſo viel Geſchick geſchrieben, daß man es mit derſelben Spannung lieſt wie einen Roman. Schon an ſich hat die Verbindung demokratiſcher Grundſätze und ariſtokratiſcher Manieren etwas Pikantes, und dabei weiß Louis Blanc ſehr geſchickt die Parteizwecke zu verſtecken, und den Eindruck hervorzubringen, als ob die bittere Kritik der Ausdruck eines ehrlichen, von der Intrigue und von der Lüge verletzten Herzens wäre. Der Hauptreiz lag indeß in den zahlreichen Anekdoten und Geſchichten, deren Kenntniß ſowie die ſcharfen Portraits der Perſönlichkeiten er ſeinen legitimiſtiſchen Cirkeln verdankte. Man hatte ſie ihm in der beſtimmten Abſicht mitgetheilt, über die neue Dynaſtie und ihren Anhang ſo viel Schimpf als möglich auszugießen, und war ſehr damit zufrieden, daß die Demokratie für dieſe Anekdoten die Firma her-

gab. In Frankreich ist eine Sache verloren, sobald man ihr den Nimbus nimmt, und wie das ancien régime nicht weniger durch die Klatschereien der Hofleute als durch die encyklopädistische Philosophie untergraben wurde, so hat auch dieses Werk, indem es den Respect vor den Persönlichkeiten der Inlidynastie aufhob, mehr für die Beschleunigung von 1848 gethan, als alle Theorien über eine Organisation der Arbeit. —

Heine war auf diesen jungen Demagogen nicht gut zu sprechen: „Vielleicht schon wegen seiner Taille ist ihm jede große Persönlichkeit zuwider, und er schielt an sie herauf mit jenem Mißtrauen, das er mit einem andern Schüler Rousseau's, dem seligen Robespierre gemein hat. Ich glaube, der Knirps möchte jeden Kopf abschlagen lassen, der das vorgeschriebene Recrutenmaß überragt, versteht sich im Interesse der allgemeinen Gleichheit. Er selbst ist mäßig, scheint dem eignen kleinen Körper keine Genüsse zu gönnen, und will daher im Staat Küchengleichheit einführen, wo für uns alle dieselbe spartanische Suppe gekocht und nach gleichen Portionen vertheilt werden soll. Dafür danke ich, neuer Lykurg! Es ist wahr, wir sind alle Brüder, aber ich bin der große Bruder und ihr seid die kleinen Brüder, und mir gebührt eine bedeutendere Portion."

Heine durchsucht die Lecture der Arbeiter: die Reden Robespierre's, Marat's Pamphlete, Cabet's Revolutionsgeschichte, Cormenin's giftige Libelle, Schriften die wie nach Blut riechen; — und „Lieder hörte ich singen, die in der Hölle gedichtet zu sein schienen. — Eine Frucht dieser Saat, droht die Republik hereinzubrechen — in dieser Heimath der Coquetterie und der Eitelkeit!" — „Giebt es doch hier einen entsetzlichen Priester, der durch seine blutdürstigen Glaubensworte die Männer des Scheiterhaufens mit den Männern der Guillotine zu verbinden hofft!"

Der allgemeine Grundsatz der Gleichheit, sagt Lamennais in der Schrift „De l'esclavage moderne" (1840), ist nur eine eitle Fiction, bestimmt, das öffentliche Gewissen zu täuschen. „Si le Christ eût vécu parmi nous, un sergent de ville l'aurait profané de son ignoble attouchement, et un juge l'aurait fait écrouer pour vagabondage: car le fils de l'homme n'avait pas une pierre pour y reposer sa tête." Das Volk ist in der Sclaverei, nicht blos die Proletarier, sondern die ganze Nation mit Ausnahme von 200,000 Privilegirten, unter deren Herrschaft sich schimpflich 33 Millionen krümmen. „Peuple! peuple! réveille-toi enfin! Esclaves, levez-vous, rompez vos fers, ne souffrez pas que l'on dégrade plus longtemps en vous le nom d'homme!

Voudriez-vous qu'un jour, meurtris par les fers que vous leur aurez légués, vos enfants disent: nos pères ont été plus lâches que les esclaves romains; parmi eux il ne s'est rencontré un Spartacus! Il s'en rencontrera, et plus d'un, n'en doutons pas: autrement que resterait-il, qu'à jeter un peu de terre sur cette génération maudite et pourrie! . . . Frères, ce profond désordre, cette rebellion impie contre Dieu et sa loi, cette insolente, cette criminelle violation du droit vital de l'humanité doit avoir un terme . . . Ou le pouvoir reconnaît la souveraineté de la nation, et alors il doit obéir à ce que veut la nation; ou il la nie, et la nation alors peut et doit défendre, contre les attaques du pouvoir, sa souveraineté, c'est-à-dire sa vie." — „O peuple, dis-moi, qu'es-tu? Ce que tu es! Si j'ouvre la charte, j'y lis une solennelle déclaration de ta souveraineté; si je regarde les faits, je vois qu'il n'est point, qu'il ne fut jamais de servitude égale à la tienne, car l'esclavage même ne privait l'homme que sa liberté, le tien te prive de la vie même. Paria dans l'ordre politique, tu n'es, en dehors de cet ordre, qu'une machine à travail. Aux champs, tes maîtres te disent: Laboure, moissonne pour nous. Tu sais ce qui te revient de tes fatigues, de tes veilles, de tes sueurs. Refoulé de toutes parts dans l'indigence et l'ignorance, décimé par les maladies qu'engendrent le froid, la faim, l'air infect des bouges où tu te retires après le labeur des jours et d'une partie de la nuit, réclames-tu quelque soulagement, on te sabre, on te fusille, ou, *comme le boeuf à l'abattoir, tu tombes sous le gourdin des assommeurs payés et patentés* . . . ."

„Serf dans l'ordre domestique, dans l'ordre civil, dans l'ordre politique, le peuple est tourmenté du besoin de s'affranchir, pour assurer sa vie par une meilleure organisation du travail et une plus équitable distribution de ses fruits . . . La grande révolution qui s'opère sous nos yeux n'a pas d'autre motif, d'autre but, et rien ne l'arrêtera que ce but ne soit atteint. Ce que veut le peuple, Dieu lui-même le veut; car ce que veut peuple, c'est la justice, c'est l'ordre essentiel, éternel, c'est l'accomplissement dans l'humanité de cette sublime parole du Christ: qu'ils soient un, mon père, comme vous et moi nous sommes un! . . . Ce jour de la justice et de la paix, ce jour que bénira l'humanité future, qu'elle célébrera dans ces sacrés cantiques, il n'est au pouvoir de personne d'empêcher

qu'il ne vienne, mais il dépend de nous de le hâter. Que nos efforts soient unanimes, que rien ne nous lasse, ne nous décourage, et bientôt la lumière se fera, et bientôt l'astre qu' attend le genre humain, qu'il appelle de ses voeux, que saluent ses fermes espérances, enflammera les stagnantes vapeurs de l'horizon!"

Lamennais hat Schüler gehabt, die kühner und beſtimmter ſowohl die Zukunft, als den Weg, der dahin führt, ſich ausmalen. Folgende Stellen aus der „Bibel der Freiheit" (1840), gleichfalls von einem Geiſtlichen, dem Abbé Conſtant, ſchildern die verhaltene Wuth, die aus jenen Aufregungen in der wilden Maſſe ſich entwickeln mußte. Gott iſt nach dieſem ehemaligen Geiſtlichen Alles, was da iſt; er leuchtet in der Sonne, er ſtrahlt im Azur des Firmaments, er lebt im Balſam der Blumen. Was dagegen die wirkliche Welt betrifft, ſo iſt die Regierung „la représentation terrestre de la puissance infernale; il dévore le peuple vivant, il le couvre de pierres entassées et croit qu'il ne criera pas; mais s'il se tait, les pierres crieront. La propriété, c'est l'usurpation, et l'esprit d'urspation est l'esprit de meurtre. *Le Christ a rehabilité le vol et a protesté contre la propriété en mourant entre deux voleurs;* mais son dernier soupir a bouleversé le monde, et la vie austère de ses disciples était un cri sublime qui demandait justice au ciel. Mais les chrétiens sont des victimes qui gémissent vers Dieu, et qui n'ont pu jusqu'ici former que des communautés de douleurs. Pauvres et affamés, combien êtes-vous, et combien sont-ils? Votre vie est une mort lente et honteuse; échangez-la contre une mort prompte et glorieuse, ou contre une victoire qui vous fera vivre. Voilà ce que crie l'esprit exterminateur. Et moi, je pleure, et je me couvre la tête de cendre, et je crie à Dieu et au peuple: grace! . . . Et ils répondent: il n'y a plus de grace! Arrière honnêtes gens engraissés de rapines, et qui avez fait des vertus à votre image; arrière, hyprocrites, qui partagez avec les voleurs, et qui prêchez la résignation à celui qu'on dépouille; laissez passer la justice de Dieu. *Car, je vous le dis en vérité, quiconque vous tue n'est pas un assassin, mais un exécuteur de la haute justice.* Et celui qui vous reprend l'or dont vous vous êtes gorgés aux dépens des pauvres, n'est pas un voleur, c'est un huissier de Dieu qui vous contraint par corps à payer vos dettes. Puisque vous n'êtes plus des hommes, nous vous chasserons comme

des bêtes féroces, et si vous avez dévoré nos pères, peut-être ne dévorerez-vous pas nos enfans. Voilà ce que le peuple crie avec une voix pareille à celle de l'ouragan; et moi je couvre mon visage des mes vêtemens déchirés, et je frisonne à l'odeur du feu et du sang."

Solche Gesinnungen wurden doppelt gefährlich in einer Zeit, die alle sittlichen Schranken niedergerissen: grade damals spielte der Proceß Lafarge, in welchem der größere Theil des empfindsamen Publikums, den Republikaner Raspail voran, für die interessante Giftmischerin Partei nahm. Eine große Menge Sensationsromane suchten die greuliche Wirklichkeit noch zu überbieten.

In einer so bedrohten Gesellschaft sollte der Bürgerkönig die Jacobinermütze aufsetzen, die Marseillaise anstimmen, und den Bonapartismus gegen Europa loslassen? — Der Bonapartismus lag ja nicht in seiner Hand. — 6. August machte Louis Napoleon in Boulogne sein zweites Attentat; es wurde leicht unterdrückt, aber ein Marschall hatte sich daran betheiligt!

Man hatte gehofft, die Alliirten einzuschüchtern. Es schlug fehl, sie machten Ernst, 11. Sept. wurde Beirut beschossen, und Frankreich stand isolirt.

Wenn Thiers, was die Grundsätze betrifft, der consequenteste Chauvinist sein möchte, den es in Frankreich giebt, so werden seine Grundsätze doch sehr durch sein Temperament eingeschränkt, das im entscheidenden Augenblick dem gesunden Menschenverstand Gehör verschafft. Er geht eine Weile mit der Leidenschaft der Masse mit, regt sie auch wohl an, aber im kritischen Augenblick, wenn die Wahl zwischen dem Schrecklichen und dem Lächerlichen zu treffen ist, ruft er aus: „en bon citoyen je préfère le ridicule!"

Das drohende Ultimatum, das er den verbündeten Mächten stellte, 8. Okt. 1840 war bereits ein Rückzug mit starkem Beischmack von Lächerlichkeit: an demselben Tage wurde Louis Napoleon zu ewigem Gefängniß nach Ham abgeführt. Nachträglich suchte Thiers freilich so zu erläutern, als habe er den Kampf nur vertagen wollen, da Frankreich noch nicht gerüstet war. Jedenfalls wurde es nun dem König, dem es nicht einfiel, sich in ein so verwegenes Unternehmen einzulassen, leicht, ihn zu beseitigen. Ein neuer Mordversuch gab den besten Stoff: 29. Okt. 1840 war Thiers entlassen und ein neues Cabinet gebildet: Marschall

Soult als Präsident, Guizot als der eigentlich leitende Minister, neben ihm Villemain.

In der Adreßdebatte, 3. Nov. 1840, trat nun Thiers persönlich gegen seinen Nachfolger auf, den er beschuldigte, den Frieden um jeden Preis zu wollen. Die Radicalen und Legitimisten secundirten ihm kräftig, von den ersteren wurde Guizot's Wanderung nach Gent während der hundert Tage wieder in Anregung gebracht, die liberale Presse beschuldigte ihn, er stehe im Dienst des Auslands. Indeß fand die orientalische Frage dadurch ihre thatsächliche Erledigung, daß Mahomet Ali unerwartet 27. Nov. sich den Alliirten fügte. Als nun doch 12. Dec. die Befestigung von Paris beantragt wurde, war das allgemeine Geschrei, man wolle durch die Forts nicht den Fremden, sondern Paris bombardiren. Noch während dieser Verhandlungen, 15. Dec., kam Napoleon's Leiche an und wurde feierlich im Dom der Invaliden beigesetzt, während der Neffe hinter den Mauern von Ham saß.

Die Herausforderungen, welche die französische Presse den Deutschen entgegenschleuderte, mußten auch in Deutschland ihr Echo finden: die „Wacht am Rhein" wurde gedichtet, und Niclas Becker sang sein „Sie sollen ihn nicht haben!" Beide Lieder hatten einen rein defensiven Charakter, dennoch empörten sie die Franzosen, und A. de Musset versicherte in ihrem Namen, das Rheinlied werde nicht „die stolze Spur unsres Pferdehufs auswischen, die mit eurem Blut gefärbt war, als unser allmächtiger Cäsar mit seinem Schatten eure Ebnen bedeckte." „Wir haben ihn gehabt, euren deutschen Rhein! wenn ihr eure Geschichte vergeßt, so haben eure jungen Mädchen besseres Gedächtniß: sie haben uns euren Wein eingeschenkt!"

Als man endlich der Angriffe gegen Deutschland müde war, wandte man sich wieder gegen die Regierung. Die legitimistische „France" brachte Jan. 1841 angebliche Enthüllungen über Louis Philippe; es wurde Klage erhoben, die ganze legitimistische Partei trat für ihr Blatt ein, das von Berryer vertheidigt, 24. April von der Jury freigesprochen wurde. Gleichzeitig öffneten die Verhandlungen über das letzte Attentat einen Blick in die scheußlichen Abgründe dieser Schichte der Gesellschaft. Heine sprach sich empört über jene Freisprechung aus; er nahm Louis Philippe in Schutz und dehnte diesen Schutz auch auf seinen Minister aus (29. April). „Guizot hat sich eine schwierige Aufgabe gestellt, und Niemand weiß ihm Dank dafür. Am undankbarsten zeigen sich gegen ihn jene guten

Bürger, die seine starke Hand schirmt, denen er aber nie vertraulich die Hand giebt, und mit deren kleinlichen Leidenschaften er nie gemeinschaftliche Sache macht. Sie lieben ihn nicht, diese Spießbürger, denn er lacht nicht über Voltaire'sche Witze, er ist nicht industriell und tanzt nicht mit ihnen um den Maibaum der Gloire! Er trägt das Haupt sehr hoch, und ein melancholischer Stolz spricht aus allen seinen Zügen: ich könnte etwas besseres thun, als für dies Lumpenpack in mühsamen Tageskämpfen mein Leben vergeuden! Das ist in der That der Mann, der nicht sehr zärtlich um Popularität buhlt, und sogar den Grundsatz aufgestellt hat, daß ein guter Minister unpopulär sein müsse. Er hat nie der Menge gefallen wollen, sogar nicht in jenen Tagen der Restauration, wo er als gelehrter Volkstribun am herrlichsten gefeiert wurde. Als er in der Sorbonne seine Vorlesungen hielt und der Beifall der Jugend sich allzu stürmisch äußerte, dämpfte er selber diesen huldigenden Lärm mit den strengen Worten: meine Herren, auch im Enthusiasmus muß Ordnung walten!"

Nun verdiente freilich Guizot dieses Lob nicht ganz: er war in der Coalition von seinen Grundsätzen abgefallen. Heine verdankte ihm den Fortbezug seiner Pension; er hatte eben in der Schrift gegen Börne in Verleumdungen das Aergste geleistet, und mußte deshalb 14. Juni Rechenschaft geben (31. August fällt die kirchliche Trauung mit seiner bisherigen Concubine).

Aber ein richtiger Instinct lag seinen Worten zu Grunde: mehr und mehr mußte jeder anständige Mensch lernen die öffentliche Meinung in Paris zu verachten. Aus dieser Stimmung begreift man ein Stück wie Scribe's „la calomnie", das 20. Febr. 1840 zuerst aufgeführt wurde.

Das Publicum hatte sich daran gewöhnt, gegen die Regierung, gleichviel welche es war, Opposition zu machen. Frankreich war in zwei Classen getheilt, in solche, welche eine officielle Stelle hatten, und in solche, die sie begehrten; die Letzten haßten die Ersten und suchten ihnen alles mögliche Ueble nachzureden. Es herrschte eine Scheu vor der sogenannten öffentlichen Meinung, jener ganz unbestimmten Macht, die man in keiner Weise controliren konnte, daß man diesmal die Paradoxie des Dichters wohl begreift, wenn bei seinem Helden die Verachtung gegen das Publicum bis zur Sonderbarkeit geht, z. B. wenn er einem jungen Mann, dem alle Welt das Schlimmste nachsagt, ermuthigend zuruft: „das ist schon etwas, aber es genügt noch nicht; man muß den üblen Ruf nicht blos erregen,

man muß ihn auch verdienen!" — Es iſt ſchade für ein Luſtſpiel, der Held ſich gar zu tugendhaft geberdet, denn die Verleumder, ihn von allen Seiten angreifen, ſind nicht Bilder der Wirklichkeit, ge die man eine ernſthafte Abneigung empfinden könnte: es ſind kom Arabesken, als ſolche ganz vortrefflich, z. B. der Kellner und der Sp bürger Coquenet; wollte man ſie aber ernſthaft auffaſſen und über Gr und Folge ihrer Handlungsweiſe moraliſch reflectiren, ſo würde man g die Luft fechten. Das Stück ſtreift fortwährend an den Ernſt des Le und es tritt doch nicht in denſelben ein. Um es vollkommen zu wü gen, muß man an die gleichzeitigen Verleumdungsproceſſe ſich erinn an das Geſindel, das in ihnen im Namen der öffentlichen Moral reden wagte; dann wird man fortgeriſſen von der Leidenſchaft des Dich man ſtimmt ſeinem Helden bei, wenn er dem radicalen Freunde Lucien zur „Nous avons pris des chemins différents, . . . moi, marchant sur calomnie et l'attaquant de front; toi, tremblant à son approche, courbant la tête, pour la laisser passer. Soins inutiles! quelque que l'on s'incline, fût-ce même dans la fange, on l'y trouverait enc c'est là qu'elle habite . . . Les reproches dont ils m'accablent: a ma patrie! la livrer! à l'ètranger!.... Oui, pamphlétaires et cal niateurs! je ne ferais pas un pas pour vous désarmer; si je sa qu' une mesure me rendît populaire a vos yeux, je serais tenté la rétracter!" — Das Geſchrei gegen Guizot wurde am lauteſten, er 31. Juli die orientaliſche Angelegenheit definitiv beilegte und wi in die engliſche Allianz eintrat.

In Scribe's Stück ſind noch einige Charaktergemälde vortrefflich der Gegenſatz zwiſchen der Marquiſe, die den Frauen aus der mode Geſellſchaft die Fähigkeit abſpricht, mit Anſtand impertinent zu ſein, der ehrgeizigen Banquiersfrau mit ihrem bürgerlichen Hochmuth. — So realiſtiſche Züge finden ſich viel weniger in „un verre d'eau" (zu 17. Nov. 1840), welches weit mehr gefiel, da der Zuſammenhang Scenen durchſichtiger und die Steigerung des Intereſſes kräftig heraus arbeitet iſt. Neues enthält es nichts. Die beiden Intriganten, die ge einander auftreten, Bolingbroke und die Herzogin von Marlborough, nur die Wiederholungen von Nantzau und Céſarine. Abigail iſt die aus der Camaraderie. Alle drei ſind ſchwächer als ihre Vorbilder es wird ihnen zu leicht gemacht. Die Königin ſowohl als der Fähn um deren Glück es ſich handelt, ſind ſo ſchwächlich und willenlos,

haben ein so gutmüthiges Zutrauen, daß alle Illusion aufhört. Man kann es dem Lustspieldichter verzeihen, wenn er von der historischen Zeit, die er darstellen will, nur die Namen benutzt; aber die Zustände, die er schildert, müssen wenigstens denkbar sein. Wenn es ein Stück giebt, in dem sich zeigt, daß Scribe nur ein Verstandesdichter war, nur ein geschickter Maschinist, so ist es grade dieses, welches nicht blos in Frankreich, sondern in ganz Europa das meiste Glück gemacht hat.

Noch in demselben Jahr wurde ein kleines Stück aufgeführt: Die heimliche Leidenschaft," welches weniger Erfolg hatte, aber ein weit größeres Interesse erregt. Eine Frau von guter Anlage sucht eine unglückliche Leidenschaft durch die Aufregung des Börsenspiels zu ersticken, und kommt dadurch in eine bedenkliche Lage, deren schlimmste Folgen zwar schließlich abgewandt werden, die aber doch mit ihrer tiefen Beschämung endigt. Diesmal hat sich Scribe nicht an die Nothwendigkeit der fünf Acte gebunden, der Gang des Stücks ist leichter und beweglicher, und er vermeidet die Wiederholungen. Die beiden Figuren des Banquiers und des verschmitzten Hausfreunds, dessen schlechte Intriguen endlich ihren Zweck verfehlen, sind glücklich angelegt; weniger die der schlichten, ehrlichen Leute: Scribe kann sich die Ehrlichkeit nicht anders denken, als mit einer gewissen tölpelhaften Unwissenheit verbunden.

Scribe's bestes Stück: „Une chaîne," 1841, hat in Deutschland keinen Erfolg gehabt. Die Voraussetzungen stehen in einem zu großen Widerspruch mit dem, was man bei uns Sittlichkeit nennt. Man darf indeß gegen die Franzosen nicht ungerecht sein. Das junge Mädchen bleibt bis zu ihrer Verheirathung in klösterlicher Einsamkeit, ihr Leben beginnt erst mit ihrer Heirath, und da das Lustspiel nothwendig das wirkliche Leben zur Grundlage nehmen muß, so ist die Ehe sein dankbarstes Motiv. Die Liebe in der Pension ist in ihren Nuancen nicht sehr reichhaltig, es könnte sich immer nur dasselbe wiederholen. Desto bunter werden die Intriguen einer verheiratheten Frau. Man kann Scribe keine eigentliche Unsittlichkeit vorwerfen. Das Verhältniß, von dem er ausgeht, kommt in der wirklichen Gesellschaft häufig vor, und sämmtliche Personen, die dabei betheiligt sind, benehmen sich weiter so anständig, als es in ihrer bedenklichen Lage möglich ist. Ein junger Componist ist nach Paris gekommen, ohne Schutz, ohne Freunde. Das Interesse, das eine Dame von Stande an ihm nahm, hat es ihm möglich gemacht, mit seinem Talent durchzudringen, es ist ein Verhältniß daraus hervorgegangen,

welches von Seiten jener Dame dadurch entschuldigt werden kann, daß ihr Mann, ein Admiral, sie bisher gänzlich vernachlässigt hat. Bald macht sich aber das Ungesunde des Verhältnisses geltend. Das Schlimmste dabei ist die Nothwendigkeit der Lüge. Jener Admiral ist in gewissem Sinn der Wohlthäter des jungen Componisten, er nimmt sich seiner an, er will ihm eine gute Heirath vermitteln, aber ein unsittliches Verhältniß ist nicht so leicht zu lösen, als man denkt. Die Leidenschaft der verlassenen Frau bricht alle Rücksichten, und jeden Augenblick ist ein tragischer Ausgang zu erwarten, bis endlich in ihrer Seele nicht sowohl die Großmuth, als die Verachtung gegen einen Mann, dem die Leidenschaft nicht das Höchste ist, den Sieg davonträgt. Auch diesmal erinnert Louise an Césarine, aber sie wird geadelt durch eine mächtige Leidenschaft, die unsere ganze Theilnahme in Anspruch nimmt. Wir können den jungen Künstler nicht tadeln, daß er sich einem lästigen Verhältniß, einem gefahrvollen Leben zu entziehn sucht, das seinem Gewissen ebenso widerspricht als seiner Vernunft, aber wir stellen uns eigentlich ganz wie die Franzosen auf Seite Louisens, sie ist unsre Heldin, und in dem ganzen Stück interessiren uns nur die Stimmungen ihrer leidenschaftlichen Seele. Das Bedenklichste bleibt das Verhältniß zum Admiral: es hinterläßt eine quälende Empfindung, daß er zuletzt als der Betrogene dasteht.

Neben Scribe fand Frau v. Girardin in der „Ecole des Journalistes" den größten Anklang; zwei berühmte Novellisten, G. Sand und Balzac brachten in „Cosima" und „Vautrin" zwei entschiedne Fehlgeburten zur Welt, namentlich das letztere ist ganz unglaublich, ein Bild aus der gemeinsten Verbrecherwelt, aber nicht vollsaftig wie in Gay's Bettler-Oper, sondern ledern und langweilig. — V. Hugo's Lucretia wurde von Donizetti zur Oper ausgebrütet, sehr zum Verdruß des Autors, obgleich sie eigentlich erst in dieser Form zu ihrem Recht kommt.

In den Vorstadttheatern waren die Hauptheldinnen die „Melusinen des Seinestrandes", wie Heine sie sehr artig bezeichnet. „Sie sind nicht böse oder falsch, nicht so betrüglich und habsüchtig wie man glaubt... Das Charakteristische bei ihnen ist eine gewisse Zerstörungssucht, von welcher sie besessen sind, nicht blos zum Schaden eines Galans, sondern auch zum Schaden desjenigen Mannes, den sie wirklich lieben, und zumeist zum Schaden ihrer eignen Person. Diese Zerstörungssucht ist tief verwebt mit einer Sucht, einer Wuth, einem Wahnsinn nach Genuß, dem augenblicklichsten Genuß, der keinen Tag Frist gestattet, an keinen Morgen denkt.

Sie erpreſſen dem Geliebten ſeinen letzten Sou, bringen ihn dahin, auch ſeine Zukunft zu verpfänden; ſie ſind manchmal daran ſchuld, daß er ſeine Ehre escomptirt — kurz ſie ruiniren den Geliebten in der grauenhafteſten Eile und mit einer ſchauerlichen Gründlichkeit." — „Wehe dem Unerfahrnen, der in ihre Netze geräth! Wehe auch dem Erfahrnen, der wohl weiß, daß das holde Ungethüm in einem häßlichen Fiſchſchwanz endet, und dennoch der Bezauberung nicht zu widerſtehn vermag, und vielleicht eben durch die Wolluſt des innern Grauens deſto ſicherer überwältigt wird!"

Was frommten bei dieſer Stimmung der verführungsdürftigen Jugend die hochtrabenden Declamationen der Satiriker, die, wie Barbier, jetzt ganz Moraliſten geworden waren! Er war in England geweſen und fand es (im „Lazare") noch ärger als das Pariſer Babel.

Un fleuve inabordable, un fleuve tout houleux
Roulant sa vase noire en détours sinueux,
Et rappelant l'effroi des ondes infernales; ...
Une marée infecte et toujours avec l'onde
Apportant, remportant les richesses du monde;
Puis un ciel tourmenté, nuage sur nuage;
Le soleil comme un mort le drap sur le visage,
Ou parfois dans les flots d'un air empoisonné
Montrant comme un mineur son front tout charbonné;
Enfin, dans un amas de choses, sombre, immense,
Un peuple noir, vivant et mourant en silence,
Des êtres par milliers suivant l'instinct fatal
Et courant après l'or par le bien et le mal.

Und nun wird alles Mögliche aufgeſucht, was einem Touriſten die Farben an die Hand giebt, um dieſes Nachtſtück ſo entſetzlich als möglich auszuführen: Bedlam (als ob es anderwärts keine Wahnſinnigen gäbe), der Branntwein, die Freudenmädchen, die Hungersnoth in Irland, die Noth der Fabrikarbeiter, die Beſtechlichkeit auf den Wahlverſammlungen, ſogar die Prügelſtrafe in der Armee, der Spleen u. ſ. w. England iſt vollſtändig dem Götzendienſt des goldnen Kalbes verfallen und die Beute eines unerſättlichen Minotaur, dem jährlich eine entſetzliche Anzahl Unſchuldiger zum Opfer geſchlachtet wird. Wenn dieſe trübſeligen Vorſtellungen mit der größten Kunſt ausgeführt wären, ſie müßten doch endlich ermüden; aber bei einzelnen glänzenden Declamationen iſt der Stil eintönig, eine Phraſe klingt wie die andre.

Ueberwiegend rhetoriſch iſt die „Esquisse d'une philosophie", mit der Lamennais, von den Doctrinairs wiederholt aufgefordert, 1841 ſeiner Natur endlich Gewalt anthat. Eigentlich hat er gegen alle Analyſe, namentlich die pſychologiſche, eine unüberwindliche Abneigung, und es gilt nicht blos der Pſychologie, wenn er ſagt: „C'est une sorte de dissection du Moi, une science aussi peu solide dans ses bases que stérile dans ses résultats; triste effort de l'esprit pour se saisir lui-même en se séparant de tout ce qui le fait ce qu'il est." Bedeutend wird er erſt, wenn er ſich ſeiner Rhetorik überläßt. So ſchildert er den Verfall der Künſte, deren Quelle, Glaube und Enthuſiasmus, erſtickt iſt. „A peine en reste-t-il quelque forme vaine, jeux puerils qui amusent l'esprit et ne l'éclairent pas, qui amollissent le coeur au lieu de l'enflammer pour tout ce qui est grand, noble et saint. L'artiste, oubliant Dieu, ne sait plus que reproduire et adorer ses propres passions, et il ravale à cette idolâtrie de soi-même l'art et la poésie, ces divines ailes que Dieu nous avait données pour remonter jusqu'à lui . . . Ce siècle impie, qui renie toutes les religions et les méprise au point de ne plus même les attaquer, privé de toute croyance, est aussi, il le faut bien, sans art et sans poésie. C'est un de ces momens solennels, pleins d'angoisses et de terreurs, où les ressources de l'esprit humain semblent épuisées; mais l'humanité, qui marche sans cesse au progrès, est alors sourdement travaillée par l'enfantement de l'avenir." Nur ein Mann wird das Zeitalter überleben, Chateaubriand, deſſen Poeſie „prêtresse d'une religion qu'on ne saurait nommer, s'avance à travers les ruines, portant en ses mains les symboles voilés d'un Dieu inconnu."

„Das Evangelium", heißt es ferner, „iſt auf das Geſetz der allgemeinen Brüderlichkeit begründet. Frankreich iſt die Tochter des Evangeliums, und alle europäiſchen Geſellſchaften ſind Töchter Frankreichs. Die franzöſiſche Revolution hat nichts verlangt, als was im Evangelium vorgeſchrieben und durch die katholiſche Kirche beſtätigt iſt. Das Evangelium enthält alle Wahrheiten der ſocialen Ordnung, und das Reich Chriſti iſt von dieſer ſo gut wie von jener Welt. Chriſtus hat für die Zukunft geſprochen, deren Heiland und Befreier er war; dem gegenwärtigen Geſchlecht blieb es vorbehalten, aus dem Evangelium die letzten Folgerungen zu ziehn, das alle Völker zur Brüderlichkeit beruft. Jetzt iſt die Welt eine Stadt der Verwüſtung, ſie muß fallen, und früher, als man erwartet,

wird der Tag der göttlichen Rache anbrechen. Auf diese Wiedergeburt müssen alle Kräfte des Geistes gerichtet sein; die Speculation, die nach überirdischen Dingen trachtet, hat alles Elend herbeigeführt; sie sei verflucht.

Wenn der Radicalismus von der einen Seite den Staat bedrohte, so war von der andern die clerikale Partei nicht minder thätig. Je deutlicher im Allgemeinen bei der Partei äußere Motive mitspielen, desto aufmerksamer muß man alle Spuren verfolgen, in denen sich inneres Leben zu offenbaren scheint. Zwei clerikale Romane: „l'histoire d'une âme" vom Abbé Genoude, dem streitbaren Redacteur der „Gazette de France", welche die Begriffe Legitimität und allgemeines Stimmrecht zu versöhnen suchte, und „Pierre Saintive" von Louis Veuillot (28. J.) dem Redacteur des „Univers", beide gleichzeitig, öffnen uns willkommene Perspectiven.

In der „Geschichte einer Seele" erzählt Genoude seine eigne. Auf der Schule liest er mit besonderer Vorliebe Voltaire, und entdeckt endlich, daß der Dichter des Candide seine Gedanken aus der Bibel geschöpft hat. Der junge Voltairianer kämpft gegen die Versuchung zum Selbstmord, und wird endlich von seinem Skepticismus durch die Lecture Rousseau's geheilt. Auf Rousseau folgt Fénélon, und der junge Romantiker findet, daß er im Stillen immer ein Christ gewesen sei. Um das Uebel wieder gut zu machen, welches er durch die Verbreitung Voltaire'scher Grundsätze angerichtet, beschließt er, die heilige Schrift zu übersetzen und auf diese Arbeit alles poetische Gefühl zu verwenden, das in ihm lebt. Um sich in seinem Glauben zu stärken, studirt er Plato, Carteſius u. s. w. Noch immer von Zweifeln befangen, kommt er nach Paris, wo er den bedeutendsten Personen der Periode vorgestellt wird. Endlich kommt es zur vollständigen Bekehrung, und nachdem das göttliche Licht das Dunkel seines Geistes vertrieben, ergreift ihn die göttliche Liebe und reinigt ihn von den irdischen Neigungen. In diesen Bekenntnissen macht Genoude den Eindruck eines geschickten Belletristen, der, nicht daran gewöhnt, seinen Einfällen zu widerstehn, mit unglaublicher Leichtigkeit producirt, und neben den seltsamsten Thorheiten zuweilen auf einen richtigen Gedanken stößt. Jede neue Lecture, regt ihn zu einer neuen Production an: Chateaubriand ergänzt er durch eine Raison du christianisme, Bossuet durch eine Nouvelle exposition du dogme catholique, Lamennais durch Aufzeichnung seiner römischen Reiseeindrücke. Seine Zeitung ist ein abenteuerliches

Blatt, voll von den ärgſten Widerſprüchen in Bezug auf Politik wie auf Religion. Er hat mitunter den guten Willen, den jeſuitiſchen Grundſatz, daß für einen heiligen Zweck alle Mittel gut ſind, in Anwendung zu bringen, aber er iſt viel zu unruhig, um überhaupt einen Plan zu verfolgen, jeder Tag giebt ihm eine neue Idee.

Noch viel zerfahrener iſt die Exiſtenz Veuillot's. Erſt hatte er in Rouen ein Provincialblatt redigirt und mehrere Preßduelle beſtanden; eine Reiſe nach Rom machte aus ihm einen leidenſchaftlichen Clerikalen. Im „Univers" ſprach er ſich über die Gegner mit einer Zügelloſigkeit aus, an die man noch nicht gewohnt war; er wollte den Zeitgeiſt in allen ſeinen Erſcheinungen bekämpfen, hauptſächlich in der Literatur: und hier gelang es ihm, den Cynismus, die Frivolität und die Lüſternheit ſeiner Concurrenten im Fach des Romans in demſelben Augenblick zu überbieten, wo er als Moralprediger gegen ſie auftrat: er gehörte mit zum Handwerk.

„Pierre Saintive" beginnt mit einer Anrufung der Jungfrau und verſichert beſcheiden, nur die ſchwache Hand zu ſein, welche das Rauchfaß ſchwingt und den Weg, den Gott wandeln ſoll, mit Blumen beſtreut. — Der Held des Romans iſt in dem Alter, wo er an eine Heirath denkt; aber er fürchtet die Enttäuſchungen der Ehe. „Le mari vieillit et prend du ventre, . . . on le sait par coeur, — et le devoir, qui s'appelle préjugé, despotisme, n'apparaît plus que comme le gardien maussade des pommes d'or du plaisir et de la liberté . . . Que ne m'est-il donné de trouver la perle qui pourra tremper sans se dissoudre dans le vinaigre des illusions perdues!" Er begnügt ſich nicht damit, eine Frau zu lieben, ſondern betet zwei zu gleicher Zeit an, eine Heilige und eine Coquette. Darüber wird er verdrießlich, unruhig, nervös, er weint, ſeufzt, betet, hofft, hält ein Tagebuch ſeiner Empfindungen und ſchreibt Briefe an alle Welt über die Neſſeln der Reue, die in der Ehe wachſen, über die freigelaſſenen Galeerenſclaven, die überall Schulen und Journale anlegen, über die Kurzſichtigkeit und Einfalt Molière's, deſſen Tartuffe man bis auf das letzte Exemplar verbrennen müſſe u. ſ. w. Endlich wird der Zwieſpalt ſeines Herzens dadurch entſchieden, daß die Heilige eine Mitgift von einer halben Million hat. Leider beſtimmt ſie dieſe den Armen, und ſo iſt der neubekehrte Chriſt wieder ungewiß. Mittlerweile ergiebt ſich, daß dies Vermögen von Rechts wegen dem Helden gehör, es entſpinnt ſich ein Wettkampf der Großmuth, der damit

idef, daß Saintive mit ſeinem Vermögen in ein Seminar eintritt und ine Geliebte in ein Kloſter geht.

„Rome et Lorette“, welches zunächſt folgte, enthält eine Art elbſtbiographie. Der Verfaſſer erzählt von ſeinem Vater, einem ein-chen Handwerker, von den Kinderjahren, die er in einer niedern Hütte gebracht und macht dann einen Ausfall gegen das beſtehende Schulweſen id gegen Paul de Kock, deſſen Romane er heimlich geleſen hat. Mit eizehn Jahren tritt er in das Geſchäft eines Advokaten ein, wo er nen Geiſt durch die Lecture der Zeitungen fortbildet. Die claſſiſchen tudien ſind ihm immer fremd geblieben. Die Julirevolution entführt n ſeinem Geſchäft und giebt ihm die Leitung eines Provincialblattes in : Hand. Er ſeufzt über die Verkehrtheit des Zeitalters. Ein Freund, r ſich zum Chriſtenthum bekehrt, veranlaßt ihn zu einer Reiſe nach Pa-, wo die Gnade anfängt, auf ihn einzuwirken. Gott, der von Anbe-nn der Zeiten an ihn dachte, bläſt ihm die Idee einer Reiſe nach Rom ı, dort findet der letzte Kampf um ſeine Seele zwiſchen dem Engel und atan ſtatt. Endlich triumphirt der Himmel, und Veuillot tritt in n Schooß des Katholicismus zurück, „non point en noble enfant du eigneur, par la porte radieuse de l'amour, mais en esclave et ram-ant sous les voûtes de la crainte, avec tout le troupeau des coeurs baissés.“ Die glänzenden Feſte der Kirche haben ſeine Einbildungs-aft ergriffen. Es iſt eine lärmende beinahe ſinnliche Andacht, die ihre chwäche hinter einer künſtlichen Erregung verſteckt. Sobald dieſer Rauſch nen Augenblick aufhört, iſt er voll von Träumen und träge, Gutes zu un. Er ſchließt ſeine Wallfahrt in Loretto, wo er ſeinen Pilgerſtab zu n Füßen der heiligen Jungfrau niederlegt.

Mit beſonderem Eifer führte die kirchliche Partei den Kampf für die reiheit des Unterrichts: ſie verſtand es, die Stichwörter des Liberalis-us auszubeuten. Das leidenſchaftlichſte Pamphlet gegen die Univerſität ar „le Monopole universitaire“ vom Canonicus Desgarets aus on: er beſchuldigte ſie, ſie wolle die Grundſätze Marat's und Robes-rre's wieder herſtellen. Mit Erfolg wurde dieſer Ton von zwei Geiſt-hen nachgeahmt, Abbé Bedrine und Abbé Carle. Die Polemik ar völlig in die Gaſſe herabgeſtiegen. Schließlich vereinigten ſich alle egner der Univerſität im „Univers“. Mit der Univerſität griff man gleich die Lehre an, die in ihr vorgetragen wurde, die eklektiſche Philo-phie. Die Leidenſchaftlicheren der Partei erklärten jede Art von Philo-

sophie für Teufelswerk; die Mehrzahl der Geistlichen suchten einen Mittelweg. Sie verstatteten der Vernunft freien Spielraum innerhalb des Horizonts der sichtbaren Welt, höher könne sie sich aber nur auf den Fittigen des Glaubens erheben; wenn sie sich dem Licht der Offenbarung entzöge, so endige sie nothwendig im Materialismus und Atheismus.

Seit der Julirevolution wurde die Propaganda nicht nur mit Eifer, sondern nach einer geschlossenen Methode betrieben. Nach dem Muster der literarisch-katholischen Gesellschaft in Löwen bildeten sich in allen größeren Städten katholische Cirkel, von vornehmen und gelehrten Männern geleitet, deren Mittelpunkt das Institut catholique zu Lyon war, unter der Leitung des Cardinal Bonald. Gleichzeitig wurden gutgesinnte Druckereien eingerichtet, die Frankreich mit geistlichen Büchern zu einem wohlfeilen Preis überschwemmten: Apologien, Kirchengeschichte, Mystik, Leben der Heiligen, Commentare ꝛc. Die Zahl solcher Schriften stieg im Jahr bis gegen tausend. Dieser Bewegung der Literatur schloß sich auch die Kunst an. Die Zahl der geistlichen Gemälde in den Kunstausstellungen stieg in neun Jahren von 20 auf 161. Noch durchgreifender war die Reform in der Architectur. Dem leidenschaftlichen Kampf V. Hugo's für die mittelalterliche Baukunst schloß sich Montalember an. Die alten Kirchen wurden restaurirt und neue in gothischem Geschmack aufgerichtet. Die christliche Ikonographie dehnte sich zu einer Wissenschaft aus, deren Lehrstühle von der vornehmen Welt und von den Künstlern zahlreich besucht wurden. Gleichzeitig nahm sich die Kirche der Armenpflege an. Es bildete sich eine große Zahl barmherziger Gesellschaften, in denen vornehme Damen die Hauptrolle spielten, und die an der Regel die strenge Erfüllung der religiösen Pflichten als Bedingung des Almosens aufstellten. So etwas hat doch einen bedeutenden Einfluß: in einem Pariser Kirchspiel von 27,000 Seelen stieg die Zahl der Communionen, die 1835 nicht über 750 ging, im Jahr 1840 auf 20,000. Mit gleichem Eifer wurde das Missionswesen betrieben. Die Centralgesellschaft desselben, L'oeuvre de la propagation de la foi, gegründet zu Lyon, nahm in einem Jahr gegen drei Millionen ein. Jedes Kirchspiel in Paris hatte seine Centralgesellschaft. Die thätigste war die Archiconfrérie du Sacré-Coeur, die, geleitet vom Abbé Desgenets, auch die republikanische Partei für ihre Ideen zu gewinnen wußte. Die alten und neuen Orden erhoben sich wieder, an ihrer Spitze die Jesuiten.

Mit großem Eifer warf sich die clerikale Partei auch auf die Ge-

chichte, die unter ihren Händen ein ganz neues Ausſehn gewann. Für dieſe Apologeten des Mittelalters war das Papſtthum die Garantie der Freiheit; ſie preiſen jenes glückſelige Alter, wo man den Verpflichtungen gegen den Staat nur nachkam, wenn man durch die bewaffnete Macht gezwungen wurde; jene ſtolzen Edelleute, die ſich mit dem Ausland in eine Verſchwörung gegen Frankreich einließen, ſie rufen mit republikaniſcher Strenge die Volksſouverainetät und das salus publica lex suprema an, um die Mordthaten der Bartholomäusnacht und die Scheiterhaufen der Inquiſition zu rechtfertigen. Lenormant vertheidigt in öffentlichen Vorträgen in der Sorbonne die Bartholomäusnacht als eine tugendhafte That. Der Abbé Carle erklärt, daß es vor dem Chriſtenthum weder Tugenden noch Patriotismus gab, und daß der Muth des Regulus nichts Anderes war „qu'un rage fastueuse et concentrée.“ Er ereifert ſich gegen Lucrecia, „qui après avoir supporté les violences faites à son corps, après y avoir consenti peut-être, se tue pour faire oublier sa faiblesse par un crime!“

In der „Philosophie catholique de l'histoire“ 1841 verſichert Guiraud, daß man bisher von dem geheimen Sinn der Geſchichte nichts begriffen habe. Er will nun mit der Fackel der Offenbarung in das tiefſte Dunkel der Ueberlieferung eindringen. Im Anfang der Dinge wurden zwei Grundelemente aller Weſen gebildet, zwei Himmel, ein geiſtiger und ein ſinnlicher, welche den Geiſt und die Materie, die Idee und die Form repräſentiren. Im geiſtigen Himmel lebte der Erzengel, der in einer geiſtigen Zeugung durch ſeinen Athem viele Millionen Engel hervorbrachte; aber ſtolz über dieſe Nachkommenſchaft, warf er ſich auf die Materie, il l'enlaça, et se jeta sur ses germes pour se les approprier en les souillant. Indem der Engel ſeine geiſtige Natur in die Bewegung der Atome warf, verwirrte er ihre Beziehungen und es entſtanden wilde, unnatürliche Geburten. Ein Theil ſeiner Nachkommenſchaft ſchloß ſich ihm an, und das Chaos wäre unendlich geworden, wenn nicht das göttliche Licht die Empörer von der Oberfläche verſcheucht hätte. Satan, dem die Herrſchaft über das Feuer verblieb, zog ſich in das Innere der Erde zurück, was beiläufig das Centralfeuer der Geologen und die Vulcane erklärt. Auch bringt Satan die ſchädlichen Subſtanzen und die tödtlichen Flüſſigkeiten in der Atmoſphäre hervor. „Nous croyons fermement que, depuis le péché, c'est Satan qui possède le monde, et qu'il l'a possédé presque sans obstacle jusqu'à la rédemption.“ Gott

ſelbſt läßt ſich herab, aus ſeinen Händen die Materie zu empfangen, und die Schöpfung iſt zum Theil ein Werk des großen Drachen; namentlich die wilden Thiere. Der erſte Menſch, noch ehe er einen Gefährten hatte, war doch ſchon im Stande, ſich zu vervielfältigen. „La réalisation immédiate et spontanée de la pensée divine fut la création de l'homme seul et un se servant de complément à lui-méme.“ Dieſer erſte Menſch hatte keine Eingeweide, keine Zähne ꝛc., er lebte von einem geiſtigen Nahrungsſtoff. Dennoch verfiel er einmal in Schlaf, es erfolgte die Schöpfung der Frau, was bereits eine Entartung der Schöpfungskraft war. „La femme, la terre et la matière sont du même genre.“ Damals war der Kuß das Mittel der Vereinigung, der Wiederherſtellung der Einheit. Indeß wuchs im Garten ein Baum, der von ſataniſchen Subſtanzen erfüllt war. Seine Früchte hatten die Eigenſchaft, die materiellen Elemente des menſchlichen Organismus zu erregen. Die bisher unterworfene Materie empörte ſich gegen den Geiſt, und ſo entſtanden neue Bildungen. „Les sexes, tels que notre nature de péché les a gardés, sont la manifestation pénitentiaire de la prééminence que la volonté de l'homme a donnée à la matière. Cette manifestation pénitentiaire est l'oeuvre de Satan.“ Seit der Zeit wallt Satan in dem Blut jedes Jünglings, und ſeine Wirkung auf der Erde zu leugnen, wäre ſo viel als das Chriſtenthum leugnen. Vor Allem ſind Satans Werk die großen Städte, von Babel an bis auf Paris; ja ſchon Cain hat eine Stadt gegründet und ſie mit Mauern umgeben. „L'entendez-vous, hommes du progrès continu!“ Alle Städte unterliegen teufliſchen Einflüſſen, denn in allen findet man „des désirs qui s'allument par le frottement des individualités, et des voluptés qui s'assouvissent au moyen du nombre.“

Die vollſtändige Herrſchaft Satans iſt das Juliregiment. „Le gouvernement de 1830 n'a pas répondu à la faim que par de balles à foison et des phrases de préfet . . . . la science du gouvernement c'est l'art d'extraire de l'or des sueurs populaires . . . . Nos barbares lois réservent le peuple aux ordures du bagne, aux hontes du poteau, et pour dernière aumône, au glaive du bourreau.“

Die Paſſion der Schweſter Emmerich, eine der tollſten Ausgeburten dieſer erkrankten Phantaſie, wurde in 14,000 Exemplaren verkauft. In den „Studien über die Ideen und ihre Verſöhnung im Schooß des Katholicismus“, vom Abbé de la Treyche, der außerdem ein My-

ſterium der Jungfrau geſchrieben hat, wo man es mit einem galanten Abbé oder mit einem bekehrten romantiſchen Don Juan zu thun zu haben glaubt, nimmt der fromme Mann keinen Anſtand, den Frauen Erlöſung vom Joch der bürgerlichen Pflichten zu verheißen: „Le dernier soupir, tous ne le rendent pas dans le bras de la femme, mais tous voudraient l'y rendre!“ So ſchreibt der Prieſter. „Le mystère, parfum doux et subtil . . . vapeur légère, attrait aussi irrésistible qu'inexplicable . . . espace sans limites, vague, indéterminé! . . . Qu'est ce que l'amour, si ce n'est chose mystérieuse? si vous attentez à son mystère, il s'envole! . . . L'amour de la créature est souvent précurseur de l'amour divin; la femme est une hostie terrestre qui fait communier l'homme avec tous ses frères . . . *Beaux Christs d'amour, femmes adultères, vous qui bramez dans le bagne conjugal, espérez!*“

Als Lacordaire, der in Rom Dominicaner geworden war, 1841 in Paris wieder auftrat, trug der Mönch einen noch größern Erfolg davon als der Weltgeiſtliche. Er durfte Aufklärung, Wiſſenſchaft und Vernunft angreifen: waren doch auch dieſe Angriffe den ſkeptiſchen Neigungen des Zeitalters angemeſſen. „La raison n'est qu'un passage à travers des sépulcres où elle laisse un peu de cendres! Ce qui fait tout périr aujourd'hui, ce qui fait que le monde est flottant sur ses ancres, c'est le raisonnement . . . . Les sociétés chancellent quand les penseurs y mettent la main, et le moment précis de leur chute est celui où on leur annonce que l'intelligence est émancipée.“ Wem aber dieſe Capucinade noch nicht genügt, für den ſtehe das folgende Beiſpiel da: „Sainte Élisabeth de Hongrie, ayant abandonné le palais de ses pères et le palais de son époux, s'était confinée dans un hôpital pour y servir de ses mains les pauvres de Dieu. Un lépreux se présenta. Sainte Elisabeth le reçut et se mit à laver elle-même ses effroyables plaies. Quand elle eut fini, elle prit le vase où elle avait exprimé ce que la parole humaine ne peut pas même peindre, et elle l'avala d'un trait. Voilà le sublime, messieurs, et malheur à qui ne l'entend pas!“ So etwas iſt doch noch widerwärtiger, als die Myſterien von Paris.

Wie verhält ſich nun, dieſen Verſuchen der viſionären Geſchichtsphiloſophie gegenüber, die wirkliche Geſchichtſchreibung?

Auguſtin Thierry hatte zur Einleitung ſeiner Abhandlungen über die Merowinger „Considérations sur l'histoire de France“ geſchrieben, eine geiſtvolle Kritik der bisherigen Syſteme, im Ganzen im Sinn ſeiner frühen Ideen. Unausgeſetzt arbeitete er dabei an den Vorſtudien zur „Geſchichte der Entſtehung und Entwicklung des dritten Standes“, die zwar erſt viel ſpäter abgeſchloſſen wurde, deren Grundzüge aber ſchon damals feſtſtanden.

Thierry ſtellt ſich auf den Standpunkt von Sieyès. Für ihn iſt das Bürgerthum oder die Bourgeoiſie nicht eine Mittelclaſſe zwiſchen dem Adel und dem eigentlichen Volk, ſondern die Nation ſelbſt mit Ausnahme des Adels und der Geiſtlichkeit. Die Ausdrücke Bourgeoiſie und Roture fallen bei ihm zuſammen. Seine Aufgabe beſchränkt ſich nicht auf die Städte, ſie umfaßt ebenſo die Bauern, die Leibeigenen und die andern unterdrückten Claſſen, die erſt allmälig nach der fränkiſchen Eroberung ſich wieder zu einem ſelbſtändigen Daſein kräftigten.

Zuerſt hat die Kirche ſegensreich auf die die allmälige Emancipation der Unterdrückten eingewirkt. Sie hat aus der Sklaverei nach und nach die Hörigkeit gemacht und durch Milderung der Sitten, ſo wie durch Aufrichtung von Aſylen die herrſchende Barbarei mehr und mehr zurückgedrängt. Während die freien Beſitzer in die Gewalt des Lehnsweſen verfielen, erhoben ſich die auf irgend einem Stück Grundbeſitz anſäſſigen und dem unbeweglichen Eigenthum einverleibten Sclaven unter dem Schutz dieſer feſten Poſition zu einer Stellung, in der ſie ſich mit den urſprünglich Freien begegneten. Auf jedem großen Gut von günſtiger Ertragsfähigkeit vermehrten ſich die nach dem Bedürfniß und der Bequemlichkeit gruppirten Hütten der Arbeiter, bis ſie einen Weiler bildeten. Wenn dieſe Weiler in günſtiger Poſition, in der Nähe eines fließenden Waſſers, an irgend einer Straßenverzweigung gelegen waren, fuhren ſie fort ſich zu vergrößern und wurden Dörfer, wo alle für das Zuſammenleben nöthigen Gewerke unter einer und derſelben Verwaltung geübt wurden. Bald erhob die Errichtung einer Kirche das Dorf zu einer Pfarrgemeinde, und die neue Gemeinde nahm in der Folge unter den Landesbezirken Platz. Ihre Bewohner, an das Grundſtück gefeſſelte Leibeigene oder Halbleibeigene, ſahen ſich durch die Nachbarſchaft und die gemeinſamen Intereſſen mit einander eng verbunden; von da entſtanden unter der Autorität des Verwalters, welche mit der des Prieſters vereinigt war, Gemeindeverfaſſungen, deren nach dem römiſchen Recht in die Gemeinderegiſter eingeſchriebenen Urkun-

die Kirche zur Aufbewahrung empfing. Sie bildeten sich außerhalb damals mit römischem Bürgerrecht versehenen Municipien, Märkten (villes), durch Verwerthung großer unbebauter Länderstrecken, durch Vielfältigung der Ackerbauer- und Handwerker-Colonien und durch die fortschreitende Umwandlung der alten Sclaverei in Leibeigenschaft. Diese im 9. Jahrhundert schon sehr weit gediehene Umwandlung wurde im Lauf des 10. vollendet. Durch ein eigenthümliches Zusammentreffen ist die vollständige Einrichtung dieses Régimes die Epoche, wo in dem fränkischen Gallien der Unterschied der Racen endigt, wo zwischen den Barbaren und Römern, zwischen Herren und Unterthanen alle gesetzlichen Folgen der Herkunftsverschiedenheit verschwinden. Das Recht hört auf persönlich zu sein und wird örtlich; die germanischen Gesetzbücher und die römische Gesetzsammlung wurden durch Gewohnheitsrechte ersetzt; es ist das Territorium, nicht die Abkunft, welches die Bewohner des gallischen Bodens unterscheidet; endlich findet man statt der verschiedenen Nationalitäten nur noch eine vermischte Bevölkerung, welcher der Geschichtschreiber fortan den Namen der französischen geben kann.

Zwischen den verschiedenen Elementen der Gesellschaft fand nun ein wechselseitiger Einfluß statt. Die Regierung der aus der Römerzeit stammenden Municipien bildete sich allmälig nach dem Vorbild der Höfe und Schlösser. Die alte Selbständigkeit wurde mehr und mehr unterdrückt. Dagegen wirkte die republikanische Bewegung in den italienischen Städten allmälig auch auf Gallien ein, und die neue Consularverfassung dehnte sich stufenweise von den Hauptstädten, wo sie entweder mit offener Gewalt oder durch gütliche Vereinbarung eingeführt wurde, auf die Städte von geringer Bedeutung aus. Diese Propaganda umfaßte das südliche Frankreich, während im Norden ohne äußere Veranlassung durch allmälige Association die Schwurgemeinde entstand. Beide Bewegungen, wenn auch verschieden in ihrem Ursprung, führten im Lauf des 12. Jahrhunderts denselben Grundgedanken zu: alles was durch Mißbrauch oder Gewohnheit unter die Privatgewalt der Domaine gefallen war, dem öffentlichen Gemeinwesen wieder zuzuführen. In diesem Gedanken lag der Keim einer Reihe von Revolutionen, welche die feudale Gesellschaft von Grund aus umstürzten. Durch die vom König sanctionirten Verfassungsurkunden der Gemeinden, durch die Sammlung der geschriebenen Gewohnheitsrechte und die Municipalstatuten übt das geschriebene Gesetz wieder seine Herrschaft aus. Das Bürgerthum, eine neue Nation, deren Sitten in der bürgerlichen

Gleichheit und in der Unabhängigkeit der Arbeit bestehn, erhebt sich zwischen dem Adel und der Leibeigenschaft. Von den Städten geht die Municipalfreiheit in all ihren Stufen im Lauf des 12. und 13. Jahrhunderts auf das Land über, entweder durch das bloße Beispiel und die Mittheilung der Ideen, oder durch die Folge eines politischen Schutzrechts oder eines territorialen Zusammenhangs.

Die Wiederherstellung der städtischen Gesellschaft wurde von den Königen begünstigt. Der König fand in den Städten das, was das Lehnssystem nicht leisten wollte und konnte, wirkliche Unterthänigkeit, regelmäßige Beisteuern, disciplinfähige Milizen. Die sociale Umwälzung wurde unterstützt durch die gelehrte Wiederaufnahme des römischen Rechts, dessen Grundsätze bald aus den Schulen in die Praxis übergingen. Unter ihrem Einflusse entstand eine Classe von Rechtsgelehrten, welche für das gemeine Recht gegen die Gewohnheit und den Thatbestand ankämpften. Der königliche Gerichtshof oder das Parlament wurde durch die Zulassung dieser Männer neuen Schlages der thätigste Herd des Neuerungsgeistes. Sie schöpften aus ihren juristischen Studien die Ueberzeugung, daß in der damaligen Gesellschaft nur zwei Dinge gesetzlich waren: das Königthum und der Bürgerstand. Gespornt durch den Instinct ihres Standes, durch den Geist unerbittlicher Logik, welcher von Consequenz zu Consequenz die Anwendung eines Princips verfolgt, begannen sie ohne Berechnung der Schwierigkeiten die ungeheure Aufgabe, an welche sich nach ihnen die Arbeit von Jahrhunderten heftete, nämlich in eine und dieselbe Hand die zerstückelte Souverainetät zu vereinigen, bis zu den bürgerlichen Classen herabsteigen zu lassen, was über ihnen war, und bis zu ihnen erheben, was unter ihnen stand. Diese politisch-gerichtliche Reform fällt in die beiden Regierungen Ludwig des Heiligen und Philipp des Schönen.

Ein neuer Schritt für die Emancipation des Bürgerthums war der Kampf des Königthums gegen die Kirche, der 1302 zur Einberufung der états généraux führte. Die Städte des Nordens sandten ihre Schöffen, die des Südens ihre Consuln, und die Stimme des gemeinen Volks wurde in dieser Verhandlung mit derselben Aufmerksamkeit, wie die der Barone und Würdenträger der Kirche gehört. Gebildet durch die Gewohnheit ihrer Municipalverfassung, mußten die Aufgeklärtesten derselben wohl den Gedanken fassen, in die Centralstaatsverwaltung einzuführen, was in der örtlichen Verwaltung so segensreiche Früchte getragen. Dieser Gedanke brach sich Bahn, als 1355 der Adel und das Königthum das Land dem

äußern Feinde schmählich preisgegeben hatten, als der Bürgerstand berufen wurde, die Nation zu retten. Die Bewegung jenes Jahres hatte dasselbe Programm, welches 1789 durchgeführt wurde: die sociale Einheit und administrative Gleichförmigkeit, die politischen Rechte gleich den bürgerlichen ausgedehnt; das Princip der öffentlichen Gewalt von der Krone auf die Nation übertragen; die Generalstaaten unter dem Einfluß des dritten Standes in eine einzige nationale Vertretung umgewandelt; der Wille des Volks in Gegenwart des Besitzers der königlichen Gewalt als souverain erklärt; der Einfluß von Paris auf die Provinzen als Seele der öffentlichen Meinung und als Centralpunkt der allgemeinen Bewegung; die demokratische Dictatur und die im Namen des allgemeinen Wohls geübte Schreckensherrschaft, neue Farben angenommen und getragen als Zeichen patriotischer Verbrüderung und als Symbol der Erneuerung, die Uebertragung der Königswürde von einer Linie auf die andre, im Hinblick auf die Sache der Reform und im bürgerlichen Interesse: das sind die Ereignisse und Vorgänge, welche unserm und dem vorhergehenden Jahrhundert ihren politischen Charakter gegeben haben. — Gleichzeitig und mit dieser bürgerlichen Bewegung verbunden brach der allgemeine Bauernaufstand aus. Beide wurden besiegt, aber der neue König, Karl V., führte seine Regierung im bürgerlichen Sinn; er ließ das ritterliche Wesen fallen, widmete sich mit Ernst den Geschäften, führte das System der Sparsamkeit und der regelmäßigen Verwaltung ein und zog die hervorragenden Männer des Bürgerstandes in seinen Dienst. Mehr und mehr fielen die Schranken zwischen den verschiedenen Classen, mehr und mehr wurde das gemeine Recht unter der Initiative des dritten Standes auf alle Theile der Gesellschaft ausgedehnt.

Der dritte Stand schöpfte seine Kraft aus zwei verschiedenen Quellen: die eine bestand aus den Handelsclassen in den Municipien, die andere aus den königlichen Justiz- und Finanzbeamten, deren Zahl und Gewalt sich rasch vermehrten, und die, mit wenigen Ausnahmen, alle aus dem Bürgerstand hervorgingen. Diesem doppelten Ursprung entsprachen zwei Kategorien von Ideen und politischen Gesinnungen. Der Geist der eigentlichen Bourgeoisie, der städtischen Corporationen, war freisinnig, aber beschränkt und unbeweglich, den localen Freiheiten, dem Erbrecht, der unabhängigen und privilegirten Existenz der Municipien, Schwur- und andern Stadtgemeinden zugethan; der Geist der Gerichts- und Administrationsbehörden erkannte nur ein Recht, das des Staates, nur eine Freiheit,

die des Fürsten, nur ein Interesse, das der Ordnung unter absoluter Vormundschaft, und vor ihrer Logik fanden die Privilegien des Bürgerstandes ebensowenig Gnade, als die des Adels. Von da kamen in dem französischen dritten Stande zwei auseinandergehende, immer im Kampf begriffene, aber stets einem und demselben Entzweck entsprechende Richtungen, welche bei gegenseitiger Mäßigung und Verbindung unter dem Einflusse neuer höherer und edler Ideen unsern Revolutionen seit dem 13. Jahrhundert ihren, der bürgerlichen Gleichheit, nationalen und administrativen Einheit langsam, aber stets sicher entgegenschreitenden Charakter gegeben haben.

Eine neue gewaltsame Erhebung der Bürgerschaft 1383 veranlaßte eine um so schlimmere Reaction, da diesmal die reichsten Familien des Bürgerstandes davon getroffen wurden. In Folge dessen fiel die Führerschaft der Bewegung von nun an in die Hand der niederen Classen, die in der Erhebung von 1412 mit dem leidenschaftlichsten Ungestüm gegen die königliche Gewalt auftraten; doch nahmen diesmal die Gelehrten, und zwar in Form einer Corporation, die Partei des Volks, und die vom König bestimmten Artikel von 1413 enthalten ein vollständiges Administrationsgesetzbuch, das eine Hierarchie von Wahlbeamten errichtet, Regeln der Verwaltung und Rechnungsführung aufstellt, die Dienststellen sowohl in Bezug ihrer Zahl als auch ihrer Befugnisse genau bezeichnet und überhaupt den Unterthanen aller Klassen Garantien gegen die Ungerechtigkeit, Unterdrückung, den Mißbrauch der Gewalt oder des Gesetzes zusichert. Die Ausführung dieser Gesetzgebung scheiterte daran, daß man nicht die nöthige Zahl der Beamten fand, und daß aus dem Uebergewicht der leidenschaftlichen Menge eine neue Reaction hervorging. Dagegen war die Regierung Ludwig's XI. indirect für das Gedeihen des Bürgerstandes von der größten Wichtigkeit, indem durch ihn die kleinen adligen Souverainetäten für immer gebrochen wurden. Als nach seinem Tode die états généraux von 1484 zusammenkamen, fanden sie im Princip nichts Wesentliches zu ändern, sie forderten nur eine zweckmäßigere administrative und Finanzverwaltung. Schon damals wurden, und zwar gerade von Seiten adeliger Deputirten, sehr weitgreifende Doctrinen aufgestellt, z. B.: das Königthum ist ein Amt, eine Dienstbehörde, keine Erbschaft; das souveraine Volks ist's, welches ursprünglich die Könige gewählt; der Staat ist mit dem Volke identisch, ist das Volk; die Souverainetät gehört nicht den Fürsten, sie existirt nur durch das Volk. Das Volk ist der Inbegriff, die Gesammtmasse der Bewohner des Reichs; die Generalstaaten

sind die Bewahrer und Vertreter des allgemeinen Volkwillens. — Praktische Erfolge hatten diese Anträge nicht, und die états généraux blieben nach wie vor in Beziehung auf ihre Einberufung der Willkür oder den augenblicklichen Bedürfnissen der Regierung anheimgestellt. Dagegen beginnt von jetzt an die politische Rolle des Pariser Parlaments. Aus der Mitte der bürgerlichen Rechtskundigen, welche, mit der richterlichen Gewalt bekleidet, für den König die absolute Gewalt und für die Nation das gemeine Recht gegründet hatten, ging im 16. Jahrhundert eine genaue, aufgeklärte, muthige Controle der Regierungshandlungen hervor. Dazu kommt der immer wachsende Wohlstand des Landes, die Sammlung der Rechtsgewohnheiten unter Ludwig XII., deren Abfassung durchweg die Absicht verräth, dem dritten Stand und seinen Sitten in der neuen Gesetzgebung das Uebergewicht zu verleihen; ferner das Aufblühen der Literatur unter Franz I. Der Adel verschwendete sein Erbgut am Hof und in dem Kriege, die einträglichen Stellen in der Verwaltung und in der Justiz fielen durchweg dem Bürgerstand anheim.

Das große Wachsthum der Bildung innerhalb dieses Standes zeigen die états généraux von 1560, in denen die religiösen Händel durchweg im Sinn einer aufgeklärten Politik entschieden wurden. Es zeigte sich, daß trotz der Leidenschaften und des Fanatismus in den niederen Schichten des Volks bei den eigentlich Gebildeten mehr die politischen, als die religiösen Rücksichten maßgebend waren. Doch hatte der Fanatismus etwas Ansteckendes, und der katholischen Liga gelang es, durch sehr complicirte Versprechungen den Pöbel und die Demokratie für sich zu gewinnen. In den états généraux von 1588 herrschte ein wilder Fanatismus gegen die Protestanten, der aber zugleich gegen das Königthum gerichtet war und von republikanischen Ideen getragen wurde. Die Regierung Heinrich's IV. ist eine der entscheidensten Epochen, wo viele Dinge endigten und viele Dinge beginnen. Auf die Grenze zweier Jahrhunderte gestellt, pflückte er alle Früchte der socialen Arbeit und der Erfahrungen des einen, goß er in ihre Form alle Institutionen, welche das andre vervollkommnen sollte. Das Königthum, befreit von dem, was das Mittelalter noch Dunkles und Verworrenes an seinem Wesen gelassen hatte, erschien damals klar und deutlich in seiner neuen Form einer administrativen, dem Rechte und der That nach bis zum Jahr 1789 absoluten Souverainetät, welche später der Nationalsouverainetät untergeordnet oder beigesellt ist. Die municipale Freiheit des Bürgerstandes geht in dieser Zeit rasch ihrem

Verfall entgegen. Die Gesetzgebung des 15. Jahrhunderts hatte den Städtebehörden die Militairgewalt entrissen, die des 16. Jahrhunderts entzog ihnen die Civilgerichtsbarkeit, beschränkte ihre Criminalrechtspflege und unterwarf ihre Finanzverwaltung einer immer strengern Controle. Das Privilegium der freien und beinahe souverainen Gemeinschaft, welche die Wiederherstellung und die erste Entwickelung der bürgerlichen Ordnung gefördert und geschirmt hatte, wurde wie die Feudalprivilegien behandelt und verschwand wie diese unter die königliche Gewalt, deren Uebergreifen damals ein Schritt vorwärts zur Civilisation und nationalen Einheit war. Allein der Adel verlor, und sein Verlust war unersetzlich; das Bürgerthum verlor, und sein Verlust war nur scheinbar. Einer der wichtigsten Schritte, dem Bürgerstand eine neue Handhabe zu geben, war der Verkauf und die damit verknüpfte Erblichkeit der Gerichtsstellen, da die noblesse de robe sich in ihrer Unabhängigkeit durchweg als Führerin des dritten Standes betrachtete. Die letzten états généraux, die Frankreich gesehen, die von 1615, hatten zwar keine unmittelbare Wirkung, aber sie sind von Wichtigkeit, insofern sie das Programm der neuen Bewegung feststellten, die mit 1789 ihren Abschluß fand.

Richelieu unternahm es, die Bewegung nach bürgerlicher Einheit und Gleichheit so weit zu treiben, daß fernerhin ein Rückschritt unmöglich war. Sein Augenmerk war auf drei Dinge gerichtet: daß der hohe Adel ein für allemal zum Gehorsam gegen den König und das Gesetz gezwungen wurde, daß der Protestantismus aufhörte, eine bewaffnete Partei im Staat zu sein, daß Frankreich ungehindert in seinem Interesse seine Verbündeten wählen konnte. Um Alles auf dieselbe Linie der Ordnung zurückzuführen, erhob er das Königthum über die Familienbande und die von den Vorfahren übertragenen Verpflichtungen; er vereinzelte es in seiner Sphäre wie eine reine Idee, die lebendige Idee der öffentlichen Wohlfahrt und des nationalen Interesses. „Wir, die wir die fernen Früchte seiner mühevollen Geistesarbeiten und seiner patriotischen Hingebung gepflückt haben, wir können uns nur beugen vor diesem Manne der Revolution, welcher den Weg zur neuen Gesellschaft gebahnt hat.“

Man wird einigermaßen überrascht, wenn auch die Regierung Ludwig's XIV. sich als ein ununterbrochener Fortschritt des Bürgerstandes darstellt. „Von dem socialen Gesichtspunkt aus betrachtet, bestand der Geist seiner Regierung darin, durch jede Art von Mitteln nach der Annäherung der Classen zu streben. Sie vollendete friedlich den Ruin der

Unabhängigkeit des Adels, sie hielt ohne augenscheinlichen Zwang die großen Herren zum Hofleben und zum regelmäßigen Dienst in der Armee an; und überall, selbst am Hof, gab sie der Beamtenstelle den Vorrang vor der Geburt. In der Armee war für die verschiedenen Grade kein Vorzug des hohen Adels vor dem niedern, noch des letzteren vor dem Bürgerstand; das Dienstalter gab das Recht zum Vorrücken, und man folgte streng der Ordnung der Liste."

Das Resultat dieser Construction scheint also ein regelmäßiger Fortschritt des Bürgerthums zu sein. Aber im Eifer des einmal gefundenen Princips hat Thierry vergessen, auf die Schattenseiten zu achten, die hinzugefügt werden müssen, um seinem Gemälde die Rundung zu geben.

Was der Bürgerstand an Einfluß gewinnt, büßt er an Freiheit ein, was seinen Genuß vermehrt, untergräbt seine Macht. Jede der drei Hauptperioden, in die seine Geschichte zerfällt, beginnt mit einem kühnen Aufschwung, es gelingt ihm jedes Mal, im ersten Anlauf sein Ziel zu erreichen; dann aber wird er übermüthig oder müde; er läßt sich den sauern Erwerb ruhig aus den Händen nehmen und sucht beim Königthum Zuflucht, das dem Ehrgeiz des Einzelnen neue, anscheinend höhere Bahnen anweist, die Macht aber, die der Stand besessen hatte, sich selber aneignet.

Wir finden im 12. und 13. Jahrhundert auf dem Boden Frankreichs eine Fülle von Freiheit und Selbständigkeit, welche die besten Hoffnungen erregt, daß auf dieser festen Grundlage sich ein organisches Staatsgebäude erheben wird, in dem die Freiheit als Gewohnheit, als Erbtheil, als Sitte waltet. Aber zu Anfang des 14. Jahrhunderts ist von der Selbständigkeit der Städte keine Rede mehr. Freilich leiten Bürgerliche die Rechtspflege und die Finanzen des Staats; in Sammt und Hermelin gekleidet, sitzen sie im Rath der Könige; aber was sie sind, sind sie nur durch die Gnade ihres Herrn. — Der Bürgerstand, der seit der Mitte des 14. Jahrhunderts auftritt, ist ein ganz andrer. Aus dem concreten Begriff der Communen hat sich bereits der farblose dritte Stand entwickelt, der innerhalb der Reichsstände die erste Rolle spielt und durch sie die Herrschaft des Königreichs an sich reißt. Der Bürgerstand von 1355 macht es wie 1789. Im Uebermaß seiner Ansprüche muß er die Masse zu Hilfe rufen, diese errichtet die Demokratie, und als natürliche Folge tritt eine Reaction ein, die mit der Demokratie auch das Bürgerthum, mit der Republik auch die Reichsstände beseitigt. Der zweite

Versuch, sich im Staat zu organisiren, ist ebenso gescheitert wie der erste. — Freilich trifft auch das den Einzelnen weniger: das jetzt allmächtige Königthum nimmt mehr und mehr einen bürgerlichen Charakter an; es überläßt dem Adel die Feldzüge und die Hoffeste, den Bürgerlichen wird die Verwaltung des Staats in die Hände gegeben, und es bildet sich aus ihrer Mitte ein Amtsadel, der nun mit Hilfe der Parlamente sich unabhängig zu organisiren sucht. Wenn aber der Bürgerstand in den beiden früheren Perioden durch Leidenschaft und Schwäche gesündigt hat so wird es in der dritten noch schlimmer. In den Religionskriegen konnte er eine wahrhaft patriotische Rolle spielen, indem er der Leidenschaft, dem Ehrgeiz und der Wuth der Parteien den Gedanken der Nationalität und die realen Interessen entgegensetzte; statt dessen läßt er sich von den Intriganten der Ligue und von dem Fanatismus des Pöbels bethören; und was sein gesunder Sinn durchsetzen konnte, muß das Schwert eines Königs vollenden. Die Rolle, welche die Parlamente in der Mitte des 17. Jahrhunderts spielten, ist noch weniger beneidenswerth. Der Adel fand eine angenehme Unterhaltung darin, den Hof zu frondiren; der Pöbel zeigte sich, wie immer, gern bereit, und die Parlamentsräthe gaben sich zu Werkzeugen dieser lächerlichen Abenteurer her. In der Geschichte der Reichsstände kann man doch immer noch eine Art von innerem Zusammenhang, einen leitenden Instinct verfolgen, die Parlamente dagegen scheinen die Frivolität der Fronde geerbt zu haben; sie machen Opposition wie große Herren, in unbedeutenden Dingen entwickeln sie einen unangemessenen Aufwand von Kraft, wo es aber gilt, ernsten Widerstand zu leisten, weichen sie dem leichten Schlag einer Reitpeitsche. Es war ihre Aufgabe, dem Gemeinwillen der Nation einen gesetzlichen Ausdruck, eine feste Stütze zu geben; statt dessen sind sie im 18. Jahrhundert der Sammelplatz und der Hort aller Mißbräuche. Die öffentliche Meinung, die jetzt im Staat eine große Macht geworden ist, wendet sich gegen sie, und ist mit dem Königthum vollkommen darüber einig, daß der Wiederaufbau des Staats mit dem Sturz der Parlamente beginnen müsse; so fällt denn auch das dritte Bollwerk des Bürgerthums, und dieser Stand, der die Revolution mit dem stolzen Ausspruch eröffnet, er sei eigentlich Alles, findet zu seinem größten Erstaunen, daß er eigentlich Nichts ist. Es war ihm gelungen, den Feudalstaat zu zertrümmern, aber er hatte bei der Gelegenheit seine eignen Waffen zerbrochen; er hatte Nichts mehr, worauf er sich stützen konnte, nicht die Städte, nicht die Provinzen, seine einzige Macht war die

öffentliche Meinung, und dieſe nahm eine revolutionaire Richtung und bemächtigte ſich der fertigen Staatsmaſchine, um Alles gleich zu machen. Die Nation hat ſich in eine ungegliederte Maſſe verwandelt, die nur durch die Staatsmaſchine regiert werden kann: wer ſich derſelben bemächtigt, iſt Sache des Zufalls.

Der Krebsſchaden der franzöſiſchen Entwicklung, gegen den ſchon im Anfang des vorigen Jahrhunderts d'Argenſon ankämpfte, war die ſchrankenloſe Centraliſation: dies iſt das Thema, welches ſich ein gemäßigter Legitimiſt, Raudot, 1841, in der „Darſtellung Frankreichs von 1789" ſtellt.

Die franzöſiſche Regierung hat das Recht, faſt alle öffentlichen Beamten in ganz Frankreich zu ernennen; die Zahl derſelben iſt ungeheuer. Da die Regierung ſelbſt im Verwaltungswege alle directen und indirecten Steuern erhebt, ſo hat ſie die Exiſtenz einer unzähligen Menge Perſonen in der Hand, und ihr Einfluß erſtreckt ſich auf eine noch größere Menge von Amtsbewerbern. Faſt alle Beamte können für Vergehn, deren ſie ſich bei Ausübung ihres Amts ſchuldig machen, von Niemand ohne Ermächtigung des Staatsraths gerichtlich verfolgt werden. Die Richter bei den Gerichtshöfen allein ſind unabſetzbar, und ſogar auf dieſe übt die Regierung einen großen Einfluß durch die Hoffnung auf Bewilligung einer beſſern Stelle aus. Die Gemeinderäthe können nicht den geringſten Beſchluß faſſen, die Verwaltungsbeamten der Gemeinden nicht die geringſte Arbeit ausführen, ohne die vorgängige Ermächtigung des Miniſters oder Präfecten, ſie haben nicht einmal das Recht, die vorzüglichſten von der Gemeinde bezahlten Agenten und Beamten zu wählen, und um einen namhaften Theil der Gemeindegüter, ihrer Waldungen, haben die Maires nicht das Recht ſich zu kümmern, da einer ganz Frankreich umfaſſenden Behörde ihre Arbeit allein zufällt. Die Angelegenheiten der Departements, die mit dem Geld eines jeden Departements ausgeführten Arbeiten, werden durch die Präfecten allein beſorgt. Die Departementsräthe haben nur einmal im Jahr ihre Meinung zu ſagen, und die Präfecten ſind unbedingt abhängig vom Miniſter. Ein einziger Hof, der in Paris ſeinen Sitz hat, ſtellt die Rechnungen aller Einnahmen und Ausgaben nicht nur des Staats, ſondern auch der Departements und Gemeinden feſt. Die Streitigkeiten in der Verwaltung von ganz Frankreich gehören vor den in Paris reſidirenden Staatsrath. Man kann nicht ein Hüttenwerk, nicht einen Schlagbaum anlegen, nicht ein Bergwerk ausbeuten, oder

eine Schlachthausordnung machen, nicht den Verkauf und die Vertheilung des Brunnen- und Flußwassers, oder die Baurichtungslinien regeln, nicht Sümpfe austrocknen, nicht Assecuranzen und Leibrenten unternehmen, nicht öffentlichen Anstalten eine Schenkung machen, ohne daß der Staatsrath seine Meinung, die Regierung ihre Entscheidung darüber ausspreche.

Um die Centralisation möglich zu machen, haben alle Beamten nach besonderen Zweigen eingetheilt werden müssen, in denen jeder eine einzige Arbeit und nie eine andre thut. Man ist sein ganzes Leben lang Mitglied einer Verwaltungsbehörde, z. B. der directen Steuern, der Post, der Registratur, der indirecten Steuern, der Forsten, der Grenzzölle, des Tabaksverkaufs. Jeder, in seinen engen Kreis eingepfercht, tritt nicht aus demselben heraus; das Princip der Theilung der Arbeit ist auf die Ausbeutung Frankreichs im Großen angewendet. Diese Beamten werden zuletzt überzeugt, daß es unmöglich sei, es anders und besser zu machen, als sie es immer gemacht haben; mit ihnen ist die Geschäftsübung souverain und die Abschaffung der Mißbräuche unmöglich. Die Centralisation will alle Beamten von Paris aus lenken, will Alles wissen, was sie thun, sie hält sie fortwährend am Gängelband, sogar die vom höchsten Rang, sie nimmt ihnen allen persönlichen Einfluß auf die Bevölkerung; sie wünscht nicht, daß sie in ihrem Geburtslande bleiben, weil sie dort Unabhängigkeit, eignen Willen und Einfluß behalten könnten; sie gewöhnt sie, keinen Willen zu haben, ihren Anstoß immer von oben zu erhalten. Auch haben in den Departements die höchsten Beamten der Regierung kein Antragsrecht. Werden sie in schwierigen Fällen sich selbst überlassen, so gleichen sie dem blinden Bettler, der die Hand verloren hat, die ihn führte. Nicht Gewissensscrupel lähmen sie; mögen sie einen Befehl empfangen, welchen sie wollen, sie führen ihn wohl oder übel aus, aber sie brauchen einen Befehl.

Sind aber die Beamten ohne Würde, ohne Willen der Centralgewalt gegenüber, so lassen sie die Privatpersonen und die Gemeinden ihre Macht durch allerlei Händel fühlen: unverletzlich, weil sie von den Gerichten nur mit Einwilligung des Staatsraths belangt werden können, geschützt durch den Corporationsgeist, können sie ungestraft die Werkzeuge der Willkür sein. Da die Centralverwaltung sich in Alles mengen, die geringsten Angelegenheiten der Gemeinden ordnen will, so ist sie die ärgste Actenkrämerin von der Welt; jede Präfectur, jedes Ministerium ist überfüllt; jede Präfectur braucht eine Compagnie, jedes Ministerium ein

Armeecorps von Schreibern. Der Präfect, erdrückt unter der Laſt von einzelnen Kleinlichkeiten, gejagt durch die Maſſe der von ihm verlangten Unterſchriften, hat nicht die Zeit, ſich ernſtlich mit den großen Verbeſſerungen zu beſchäftigen, die in ſeinem Departement hervorzurufen ſind; die Unterbeamten, die keine Verantwortlichkeit haben, die in der engſten Sphäre leben, gewinnen unterdeſſen einen um ſo größern Einfluß auf die Abfertigung der Geſchäfte, als die Präfecten oft nur ſich zeigen und wieder verſchwinden. ..... Zu allen Zeiten hat es Träumer gegeben, die ſich damit beſchäftigten, auf dem Papier die ganze menſchliche Geſellſchaft neu zu bilden, aber faſt immer entſtanden und vergingen ihre Ideen in der Einſamkeit und bewegten nur eine kleine Zahl herrſchender Geiſter. Die Idee, jedes Privateigenthum abzuſchaffen, Alles gemeinſchaftlich abzumachen, als Brüder zu theilen, war mehr als einem Philoſophen, mehr als einem Redner der vergangenen Jahrhunderte durch den Kopf gegangen, aber nie hatte eine große und mächtige Geſellſchaft zu fürchten gehabt, von Grund aus durch ſolchen Unſinn verkehrt zu werden. Wie kommt es, daß dieſe Ideen in Frankreich Ausdehnung und Macht gewonnen haben, um das größte Unglück befürchten zu laſſen?

Seit fünfzig Jahren ſind die franzöſiſchen Generationen durchdrungen von der Idee, daß die Privatleute, die Gemeinden, die Departements die Bevormundung des Staats unumgänglich nöthig haben, daß ſie unfähig ſind, etwas Gutes zu thun, wenn man ihnen nicht die Hand führt, ſich zu bewegen und zu gehn, wenn man ſie nicht am Gängelband hält. Ungeachtet dieſer Bevormundung ſieht man doch noch viele Unglückliche, ſieht man wenig Glück für die Maſſen; dann denkt man, das komme nur daher, daß der Staat noch nicht genug thut, man macht es ihm immer mehr zur Pflicht, Barmherzigkeit zu üben, den Arbeitern Arbeit zu geben, man vermehrt unaufhörlich die den Gemeinden, den Wohlthätigkeitsanſtalten, den Departements zu vertheilenden gemeinſamen Fonds; man will, er ſoll die Landbauer im Landbau unterrichten, ſoll Ackerbaucolonien errichten; man gewöhnt ſich, ihn als den deus ex machina zu betrachten; man kommt endlich ſo weit, die Freiheit des Einzelnen, der einen ſchlechten Gebrauch davon machen, das Privateigenthum, das man ſchlecht anwenden kann, als eine Störung im Spiel des Räderwerks und in jener Einförmigkeit zu betrachten, die der Staat allein vorſchreiben und ſichern kann. Da doch einmal der Staat ſeine Beamtenheere wählt, Tabak fabricirt und damit handelt, da er Drucker, Schiffbauer, Waffen- und

Wagenfabrikant, Schneider, Schuſter, Sattler, Müller, Bäcker für die Armee und die Flotte, Eiſenbahn-, Poſtmeiſter, Profeſſor und Schulmeiſter, Banquier des Volks durch die Sparkaſſen, Banquier der Gemeinden und öffentlichen Anſtalten iſt, warum ſollte er nicht auch den Auftrag erhalten, eine vollkommene Harmonie herzuſtellen, die ganze Geſellſchaft in Gang zu bringen? Warum ſollte er nicht der einzige Eigenthümer ſein, der Jedem ſeinen Theil an Vermögen nach Recht und Billigkeit und nach ſeinen Bedürfniſſen zutheilt? Alles muß gemeinſchaftlich ſein.

In einer andern Ordnung der Geſellſchaft, bei andern Inſtitutionen wären dieſe Ideen von ſelbſt abgeſtorben, weil ihre Urheber eingeſehen haben würden, daß ihre Anwendung auf unüberwindliche Hinderniſſe ſtoßen würde, weil ſie nirgends die Mittel gefunden haben würden, von der Träumerei zur That überzugehn. Aber bei dieſer Centraliſation giebt es keine tolle Idee, die nicht hoffen dürfte, ins Werk geſetzt zu werden, wenn ihre Jünger ſich einer Maſchine bemächtigen können, die jeden Widerſtand zermalmt. Der Communismus, geboren aus der Centraliſation, wächſt durch die Hoffnung, daß die Centraliſation ihm die Bahnen bereitet, die Menſchen zugerichtet hat und ihm die Macht geben wird, Frankreich ſein Joch aufzulegen.

Es ſcheint, als ob eine ſo concentrirte Macht, die alle Kräfte des Staats in Händen hält, niemals fürchten dürfte, angegriffen oder gar geſtürzt zu werden, und doch befindet ſich Frankreich fortwährend im Zuſtand der Revolution. Die Regierung hat die Verantwortlichkeit für Alles und ſchwankt unter dem Gewicht dieſer Verantwortlichkeit. Jedes verletzte Intereſſe hält ſich an die Regierung; um der geringfügigſten Urſache willen, die bei einer regelmäßigen Ordnung der Dinge nur die Beſtrafung eines Unterbeamten wünſchenswerth erſcheinen ließe, will man die Regierung ſtürzen. Die Claſſe, das Land, die für eine Sache oft über die menſchlichen Kräfte hinaus leiden, werden gewöhnt zu denken, daß die Regierung Alles thut und Alles kann; ſie werden ſie für ihre Verluſte, ihr Elend verantwortlich machen und ihren Wechſel herbeiführen wollen. Die Regierung verfügt über eine Menge von Stellen, aber die Zahl der Fordernden iſt noch größer, und diejenigen, welche draußen bleiben, ſind immer bereit, die Thore einzuſchlagen, und oft öffnen im Innern der Feſtung Unterbeamte, die höher ſteigen wollen, dieſe Thore den Belagerern. — Und auf wen kann im Augenblick der Gefahr die Regierung rechnen? Man ſtützt ſich nur auf das, was Widerſtand leiſtet,

mit Recht ein geiſtreicher Mann geſagt; der Servilismus verleiht keine opferungsfähigkeit.

Da das Leben nur im Centrum wohnt und alles Uebrige Werkzeug haben die Feinde der Regierung immer Hoffnung, ſie zu ſtürzen, weil hinreicht, den Maſchiniſten zu ergreifen und ſich an ſeine Stelle zu n, um die Thätigkeit der Maſchine für ſich zu benutzen.

Man ſchreibt aus Paris an die ruhmvollſte Nation Europas, ſie ſie heute rufen: „Es lebe der König!“ morgen: „es lebe die Ligue!“ rmorgen einerlei was, und ſie ruft und läßt rufen. Niemals ſah man einer großen Nation eine ſolche Selbſtverleugnung, eine ſo vollſtändige eſenheit des Willens und der Würde.

X.

Eins der zarteſten Gedichte Alfred de Muſſet's iſt die „Erinne-g“, die er Febr. 1841 ſchrieb, offenbar mit Beziehung auf G. Sand.

. . Ah! laissez-les couler, elles me sont bien chères,
Les larmes que soulève un coeur encor blessé!
Ne les essuyez pas, laissez sur mes paupières
Le voile du passé!
Je ne viens point jeter un regret inutile
Dans l'écho de ces bois témoins de mon bonheur,
Fière est cette forêt dans sa beauté tranquille,
Et fier aussi mon coeur . . .
Voyez! la lune monte à travers ces ombrages.
Ton regard tremble encore, belle reine des nuits;
Mais du sombre horizon déjà tu te dégages,
Et tu t'épanouis.
Ainsi de cette terre, humide encore de pluie,
Sortent, sous tes rayons, tous les parfums du jour;
Aussi calme, aussi pur, de mon âme attendrie
Sort mon ancien amour.

m erinnert er ſich an Dante's Ausſpruch, daß es kein ſchlimmeres ıd gebe, als die Erinnerung an verſchwundenes Glück in Tagen des merz:

Non, par ce pur flambeau dont la splendeur m'éclaire,
Le blasphème vanté ne vient pas de ton coeur.
Un souvenir heureux est peut-être sur terre
Plus vrai que le bonheur . . .

Je me dis seulement: A cette heure, en ce lieu,
Un jour je fus aimé, j'aimais, elle était belle.
J'enfouis ce trésor dans mon âme immortelle,
Et je l'emporte à Dieu!

Bisher hatte G. Sand ihre Romane in der „Revue des deux mondes“ erſcheinen laſſen; 1841 überwarf ſie ſich mit der Redaction, und gründete mit P. Leroux und Viardot eine eigne Zeitſchrift: „Revue indépendante,“ an welcher Lamennais, Mickiewitz und die andern Radicalen aus der religiös-ſocialiſtiſchen Richtung Theil nahmen. Der Glaube dieſer Propheten wird der ihrige, und ſie macht für ihn Propaganda mit der Sicherheit eines Weibes, das den Drang des Guten mächtig in ihrer Seele fühlt, und von der Rückſicht auf die Unzulänglichkeit der Mittel nicht geſtört wird.

Die Reihe ihrer ſocialiſtiſchen Romane eröffnet „Le compagnon du tour de France 1841.“ Die Schilderung der Geſellenverbindungen in Frankreich mit ihrer halb myſtiſch-romantiſchen, halb praktiſchen Bedeutung iſt muſterhaft; in ſehr poetiſchem Contraſt zeichnet ſich die vornehme Welt dieſen derben idylliſchen Figuren gegenüber ab. Der Roman beſtrebt ſich, den Liberalismus im Bürgerſtand und namentlich im freiſinnigen Adel lächerlich zu machen. Graf Villepreux, für das Wohl ſeiner Untergebenen wie für die vernünftige Entwickelung des Staats beſorgt, verſagt die Hand ſeiner Tochter einem Zimmermann. Damit iſt er als herzloſer Egoiſt und halber Charakter der öffentlichen Verachtung preisgegeben, während es ihm die Liebenden eigentlich nur Dank wiſſen ſollten, daß er ihre Verbindung hintertrieben hat: der neue Ehemann würde entweder die ganze Ehe hindurch vor ſeiner Gemahlin auf den Knieen liegen, was eine höchſt unzweckmäßige Stellung iſt, oder er würde ſie bald mit jenem Mißtrauen anſehn, das auch die beſten Naturen nicht verleugnen können, wenn ſie mit einer überlegenen Bildung zu thun haben. So lange G. Sand wirkliche Menſchen ſchildert, bewegt ſie ſich auf dem Gebiet der Kunſt; aus ihren Idealen werden Schemen und Luftbilder. Yſauld und Pierre Huguenin ſtechen gegen die derben und kräftigen Charaktere, die bis zum Kleinſten herunter mit liebenswürdiger Laune geſchildert ſind, unvortheilhaft ab. Yſauld will den Zimmermann nicht blos darum heirathen, weil ſie ihn liebt, ſondern weil ſie ſich vorgeſetzt hat, einen Mann aus dem Volk zu beglücken. Dabei iſt die Familienähnlichkeit mit Alezia und Fiamma nicht zu verkennen. Huguenin iſt nicht allein im Verhältniß zu ſeiner

Geliebten, sondern auch zu seinen Standesgenossen, die ihn als zweiten Christus verehren, von einem sehr ungesunden Idealismus. Wenn er sich den politischen Umtrieben entzieht, so ist das lobenswerth, denn Niemand soll an einem Unternehmen Theil nehmen, das er nicht übersieht; aber seine eignen Phantasiegemälde von der Zukunft des Volks haben keine größere Berechtigung als jene Träumereien. Charakteristisch ist die Art, wie er die Bildung seines Herzens und Geistes ergänzt. Während er im Schloß des Grafen Villepreux eine künstlich ausgearbeitete Treppe zimmert, studirt er Nachts in Ysoldens Zimmer zuerst Walter Scott, dann Lamennais. Der Roman ist Fragment geblieben: G. Sand wußte zuletzt nicht, wie sie ihre Probleme lösen solle.

Der Socialismus und die Verherrlichung des „Volks" im Gegensatz zur Bourgeoisie ist ebenso der Inhalt ihrer nächsten Romane. Die gleichzeitigen Evangelisten der alleinseligmachenden Revolution haben mit einer mythenbildenden Kunst, die mehr dem Poeten als dem Historiker angehört, den Collectivbegriff des Volks, bei dem man sich sonst nichts Andres zu denken pflegte, als die Masse der persönlich nicht hervorragenden Individuen, zu einem idealen Wesen umgedichtet, vor welchem sich jede bedeutende Persönlichkeit beugen soll. George Sand's Ideal ist in einzelnen Persönlichkeiten, die aus dem Volk hervorgegangen ihr Gemüth noch nicht durch Reflexion verwirrt haben, und in gläubigen Gesichten die Zukunft schaun. Solche Figuren sind Patience, Teverino, Hans Jappeloup, Pierre Huguenin, der Müller von Angibault und ähnliche. Zuweilen sind es auch hochstehende Aristokraten, die, dem Zeitalter an Bildung unendlich überlegen, zur einfachen Natur und zum Volk zurückkehren. Mit leidenschaftlichem Haß spricht sich dagegen die Prophetin der Brüderlichkeit gegen den Bürgerstand aus, weil in ihm die Idee des Erwerbs, der Concurrenz oder, wie die Socialisten es nennen, des Krieges Aller gegen Alle, weit schärfer hervortritt, als bei dem genießenden Aristokraten oder bei dem darbenden Proletarier.

Folgende Schilderung des reich gewordenen Bauern soll als Regel gelten. „Jede Idee von Aufopferung und Menschlichkeit, jeder religiöse Begriff ist unverträglich mit dieser Umwandlung, welche der Wohlstand in ihrem physischen und moralischen Wesen hervorbringt. Sie werden so fett, daß sie zuletzt vom Schlage gerührt werden oder in Blödsinn verfallen. Ihr Talent für das Erwerben und Erhalten, im Anfang sehr entwickelt, erlischt gegen die Mitte ihrer Laufbahn, und nachdem sie in

wunderbarer Schnelle ihr Glück gemacht haben, verfallen sie frühzeitig in Apathie, Unordnung und Unfähigkeit; von keiner socialen Idee, von keinem Wunsch des Fortschritts ist bei ihnen die Rede; die Verdauung ist das Geschäft ihres Lebens" u. s. w.

„George Sand" (37. J.), schreibt Heine damals, „ist eine schöne Frau. Ihr Gesicht ist eher schön als interessant zu nennen, von griechischer Regelmäßigkeit. Ihre Augen sind etwas matt, wenigstens nicht glänzend. Ihren Mund umspielt gewöhnlich ein gutmüthiges Lächeln, es ist aber nicht sehr anziehend; die etwas hängende Unterlippe verräth ermüdete Sinnlichkeit . . . Ihre Stimme ist matt und welk, ohne Metall, jedoch sanft und angenehm . . . Sie hat durchaus nichts von dem sprudelnden Esprit ihrer Landsmänninnen, aber auch nichts von ihrer Geschwätzigkeit. Sie ist einsilbig, weil sie dich nicht werth hält, ihren Geist an dir zu vergeuden, oder weil sie das Beste deiner Rede in sich aufzunehmen trachtet, um es später in ihren Büchern zu verarbeiten: ein Zug, worauf A. de Musset mich aufmerksam machte. — Ihr directeur de conscience, der philosophische Capuciner P. Leroux, wirkt sehr verderblich auf ihr Talent er verleitet sie, sich in unklare Faseleien und halbausgebrütete Ideen einzulassen, statt sich der heitern Lust farbenreicher und bestimmter Gestaltung hinzugeben."

„G. Sand in Prosa", fährt Heine fort, „und A. de Musset in Versen überragen V. Hugo bei weitem, der mit seiner grauenhaft hartnäckigen Beharrlichkeit den Franzosen weiß machte, daß er der größte Dichter Frankreichs sei . . . Er ist gemacht, verlogen, und oft im selben Verse sucht die eine Hälfte die andere zu belügen; er ist durch und durch kalt, wie nach Aussagen der Hexen der Teufel, eiskalt sogar in seinen leidenschaftlichsten Ergüssen; seine Begeisterung ist nur eine Phantasmagorie; er liebt nur sich."

V. Hugo — eben in die Academie aufgenommen — hatte den Ehrgeiz, noch etwas ganz andres zu sein als ein Dichter. „Des choses immortelles ont été faites de nos jours par de grands et nobles poètes personnellement et directement mêlés aux agitations quotidiennes de la vie politique: mais, à notre sens, un poète complet, que le hasard ou sa volonté aurait mis à l'écart, du moins pour le temps qui lui serait nécessaire, et préservé pendant ce temps de tout contact immédiat avec les gouvernemens et les partis, pourrait faire, aussi lui, une grande oeuvre. Nul engagement, nulle chaîne....

Aucune haine contre le roi dans son affection pour le peuple, aucune injure pour les dynasties régnantes dans ses consolations pour les dynasties tombées, aucun outrage aux races mortes dans sa sympathie pour les rois de l'avenir. Suivant son inspiration, sans autre but que de penser et de faire penser, il irait voir en ami, à son heure, le printemps dans la prairie, le prince dans son Louvre, le proscrit dans sa prison. Lorsqu'il blâmerait ça et là une loi dans les codes humains, on saurait qu'il passe les nuits et les jours à étudier, dans les choses éternelles, le texte des codes divins."

In der Antrittsrede gab er, ſtatt auf die dramatiſchen Verſuche ſeines Vorgängers Lemercier einzugehen, ſeine politiſchen Anſichten über Mirabeau, Napoleon ꝛc. zum Beſten, ungefähr in der Art, wie Karl V. im „Hernani" ſeine Philoſophie der Geſchichte auseinanderſetzt. Er war nicht mehr der kühne Neuerer, der gegen die Breſche des Claſſicismus anſtürmte; er hatte eine Schule gegründet, die auf ſein Wort ſchwur. Nur mit vornehmer Schonung ließ er ſich auf die literariſchen Controverſen ein, dagegen erinnerte er an die Erklärung Napoleon's, er würde Corneille zu ſeinem Miniſter gemacht haben. Er fing an, das Beſtehende zu begreifen. „A tout prendre, en jugeant d'un point de vue élevé, dans le temps où nous sommes, ce qui est au fond des intelligences est bon. Tous font leur tâche et leur devoir, tous, depuis l'humble ouvrier bienveillant et laborieux, qui accepte la société et qui la sert, quoique placé en bas, jusqu'au roi, sage couronné qui, du haut de son trône, laisse tomber sur toutes les nations les graves et saintes paroles de la paix universelle!" Dann wandte er ſich an ſeine Collegen, „ces acedémiciens sublimes, qui habitent la sphère des idées pures, les régions sereines, où n'arrivent pas les bruits extérieurs, qui cherchent le parfait, qui méditent le grand." Dieſes eindringende Verſtändniß des Beſtehenden trug ſeine Früchte. Kurze Zeit darauf erfuhr die Hauptſtadt aus den Zeitungen, daß der Vicomte Victor Hugo unter die Pairs von Frankreich aufgenommen ſei. Sofort erſcholl eine laute Fanfare aus dem Kreiſe der Gläubigen, daß jetzt die ganze Staatsverfaſſung eine poetiſche Haltung gewinnen werde, und man wollte ſchon den Einfluß des civiliſirenden Künſtlers in den neuen Geſetzvorſchlägen erkennen, als eine ſtörende Epiſode eintrat. Der Vicomte wurde wegen Ehebruch verhaftet, und es koſtete einige Mühe, die Sache beizulegen.

Die conſervative Maske ſtand V. Hugo nicht beſonders. Eine

wirkliche politische Ansicht hat er freilich nie gehabt. Sein Streben war, glänzende Farben und Stimmungen zu finden. Diesen mußten die Gegenstände dienen, und ob er sich für Napoleon oder für die Vendée, für den Socialismus oder für das Christenthum begeisterte, es waren nur die Bilder, die er suchte. Wenn aber dem Dichter die Ueberzeugung fehlte, so hatte er seine Sympathien, und diese waren durchweg feindlich gegen die Herrschaft des Bürgerthums. Das Volk, welches der Melodramendichter auf die Bretter führte, glich dem Volk der Barricaden. Hastige, wilde, leidenschaftliche Bewegungen waren der Heiligenschein, mit dem man diesen Götzen umgab.

„Hier zu Lande", schreibt Heine 19. Dec. 1841, „hält sich Niemand auf die Länge, alles wackelt, sogar der Obelisk von Luxor! Zittert er vielleicht, weil es ihm graut, sich auf so gottlosem Boden zu befinden, er, der gleichsam ein steinerner Schweizer in Hieroglyphen-Livree Jahrtausende lang Wache hielt vor den heiligen Pforten der Pharaonengräber und des absoluten Mumienthums? Jedenfalls steht er dort sehr isolirt, fast komisch isolirt, unter lauter theatralischen Architecturen der Neuzeit, Bildwerken in Rococogeschmack, Springbrunnen mit vergoldeten Najaden, allegorischen Statuen der französischen Flüsse, deren Piedestal eine Portierloge enthält. . . . . Im stillen Sonnenbrand am Nil in seiner heimathlichen Einsamkeit hätte er noch Jahrtausende aufrecht stehn können, aber hier in Paris agitirt ihn der beständige Wetterwechsel, die fieberhaft aufreibende anarchische Atmosphäre, der unaufhörlich wehende feuchtkalte Kleinwind, welcher die Gesundheit weit mehr angreift, als der glühende Samum der Wüste . . . ."

„Der eigentliche Rival des Obelisken ist noch immer die Vendomesäule. — Steht sie sicher? — Ich weiß nicht, aber sie steht auf ihrem rechten Platz, in Harmonie mit ihrer Umgebung. Sie wurzelt treu im nationalen Boden, und wer sich daran hält, hat eine feste Stütze. — Eine ganz feste? — Nein, hier in Frankreich steht nichts ganz fest. Schon einmal hat der Sturm den eisernen Mann von der Spitze der Säule herabgerissen, und im Fall die Communisten ans Regiment kämen, dürfte wohl zum zweitenmal dasselbe sich ereignen, wenn nicht gar die radicale Gleichheitsraserei die Säule selbst zu Boden reißt, damit auch das Denkmal und Sinnbild der Ruhmsucht von der Erde schwinde: kein Mensch und kein Menschenwerk soll über ein bestimmtes Communalmaß hervorragen. Der Baukunst wie der epischen Poesie droht der Untergang.

Ja, der todte Held hätte in St. Helena bleiben sollen, und ich will ihm nicht dafür stehn, daß nicht einst sein Grabmal zertrümmert und seine Leiche in den schönen Fluß geschmissen wird, an dessen Ufern er so sentimental ruhn wollte."

Auch die Mode der Bewunderung deutschen Wesens war vorübergegangen. „La pensée allemande est rentrée dans l'ombre", hatte V. Hugo in seiner academischen Antrittsrede gesagt. Die Academie der Wissenschaften hatte als Preisaufgabe „Examen de la philosophie allemande" gestellt: sie konnte 28. Mai 1842 keiner eingegangenen Schrift den Preis zuertheilen. Quinet, jetzt Professor am Collége de France, schrieb nun gegen seine eignen frühern Ansichten „gegen die Teutomanie".

Der Grund seiner Umstimmung war zunächst, daß die Deutschen auf die französischen Gelüste nach der Rheingrenze ihrerseits heftig wurden; es schien, man habe sie verwöhnt. „Unter der Restauration studirte Frankreich mit tiefer Verehrung die deutsche Philosophie und Poesie; man ahmte nach, man übersetzte, man machte Auszüge. Von Zeit zu Zeit wandte der Doctor seinen Kopf mit weiser Miene nach der armen Gallia, welche wie ein kleines Mädchen von Neuem in die Schule ging. Selten zeigte er sich mit seiner Schülerin zufrieden. Hin und wieder deutete ein beifälliges Kopfschütteln an, daß er nicht verzweifelte, aus dem guten, unschuldigen Ding noch etwas zu machen; aber nach der Julirevolution wurde sie unerbittlich in das Spinnhaus geschickt, als bezüchtigt und rechtmäßig überführt des revolutionairen Leichtsinns, der Frivolität und der Unfähigkeit zu philosophischen Studien ... Die Deutschen sind in der letzten Zeit zum Gegenstand eines Götzendienstes gemacht, der sie corrumpirt. Eine argwöhnische Empfindlichkeit stachelt fortwährend diese neuen Könige der öffentlichen Meinung. Wie alle Romanhelden, haben sie die Einbildung, gleichviel ob man sie lobt oder tadelt, nie von ihren Anbetern begriffen zu werden, und man kann nicht leugnen, daß sie ihrerseits Alles dazu beitragen, um dies Ziel zu erreichen ... Ist man einmal Gott gewesen, so hält man etwas auf seine Wolken ... Die Deutschen denken sich unter jedem Franzosen einen geschminkten Gecken, ungläubig, witzig und frivol, der beständig lacht und auf Voltaire schwört. Wenn ihr nach Deutschland reist, so seid anmuthig ruchlos, spöttisch, leichtsinnig, das ist eure Rolle, das ist, was man von euch erwartet. Behauptet ihr aber, das Alter habe euch ernsthaft, tiefsinnig, gläubig gemacht, so wird man lächeln: „Dein Spott kann mich nicht täuschen. Dein angeblicher Ernst

und deine angebliche Religion sind nur neue Formen des Witzes; du spielst mit dem Unendlichen, wie dein Großvater mit Ninon de l'Enclos."

Ein weiterer Grund des Verdrusses war der plötzlich mit einer Art Tobsucht losbrechende deutsche Radicalismus, der sich bemühte, den Teufel zu überteufeln: Feuerbach, Stirner, Bruno Bauer; die Revolutionsgedichte von Herwegh; in den „deutsch-französischen Jahrbüchern" schmähten Ruge und seine Genossen ärger als die Franzosen über die deutschen Zustände. „Die Musen", schreibt Heine, der sich überholt fühlte, „bekamen die strenge Weisung, sich hinfort nicht mehr müßig und leichtfertig herumzutreiben, sondern in vaterländischen Dienst zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäscherinnen der christlich germanischen Nationalität Es erhob sich jenes unfruchtbare Pathos, jener nutzlose Enthusiasmusdunst, der sich mit Todesverachtung in den Ocean der Allgemeinheiten stürzte. Die zügellos trotzigsten Freiheitssänger sind, beim Licht betrachtet, meist nur bornirte Naturen, Philister, deren Zopf unter der rothen Mütze hervorlauscht —

Matte Fliegen! Wie sie rasen!
Wie sie sumsend übereck
Ihren kleinen Fliegendreck
Träufeln auf Tyrannennasen!"

Diese „Tendenzbären" zu ärgern, schrieb Heine den „Atta Troll". Die Satire galt nicht allein den Deutschen; die französischen „Tendenzbären" wirthschafteten viel zudringlicher: freilich war nicht die Philosophie und Lyrik ihre eigentliche Werkstätte, sondern der Sensations-Roman: was wollten die republikanischen Lieder Herwegh's sagen gegen die „Mysterien von Paris!" — Die französische Demagogie wirkte grade darum so weit, weil sie direct zur Menge sprach.

Die Zahl der Producenten und der Kritiker hatte in einem ebenso großen Maß zugenommen, wie der Kreis der Genießenden sich einengte. Früher war der Salon das Mittel, die bürgerliche Literatur mit den feinen Sitten der vornehmen Welt in stetiger Verbindung zu erhalten. Hier hatten die Dichter Gelegenheit, ihre Weltkenntniß zu erweitern, ihren Geschmack auszubilden, hier fanden sie Aufmunterung und Belehrung. Werke von Distinction, der Masse unzugänglich, wurden hier sorgfältig gehegt und für die Zukunft aufbewahrt. In dem sichern Gefühl einer festen Stellung innerhalb der Gesellschaft gab man einfach das, was man in seinem Kreise vorfand, und hielt ein künstliches Reizmittel für überflüssig.

Dieſe genießende, zugleich conſervative und anregende Geſellſchaft hatte ſich mehr und mehr verloren. Hatte man früher hauptſächlich die Großen im Auge gehabt, denen man ein Amt oder eine Penſion abſchmeicheln wollte, ſo erkannte man jetzt in der Menge ein dankbareres Publicum. Freilich mußte man, um von ihr Nutzen zu ziehn, eine unverwüſtliche Thätigkeit entwickeln. Die Menge verlangte unerſättlich nach neuem Stoff, und der Romanſchreiber mußte ſeine Phantaſie durch die unnatürlichſten Reizmittel anſpannen, um ihr täglich neue und unerhörte Dinge zu bieten. Ja täglich. Denn die Zeitungen hatten ſich des Romans bemächtigt. Zwar hörte man nicht auf, die Kammerverhandlungen zu leſen und aus den donnernden Leitartikeln die frohe Ausſicht auf eine neue Revolution und damit auf eine neue angenehme Nervenaufregung zu entnehmen; auch waren die Berichte über das öffentliche Gerichtsverfahren und die Klatſchereien aus der feinen Geſellſchaft, zu der man keinen Zutritt hatte, nicht zu verachten, aber das Hauptintereſſe lag im Feuilleton, welches täglich ein neues Kapitel irgend eines beliebten Romans brachte. Der Dichter ſann zuerſt auf einen pikanten Titel, z. B. „die ſieben Todſünden"; dann war eine brillante Landſchaftsſchilderung zur Einleitung nöthig, und weiterhin kam es nur darauf an, zum Schluß eines jeden Kapitels irgend eine entſetzliche Spannung zu finden, daß man z. B. den Helden in dem Augenblick verließ, wo er in einen unergründlichen Abgrund ſtürzte: wie er ihm wieder auf die Beine helfen ſollte, das überließ der Dichter dem lieben Gott, feſt überzeugt, es werde ihm entweder etwas einfallen, oder das Publicum werde über neuen Aufregungen die bedenkliche Situation des Helden ganz vergeſſen. Aber damit noch nicht genug: der echte Romanſchreiber begnügte ſich nicht mit Einem Feuilleton, er ließ gleichzeitig in drei bis vier verſchiedenen Zeitungen die verſchiedenartigſten Romane erſcheinen, ganz nach derſelben Methode, d. h. ohne Plan und Zweck, im Vertraun auf die Inſpiration des Augenblicks.

Dazu kam die unheimliche ſittliche Atmoſphäre. Zwiſchen das Auge des Dichters und die wirklichen Stoffe hatten ſich eine Reihe fratzenhafter Phantome eingeſchoben. Wagen durfte er Alles, es gab keine Autorität und keine Tradition mehr. Jedem Eindruck zugänglich, verlangte die Menge nur, daß man ſtark auf ſie wirke; gleichviel, durch welche Mittel. Laune und Phantaſie hatten jeden Zügel des Verſtandes und der Sitte abgeworfen. Eine unheimliche Toleranz rechtfertigte nicht blos die Leidenſchaft, nicht blos das Verbrechen, ſondern auch das Laſter, und dieſe Sophiſten,

die auch das Widerſinnigſte zu rechtfertigen und zu erklären unternahmen, geberdeten ſich als Charlatane, ſie verſprachen, allen Leiden der Geſellſchaft abzuhelfen, eine neue Religion und eine neue Weltordnung herzuſtellen. So geht in letzter Inſtanz die Romantik durchweg mit dem Socialismus Hand in Hand; ſie predigt die Emancipation des Weibes, die Aufhebung der Armuth, die Gleichheit aller Menſchen, die Geburt eines neuen Gottes, die Erlöſung des Teufels u. ſ. w.: — man hat ſich vom Standpunkt der Moralität darüber ſcandaliſirt — aber was ſollten dieſe Induſtrieritter anders ſchreiben, alltäglich den abgeſtumpften Gaumen der Leute durch ein neues Gewürz zu kitzeln?

Die Philanthropie war nur das Aushängeſchild, der Nervenreiz der Zweck. In den ſocialen Romanen merkt man das noch nicht recht: die Greuel, welche Soulié in „les forgerons“ (Tendenzroman gegen die Bourgeoiſie) oder E. Sue in „Mathilde“ zuſammenhäuft, werden durch die laxe Moral, durch die Satire auf beſtimmte ſtändiſche Gebrechen beſchönigt: es wird der Verſuch gemacht, das Schickſal, das dem Dichter früher als abſolut galt, durch menſchliche Klugheit zu rectificiren. Ganz rein tritt das eigentliche Beſtreben des Senſationsromans im ſogenannten hiſtoriſchen Genre hervor. Als Beiſpiel „La Barbe-Bleue“ und „Les deux cadavres“, beide von E. Sue.

Zu Anfang des erſten ſehen wir an der Küſte der Inſel Bourbon einen Kahn mit zwei Menſchen in grader Richtung auf den Fels zueilen, der ſich ſteil in das Meer erhebt. Mitten in der Brandung ſpringen ſie heraus und ſchwimmen durch ein Loch in der Felswand auf einem Waſſerfall in eine unterirdiſche Grotte hinunter, wo die Meerfluth in einem ſtillen See endet. Wie das zugeht, iſt gleichviel. Aus dem See ſteigen ſie ans Land und finden ſich in einer Höhle, wo ſie einen verborgenen Ausgang ſuchen. Dieſer iſt ſo enge, daß man nur durchkriechen kann. Der Führer kriecht voraus, da fühlt er in dem Gange, wo er nicht umwenden kann, eine giftige Schlange auf ſich zukommen. Dieſe tödtet ihn ſofort und begiebt ſich in die Grotte. Das Gift ſchwellt den Leichnam ſo an, daß er den Ausgang verſtopft; umſonſt bemüht ſich der Reiſegefährte, ihn zurückzuziehen; er fühlt ſich nun in der unangenehmen Lage, in der Grotte zu verhungern, bis eine Heerde wilder Katzen durch den Eingang auf den Leichnam zukommt, ihn bis auf das Gerippe abfrißt und es möglich macht, dieſes letztere hineinzuziehen, worauf der Reiſende durchkriecht und an den Fuß einer ſteilen Felswand gelangt. Dieſe klettert

er auf einem unmöglichen Wege hinauf und findet oben einen Mann mit einem rothen und einem gelben Aermel. Er packt ihn mit den Worten: „Königliche Hoheit, Sie ſind mein Gefangener und müſſen mir in den Tower folgen.“ — Auf jenem Felſen iſt das Schloß des weiblichen Blaubart, einer ſchönen jungen Dame, die einem Abenteurer, der um ihre Hand wirbt, ganz freundſchaftlich erzählt ſie habe ihre drei Männer aus Caprice umgebracht, lebe mit drei Liebhabern, einem Caraiben, einem Flibuſtier nnd einem Buccanier, in der wildeſten Luſt, und wünſche noch mehr Männer, um ſie gleichfalls auf eine raffinirte Weiſe zu ermorden. Der eine habe ſich drei Tage lang im Lachkrampf quälen müſſen, bis er ſtarb; dem andern habe ſie ein feines Gift in die Augen geſchmiert, wovon ihm dieſelben in den Kopf zurückgetreten waren und ganz im Hintergrund leuchteten wie Glühwürmchen. Bei ihren Orgien benutzte ſie ihn als Kerze, bis endlich der arme Teufel unter großen Qualen den Geiſt aufgab. — Das iſt freilich nur Scherz; die drei Männer ſo wie der Caraibe, der Flibuſtier und der Buccanier ſind nur Eine Perſon, nämlich der Herzog von Monmouth, der Mann mit dem rothen und dem gelben Aermel, der nicht, wie die Geſchichte fälſchlich berichtet, durch den Henker Jacob's II. enthauptet worden iſt, ſondern mit ſeiner liebenden Gattin, dem angeblichen Blaubart, nach der Inſel Bourbon entkam und jene Geſchichte nur erfand, um die Leute zu täuſchen.

In dem zweiten Roman ſind die Helden die Leichen Cromwell's und Karl's I., an denen Rache und Haß ihr viehiſches Gelüſt ausüben. Die Schlußdecoration ein allgemeiner Brand; rechts ein Schloß, auf deſſen Balcon eine alte Dame, die zum Ueberfluß noch die Peſt hat, jammernd die Hände ringt, links ein Gehölz, in welchem ein junges Mädchen, an einen Baum angebunden, mit ſchrecklichem Wehgeſchrei den Tod durch die Flammen erwartet. In der Mitte zwei Todfeinde — der Geliebte der Einen, der Sohn der Andern — die an einander ſchon die ſchändlichſten Greuelthaten ausgeübt haben, im Duell. Sie ſchlagen auf einander los; der Eine unterbricht ſich und fragt höhniſch: Du! da hinten verbrennt Deine Mutter. Willſt Du ſie nicht retten? — Der Andre: da hinten verbrennt Deine Braut! — Eine kurze Pauſe, dann hauen ſie wieder wuthentbrannt auf einander los und laſſen die beiden Weiber verbrennen. Sie hauen ſich, bis ſie beide halbtodt umſinken; aber auch da noch, obgleich ſie ſich kaum mehr rühren können, ſchneidet der Eine mit der letzten Kraft ſeiner Sehnen noch immer dem Andern ins Fleiſch. — Bei dieſen Er-

findungen war des Dichters Farbenkasten schnell verbraucht. Unsere Geschmacksnerven sind durch den ewigen Pfeffer abgestumpft: er müßte uns, um uns seines eignen Bildes zu bedienen, Nadelspitzen als Getränk vorsetzen, wenn es unsern Gaumen noch kitzeln sollte. In dem gewöhnlichen Branntwein, den er uns vorsetzt, schmecken wir zu sehr die grobe irdische Materie heraus, und der Rausch hinterläßt bei seinem raschen Verfliegen sehr jämmerliche Nachwehen. — Um diesem Katzenjammer abzuhelfen, begnügte er sich nicht mehr mit der bloßen Schilderung des menschlichen Elends, sondern er stellte es dar, um zugleich die Mittel zu zeigen, wie ihm abgeholfen werden könne.

In seinen frühern Romanen sah E. Sue in dem Fall des alten katholisch-monarchischen Glaubens, in der Aufhebung der gesellschaftlichen Rangordnung, die Quelle alles Uebels; er sprach mit aristokratischer Verachtung von den kleinen Gewürzkrämern, welche die Staatssouveränetät usurpiren wollten: „Ceux qui méritent l'exécration . . , ce ne sont pas ceux qui se battent . . ., mais ces habiles qui, pour venir au pouvoir et se le partager, ont dit un jour au peuple: tu es souverain! . . Ce sont les fous et les méchans qui, avec quelques mots vides et retentissants, le progrès, les lumières et la régénération, ont jeté en France, en Europe les germes de la plus épouvantable anarchie."

Unter dem Druck der allgemeinen Stimmung wurde der blasirte Vertheidiger der alten Zeit jetzt der Prophet einer neuen; er wurde Demokrat. Was bei ihm ursprünglich aus dem Bedürfniß starker Emotionen hervorgegangen war, wurde zu angeblich philantropischen Zwecken ausgebeutet, und der Dichter vertiefte sich in die Spelunken der Cité, um in den „Mysterien von Paris" (1842) dem Humanismus reichen Stoff zu guten Werken zu geben.

In wohlmeinender Absicht hatte Parent Duchâtelet seine Studien über die Pariser Prostitution veröffentlicht; aber, obgleich ganz trocken und geschäftsmäßig abgefaßt, übte es doch eine schlimme Wirkung aus: die Neugier spielte es selbst seinen Damen in die Hände, man besprach öffentlich, was man früher kaum zu denken gewagt, und die Gassen der Cité wurden für die Romanschreiber, die nach Neuigkeiten lechzten, die Gärten der Armida. E. Sue wurde der Columbus dieser schmutzigen Welt, und die Frechheit rechtfertigte bei ihm die Trivialität. Es ist eine fabelhafte Welt! ein deutscher Großherzog, der sich in den Mordspelunken

von Paris umhertreibt, um die Böſen zu beſtrafen; eine vornehme Dame mit Dieben und Räubern im Bunde, um Fürſtin zu werden; dazu Figuren wie der Schulmeiſter und die Nachteule, das Skelett, die Familie Martial, der Chourineur — es ſieht aus, als ob ganz Paris im großen Buch der Polizeipräfectur ſtände. Alle dieſe Perſonen ſind einzeln höchſt unwahrſcheinlich; in einen engen Kreis zuſammengedrängt, machen ſie den Eindruck der Unmöglichkeit; es iſt eine Miſchung abſchreckender Wirklichkeit mit phantaſtiſchen Weſen. — Die charakteriſtiſche Figur iſt die Enkelin Esmeralda's, Fleur de Marie. Im Schmutz der gemeinſten Winkelhäuſer der Cité aufgewachſen, unter Laſtern, von denen die Cour des Miracles in Notre Dame nur eine ſchwache Ahnung giebt, bleibt ſie im innerſten Kern ihrer Seele ſo jungfräulich und heilig, wie die Mutter Gottes, von der ſie den Namen hat. Wie das möglich iſt, da ſie ſich alle Nächte den Umarmungen betrunkener Diebe und Mörder ergiebt, ſich mit ihnen in der Goſſe wälzt, das ficht den Dichter nicht an; zur Verherrlichung der ſocialiſtiſchen Doctrin iſt ihm jede Unmöglichkeit recht. Dabei iſt er ſo ehrlich, jede Beſchönigung zu vermeiden: Fleur de Marie iſt zum Laſter nicht durch das „Schickſal" gezwungen, ſie hat ſich ihm aus Trägheit ergeben; Rigolette, ein unbedeutendes Nähmädchen, das ſich aber gegen dieſe Umgebungen wie ein Engel abhebt, hat in derſelben Lage Mittel gefunden, ehrlich zu bleiben.

Weit ärger als in der Verbrecherwelt verräth E. Sue in ſeinen tugendhaften Perſonen die Unſittlichkeit ſeines Herzens. Er hat in der That keine Fähigkeit mehr, den Unterſchied von gut und böſe zu erkennen. Bei Rudolf und Adrienne wird man doch nur durch ſchlechte Grundſätze beleidigt, aber in Clotilde, die als Engel dargeſtellt und die nachher Großherzogin von Gerolſtein wird, iſt nicht ein einziger guter Zug. Bei ihrem Ehebruch iſt es nicht die Frechheit, was uns am meiſten empört, ſondern die laxe Gutmüthigkeit, die ſie dazu beſtimmt.

Die abſcheulichen Einfälle, aus denen all dieſe Romane zuſammengeſetzt ſind, werden durch das unverkennbare Talent noch ſchlimmer. Die Mise en scène verſteht E. Sue in hohem Grad, er weiß die Spannung im rechten Augenblick anzuregen und ſie fortwährend zu ſteigern. Seine Beſchreibungen, im Detail oft ſchwülſtig und verworren, ſind aus der Entfernung betrachtet klar und eindringlich, es iſt rohe Frescomalerei, aber von einem richtigen Inſtinct der Perſpective geleitet. Sodann verſteht er ſehr gut, Figuren zu ſchaffen, die ſich der Phantaſie einprägen. Faſt

keiner seiner Charaktere besitzt eine innere Lebenswahrheit, aber sie haben alle eine bestimmt unterscheidbare Physiognomie, und während bei den meisten französischen Romanschreibern nach der Lectüre die einzelnen Gestalten ineinander verschwimmen, bleiben der Chourineur, die Nachteule das Skelett u. s. w. unauslöschlich im Gedächtniß. — So ist der neue Harun al Raschid, in dem sich diesmal der Jesuitismus der Tugend repräsentirt, für alle Grisetten und Commis-voyageurs ein Ideal geblieben, trotz der Unmöglichkeiten seines Charakters. Daß ein deutscher Großherzog für die Pariser Nähmädchen die Rolle der Vorsehung spielt, daß er sich zu diesem Zweck mit den gemeinsten Spitzbuben abgiebt, daß er als Maschinist die scheußlichsten Laster und Verbrechen zu seinen guten Absichten verwerthet, daß er der Justiz ins Handwerk greift und in seinem Kampf gegen das Böse tugendhafte Verbrechen begeht, die jeden Andern ins Zuchthaus bringen würden, ist dieser Classe vollkommen einleuchtend. Neu ist die Figur im Grunde nicht, die Traditionen des aufgeklärten Despotismus sind in Frankreich noch immer nicht ausgerottet. Die Sache wird dadurch nur noch schlimmer, daß an Stelle des alten moralischen Rigorismus eine gewisse laxe Genialität in der Unterscheidung von gut und böse eingetreten ist. Rudolf und seine Nachfolger wollen das Gift in Arznei verwandeln. Aber in der sittlichen Welt ist es nicht wie in der physischen, wo alle Wirkung nur relativ ist. Wo eine Gesellschaft so weit gekommen ist, das Gewissen wegzureflectiren durch ein Rechenexempel, ist sie unsittlicher, als im Zustand naiver Barbarei. Man bleibt bei dem Grundsatz, der Zweck heiligt die Mittel, nicht stehn, sobald man einmal das feste Gebäude des objectiven Rechts gebrochen hat, man reflectirt weiter und findet bald, daß sich auch über das Wesen des Guten nach beiden Seiten hin mancherlei sagen läßt. Wie E. Sue in seinen früheren Werken den Weltlauf auf den Kopf gestellt hat, macht er es später mit der Idee des Rechts.

Die „Mysterien von Paris" stehen nicht etwa allein: was sind z. B. in Soulié's „Marguerite," die gleichzeitig erschien, für unerhörte Erfindungen, hauptsächlich über den Satan im weiblichen Herzen! — Der Dämon der Analyse hebt allen Glauben an sittliche Existenzen auf, die ja als endlich der Zersetzung nicht wiederstehn: Mutterliebe u. s. w. Balzac hatte die Vaterliebe schon auf eine greuliche Weise in „Père Goriot" travestirt; in den „Memoires de deux jeunes mariées" 1842 ist es noch ärger: man weiß nicht, wem man den Preis des Häßlichen ertheilen

ſoll, Luiſe oder Renée. Luiſe, die ſtolze Coquette, läßt ihren Mann, einen zärtlichen und chevalereſken Abenceragen, zu ihren Füßen ſterben, es wird nachher geſagt, ſie habe ihm wie ein Vampyr das Blut ausgeſogen. Renée, das praktiſche Mädchen, tritt in die Ehe mit einer savante virginité, die ſie ausführlich beſchreibt; ſie heirathet aus Nothbehelf, ohne ihren Mann zu lieben. Dann erfolgt die Schwangerſchaft, die ſie in ihren Briefen mit allen wiſſenſchaftlichen Details ſchildert; es lieſt ſich ſehr häßlich. Dann die Liebe zum Kind, die ſich bis zur beſtialen Leidenſchaft, zur Wuth, zum Fanatismus ſteigert — elle tuerait volontiers son mari, s'il s'avisait de troubler le sommeil de son fils. Es iſt in jedem Wort eine abſtoßende Unkeuſchheit, daneben auch viel Myſtik: „avec l'âme d'Héloïse et les sens de Ste Thérèse, tu te livres à des égaremens sanctionnés par les lois; tu dépraves le mariage!“ .. „Je suis comme cette belle princesse italienne qui courait comme une lionne ronger son amour dans quelque ville de la Suisse, après avoir fondu sur sa proie comme une lionne!“ u. ſ. w.

Die Verwilderung des franzöſiſchen Romans hatte auch einen äußern Grund. Aus dem Streben nach Erwerb werfen ſich die Dichter auf ein Genre, dem ihr Talent widerſtrebte; ſie ließen ſich durch das Beiſpiel der engliſchen Romane beſtimmen, ihre Erzählungen allenfalls bis zu 20 Bänden auszuſpinnen und ſie dann durch eine Fortſetzung von wiederum 20 Bänden zu ergänzen, gleichviel ob man ſich auf dem hiſtoriſchen oder dem ſocialen Gebiet bewegte. Im erſten Fall paraphraſirte man die Chroniken, im zweiten die Criminalacten oder die ſtatiſtiſchen Berichte der Polizei. Den Engländern iſt es natürlich, ihre Gegenſtände weitläufig und umſtändlich zu behandeln, ſie haben ein ſcharfes Auge für alles Detail und halten es gewiſſermaßen für die Pflicht eines rechtſchaffenen Berichterſtatters, Alles genau wiederzugeben, was er geſehn. Außerdem liegt ſchon in ihrer Sprache ein Humor, der auch dem Unbedeutenden Intereſſe leiht, und eine gewiſſe Umſtändlichkeit verlangt. Die Neigung der Franzoſen dagegen führt ſie den graden Weg, in der Parlamentsrede wie auf der Bühne und in der Erzählung gehn ſie mit militairiſcher Entſchiedenheit auf ihr Ziel los, und wenn in Deutſchland und England das Publicum dem Dichter jede Epiſode verzeiht, wenn er es nur in eine poetiſche Stimmung zu verſetzen verſteht, ſo werden die Franzoſen über jeden Stillſtand der Action ungeduldig. Ihr Eſprit unterſcheidet ſich weſentlich vom engliſchen Humor, er verlangt kurze, ſcharf abgezirkelte Pointen, und ſchließt

jede Vorliebe für das Detail aus. Wenn also der Romanschreiber in einem längern Werk die Spannung seiner Leser nicht beeinträchtigen will, so muß seine Phantasie unermüdlich sein, durch immer neue unerhörte Erfindungen die Phantasie wieder aufzustacheln. Man merkt bei jedem längern Roman ein künstliches Raffinement der Erfindung. Deshalb giebt es keine größere Ungerechtigkeit, als den Geschmack und das Talent der Franzosen nach den Mysterien von Paris und ähnlichen langathmigen Geschichten zu beurtheilen. Noch heut sind die Franzosen die besten Erzähler von der Welt, das zeigt sowohl ihre Geschichtschreibung als hauptsächlich die kleine Novelle. Wenn man eine Sammlung kleiner Erzählungen anlegen wollte, die einen interessanten spannenden Inhalt in einer musterhaften Form wiedergeben, so würde die Auswahl über alle Erwartung groß sein; ja selbst solchen Romanschreibern, die in ihren größern Romanen den Gipfel der Geschmacklosigkeit erreichen, ist nicht selten eine kleine Erzählung wohl gelungen: so z. B. Soulié im „lion amoureux".

In diesen kleinen Novellen ist auch G. Sand am glücklichsten, so in den Idyllen des Landlebens, „Monny Robin" u. s. w. Auch „Horace" 1842 ist ein kleines Cabinetstück. Die Novelle zeigt den Vorzug der aufopfernden Arbeit, die ohne allen Anschein von Poesie einem starken und gefühlvollen Menschen den höchsten Adel verleiht, vor dem angeblichen Genie, welches sich in unthätiger Selbstbeschauung bespiegelt: es ist wieder Raymon und Ralph, aber mit ungleich größerer Tiefe dargestellt.

„Consuelo" 1842 ist das am breitesten angelegte und glänzendste Werk G. Sand's. Der Roman scheidet sich in drei Gruppen, die eigentlich nichts mit einander gemein haben: das Künstlertreiben der Italiener, die historischen Episoden am Hof Friedrich des Großen und der Maria Thersia und die Mystik im Hussitenschloß und den Illuminaten. Aus der Vogelperspective betrachtet, ergänzen sich diese Gruppen sehr poetisch; der breite Schatten, den die böhmischen Wälder auf die lebensvollen Sängergeschichten werfen, hebt ihre Farbe lebhafter hervor. Wenn wir freilich diesen Schatten analysiren, so kommt nicht viel Kluges heraus. Der Einfluß des schwärmerischen Mickiewitz, der damals das neugierige Paris mit Fabeln von dem kosmopolitischen Beruf des Slaventhums anfüllte, ist unverkennbar; ebenso die Theorie der St. Simonisten von der Erlösung Lucifers, eines von dem einseitig spiritualistischen Christenthum verkannten Erzengels. Schloß Rudolstadt ist im Geschmack der Anna

Radcliffe, bei dem Wahnsinn oder dem Prophetenthum Albert's hört aller reale Sinn auf, und die Freimaurer erinnern an die Zauberflöte. Mit einer Ironie, die nicht ganz bewußt zu sein scheint, hat die Dichterin den Propheten ihrer neuen Religion zuletzt wieder verrückt werden lassen, und die mystische Gesellschaft, die sich an Stelle der Weltgeschichte und der Vorsehung zu setzen vermaß, in eine vagabondirende Zigeunerbande aufgelöst. — Allein durch diese dunkeln Theile der Geschichte tritt das scharfe, glänzende Licht in den Gemälden des italienischen und deutschen Sängerlebens viel schöner hervor. Die Intriguen am Theater in Florenz, in Wien und Berlin sind voller Leben ausgeführt; zu den reizendsten Episoden gehört die Flucht Consuelo's mit dem jungen Haydn und die Charakteristik Porpora's. Die historischen Genrebilder sind zwar mit der Einseitigkeit einer gefühlvollen Frau des 19. Jahrhunderts, aber mit einer Virtuosität gezeichnet, die uns in Erstaunen setzt. In den äußeren Schicksalen Consuelo's sind einzelne Züge aus dem Leben der berühmten Mara benutzt, zu andern hat Pauline Garcia Modell gesessen.

Es wurde den Dichtern nicht leicht, Schreckbilder zu erfinden, welche die bedrohliche Wirklichkeit überboten. „Gestern", schreibt Heine, 12. Juli 1842, „sah es hier sehr schwül aus. Die alten wohlbekannten Sturmvögel rauschten wieder unsichtbar durch die Luft, und die schläfrigsten Köpfe wurden plötzlich aufgeweckt aus der zweijährigen Ruhe. Ich gestehe, daß ich selbst, angeweht von dem furchtbaren Flügelschlag, ein gewaltiges Herzbeben empfand . . . Was wäre das Ende dieser Bewegung, wozu Paris wieder wie immer das Signal gegeben? Es wäre der Krieg, der gräßliche Zerstörungskrieg zwischen Deutschland und Frankreich . . . Doch das wäre nur der erste Act: der zweite ist die Weltrevolution, der große Zweikampf der Besitzlosen mit der Aristokratie des Besitzes . . . Wilde, düstre Zeiten dröhnen heran, und der Prophet, der eine neue Apokalypse schreiben wollte, müßte ganz neue Bestien erfinden, und zwar so schreckliche, daß die älteren Johanneischen Thiersymbole dagegen sanfte Täubchen und Amoretten wären. Die Zukunft riecht nach Juchten, nach Blut, nach Gottlosigkeit und sehr vielen Prügeln."

Ein Tag darauf, 13. Juli, kam der Herzog von Orleans (31. J)., die Hoffnung des Hauses und Frankreichs, durch einen unglücklichen Zufall ums Leben.

„Sonderbares Land" schreibt Heine 29. Juli, „wo trotz der allgemeinen Zerstörungssucht sich dennoch manche Dinge erhalten, da man allgemein die schlimmeren Dinge fürchtet, die an ihre Stelle treten könnten!

Wie gern würden ſie den Ludwig Philipp niederreißen, aber ſie fürchten das tauſendköpfige Ungethüm, das dann zur Regierung käme; nur die Falſchſpieler unter den Ariſtokraten und Clericalen ſind Peſſimiſten und ſpeculiren auf das Chaos, das unmittelbar nach der Republik eintreten dürfte. Die Bourgeoiſie ſelbſt iſt vom Dämon des Zerſtörens beſeſſen, aber ſie hat eine inſtinctartige Angſt vor dem Communismus. Die Furcht iſt hier die Stütze aller Dinge. Wird ſie noch lange vorhalten? Wird nicht eines ſchönen Morgens der nationale Leichtſinn die Köpfe ergreifen und ſelbſt die Aengſtlichen in den Strudel der Revolution fortreißen? — Es iſt möglich. — Die Franzoſen behalten immer den Leichtſinn der Jugend, die Vergangenheit erlöſcht in ihrem Gedächtniß, und der neue Morgen treibt ſie zu neuem Thun und neuem Leiden."

Das traurige Ereigniß hatte noch die Folge, daß für den Fall einer Thronerledigung eine Regentſchaft eingerichtet werden mußte. Sie wurde dem nächſten Agnaten, dem Herzog von Nemours, zugeſprochen, und das beſtimmte Lamartine, der umſonſt für die Herzogin von Orleans plädirt, plötzlich zur leidenſchaftlichſten Oppoſition überzugehn. auch ihm war der demokratiſche Geiſt zu Kopf geſtiegen.

In dem Gedicht „de la paresse" Nov. 1842 klagt Alfred de Muſſet, daß es in Frankreich keine Vorurtheile, daß es keine Bewunderung mehr gebe, daß der Idealismus ſich in ohnmächtigen Wünſchen erſchöpfe, während als einzige ſolide Macht auf Erden das Geld in ſtiller Thätigkeit fortwirke. Man mißverſteht den Geiſt unſrer Zeit, wenn man ſich künſtlich zu extremen Wünſchen exaltirt; man will mehr, als man kann, und will ſchließlich gar nichts. Die Signatur unſers Zeitalters iſt nicht der Fanatismus, ſondern die Gleichgiltigkeit. Die Weltverbeſſerer zehren von alten Schätzen.

Vieux galons de Rousseau, défroque de Voltaire,
Carmagnole en haillons volée à Robespierre,
Charmante garde-robe où sont emmaillotés
Du Peuple souverain les courtisans crottés;
Puis enfin, tout au bas, la dernière de toutes,
La fièvre de ces fous qui s'en vont par les routes
Arracher la charrue aux mains du laboureur,
Dans l'atelier désert corrompre le malheur,
Au nom d'un Dieu de paix qui nous prescrit l'aumône
Traîner au carrefour le pauvre qui frisonne,
D'un fer rouillé de sang armer sa maigre main,
Et se sauver dans l'ombre, en pressant l'assassin.

„Hier", schreibt Heine 4. Dec. 1842, „herrscht gegenwärtig die größte Ruhe. Ein abgematteter, schläfriger, gähnender Friede. Es ist alles still wie in einer verschneiten Winternacht. Nur ein leiser, monotoner Tropfenfall. Das sind die Zinsen, die fortlaufend hinabträufeln in die Capitalien, welche beständig anschwellen; man hört ordentlich wie sie wachsen, die Reichthümer der Reichen. Dazwischen das leise Schluchzen der Armuth. Manchmal auch klirrt etwas wie ein Messer, das gewetzt wird."

Aus diesen Wirren der Wirklichkeit schien die Dichtung sich nur erholen zu können, wenn sie ins alte romantische Land der Ideale zurückkehrte, und in der That begegnen wir, namentlich auf dem Theater, einer Reihe mehr oder minder glücklicher Versuche, sich dem rohen Realismus der Gegenwart zu entziehn — Versuche, wie sie bei uns Hebbel machte. Das erste Ereigniß dieser Richtung sind V. Hugo's „Burgraves" 1842.

Die Veranlassung war eine Rheinfahrt, in der V. Hugo die alten Ruinen durchforschte. „Er brach sich durch das Dickicht der Schlingpflanzen zu den zertrümmerten Mauern Bahn, setzte sich einsam auf einen Vorsprung, ließ sich von den Vögeln ansingen, betrachtete den Aufgang der Sonne und suchte eine alte moosbedeckte Inschrift zu entziffern, oder nahm das Maß eines Schwibbogens, während ihm der Wind Blätter und Blüthen auf den Kopf wehte. Abends im Mondschein, wenn die Dämmerung den Bergen jene phantastischen Formen und dem Fluß jenes unheimliche Stahlgrau verlieh, in welchem sich Gespenster und Kobolde so gern umhertreiben, kletterte er, in seinen Mantel gehüllt, über den Schiefer nach irgend einem Raubschloß. Kein Geishirt hätte es gewagt, ihn an diesen Schreckensort zu begleiten. (!) Er sog die sanfte Melancholie des Abends in sich ein, und blickte nach den Sternen am Himmel und den Lichtern an dem Fuß des Berges, bis die Mitternachtstunde von allen Kirchthürmen schlug, und er, unter Fledermäusen die einzige fühlende Brust, mit widerhallendem Schritt bis in die Keller hinabstieg. In solcher Stimmung kam ihm die Eingebung, den Geist dieser alten Burgen in einer Trilogie zu fixiren. Der Rhein kam ihm vor, wie Thessalien zu den Zeiten des Aeschylus, wo die Titanen gegen den Götterkönig sich empörten Er fand in den Burgraves ein ebenso ruchloses Geschlecht von Halbgöttern, als jene Brüder des Prometheus es waren." Unter andern unerhörten Dingen erfahren wir noch, daß Berlin soeben von den Vandalen (im Jahr 1200!), Danzig von den Heiden erobert ist.

Wie in „Notre-Dame“ ist die Hauptrolle des Stücks dem Stein gegeben. Der Wechsel der Scene dient dazu, uns in die verschiedenen Theile des Schlosses einzuführen. Jeder ist von dem entsprechenden spiritus familiaris bewohnt. In der Mitte ein dicker Thurm. In ihm waltet Burggraf Hiob, 120 Jahre alt, mit langem weißem Bart, stets in der Rüstung und im Helm, riesengroß wie die Titanen, der lange Reden über den Geist der alten Chevalerie hält, und wenn sein 80jähriger Sohn es einmal wagt, ihn zu unterbrechen, ihm strenge zuruft: Taisez-vous, jeune homme! Unten in dem Keller haust das Bild der Rache, ein in Fesseln geschlagenes 100jähriges Weib mit dem caraibischen Namen Guanamaraha; ihr Lebenszweck ist, einen Geliebten zu rächen, den Burggraf Hiob vor 80 Jahren aus dem Fenster geworfen hat, und wofür der Frevler von seinem eignen Sohn geschlachtet werden soll. Zu diesem Zweck wendet sie verschiedene Vergiftungen, Opium, Hexereien und dergleichen an, bis sich endlich ergiebt, daß jener Geliebte von dem Fall nicht umgekommen, daß er vielmehr kein Andrer ist, als Kaiser Barbarossa, Hiob's Bruder, der seinem Vater geschworen, sich vor 80 Jahren nicht zu rächen, der nach 80 Jahren aus dem Kyffhäuser aufsteigt und Hiob mit seinem ganzen Geschlecht in Fesseln schlagen läßt, aber als er ihn bußfertig findet und voller Loyalität für den Kaiser und das Reich, ihm vergiebt und in seinen Berg zurückkehrt, um den die Raben nisten. Nehmen wir noch als weitere Decoration im Ahnensaal das junge frivole Geschlecht, das über die alten Graubärte spottet; im Burgverließ die gefangenen Bürger, Studenten, Handwerker u. s. w., so haben wir die gesammte Trilogie: ein abschreckendes Beispiel, wohin es führt, wenn Kunst oder Wissenschaft die Geschichte ins historische Costum begräbt.

„Eckige Holzfiguren,“ schreibt Heine mit Recht, „überladen mit geschmacklosem Flitterstaat, bewegt durch sichtbare Drähte; ein unheimliches Puppenspiel, eine große, krampfhafte Nachäffung des Lebens; durch und durch erlogene Leidenschaft. Nichts ist mir fataler als diese Hugo'sche Leidenschaft, die sich so glühend gebärdet, äußerlich so prächtig auflodert, und doch inwendig so armselig nüchtern und frostig ist. Kalte Passion, in flammenden Redensarten aufgetischt.“

Die „Burggrafen“ erhielten 1843 eine gefährliche Concurrenz an zwei antiken Stücken, der „Judith“ der Frau v. Girardin, und der „Lucretia“ von Ponsard (29. J.). Beide waren für eine geniale Schauspielerin geschrieben, die Jüdin Rachel Felix (21 J.), die seit 5

Jahren das altclaſſiſche Theater wieder zu Ehren brachte. Corneille und Racine waren ſeit Talma's Tod in Vergeſſenheit gerathen, da keine bedeutende Kraft ihre Geſtalten zu beleben verſtand, und man dachte in Paris über ſie wie in Deutſchland. Nun wurde das auf einmal anders.

Wir haben die Rachel erſt ſieben Jahre ſpäter geſehn; damals ſchrieb ein deutſcher Kritiker: „Für Hingebung, Zärtlichkeit, Liebesgluth vermag ſie auf der Bühne noch jetzt nicht Blick und Ton zu finden; aber alle dunkleren Stimmungen vom erhabenen Stolz an, durch alle Grade und Schattirungen finſteren Schmerzes, durch das ganze Regiſter von Zorn, Eiferſucht, Haß bis zur Verzweiflung und zur Wuth einer Furie handhabt ſie mit einer Virtuoſität, die den Zuſchauer faſt betroffen macht. Man fühlt dann die dämoniſche Kraft eines Genies mit einem Entzücken, das mit leiſem Grauen zu kämpfen hat. Jeder Wirkung iſt ſie ſich bewußt, überall iſt ihre originelle Kraft durch die Kunſt beherrſcht, alle Effecte ſind ſicher und ſtehn ihr feſt, und doch empfindet auch der geübte Blick nirgend oder doch nur ſehr ſelten die Abſicht und Zucht heraus, die ſonſt auf die Länge bei allem franzöſiſchen Spiel den Deutſchen zu erkälten pflegt; ſo groß iſt die ſchöpferiſche Kraft, welche in ihr arbeitet. Die Franzoſen, für ihre Mängel gar nicht blind, fühlen ſich doch ſtolz im Beſitz einer Künſtlerin, aus deren Augen ſo viel Teufel brennen, als ſonſt in ganz Frankreich kaum aufzufinden ſind, und deren feingeſchnittene Lippen ſich faſt zu einem Viereck aufkrauſen, um unerhörte ſchneidende Töne einer ſo grimmigen Verachtung gegen alles Exiſtirende herauszuſtoßen, daß der hartnäckigſte Stolz vor Schrecken in Nichts zerſchmilzt. Wir Deutſche ſuchen uns vergebens damit zu beruhigen, daß die große Künſtlerin doch am Ende nichts Anderes darſtellen könne als ein böſes Weib. Sie hat als Genie gegenüber einem guten Talent den Vorzug, unwiderſtehlich fortzureißen, wo ſie ihre Stärke zeigen kann, und den Nachtheil, da ſehr wenig zu wirken, wo die Stimme des Gottes, der ſie belebt, nicht zu ihr ſpricht."

Sie erſcheint zuerſt wie eine Statue, am liebſten in antiker Gewandung; aber weder ihr Geſicht noch ihre zarte Geſtalt erinnert an eine claſſiſche Schönheit. Das glänzende ſchwarze Haar, in vollen reichen Flechten um das Haupt geſchlungen, die bleichen Wangen nur ſanft geröthet, aber in dem großen ſchwarzen Auge, das vorläufig ins Leere ſtarrt und ſich in die innere Welt der Gedanken zu vertiefen ſcheint, ein dämoniſches Feuer, von dem man einen vulkaniſchen Ausbruch erwartet, ſo daß

man den übrigen Perſonen nicht die geringſte Aufmerkſamkeit ſchenkt: — es iſt ein Bild, welches an die Sagen vom Venusberg erinnert, wo die Marmorſtatuen plötzlich von einer unheimlichen Gluth ergriffen ſich belebten und in Dämonen verwandelten. Dieſe Verwandlung erfolgt plötzlich, erſchreckend, aber wenn man ſie in vielen Rollen geſehn, meiſt in einer ähnlichen Form. Wenn die ganze Erſcheinung der Romantik angehört, ſo zeigt ſich das auch in ihrer Neigung, die Todesſcenen, welche Corneille und Racine nach dem Muſter der Griechen von der Bühne entfernten, mit überwältigender Virtuoſität auszumalen. Wer, ohne ſie geſehn zu haben, ſich eine ungefähre Vorſtellung von der ganzen Fülle ihres Talents machen will, muß Scribe's Adrienne Lecouvreur zur Hand nehmen die eigens für ſie geſchrieben iſt und in der ſich alle theatraliſchen Momente vorfinden, aus denen ſie ihre Rollen zuſammenſetzt.

Freilich wird man erſt durch ſie darauf aufmerkſam, daß etwas von dieſer dämoniſchen Gluth bei den alten Claſſikern ſich bereits vorfindet. In dem Hélas! in welches Camille in den Horatiern ausbricht, nachdem eine lange Erzählung von dem Tod ihres Geliebten vorangegangen iſt, liegt das ſtumme Spiel, durch welches ſie während derſelben die Nerven aller Zuſchauer auf das furchtbarſte aufregt, mittelbar bereits enthalten, und der entſetzliche Fluch gegen Rom rechtfertigt die wilde Gewalt, mit der ſie alle Weiblichkeit von ſich abwirft und tigerartig gegen ihren Bruder wüthet. Allein die alte Tragödie hat doch eine Umwandlung erlitten. Das romantiſche Beſtreben, im Detail zu charakteriſiren und ſich der Naturwahrheit wenigſtens zu nähern, machte, daß der franzöſiſche Tragöde überhaupt ſein Spiel weit mehr von den Dichterworten trennte, als bei uns für möglich und erlaubt gelten würde, daß er alle die Empfindungen, Gefühlsausbrüche und leidenſchaftlichen Zuckungen der Seele, welche im Text oft nicht angedeutet waren, ſelbſt mit erſtaunlicher Freiheit hinzuſchuf. Die Verſe wurden dann die Muſik, deren unwiderſtehliche Melodie ihn und ſein Publicum in einen gewiſſen Rauſch verſetzte; in dieſer erhöhten Stimmung ſchuf er mit ſouverainer Kraft den Inhalt der Scene, ſchleuderte hier ganze Reihen von Verſen mit unendlicher Volubilität der Zunge von ſich, ſteckte dort auf einer epigrammatiſchen Spitze die volle Gluth eines ungeheueren Gefühls auf, und verwandelte ſo die ſententiöſe Rede in eine Scene voll leidenſchaftlicher Bewegung, welche durch manches Detail des Spiels, die ſchnellen Uebergänge, das ſtarke Auftragen der Farbe und durch das Accompagnement des Alexandriners allerdings an das Melodram erinnert.

Faſt jeder neue Erfolg muß bei den Franzoſen als Sache einer Partei, einer Schule betrieben werden. Es war von Rachel ſehr richtig berechnet, daß ſie ſich ausſchließlich als Vertreterin des altfranzöſiſchen Geſchmacks darſtellte und den lebhaften Wünſchen V. Hugo's und der übrigen Romantiker, in ihren Stücken eine Rolle zu übernehmen, beharrlichen Widerſtand entgegenſetzte. Erſt weit ſpäter, als der Gegenſatz zwiſchen der claſſiſchen und romantiſchen Dichtung alles Intereſſe verloren hatte, ließ ſie ſich erbitten, und erwarb als Tisbe neue Lorbeern. Eine nach der andern von den Rollen Corneille's und Racine's wurde von ihr neu geſchaffen; als Camille, als Phädra, als Athalie u. ſ. w. erregte ſie gleiche Bewunderung; aber da der Canon jener Dichtung beſchränkt war, wandte ſie ſich zu den vergeſſenen Poeten der Kaiſerzeit und hauchte Lemercier's Fredegunde und Lebrun's Maria Stuart eine Seele ein. Am gelegenſten mußte ihr der Verſuch jüngerer Dichter kommen, im Stil Corneille's und über ſeine Stoffe zu ſchreiben, und in der Wiederaufnahme des Alten den Reiz der Neuheit zu ſuchen.

Ob die Dichterin der „Judith" bereits Hebbel's Bearbeitung kannte, wiſſen wir nicht, manche Züge erinnern ziemlich auffallend daran. — Im Uebrigen verleugnet ſich das altfranzöſiſche Theater nicht. Man war zu Ninive gerade ſo leichtfertig, ſittenlos und ſpöttiſch, wie am Hof Ludwig's XV., auch an zarter Liebe und ritterlichen Manieren fehlte es nicht. Holofernes erinnert an Orosman: il est noble, il est jeune et son courage brille. Er hat Abſcheu vor dem Blut, das er leider vergießen muß; ſobald er allein iſt, ſehnt er ſich nach den ſtillen Reizen des Landlebens. Er hat Judith ſchon lange heimlich belauſcht, und liebt ſie mit einer wilden Zärtlichkeit; als ſie nun in ſeinem Lager ankommt, um ihn zu ermorden, findet er ſo rührende Ausdrücke für ſeine Liebe, daß die ſchöne Jüdin gerührt wird. Er verſpricht Israel Gnade, wenn ſie ſeinen Bitten Gehör ſchenken wolle. Im dritten Act, da alle Welt bei einem Banquet verſammelt iſt, ſcheint die Sache doch bedenklich zu werden, da erklärt Holofernes plötzlich, er wolle ſchlafen gehn, ſie möge um Mitternacht ihm nachkommen; auf ihr Gebet ſchläft er ein — das Weitere kennt man aus Hebbel's zweiter Bearbeitung.

Ponſard's „Lucrèce" erregte einen Enthuſiasmus wie die erſten Dramen V. Hugo's; ein neues Geſtirn war am poetiſchen Himmel aufgetaucht. Wenn man das Stück heute in die Hände nimmt, erſcheint dieſe Begeiſterung ſchwer verſtändlich. Das Thema war in Frankreich vielfach

behandelt; was Ponſard Lignes hinzugethan, war eine offenbare Verſchlechterung des Livius. An den typiſchen Figuren konnte nicht wohl geändert werden, ohne den Sinn des Ganzen zu ändern. Arnault, der alte Claſſiker, hatte den Verſuch gemacht, durch eine geheime Neigung Lucretia's zu Sextus der Fabel einen modernen Beiſchmack zu geben. Dieſe Verirrung hat Ponſard vermieden; dagegen ſtellt er Brutus' Gemahlin als Sextus' Maitreſſe dar, und wirft dadurch auf die Geſtalt ſeines Helden in den Augen der Franzoſen ein Ridicul, das jedenfalls überflüſſig war. Dagegen tritt Brutus nicht als Wahnſinniger auf: ſeine Ausſprüche, wenn ſie auch ſeltſam klingen, verrathen auch dem unbefangenſten Beobachter eine überlegene Einſicht, und man begreift nicht, daß der mißtrauiſche Tyrann keinen Argwohn ſchöpft. Durch dieſe Abſchwächung gab der Dichter den Haupteffect auf, die Ueberraſchung und den Schreck der Menge über die plötzliche Umwandlung des Brutus. Da er nun gefliſſentlich alle weiteren Kunſtmittel vermeidet, die nicht aus der Sache entſpringen, ſo bleibt ihm nichts übrig als die Rhetorik, und dieſe iſt in der That, ohne glänzend zu ſein, der Sprache V. Hugo's vorzuziehen. Vor Allem iſt ſie kein Gegenſatz zum Stil von 1829. Freilich iſt die Sprache klarer und nüchterner, aber die Neuerungen des Rhythmus, die Uebergänge von der ſtrengen Declamation zum Geplauder der Umgangsſprache ſind recipirt, und nicht blos die Anhäufung des antiquariſchen Coſtums, ſondern auch die Verſtöße gegen die Geſchichte finden ſich eben ſo zahlreich, als bei dem König der Romantiker.

In dem alten claſſiſchen Theater wurden die Römer nicht als Römer, ſondern als populaire Figuren der aus Livius und Plutarch excerpirten Kinderbücher geſchildert. Seitdem aber die Forſchung ſich in die Details des Rechtweſens, der Gebräuche und ſozuſagen des Stilllebens im Alterthum vertieft, kann die Antike ſich zu einem willigen Stoff des modernen Gefühlsconflicts nicht mehr hergeben. Auch ein ungelehrter Mann, wie A. Dumas, wird im Caligula eine Fülle von Genremalerei anbringen müſſen, die den naiven Kaiſer- und Tyrannengeſchichten eines Corneille oder Racine ſo fremd iſt, wie Niebuhr's Studien den Plutarchiſchen Floskeln, aus denen Robespierre ſeine Staatsweisheit ſchöpfte.

Es folgte zunächſt eine „Virginie" von Latour, dann eine ganze Reihe der bekannten Stoffe aus der Kaiſerzeit; die pikanteſte Arbeit war „Valeria" von Lacroix, ein Verſuch, die berüchtigte Meſſalina ſittlich zu rechtfertigen, da nicht ſie, ſondern ihre Zwillingsſchweſter Lycisca die Un-

thaten begangen haben ſollte, deren die Erſtere durch böswillige Gegner bezüchtigt wurde. So erhielt die Rachel, welche beide Rollen gab, Gelegenheit, an demſelben Abend im Coſtum einer würdigen Prieſterin und eines leichtſinnigen Freudenmädchens aufzutreten. Man ſieht, daß die claſſiſche Reaction aus demſelben Streben hervorging, dem auch die Romantik ihren Urſprung verdankte, aus dem Streben nach dem Contraſt.

Ponſard ſelbſt hatte den guten Geſchmack, bei ſeinen folgenden Tragödien von der römiſchen Geſchichte abzuſehn. „Agnès de Meranie“ ſpielt im vollſten Mittelalter, „Charlotte Corday“ in der Revolution. Die Stücke waren im Ganzen nüchtern und farblos, auch die ſpätern antiken Verſuche ſchlugen fehl. Frau v. Girardin dichtete noch eine „Kleopatra“, mehr in der Manier V. Hugo's als in der Corneille's. Ein wunderlicher Verſuch war noch die Aufnahme antiker Stoffe ins Luſtſpiel, zuerſt von Emilie Augier angeſtellt, dann von Ponſard wieder aufgenommen: zierliche Paſtellgemälde, denen nur Rachel's eigenthümlicher Reiz ein ſcheinbares Leben einhauchte.

Uebrigens ſchwankte der Geſchmack durchweg zwiſchen dem Nüchternen und Abſurden, ſtellt man Soumet's „Jungfrau von Orleans“ neben die Burggrafen, ſo weiß man nicht, wem man den Preis der Hundstagsraſerei zuerkennen ſoll. Der alte Dichter (55. J.) hatte früher ehrbar die Erfindung der Kuhpocken beſungen: die Romantik mußte ſtark um ſich gegriffen haben, ihm ſolche Einfälle einzugeben.

Auch die Lyrik legte ſich, und nicht ohne Geſchick, aufs Ideale und Myſtiſche: ſo Victor de Laprade in „Eleusis“ (die Myſterien des Ackerbaus), „Psyché“, „Hermia“ (geboren von einem Strahl der Maiſonne, flieht ſie in die Wälder, wo ſie ſich dem Geiſt der Dinge aſſimilirt; ſie theilt mit einem jungen Mann in Keuſchheit die Einſamkeit; ein Kuß giebt ihr den Tod). Ferner Edgar Quinet in „la Sirène“, einem kühnen und hochpoetiſchen Symbol des pantheiſtiſchen Naturgeiſtes, der die ganze Welt durchdringt. Endlich Alfred de Vigny in den „philoſophiſchen Gedichten“ 1843; Farbe und Stimmung ſind durchweg vortrefflich, z. B.:

Votre nuit est bien sombre et le vent seul murmure;
Une peur inconnue accable la nature.
Les oiseaux sont cachés dans le creux des pins noirs...
L'orage sonne au loin, le bois va se courber,
De larges gouttes d'eau commencent à tomber;
Le combat se prépare et l'immense ravage
Entre la nue ardente et la forêt sauvage.

Sucht man aber nach dem Grund ſolcher Stimmungen, die aus der Beſchreibung ſelbſt nicht hervorgehn, ſo fühlt man ein gewiſſes Schwanken; der Dichter iſt nicht unbefangen, er denkt ſich noch etwas hinter ſeinen Bildern, ein myſtiſches Symbol. Zuweilen wird man durch eine philoſophiſche Bemerkung überraſcht, die ſich durch kein erkennbares Mittelglied in den Zuſammenhang einführt, und zuletzt umhüllt ein grauer Nebel des Zweifels das in ſo hellen Farben begonnene Gemälde.

Tout homme a vu le mur qui borne son esprit . . .
Pour moi, qui ne sais rien et vais du doute au rêve,
Je crois qu'après la mort, quand l'union s'achève,
L'âme retrouve alors la vue et la clarté . . .

Brizeux — der mit Barbier längere Zeit in Italien zugebracht — in der Sammlung „les Ternaires“: der wunderliche Titel ſoll auf das dritte, reife, aber etwas ermüdete Lebensalter hindeuten, dem dieſe Gedichte entſprungen ſind. Das Anziehendſte iſt die Darſtellung des Heimwehs. Der Dichter hört einen armen italieniſchen Knaben den Dudelſack ſpielen; Keiner mag auf ihn hören, aber der Bretone erkennt den Ton ſeines heimathlichen Inſtruments, es klingt ihm wie ein Kuhreigen, und die ganze Bretagne mit ihrem Horizont, mit dem Meer und den luftigen Gebilden der Sage taucht vor ſeiner Einbildungskraft auf.

O landes! ô forêts! pierres sombres et hautes,
Bois qui couvrez nos champs, mers qui battez nos côtes,
Villages où les morts errent avec les vents,
Bretagne! d'où te vient l'amour de tes enfans?
Des villes d'Italie, où j'osai, jeune et svelte,
Parmi ces hommes bruns montrer l'oeil bleu d'un Celte;
J'arrivai, plein des feux de leur volcan sacré,
Mûri par leur soleil, de leurs arts enivré;
Mais dès que je sentis, ô ma terre natale,
L'odeur qui des genêts et des landes s'exhale,
Lorsque je vis le flux et reflux de la mer
Et les tristes sapins se balancer dans l'air;
Adieu les orangers, les marbres de Carrare!
Mon instinct l'emporta, je redevins barbare,
Et j'oubliai les noms des antiques héros
Pour chanter les combats des loups et des taureaux!

Seit dieſer Zeit hat er ſich ausſchließlich der Verherrlichung ſeiner Heimath gewidmet, ſeine Dichtungen enthalten eine Reihe landſchaft-

licher und bukolischer Genrebilder; die kleinen Liebesgeschichten sind mit einer reizenden Naivetät erzählt; Brizeux hat die Gabe, auch dem Unbedeutenden durch die Melodie Reiz zu geben.

Lorsque l'étang est calme et la lune sereine:
Quelle est, gens du pays, cette blanche sirène,
Qui peigne ses cheveux, debout sur ce rocher? . . .
Oh! c'est-là, voyageur, une touchante histoire,
Mon père me l'a dite et vous pouvez y croire . . .
Oh merveilleux conteur, merci pour ton histoire!
Elle est triste, mais douce, et mon coeur y veut croire.

Sehr bezeichnend für die Umkehr des Geschmacks ist ein Sonett von Ste. Beuve:

J'ai fait le tour des choses de la vie;
J'ai bien erré dans le monde de l'art:
Cherchant le beau, j'ai poussé le hasard;
Dans mes efforts la grâce s'est enfuie.
A bien des coeurs où la joie est ravie
J'ai demandé du bonheur, mais trop tard!
A maint orage, éclos sous un regard,
J'ai dit: Renais, ô flamme évanouie!
Et j'ai trouvé, bien, las enfin et mûr,
Que pour l'art même et sa beauté plus vive,
Il n'est rien tel qu'une grâce naïve;
Et qu'en bonheur il n'est charme plus sûr,
Fleur plus divine aux gazons de la rive,
Qu'un jeune coeur embelli d'un front pur.

Mehr und mehr machte sich gegen den herrschenden Strom der Empfindung eine Reaction bei denen fühlbar, die früher mit der Menge am heftigsten gelärmt hatten. Der Fieberhitze wurde dann wohl schneidende Kälte entgegengestellt. Wenn an einer Tafel die Trunkenheit zu barocke Formen annimmt, wirkt sie auf manche ernüchternd. Die Phrase war mit dem Gefühl durchgegangen, die Leidenschaft, die sich vornehm vom Massengefühl absondern wollte, hatte dazu geführt, daß auch der Spießbürger zu rasen anfing, und so der Unterschied wieder aufhörte. Man fing an, die Phrase und das souveräne Gefühl mit starkem Mißtrauen zu betrachten. Ste. Beuve sagt von seinen alten literarischen Portraits: „en égard au peintre et aux modèles ils ne peuvent être considérés que comme des portraits de jeunesse: Juvenis juvenem pinxit. Le temps est venu de refaire ce qui a vieilli, des reprendre ce qui a

changé, de montrer décidément la grimace et la ride là où l'on n'aurait voulu voir que le sourire“ . . . „Man kennt einen Menſchen erſt dann vollſtändig, wenn man wenigſtens zwei Portraits beſitzt, eines aus ſeiner Jugend und eines aus ſeinem Alter.“ — Er bedauert, daß die eigentlichen Lehrer der Jugend ſich ſeit der Julirevolution von dem literariſchen Leben zurückgezogen hatten; ſeitdem ſei eine allgemeine Anarchie eingetreten, jeder Dichter halte ſich für den Mittelpunkt der Welt, jeder nenne ſich einen König. „Mit der Eitelkeit und dem Hochmuth vermiſcht ſich die Begierde nach glänzenden Genüſſen. Man beutet die ſchlechten Neigungen der Menge aus, die man doch verachtet, und ſteigert ſich, um ihre Neugierde fortwährend anzuregen, zu einer raffinirten Verderbniß der Einbildungskraft. Jeder von dieſen literariſchen Königen hat ſeinen Hof, und alle Rückſichten des Anſtandes ſind geſchwunden. Die geehrteſten Dichter ſchämen ſich nicht, die feilſten und verworfenſten Federn um ſich zu ſammeln, um ſich ſelbſt zu preiſen und die Gegner mit Schmuz zu bewerfen. Das Bedürfniß, fortwährend zu produciren, ohne vom Geiſt ergriffen zu ſein, treibt ſie zu den unſinnigſten Erfindungen, und dieſen Eingang zu verſchaffen, ſind ihnen die niedrigſten Mittel recht.“

„Ils croient de bonne foi avoir les passions fortes, parcequ'ils les ont turbulentes; ils se laissent éblouir par ces feux de paille, ils ne voient pas que ces ardeurs prétendues ne sont que l'effet d'une volonté faible et de convoitises désordonnées. C'est pitié de les voir inventer des théories pour cacher leur maladie ou leurs pauvretés, et répéter, sans trop s'entendre, qu'il y a de certaines grandeurs dans le vice, que le coeur de l'homme est soumis à la fatalité du bien ou à celle du mal, que les grandes passions sont invincibles. Ils prennent la violence des passions pour de la force. Ils ne comprennent pas que la passion peut nous tuer et ne peut nous vaincre; car ils n'ont mesuré ni la force de la volonté, ni la dignité de l'âme immortelle. Depuis qu'on a jeté dans le monde cet accouplement de mots: Désordre et génie, un nombre immense de petits esprits et de lâches coeurs se sont mis à tirer vanité de leur misère, dans l'espérance de faire croire à la grandeur de leur intelligence par le spectacle même de leur turpitude morale. Il faut à la plupart des hommes un rôle, grand ou vil. Ils ne peuvent pas se résigner à n'être que ce qu'ils sont, c'est-à-dire à n'etre rien.“

Der das ſchrieb, Couſin's Schüler Jules Simon, hielt in der

Sorbonne Vorleſungen über die Geſchichte der alexandriniſchen Philoſophie, die er dann herausgab; er billigt ihren Grundſatz, die Idee des Unendlichen liege allem Wiſſen zu Grunde, obgleich man ſich von ihr keinen beſtimmten Begriff machen könne. Die Entſtehung einer neuen Religion ſei unmöglich, die Philoſophie ſei in ihrem vollen Recht, die überlieferten Vorſtellungen nach den neuen Begriffen zu vergeiſtigen. — Strenger wiſſenſchaftlich behandelte Ed. Bacherot denſelben Gegenſtand; Ozanam ſchrieb über Dante und die katholiſche Philoſophie des 13. Jahrhunderts. Der Elſäſſer Wilm gewann (1844) die Preisaufgabe über Kant. — Remuſat ſtudirte die Scholaſtiker: zwei Abſchnitte, die er daraus gab, Abälard und Anſelm von Canterbury, ſind muſterhafte Monographien für das Verſtändniß mittelalterlichen Denkens. — Couſin, jetzt ganz Carteſianer, beſchäftigte ſich viel mit den Janſeniſten; er entzifferte das urſprüngliche Manuſcript der Pensées von Pascal, welches von den Janſeniſten aus religiöſen Rückſichten modificirt war, und welches uns Pascal in einer ganz neuen Form zeigt, als den Skeptiker mit gigantiſcher Kraft, der angſtvoll nach dem Glauben ringt. In der Abhandlung über den Skepticismus Pascal's ſind die Beziehungen der Janſeniſten zu Descartes und Spinoza analyſirt. Couſin zeigt, daß ſie mit ihrer Gnadentheorie nothwendig die Philoſophie bekämpfen mußten, und daß nach ihnen philoſophiren ſo viel hieß, als die Philoſophie verachten. Er ſchildert die Seelenkämpfe, die in ihrer Mitte ſtattfanden, als der Carteſianismus eingeführt werden ſollte. Scharfſinnig entwickelt er die Verwandtſchaft mit Larochefaucould in dem Unglauben an alle allgemeine Ideen, in der Zurückführung aller geiſtigen Motive auf Selbſtſucht und Eitelkeit. Die kirchliche Partei hatte in Pascal den Gläubigen verehrt, der von feſter Ueberzeugung getragen, den Unglauben zu Boden ſchlug. Die echte Handſchrift zeigte ihn als den Suchenden und Zweifelnden, der trotz ſeiner qualvollen Anſtrengungen ſich vergebens der Angriffe ſeines Verſtandes zu erwehren ſuchte, und in der Verzweiflung, auf dieſem Wege zu Gott zu dringen, endlich in einer ſonderbaren Wendung ſeinen Troſt fand: der Glaube kann vielleicht die Seele retten, im Unglauben geht ſie jedenfalls unter: da nun von einem begründeten Wiſſen nicht die Rede iſt, ſo treibt uns die Weisheit, den erſten zu wählen, um auf alle Fälle ſicher zu gehn. Es tritt uns in Pascal eine mächtige und ſtolze Seele entgegen, die aber krank und unglücklich war und im abſoluten Zweifel eine Nahrung für ihre Melancholie ſuchte. Couſin hat nicht Unrecht, nach dieſem großen

Schriftſteller das Bild des Myſtikers zu entwerfen, den die Philoſophie aus allen Kräften bekämpfen muß. „Es iſt um ſo wichtiger, offen mit der Myſtik zu brechen, je näher ſie uns berührt, je leichter ſie durch einen Anſchein von Größe feingeſtimmte Seelen verlockt, namentlich in einer Zeit der Müdigkeit, wo nach einer Reihe grauſamer Enttäuſchungen die menſchliche Vernunft den Glauben an ihre eigne Macht verloren hat, und um den unauslöſchlichen Durſt nach Gott zu ſtillen, ſich blind und angſtvoll nach allen Seiten wendet, und nach dem Neuen, dem Chimäriſchen, dem Abſurden greift, um das Unmögliche zu erreichen. Nicht ungeſtraft empört man ſich gegen die Vernunft; ſie züchtigt unſere falſche Weisheit und überläßt ſie den ärgſten Ausſchweifungen. Wenn man willkürlich ſeinen Glauben in die Schranken der unmittelbaren Wahrnehmung einengt, ſo erſtickt man in dieſen Schranken und greift zum Wunder, um ſich daraus zu befreien. Man wagt nicht, auf die Autorität der natürlichen Vernunft das Daſein Gottes zu gründen, und verlangt nach einer unmittelbaren Mittheilung, in der Art, wie man mit den Gegenſtänden der ſinnlichen Wahrnehmung umgeht. Es iſt eine Schwäche der Vernunft, an ſich ſelbſt zu zweifeln, es iſt eine Verwegenheit, in der Verzweiflung des Denkens von einer unmittelbaren Berührung mit Gott zu träumen. Dieſer verzweifelte und vermeſſene Traum iſt die Myſtik, in der ſich der Skepticismus mit dem Aberglauben vereint. Sie wendet ſich an das Gefühl und verwirrt es, indem ſie ihm ſchmeichelt; aber ſtatt den Menſchen zu Gott zu erheben, drückt ihn die Ekſtaſe vielmehr unter die Menſchheit herab, indem ſie das Denken auslöſcht. Auch das echte Gefühl muß durch die Idee getragen werden. Es iſt das unendliche Weſen, das wir lieben, indem wir die endlichen Dinge zu lieben glauben. Le coeur est insatiable, parcequ'il aspire à l'infini. Ce sentiment, ce besoin de l'infini, est au fond des grandes passions et des plus légers désirs. Un soupir de l'âme en présence du ciel étoilé, la mélancolie attachée à la passion de la gloire et de la science, à l'ambition, à tous les grands mouvemens de l'âme, l'expriment mieux sans doute, mais ne l'expriment pas davantage que le caprice et la mobilité de ces amours vulgaires, errant d'objets, dans un cercle perpétuel d'ardens désirs, de poignantes inquiétudes, de désenchantements douloureux. Par la philosophie le coeur se rend compte de la fin dernière du besoin d'aimer qui le tourmente.“

Für Couſin beginnt das echte franzöſiſche Denken mit Descartes.

„Das 16. Jahrhundert iſt ein Zeitalter der Revolution; es bricht mit dem Mittelalter, es ſucht mühſam und ängſtlich und ſieht das gelobte Land nur von weitem. Es erſchöpft ſich in ſeinen Anſtrengungen, ohne das erſehnte Ziel zu erreichen. Das 17. Jahrhundert, vollſtändig befreit, hat mit dem Mittelalter nichts mehr gemein; aber ebenſo ſcheidet es ſich von ſeiner unmittelbaren Vergangenheit. An Stelle des unruhigen Ungeſtüms ſetzt es eine geregelte Energie, die ihr Ziel kennt und mit Ordnung darauf zugeht. Der Verſtand und die Mäßigung überwachen alle Arbeiten, die von einer Solidität und Schönheit ſind, daß ſie der Einwirkung der Zeiten trotzen. Um ſich mit vollkommener Freiheit zu entfalten, bedarf der Genius einer feſten und anerkannten Ordnung der Dinge, die ihn inſpirirt und deren Vertreter er iſt. Ohne dieſe bewegt ſich auch die mächtigſte Imagination im Leeren, und ihre Schöpfungen ſind von zweifelhaftem Werth.“

Treu dieſen Ideen ſchreibt Couſin 7 J. ſpäter: „Seit Descartes weiß man, daß nur das Studium den Menſchen zu Gott führt. Seitdem giebt es keine Autorität ohne dieſe Stütze; auch in der Politik. Die menſchliche Geſellſchaft iſt ihr eignes Werk, ſie hängt von keiner fremden geheimnißvollen Macht ab, und der einzige Grund der Autorität iſt der Inſtinct und die Uebereinſtimmung der Völker. Das Princip der nationalen Souverainetät, durch die Revolution feſtgeſtellt, entſpricht dem Princip des freien Denkens, welches Carteſius gefunden. Wohl weiß ich, daß die Söhne nicht den Glauben ihrer Väter geerbt haben. Unſer Geſchlecht hat ſo viel Wandlungen erlitten, daß es müde iſt und ſich nach Ruhe ſehnt. Er verlangt nach der Autorität, wie die Jugend von 1789 nach der Freiheit, und Läſterungen gegen die Philoſophie und gegen die Revolution ſind an der Tagesordnung; aber es giebt keinen Glauben gegen die Vernunft. Selbſt wenn die Vernunft, von Zweifeln gequält, ihr Recht in die Hände einer fremden Autorität niederlegt, ſo iſt das eine Selbſttäuſchung. Man mißtraut der Vernunft, weil ſie im vorigen Jahrhundert vom Gefühl ſich trennte; aber das von der Vernunft getrennte Gefühl iſt eine noch ſchlechtere Stütze. Wohl leidet die Gegenwart an jener Zerfahrenheit des Willens, die mit der Unbeſtimmtheit des Glaubens zuſammenhängt; aber auch dieſer Indifferentismus iſt nur durch eine gründliche philoſophiſche Bildung zu bekämpfen.“

Die Gegner der eklektiſchen Schule, die Anhänger Condillac's, fanden in Aug. Comte, dem Begründer der „poſitiven Philoſophie“, einen unternehmenden Verbündeten; deutlicher als er ſelbſt, hat der Naturforſcher

Littré, Herausgeber des Hippokrates, ſein Syſtem auseinandergeſetzt. — Die Geſchichte der Menſchheit zerfällt in drei Epochen, in die theologiſche, metaphyſiſche und poſitive. Die zweite, die mit den Sophiſten beginnt, in einer Zeit, wo die Feſtigkeit der religiöſen Tradition gebrochen war, hat für die gründliche Beſeitigung des Aberglaubens viel gethan; Neues zu ſchaffen, war ſie aber nicht im Stande, der Nominalismus des Mittelalters, der dem Chriſtenthum gegenüber ungefähr die Rolle der griechiſchen Sophiſtik ſpielte, ebenſo wenig als ſein Vorbild. Die Vervollkommnung der Logik war unabhängig von den Fortſchritten der Metaphyſik, die nur neue, den mythologiſchen Geſtalten ähnliche Luftbilder hervorbrachte. Die formale Logik hat keinen andern Zweck, als die Beweiſe zu ordnen. „Le syllogisme n'est pas déductif, car il contient implicitement une pétition de principe; il lui est interdit de faire un pas hors de lui-même.“ Der letzte und gefährlichſte der Nominaliſten, Descartes, machte wenigſtens mit den vorhandenen Mythen reinen Tiſch, freilich nur, um ſie durch das Cogito wieder herzuſtellen. Die Nichtigkeit dieſer Deduction hat Kant nachgewieſen, und am Wiſſen verzweifelnd, ſeinen Idealismus auf den Nutzen baſirt; damit hat die Metaphyſik abgedankt, und in ihre Stelle ſind die poſitiven Wiſſenſchaften getreten, die nicht auf eitle Conſtructionen des Begriffs, ſondern auf Feſtſtellung der Thatſachen ausgehn. Die Entwickelung der Wiſſenſchaften folgt einer beſtimmten Ordnung: die Mathematik (méthode de déduction) beginnt ſchon bei den Griechen, ſie wird durch die Araber fortgepflanzt. Es folgt die Aſtronomie (méthode d'observation), die durch Newton aus einer inductiven zu einer deductiven Wiſſenſchaft erhoben wurde; die Phyſik (l'expérimentation) durch Galilei; die Chemie, hervorgegangen aus der Alchymie, erſt Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch Lavoiſier wiſſenſchaftlich begründet (la classification); die Biologie durch Bichat: méthode comparative; — endlich die Geſchichte durch Comte! Erſt durch dieſe neue Wiſſenſchaft ſollen die anderen ihre richtige Stelle erhalten. „On disait autrefois: Coeli ennarant gloriam Dei; aujourd'hui les cieux ne racontent que la gloire de Newton et de Laplace!“

Couſin war von den verſchiedenſten Seiten böswilligen Angriffen ausgeſetzt. Der Radicale P. Leroux bekämpfte nicht nur ſein Syſtem, ſondern ſeinen Charakter und ſeine Sitten; die jeſuitiſchen Flugblätter gingen noch weiter: in einem derſelben heißt es: „il ajoute à l'insolente grossièreté du cocher la plate hypocrisie du valet.“

Wie ſtark die clerikale Geſinnung um ſich griff, zeigt die Verbreitung der „philoſophiſchen Studien über das Chriſtenthum“ von Nicolas, die ſchnell in 10,000 Ex. verkauft wurden. Der Verfaſſer war übrigens ein gebildeter und gelehrter Mann; andere ſeiner Partei, wie der Abbé Maret („chriſtliche Theodicée“) und Abbé Bautain („Psychologie expérimentale“) ſpielen die reinen Phantaſten. Der Letztere verwirft die pſychologiſche Methode, „qui se dessèche, comme Narcisse, dans sa propre contemplation, et donne naissance à tous les crimes par le principe de la souveraineté populaire.“ Es gebe ein höheres Vermögen, das uns zu Gott und den reinen Geiſtern in eine unmittelbare Beziehung ſetzt. Das Leben entwickelt ſich „par la fécondation ou intra-susception qui a lieu sous l'action du rayon vindicateur, au moment où le passif et l'actif, le subjectif et l'objectif s'unissent. L'homme, lorsqu'il n'est encore que *point salin*, éprouve tous les appétits blamables qui le font plus tard pécher contre le sixième commandement; il veut déjà se réharmoniser, il cherche le sexe, son complément ... La femme est spécialement femme dans l'âme par la force centrale et attractive, dans le corps par la prédominance des fonctions attractives et d'assimilation, par l'excès du mouvement centripète sur le mouvement centrifuge ... L'homme, qui sent moins centralement, vit dans son âme, dans son esprit et dans son corps, en subjectivant l'objectif et en objectivant le subjectif, et quand il est tout-à-fait à l'état d'individu humain, il éprouve plus vivement l'appétit du sexe son complément. Alors le multiplicande cherche le multiplicator, l'actif cherche le passif u. ſ. w.“

Während bekannte Vorkämpfer der Kirche ſich für das allgemeine Stimmrecht ausſprachen und ſich mit den Republikanern verbanden, bedrohten Andre, die auf den höchſten Stufen der Hierarchie ſtanden, Frankreich mit einem neuen Schreckensſyſtem, wenn man nicht allgemein wieder in die Meſſe ginge. Bouvier, Biſchof von Mans, erklärt in ſeinen „philoſophiſchen Inſtitutionen“, daß die Fürſten durch Geſetze, die ſie ſelbſt gemacht, nicht verpflichtet ſeien, weil Niemand ſich ſelbſt binden könne; er vertheidigt die Sclaverei, die Staatsſtreiche, die Verbindung mit den fremden Armeen gegen einen Uſurpator oder gegen rebelliſche Unterthanen und endlich den Tyrannenmord. Ein Andrer ſagt von den Männern der Inquiſition: „ils étaient des hommes de compréhension, de devouement et d'amour ... qui n'apportaient dans le monde *qu'un*

ardent désir d'éclairer ceux qui avaient besoin de flambeau!" Erinnern dieſe frechen belletriſtiſchen Wendungen nicht an die ſchmutzigſten Pamphlete der Procuratoren der Laterne aus den Zeiten der Revolution? Die neue Religion zeigte alle Uebelſtände einer Modethorheit. Vornehme Damen fingen an, theologiſche Bücher zu ſchreiben; ſie erklärten ſich für gehorſame Töchter der Kirche, aber in den unmaßgeblichen Meinungen, die ſie über Donizetti, das Pantheon, Fauſt, Voltaire und Cicero zum Beſten gaben, ſchlich ſich manche Ketzerei ein; ſo ſagte z. B. die eine vom heiligen Auguſtin: „il était plus curieux que profond, plus froid que grave, plus raisonneur que convaincu, plus infatigable que fort." Man ſtattete die Meßbücher in der Weiſe der Modezeitung aus und betrachtete die Beſchäftigung mit der Religion wie die Lecture eines recht pikanten Romans. Dieſe frivole belletriſtiſche Seite tritt mehr und mehr bei den Vertheidigern der Kirche in den Vordergrund. Orſini ſchreibt eine romantiſche Geſchichte der Jungfrau Maria mit Vignetten für ein lüſternes Publicum; eine der einflußreichſten unter den jeſuitiſchen Zeitſchriften enthüllt die Räthſel der Epoche vor der Sündfluth. Die Welt iſt „la manifestation de la lumière caloriqne agent de l'affinité, de l'électricité et du magnétisme; der Menſch in dem irdiſchen Paradies war ein geiſtiger Komet, er wurde daraus verbannt, weil er ſich mit dem Weibe in den Weg der ſideriſchen Schöpfungen warf.

„Trotz ihres blutdürſtigen Zelotismus", ſchreibt Heine, „ſind mir die Fanatiker lieber als jene Kunſtgläubigen, die ihre erſchlafften Seelen durch fromme Muſik und Heiligenbilder kitzeln laſſen, und gar als jene Religionsdilettanten, die mit den heiligen Symbolen liebäugeln, aber keine ernſthafte Ehe eingehn wollen. Letztere füllen jetzt unſre faſhionabeln Kirchen, z. B. Notre-Dame-de-Lorette, jene heiligen Boudoirs, wo der häßlichſte Rococogeſchmack herrſcht, ein Weihkeſſel, der nach Lavendel duftet, reichgepolſterte Betſtühle, roſige Beleuchtung und ſchmachtende Geſänge, überall Blumen und tändelnde Engel, kokette Andacht, die ſich fächelt mit Eventails von Boucher und Watteau — Pompadourchriſtenthum."

Indeß waren die Jeſuiten aus Belgien ſchaarenweiſe nach Frankreich herübergekommen, und hatten in Paris, in der Poſtſtraße, ein glänzendes Haus eingerichtet, der Sammelplatz der elegenteſten Equipagen und der feinſten Toiletten; der ganze Foubourg St. Germain ging bei ihnen zur Beichte. Sie wurden der Zielpunkt für die Angriffe der liberalen Schriftſteller, die glücklich waren, ohne offen mit der Kirche zu brechen, dem lang

verhaltenen Zorn gegen die Bigoterie Luft machen zu können. Am Collége de France eröffneten Michelet und Quinet 1843 ihre Vorleſungen gegen die Jeſuiten. Sie waren beide perſönlich gereizt, namentlich Michelet, der aus der Einſamkeit ſeiner Studien durch die Angriffe der Altgläubigen auf den Markt der Tagespolitik geriſſen wurde. Es handelte ſich hauptſächlich um die Beaufſichtigung des Erziehungsweſens durch den Staat.

„Leute," ſchreibt Heine, 1. Juni 1843, „welche, gelangten ſie zur Herrſchaft, nicht einmal die Freiheit des Denkens erlauben würden, ſchwärmen jetzt für Lehrfreiheit und klagen über Geiſtesmangel. Selbſt den Gemäßigtſten der Univerſität ſtieg endlich das Blut zu Kopf, und es war der mondſcheinſanfte Michelet, welcher plötzlich wild wurde und im Collége de France ausrief: euch fortzujagen, haben wir eine Dynaſtie geſtürzt, und iſt es nöthig, ſo werden wir noch ſechs Dynaſtien ſtürzen, um euch fortzujagen! — Daß Menſchen wie Michelet und Quinet als Kämpen auftreten würden gegen die Kleriſei, hätte ich mir nicht träumen laſſen. Ich erinnere mich einer rührenden Stelle der franzöſiſchen Geſchichte, wo Michelet von der Liebesangſt ſpricht, die ihn ergreife, wenn er den Verfall der Kirche zu beſprechen habe: es ſei ihm zu Muth wie damals, als er ſeine alte Mutter pflegte, die auf ihrem Krankenbett ſich durchgelegen hatte, ſo daß er nur mit aller erſinnlichen Schonung ihren wunden Leib zu berühren wagte. Er iſt ein geborner Spiritualiſt, Niemand hegt einen tiefern Abſcheu vor der Aufklärung, vor dem Materialismus, vor der Frivolität, vor jenen Voltairianern, mit denen er ſich jetzt dennoch verbündet. Er hat ſogar zur Logik ſeine Zuflucht nehmen müſſen! Hartes Schickſal für einen Mann, der ſich nur in den Fabelwäldern der Romantik heimiſch fühlt, der ſich am liebſten auf myſtiſch blauen Gefühlswogen ſchaukelt, und ſich ungern mit Gedanken abgiebt, die nicht ſymboliſch vermummt! — Hegel ſagte mir einſt: wenn man die Träume aufgeſchrieben hätte, welche die Menſchen während einer beſtimmten Periode geträumt, ſo würde einem aus der Lecture dieſer geſammelten Träume ein ganz richtiges Bild vom Geiſt jener Periode aufſteigen. Michelet's franzöſiſche Geſchichte iſt ein ſolches Traumbuch: das ganze träumende Mittelalter ſchaut daraus hervor mit ſeinen tiefen leidenden Augen, mit dem geſpenſtiſchen Lächeln; für die Schilderung jener ſomnambulen Zeit paßt eben ein ſomnambuler Geſchichtsſchreiber."

„Spiritualiſten ſind alles fähig, wenn man ſie raſend macht, und ſie

können alsdann sogar in den nüchtern vernünftigsten Rationalismus überschnappen: wer weiß, ob nicht Michelet und Quinet am Ende die crassesten Jacobiner werden, die tollsten Vernunftanbeter, fanatische Nachfrevler von Robespierre und Marat. — Quinet hat ganz den deutschen Charakter; wenn ich den Ahasver lese, wird mir ganz heimathlich zu Muth: wohlbekannte Glockentöne summen mir ums Haupt, auch die wohlbekannten Schellenkappen höre ich klingeln. Er ist ganz ein Deutscher, auch der äußern Erscheinung nach: eine kräftige, vierschrötige, ungekämmte Gestalt, ein liebes, ehrliches, wehmüthiges Gesicht; grauer, schlottriger Oberrock, den Jung Stilling genäht zu haben scheint."

Einen geistvollen Vertheidiger fanden die Jesuiten im Grafen R. Prieſt, der nachzuweisen suchte, sie seien im 18. J. als Märtyrer der Freiheit gegen den nivellirenden Absolutismus (Pombal u. s. w.) gefallen. — Derselbe suchte später den Mörder Conradin's, Karl von Anjou, zu rehabilitiren: er habe im guten Glauben, als Mann seiner Zeit gehandelt. Das ganze Mittelalter gewinnt bei ihm eine blühende Farbe; er malt als Artist, aber zugleich hat der gewandte Diplomat Freude an der Gewandtheit und Ausdauer des römischen Hofs.

Mit täppischen Händen bemächtigt sich E. Sue im „Juif errant" der Modefrage des Tags. Seine Schilderung der Jesuiten zeigt wenig historischen Sinn: er beschränkt sich darauf, die ungeheure Macht der Association nachzuweisen, die Anhäufung von Capital und den Einfluß einer strengen Disciplin. Daß der Orden einen religiösen Zweck hatte und im Anfang auch einen streng religiösen Charakter, dessen Spuren sich doch niemals ganz verwischt haben, davon erfährt man nichts. Seine Jesuiten sind einfache Theaterbösewichter, die ohne allen realen Zweck, blos durch Herrschsucht und Schadenfreude bestimmt, in sämmtlichen Welttheilen jedes nur erdenkbare Verbrechen ausüben. Sein Rodin gehört in die Reihe der Monstrositäten V. Hugo's: ein ekelhaftes kriechendes Gewürm in den Mittelpunkt der Weltbegebenheiten gestellt, und durch die Federn einer ungeheuren Maschinerie Herr über die Schicksale der Erde. Adrienne von Cardoville vertritt den Lieblingssatz des Dichters, daß die Erlösung der Menschheit nur aus der völligen Emancipation der Leidenschaften entspringt, und daß ein edles Gemüth am wirksamsten für die Noth seiner leidenden Brüder sorgt, wenn es sich einem raffinirten, aber gebildeten Genußleben ergiebt. Von innerm Zusammenhang, künstlerischer

Oekonomie in den Verhältnissen ist keine Rede: es sind eine Reihe brillanter Schlußeffecte, durch ziemlich langweilige, liederlich hingeworfene Einleitungen mit einander verbunden. Ein Erstaunen drängt das andre, und die Neugierde wechselt mit dem Gelächter der Enttäuschung. Dabei versteht er die Kunst, zur rechten Zeit zu schlagen, und die Wirkung vorzubereiten; selbst seine Trivialitäten dienen diesem Zweck, denn zu einem starken Sprung muß man tief Athem holen. Aeußerst komisch ist namentlich der Rahmen dieser Geschichte. Bei Aufgehn des Vorhangs stehn der ewige Jude und die ewige Jüdin auf beiden Seiten der Beringstraße: dann geht nach einer luftigen Umarmung der Eine durch Sibirien nach Europa, der Andere nach Nordamerika. Diese allegorische Person scheint zuweilen die Cholera, zuweilen die leidende Tugend zu bedeuten. Ihre Nachkommen sind seit vielen Geschlechtern Opfer der Jesuiten geworden.

Was früher als Paradoxie von einzelnen Verwegenen gewagt wurde, war jetzt Feldgeschrei der Menge geworden, man hantierte damit wie mit ausgemachten Wahrheiten. Die brutale Willkür, mit der z. B. in den „Mysterien von Paris" das Leben und seine Sitte zersetzt wurden, wirkte aufregend bis in die untersten Schichten des Volks. Demokraten, Socialisten und Romantiker, das alles drängte sich durcheinander tobend auf dem Markt und verlangte nach Genuß und Aufregung. Die Gesellschaft auf den Höhen des Lebens war nicht besser als die in den niedern Schichten, und das Fieber bemächtigte sich vornehmer Naturen ebenso rasch wie der Demagogen von Profession. „Frankreich langweilt sich!" sagte Lamartine bei einem öffentlichen Gastmahl, um damit die Regierung Louis Philipp's zu brandmarken, der, damit es den Parisern an Anregung nicht fehle, von Zeit zu Zeit einem Meuchelmörder als Zielscheibe dienen mußte.

L'ennui! — Damit war die gefährlichste Macht bezeichnet, welche die Zustände in Frankreich unterwühlte; im Hintergrund stand dann die Phalanx der Socialisten, um den einbrechenden Conflict auszubeuten. Zwar fehlte es an Gegenwirkungen nicht: Louis Reybaud (48. J.) schrieb die brillante und vom Publicum verschlungene Satire „Jerome Paturôt à la recherche d'une position sociale", und zwei ausgezeichnete Denker, Fred. Bastiat (40 J. „Sophismes économiques") und Mich. Chevalier (37 J. „Essais de politique industrielle") suchten die Lehren Ad. Smith's und Say's geistreich aufs Neue zu begründen und eine Freihandelspartei zu bilden: zu ihren Gegnern gehörten aber nicht

blos die Socialisten, sondern Thiers mit seiner ganzen Schule von Schutzzöllnern.

Bei der gleichzeitigen Eröffnung der Eisenbahnen nach Orleans und und Rouen, 5. Mai 1843, schreibt Heine: „Während die große Menge verdutzt und betäubt die äußere Erscheinung der großen Bewegungsmächte anstarrt, erfaßt den Denker ein unheimliches Grauen, wie wir es immer empfinden, wenn das Ungeheuerste geschieht, dessen Folgen unabsehbar und unberechenbar sind. Wir merken blos, daß unsre ganze Existenz in neue Gleise fortgerissen, fortgeschleudert wird, daß neue Verhältnisse, Freuden und Trangsale uns erwarten, und das Unbekannte übt seinen schauerlichen Reiz, verlockend und zugleich beängstigend. So muß unsern Vätern zu Muthe gewesen sein, als Amerika entdeckt wurde. Wieder wird durch ein providentielles Ereigniß Farbe und Gestalt des Lebens verändert; es beginnt ein neuer Abschnitt in der Weltgeschichte, und unsre Generation darf sich rühmen, daß sie dabei gewesen. Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahnen wird der Raum getödtet, es bleibt nur noch die Zeit übrig. Hätten wir nur Geld genug, um auch letztere anständig zu tödten!“ —

— La France s'ennuie! —

„Die kostbare Zeit wird leichtsinnig verzettelt: ich verstehe darunter die Friedensjahre, die uns durch die Regierung Ludwig Philipp's verbürgt sind. Statt sie zu benutzen und den Knäuel der innern und äußern Mitverständnisse zu entwirren, sucht man die Verwickelungen und Schwierigkeiten noch zu steigern. Nichts als geschminkte Komödie und Ränke hinter den Coulissen.“ — „Ein Ministerwechsel ist bei den veränderungssüchtigen Franzosen vielleicht ein Surrogat für den periodischen Dynastiewechsel. Aber diese Umwälzungen im Personal der höchsten Staatsbeamten sind darum nicht minder ein Unglück für ein Land, das mehr als jedes andre der Stabilität bedürftig ist. Wegen ihrer precären Stellung können die Minister sich in keine weitausgreifenden Plane einlassen, und der nackte Erhaltungstrieb absorbirt alle ihre Kräfte.“ Sie sind abhängig von den Privatinteressen ihrer Partei, und „die Oppositionsmänner wollen ihre Partei nur ans Regiment bringen, um dieses, gleich den Conservativen, im Privatinteresse auszubeuten. Die Principien sind auf beiden Seiten ohne Bedeutung; es handelt sich im Grund nur darum, welche von beiden Parteien die materiellen Vortheile der Herrschaft erwerbe.“

„Der Cultus des Reichthums ist ein Cultus ohne Respect: die

Franzosen tanzen um das goldene Kalb, aber ihr Tanzen ist zugleich Spott, Persiflage, Selbstverhöhnung, eine Art Cancan. Es erklärt sich das aus ihrer Geschichte. Unter dem alten Regime galt nur die Geburt... unter der Republik wurde die Armuth eine Würde, und wie vor Angst, so auch vor Schande verkroch sich das Geld. Zur Zeit des Kaiserthums florirte nur der militairische Ruhm; die Ehrenlegion schaute mit Verachtung auf die Lieferanten, die glücklichen Spitzbuben. Während der Restauration intriguirte der Reichthum gegen die Gespenster des alten Regime, deren Insolenz täglich wuchs: das beleidigte Geld wurde Demagog, liebäugelte mit den Kurzjacken, und als die Julisonne die Gemüther erhitzte, wurde der Adelkönig vom Thron herabgeschmissen. Der Bürgerkönig stieg herauf, der Repräsentant des Geldes, das jetzt herrscht, aber in der öffentlichen Meinung zu gleicher Zeit von der besiegten Partei der Vergangenheit und der getäuschten Partei der Zukunft frondirt wird. Ja das adlige Faubourg St. Germain und das proletarische Faubourg St. Antoine überbieten sich in der Verhöhnung der geldstolzen Emporkömmlinge, und die alten Republicaner und Bonapartisten stimmen ein in diesen herabwürdigenden Ton. Erwägt man diese zusammenwirkenden Gründe, so wird es begreiflich, warum dem Reichen jetzt in der öffentlichen Meinung eine fast übertriebene Geringschätzung zu Theil wird, während jeder nach Reichthum lechzt."

„Was nutzt den Franzosen alle Geschwindigkeit, all ihr flinkes anstelliges Wesen, wenn sie ebenso schnell vergessen, was sie gesehn? Sie haben kein Gedächtniß, das ist ihr größtes Unglück. Die Frucht jeder That und Unthat geht verloren durch Vergessenheit; jeden Tag müssen sie den Kreislauf ihrer Geschichte wieder durchlaufen, ihr Leben von vorn anfangen."

So fanden es die Legitimisten, unter Chateaubriand's Vortritt Nov. 1843 angemessen, nach Belgrave-Square zu wallfahrten und dem König Heinrich V. zu huldigen, obgleich ein Theil von ihnen Ludwig Philipp Treue geschworen. Sie wurden dafür von der Kammer auf Guizot's Antrag „fletrirt", aber vom Publicum gefeiert, weil es Guizot ärgerte.

Als nun die Expedition nach Otaheite 29. August mit der Entschädigung Pritchards, und die Expedition nach Marokko 10. Sept. 1844 mit einem billigen Frieden abschloß, tobte die Opposition gegen Guizot: er hätte Otaheite und Marokko erobern müssen, er habe es nur aus

Furcht vor England nicht gethan, er stehe im Sold des Auslands! keiner von den Schreiern hätte Muth in der wirklichen Gefahr gezeigt, aber sie fühlten sich sicher außerhalb des Schusses, und waren daher verwegen.

Mit grenzenloser Verachtung behandelt diese berauschten Spießbürger Charles de Bernard in dem köstlichen Roman „un homme sérieux", den er freilich in die Zeit der Restauration verlegte: eine Reihe komischer Genrebilder aus dem Treiben aller Parteien, voll Humor und Behagen. — Solche wohlthuende Erscheinungen bietet die damalige Literatur denn doch noch manche. Voran die Romane von Jules Sandeau, der nun (33. J.) zur vollen Reife gekommen war: „Marianne" und „Madeleine", beide über das Thema der Sittlichkeit in der Ehe; ferner, vielleicht der beste „Mlle de Seigliere" (1844) eine prachtvolle Gegenüberstellung des aristokratischen und bürgerlichen Egoismus, von einer tief poetischen Traurigkeit gefärbt, die freilich in der dramatischen Bearbeitung des Stoffs völlig verwischt ist, wo der nothwendige tragische Ausgang einem wohlwollend komödienhaften weichen muß.

Auch G. Sand gab einige vorzügliche Dorfgeschichten. In „Jeanne" (1844) zeigen die Personen aus der Gesellschaft, welche mit dieser idealen Natur in Berührung kommen, noch das wohlbekannte Gepräge: der schwärmerische junge Idealist ohne Charakterfestigkeit (Wilhelm von Boussac), der strebsame, ehrgeizige, egoistische Bourgeois aus der Voltaire'schen Schule (Leon Marsillat) und der schweigsame, tieffühlende, aufopfernde Ralph (Arthur). Johanna selbst ist ein Versuch, eine der Jungfrau von Orleans analoge Erscheinung in jenen entlegenern Schichten aufzusuchen, die noch zu wenig von dem Einfluß der modernen Cultur berührt sind, um sich von den mittelalterlichen Zuständen wesentlich zu unterscheiden; es ist ein Charakter, der eigentlich der Zeit nicht angehört; aber es ist ein wunderbarer Zauber über diese Gestalt ausgebreitet.

Ebenso anziehend ist die Novelle „Arsene Guillot" von Prosper Mérimée. Das Thema war seit „Manon Lescaut" in tausend Variationen wiederholt: die Courtisane, die durch die guten Seiten ihres Charakters unsere Theilnahme, durch ihr Schicksal unser Mitleid erregt. In den meisten Versuchen der Art macht die tragische Auffassung des Lasters einen peinlichen Eindruck: wenn dieser bei Mérimée nicht hervortritt, so liegt der Grund hauptsächlich in der gewaltigen Naturtreue. Wir haben bei jedem einzelnen Zug ein so entschiedenes Gefühl der Wahrheit, daß wir die moralische Reflexion ganz zurückdrängen und die Erzählung wie eine

Studie betrachten. Der Gegenſatz der tugendhaften Frau, die im Grunde ebenſo vorurtheilsvoll und abergläubiſch iſt als das gefallene Mädchen, iſt vortrefflich und wird durch den guten, aber leichtſinnigen jungen Mann, der beide liebt, in noch ſchärferen Umriſſen ausgeführt.

In demſelben Jahr ſchrieb Mérimée eine Geſchichte Catilina's, ungefähr im Stil Cäſar's, deſſen leidenſchaftlicher Anhänger er iſt; über den homme sérieux Cicero urtheilt er ungefähr wie Mommſen. Später gab er eine Geſchichte Peter des Grauſamen und des falſchen Demetrius; beides wiſſenſchaftlich correct; viel anziehender aber ſind die dramatiſchen Scenen, in welchen er nach Vitet's Art das letztere Thema noch einmal behandelt: aus der Localfarbe dieſer Bilder ſieht man, was eigentlich die Romantiker beabſichtigten, wozu ihnen aber Talent und Studium abging.

Mérimée war ein feiner Kenner der fremden Literatur; neben dem Spaniſchen hatte er ſich hauptſächlich aufs Ruſſiſche gelegt. Er war der Sprache vollkommen mächtig und hat die Sitten aus eigner Anſchauung ſtudirt. Einige der vorzüglichſten ruſſiſchen Novellen, z. B. von Puſchkin und Turgenjew, ſind durch ſeine Ueberſetzung den Franzoſen zugänglich geworden.

Im literariſchen Verkehr rühmt man ihm nach, daß er überall freundlich und zu helfen bereit war; von aller Camaraderie hat er ſich fern gehalten. Er wurde 1845 an Stelle Nodier's in die Academie aufgenommen. Etienne, der ihn einführte, benutzte die Gelegenheit zu der Erklärung, daß die Academie ihre alten claſſiſchen Principien aufrecht halte. In dieſem Fall konnte er es mit gutem Gewiſſen ſagen: wenn Mérimée in ſeinen Stoffen ſich der wildeſten Romantik ergiebt, ſo ſchließt er ſich in ſeiner Form den ſchönſten Zeiten der franzöſiſchen Sprache an; er bleibt der vollendete Künſtler.

In demſelben Jahr (27. Febr.) wurde auch Ste. Beuve in die erlauchte Körperſchaft aufgenommen, an Delavigne's Stelle, von V. Hugo eingeführt, der ihn noch immer als Jünger einer Schule behandelte, von der er ſich längſt losgeſagt. — „Le moment n'est-il pas venu", ſagte einige Zeit darauf Molé, als er Alfred de Vigny einführte, „de mettre un terme à ces disputes? Je voudrais voir adopter le programme du classique, moins les entraves; du romantique, moins le factice, l'affectation et l'enflure."

XI.

Da es für die parlamentarische Regierung die Hauptsache schien, die Majorität zu haben, wurde die Beeinflussung der Wahlen immer stärker. Guizot schärfte den Wählern, d. h. der Bourgeoisie ein, nur durch unbedingte Unterstützung des Cabinets könnten die drei größten Gefahren abgewandt werden, die das Eigenthum bedrohten: die Revolution, der Krieg und der Socialismus.

Alljährlich wuchs die conservative Partei, alljährlich schrumpfte die Opposition zusammen. Desto lauter wurde sie in ihren Angriffen. Sie legte sich jetzt hauptsächlich auf die auswärtige Politik, und jeder diplomatische Act der Regierung, oft der gleichgültigsten Art, wurde benutzt, die Anklage des Verraths gegen Guizot zu erheben. Diese Anklagen hatten keine Wirkung in der Kammer, desto mehr Wiederhall fanden sie im Publicum. Jeder Proletarier bildete sich seine Meinung über die Affaire Pritchard und die spanischen Heirathen, und sah in solchen Dingen den Untergang der Nation.

Diesem Lärm begegnete Guizot mit vornehmer Kälte. Er sprach auf der Rednerbühne wie auf dem Katheder: Vorträge über allgemeine Grundsätze der Politik, mit dem Bewußtsein höherer Einsicht, mit dem Stolz eines unsträflichen Charakters vorgetragen. Seinen tobenden Gegnern rief er verächtlich zu: „Sie können meine Stimme erschüttern, aber nicht meinen Muth!“ Wären die Geschicke Frankreichs in der Kammer entschieden, so hätte er über die Revolution gesiegt.

Aber das war nicht der Fall. Guizot verkannte die Franzosen: sie wollen beherrscht, aber nicht eingeschränkt, sie wollen vor allen Dingen beschäftigt sein. Wenn ihnen die Regierung keine Beschäftigung giebt, so beschäftigen sie sich selbst, und es entsteht in der Regel Unfug daraus. Ein Charlatan kann sie durch Schauspiele, ein Held durch große Unternehmungen gewinnen, und sie preisen die eiserne Hand, die sie in Action versetzt: eine würdigere Aufgabe wäre, ihren Thätigkeitstrieb in nützliche Bahnen zu lenken, sie zu freier Selbstthätigkeit gewissermaßen zu zwingen. Guizot ließ jenes unselige System fortbestehn, nach welchem Frankreich in zwei Classen zerfällt, in das regierende Beamtenthum und in die regierte Masse. Die letztere ist nothwendig der Feind des ersteren, da sie kein andres Ziel ihres Strebens kennt, als gleichfalls an der Regierung Theil

zu nehmen; die Kammer betrachten sie dazu als ein nützliches Mittel. Guizot's Gegner hatten keine Veranlassung, auf ihn herabzusehn, denn sie waren viel schlechter als er. Die sogenannte dynastische Opposition hat aus keinem andern Grund, als um das Ministerium zu erobern und sich nebenbei die angenehme Aufregung des parlamentarischen Scandals zu gönnen, die Grundlagen des Throns unterwühlt, wie der Adel von 1787, wie das Bürgerthum von 1792. Gleich diesen wurden sie überrascht, als die Geister wirklich kamen, die sie heraufbeschworen.

Es mußte für Guizot eine Warnung sein: als er 26. Sept. 1844 in der Affaire Pritchard nur mit 8 Stimmen siegte: die Conservativen fingen an zu wanken. Aber bald änderte sich die Sache. Als Thiers — der geheime Maschinist der ganzen Opposition — im folgenden Jahr aus der Jesuitenfrage Capital schlug, wußte Guizot durch geschickte Unterhandlungen mit dem Papst es dahin zu bringen, daß die Jesuiten selbst sich freiwillig aus Frankreich verbannten; und als Lamartine 7. Mai 1845 gegen die Befestigung von Paris eiferte, die nur zur Unterdrückung der Freiheit bestimmt sei, siegte das Ministerium mit einer sehr großen Majorität. Grollend zog sich Lamartine auf seinen burgundischen Landsitz bei Macon zurück, und griff im „Bien public" mit unermüdlicher Leidenschaft die Julidynastie an, die von den Principien von 1789 und 1830 treulos abgefallen sei: nur das allgemeine Stimmrecht könne Frankreich retten.

Quinet, der in Spanien den Ultramontanismus an der Quelle studirt hatte, schilderte ihn in einer neuen Schrift als den Erbfeind der Gesellschaft. Diesmal stellt er sich die Zukunft der Kirche als eine allgemeine Demokratie vor, wo die Beschlüsse der Volksversammlungen die päpstlichen Bullen ersetzen. „Vous cherchez le Christ dans le sépulcre du passé: mais le Christ a quitté le sépulcre. il a marché, il a changé de place: il vit, il s'incarne, il descend dans le monde moderne" u. s. w.

Viel schärfer noch zog Michelet 1845 in der Schrift „du prêtre, de la femme et de la famille" gegen das ganze System des Katholicismus zu Felde. — Die sittliche Einheit des Hauses sei zerstört. „Le mal qui ronge la société moderne c'est le divorce spirituel du chef de la famille et de sa compagne, l'opposition profonde de leurs id[illegible] morales et religieuses. La mère est restée catholique, le [illegible] l'est plus." Am häuslichen Herd darf man von den heilig[illegible]

legenheiten des Lebens nicht mehr reden: „votre mère secoue tristement la tête, votre femme contredit, votre fille, tout en se taisant, désapprouve.“ Wie Banquo's Geist, sitzt auf dem leeren Stuhl der Schatten des Beichtvaters. „La confession ouvre à cet homme qui n'a pas de famille, la porte de la famille d'autrui. Le confesseur d'une jeune femme peut se définir hardiment l'envieux du mari et son ennemi secret. Tout prêtre qui parle à une femme de l'amour de Dieu, lui inspire un autre amour: chez la petite fille, c'est l'amour avant l'amour; chez la vieille femme, c'est l'amour après l'amour.“ Vor Allem ist der Beichtvater der Sittlichkeit schädlich, „parce qu'il enseigne dans le temple à nos mères, à nos femmes, à nos enfans des dogmes auxquels notre siècle ne croit plus; parce qu'il répand au sein de la famille un esprit de mort, tandis que l'homme est animé d'un esprit de vie.“ Michelet ruft dem Geistlichen zu: „Viens t'asseoir avec nous, sors de cette ombre mortelle, prends ta place, ô frère, au soleil de Dieu!“ und schließt mit dem Urtheil: „la direction spirituelle a eu pour résultat, non pas de régler, non pas d'épurer la volonté, mais de l'énerver, de l'assoupir, de la détruire.“ Die Familie ist das Centrum für die Religion der Zukunft: „Tu cherches Dieu du Ciel à l'abîme . . . Homme! mais il est à ton foyer: — l'homme, la femme et l'enfant, l'unité des trois personnes, leur médiation mutuelle — voilà le mystère des mystères!“

Diese Gesinnungen machen sich nun auch in den spätern Bänden der „französischen Geschichte“ geltend. Michelet stellt sich entschieden auf Seite der Reformation und spricht es als einen Nachtheil für die allgemeine Bildung aus, daß sie im 16. Jahrhundert nicht vollständig triumphirt habe. Er brandmarkt die Ligue als die erste Herrschaft der Canaille, die sich dann in Paris so oft wiederholte; er läßt sich durch den Glanz der spanischen Romantik nicht blenden, er zeigt, daß der Protestantismus, indem er in der Schlacht der Seele hinabstieg, eine neue dichterische Offenbarung herbeiführte. Er hat einen sehr feinen Blick, jene versteckte Triebfeder aufzuspüren, die man die Chimaire der Perioden nennen könnte; jene unbestimmte Sehnsucht der Einbildungskraft, die den Blick auf ein dunkles Ideal wendet, bald durch sinnliche Begierden, bald durch träumerische Erinnerungen gefärbt wird und mit größerer Leidenschaft einem Schatten nachjagt, als der Idealismus seinem bestimmten Zweck. Dies Talent zeigt sich namentlich in einer Uebergangsperiode wie die Re-

naissance, wo die Barbarei sich hart an die Bildung drängte, und wo nicht selten der Wahn, der Aberglaube, das Vorurtheil die mächtigsten Hebel des Fortschritts waren.

Die historische Schule, welche in der Verbindung der Monarchie mit dem Bürgerthum das letzte Wort in der Geschichte Frankreichs sah, feierte in Heinrich IV. und Richelieu ihre Helden; Michelet zeigt, daß dem Charakter Heinrich's die sittliche Hoheit fehlte; daß der Leichtsinn seines Privatlebens zum Theil auch die öffentlichen Angelegenheiten verwirrte, daß er innerlich gebrochen war, als seine Feinde ihn umbrachten. Er zeigt ferner, daß Richelieu, mit einer weit größern Energie des Willens ausgestattet, als Diener eines abergläubigen Herrn — der doch nicht eine bloße Puppe war — und als Erbe sinnloser Verhältnisse eine unmögliche Aufgabe hatte. „Si Richelieu eût pris aux privilégiés, il tombait. Et s'il eût réduit les dépenses, s'il n'eût ruiné la France pour faire l'armée et la flotte, le monstre double qui mangeait l'Allemagne (l'armée jésuite et l'armée mercenaire) nous aurait dévorés, comme elle. Il dut tomber sur l'un ou l'autre écueil. Sorti de la ruine et d'une situation gâtée et insoluble, il ne put nous sauver que par la ruine. Il m'apparaît dès le premier jour ce qu'il fut et resta, ce que dit sa figure lugubre: le dictateur du désespoir. En toute chose, il ne pouvait faire le bien que par le mal, souvent en employant les plus mauvaises passions de son temps."

Michelet besitzt die verhängnißvolle Gabe, rasch die Insulte zu finden, die am schwersten trifft, und für sie den beleidigendsten Ton. Indem er mit fieberhafter Hast in den psychologischen Zusammenhang eindringt, geht er oft aus dem Gebiet des Thatsächlichen in das Gebiet des Möglichen über, und schildert die Verworfenheit, die eine Consequenz der Anlage sein könnte, als eine wirkliche. Er ist unglaublich erfinderisch in grotesken, zum Theil cynischen Ausdrücken, die fast immer das Gebiet der sinnlichen Erscheinung berühren. Ueberall erkennt man den Zeitgenossen V. Hugo's, Balzac's, E. Sue's. Späße, Bouffonnerien mischen sich in die heftigsten Ergüsse der Leidenschaft, und wenn ein Bild ihn heftig ergreift, kann er nie ihm widerstehn. Seine Fehler gehn mit seinen Vorzügen Hand in Hand; wenn er erzählt, ist seine ganze Seele thätig, das Gefühl, die Einbildungskraft, man möchte, sagen, die Nerven. Man wird fast stets hingerissen, und das ernste Werk der Geschichte nimmt bei ihm einen aufregenden Charakter an. Dabei hat er einen Scharfblick, der die

dichte Maske durchdringt und zuweilen durch evidente Wahrheiten überrascht. Aber auch bei der feinsten Analyse hat man den Eindruck des Fieberhaften. Man fühlt die Hand zittern, welche die Sonde führt. Er ist eine Künstlernatur, aber eine krankhafte. Der Blick für das zufällige, wenn auch charakteristische Detail, der die niederländischen Maler auszeichnet, verbindet sich bei ihm mit der Neigung zu einer träumerischen Dämmerung. Am meisten gelingt ihm seine Aufgabe, wenn er eine Künstlernatur charakterisirt.

Man höre folgende Schilderung Correggio's: „C'était le moment d'une grande révélation pour l'Italie. Aux pures madones florentines que déjà Raphaël anime, l'étincelle pourtant manque encore; mais voici une race nouvelle, avivée de souffrance, qui grandit dans les larmes! Un trait nouveau éclate, délicat et charmant, le sourire maladif de la douleur timide qui sourit pour ne pas pleurer. Qui saisira ce trait? Celui qui l'eut lui-même et qui en meurt, le paysan lombard du village de Correggio, l'artiste famélique qui ne peut nourrir sa famille. Il saisit ce qu'il voit, cette Italie nouvelle, toute jeune, mais souffrante et nerveuse. C'est la petite sainte Catherine du mariage mystique, pauvre petite personne qui ne vivra pas ou restera petite. Plus que maladive est celle-ci; on le voit aux attaches irrégulières des bras qu'il a strictement copiées. Et avec tout cela, il y a là une grâce douloureuse, un perçant aiguillon de cœur qui entre à fond, fait tressaillir de pitié, de tendresse, d'un contagieux frémissement. Telle était l'Italie à ce moment, amoindrie et pâlie, et Corrège n'eut qu'à copier. Il puise à la source nouvelle, à ce sourire étrange entre la souffrance et la grâce."

Immer bedrohlicher grollte auch der Socialismus mit Staat und Kirche. Die „Phalange" verwandelte sich 1845 in ein täglich erscheinendes Journal, „la démocratie pacifique". Die Tendenz ist die alte, aber mehr und mehr hat sich die Schule „civilisirt". Sie sieht in den bedeutendsten Männern der Zeit ihre geheimen Anhänger; es giebt für sie, abgesehn von einigen unruhigen Köpfen, die noch auf Kriege ausgehn, keine Politik mehr. „L'organisation du travail emporte dans son tourbillon, non seulement ceux qui l'acceptent, mais encore ceux qui s'efforcent de lutter contre elle. Jésus-Christ cachait son jeu de crainte d'alarmer Auguste; il vivait avec des courtisanes, il dînait chez des traitans; il disait: Frappez et on ouvrira; c'était dire:

cherchez l'industrie attrayante, et vous la trouverez. On n'a pas cherché, et la civilisation est encore chrétienne; la Théorie des quatre Mouvemens a paru, et la société est toujours plongée dans l'impénitence finale du christianisme."

Ein bösartiger Angriff gegen die bestehenden Zustände war der „Diogenes" von Felix Pyat (35. J.), aufgeführt 6. Januar 1846. Mit nicht geringerem Eifer warf sich der Sensationsroman in diese Richtung: voran Eugen Sue in „Martin l'enfant trouvé". Diesmal ist es ein Kammerdiener, der die Rolle der Vorsehung übernimmt; in der Ausführung so cynisch und abgeschmackt als möglich, der Anlage nach ein Repräsentant des Götzen „Volk", wie Ruy Blas. Er hat eine Passion für das Domestikenthum, obgleich er etwas Anderes werden könnte; der Dame, die er liebt, zieht er die Ueberschuhe aus, wird von ihr gescholten, vielleicht geschlagen — daneben correspondirt er nicht blos anonym mit einem liederlichen Marquis über höhere Tugend, sondern — unter seinem Namen — — mit dem König von Preußen — über Philanthropie!! — In diesem lächerlichen Machwerk sind einzelne Genrebilder aus dem Zigeunerleben und aus den Orgien der Roués von einer blendenden Naturtreue.

Frederic Soulié faßte in den „Mémoires du Diable" alle Greuel zusammen, die er in seinen früheren Romanen ausgebrütet: liest man dieses Buch, so kann man sich alle übrigen ersparen. Weitaus der erste aber an Fruchtbarkeit wie an Wirkung wurde der ehemalige Dramatiker Alexander Dumas.

Bei der Fabrikmäßigkeit der Ausführung ist es leicht möglich, daß er wirklich der Verfasser aller der Werke ist, die unter seinem Namen umgehn. Ein Dichter, dem es darauf ankommt, gewissenhaft zu motiviren, kann so rasch nicht arbeiten. Aber für Dumas sind diese Hemmungen des Genies nicht vorhanden: wenn er aus irgend einer Verwickelung nicht auf natürlichem Wege sich herauszufinden weiß, so kommt es ihm auf ein Wunder nicht an.

Bei seinen Helden ist man sicher, daß sie nicht umkommen, wenn auch ganze Regimenter auf sie einrücken, wenn ihr Leib auch von Wunden überdeckt ist; erst ganz zum Schluß sterben sie, da doch einmal ein Ende gemacht werden muß. Eine seiner Lieblingsfiguren, Bussy, wird gegen das Ende der Erzählung (la dame de Monsoreau) von vierzehn mit Schwertern und Flinten bewaffneten Leuten angefallen; sie schießen und stechen von allen Seiten auf ihn ein, aber seine Stärke und Gewandt-

heit ist so groß, daß er sie alle vierzehn erlegt, wobei er freilich so schwer verwundet wird, daß er sich gegen einen neuhinzukommenden Verräther der ihm eine Kugel durch den Kopf jagt, nicht mehr wehren kann. Aehnlichen Jagdgeschichten begegnet man in allen seinen Romanen; die Lügen der alten Ritterbücher sind nichts dagegen. Das wird aber mit einer solchen Munterkeit erzählt, daß man sich mehr belustigt als ärgert. Vielleicht die beste seiner Rittergeschichten ist diejenige, welche mit den „drei Musketieren" anfängt und mit dem Vicomte de Bragelonne schließt (1845 u. fg.). In diesem Roman, der in den Zeiten Richelieu's, Mazarin's und Louis' XIV. spielt, erfährt man historische Neuigkeiten, von denen sich bisher kein Geschichtsforscher etwas hat träumen lassen. Daß unter dem Schaffot Karl's I. ein französischer Edelmann versteckt ist, der Alles in Bereitschaft gesetzt hat, ihn zu befreien, würde noch hingehen; aber daß sich später einer der Musketiere mit ein paar verwegenen Abenteurern, die er gemiethet, ins Lager des General Monk schleicht, ihn bindet, knebelt, in eine Kiste packt, und in derselben über den Kanal zu dem Prätendenten Karl Stuart transportirt, wodurch der Letztere Gelegenheit erhält, sich durch einen Act der Großmuth die Krone von England zu erkaufen; daß ferner ein zweiter der Musketiere den König Ludwig XIV. mitten im Glanz seiner Hofhaltung in seinem Bett überrascht, ihn auf geheimen Wegen in die Bastille führt, ihn dort einsperrt, und zwei Tage lang einen Zwillingsbruder, der dem König auffallend ähnlich sieht, an seine Stelle einschiebt, das geht denn doch über alles Maß der celtischen Phantasie. Aber man wird an das Unerhörte so gewöhnt, daß zuletzt nichts mehr in Verwunderung setzt.

In dem Streben, durch eine über die Natur hinausgehende Anspannung aller Kräfte im Genuß das Unmögliche zu erreichen, wetteifert Dumas mit Eugen Sue und Soulié, und übertrifft sie an Kühnheit wie an Naivetät. Am vollständigsten hat er sein Ideal im „Grafen von Montechristo" durchgeführt. Das einfachste Mittel, Wunder zu thun, ist die Anhäufung von Geldmitteln. Der Graf von Montechristo ist im Besitz eines so ungeheuren Schatzes, daß er in allen Häfen von Europa eine Yacht liegen hat, auf allen Poststationen Vorspannpferde in Bereitschaft, in den Theatern aller Hauptstädte eine Loge, um, wie ein deux ex machina, in jedem Augenblick, wo er will, zu erscheinen. An gastrischen Genüssen aller Art ist er so übersättigt, daß er nur noch an Haschisch Gefallen findet; Schauspiele hat er so viel ge-

sehen, daß seine Phantasie nur noch durch Gladiatoren gereizt wird. Außerdem ist er in allen ritterlichen Künsten Meister und spricht sämmtliche Sprachen der fünf Welttheile wie ein Eingeborner. Den Grund zu dieser Sprachkenntniß hat er in einem Gefängniß gelegt, in das er durch die Ungerechtigkeit der Menschen fünfzehn Jahre lang eingesperrt war, und wo er mit einem Abbé Umgang pflegte, der alle diese Sprachen als Autodidakt erlernt hatte. Die Art, wie er sich aus diesem Gefängniß befreite, ist interessant. Der Abbé stirbt, und Montechristo, in der Meinung, man werde den Leichnam in das Feld tragen, legt sich in den Sack, in den derselbe eingenäht werden soll. Er wird aber unangenehm überrascht, als man ihn in dem Sack ins Meer wirft. Glücklicherweise hat er ein Federmesser bei sich, mit diesem schneidet er den Sack auf und schwimmt einige Meilen weit bis zu einem Port, was für ihn sehr anstrengend gewesen sein muß, da er sich fünfzehn Jahre lang aus seiner Zelle nicht hatte rühren können. Der einzige Inhalt seines frühern Lebens ist, charakteristisch für die französische Romantik, Rache an seinen Feinden, durch deren Schuld er ins Gefängniß gekommen ist. Er übt dieselbe auf eine ziemlich raffinirte Weise aus, wird aber zuletzt gutmüthig und glücklich, und heirathet die Tochter des Ali Pascha von Janina.

Noch bequemer hat es sich der Dichter in einer andern Reihe zusammenhängender Romane gemacht, deren Held Cagliostro ist: Mémoires d'un médecin, Le collier de la reine, Ange Pitou, Le chevalier de Maison rouge u. s. w. Hier haben wir den einfachen Wunderthäter, dessen Wort Berge versetzt.

Trotz dieser Ungeheuerlichkeit, trotz des einförmigen Inhalts, der sich beständig zwischen den galanten Abenteuern und den Liebesgeschichten der alten Ritterbücher und den Reminiscenzen der Pariser Maskenbälle bewegt, trotz der flüchtigen, nachlässigen Bearbeitung, trotz der grenzenlosen sittlichen Verwirrung, die den künstlich gemachten und raffinirten französischen Ehrenpunkt an Stelle alles Rechts und aller Regel setzt, so daß Ehebruch, Todtschlag im Duell und selbst Mord nicht das geringste Bedenken erregen, zeigt sich nicht blos in der Lebhaftigkeit der Erzählung, sondern auch in der Conception einzelner interessanter und charakteristischer Figuren, z. B. eben jener Musketiere, die Spur eines glänzenden Talents. Ob dies Talent durch ernsteres Studium zu einer höhern Stufe geführt worden wäre, ist freilich zweifelhaft: es scheint mit einer gewissen kritiklosen Ungenirtheit innig verwachsen zu sein. Jedenfalls ist er seinem Sohn

weit überlegen, der ihn in der Mode verdrängt hat: bei allem Wüsten und Rohen hat der Vater etwas Robustes und Vollsaftiges, während der Sohn bei allem Aufwand geliehener Farben Blutmangel und Bleichsucht verräth.

Uebertrieben viel von den Quellen hat Dumas nicht gelesen, aber was er gelesen hat, verwandelt sich für ihn in farbige Gegenwart, und wenn seine Bilder historisch nicht correct sind, so stimmen sie doch mit sich selbst überein, und seine Figuren kommen trotz der gewagtesten Seiltänzersprünge immer auf die eignen Füße zu stehn. Ein Artagnan ist wirklich ein historischer Typus, man lernt aus ihm viel über die Natur des 17. Jahrhunderts, noch mehr über die Natur der Franzosen.

Denn das ist für uns Ausländer vielleicht das Interessanteste bei Dumas: er ist so rein und ungemischt Franzose wie kein andrer Dichter des Jahrhunderts. „Anthony" freilich gehört nur einer bestimmten Zeit an, er ist nur insofern Franzose als Carl Moor Deutscher ist. Eine größre Tragweite schon hat Montechristo, nicht sowohl zum Verständniß für das, was die Franzosen sind, als für das, was sie sein möchten: er giebt Aufschluß über ihre Ideale. Wenn Montechristo, in Paris bei einem großen Banquier accreditirt, von diesem befragt wird, wie viel er haben will, vielleicht eine Million? und lächelnd erwidert: eine Million führe ich stets in der Westentasche zu meinen täglichen Nebenausgaben bei mir! so ist diese Idee eben das goldene Kalb, durch dessen Anbetung die französische Nation so tief heruntergekommen ist. Auch daß Montechristo, nachdem er alle Genüsse erschöpft, von nichts mehr erregt wird als vom Haschisch; daß er sogar seine Racepläne, um die vorher sein Leben sich rankte, darüber verträumt, das erklärt sehr viel in der neuern Geschichte Frankreichs.

Das echte Ideal des Dichters ist übrigens weniger hypochondrischer Art: es ist der Landsknecht, der, ohne grade blutdürstig zu sein, jeden Tag eine neue Rauferei sucht, der, ohne Böses thun zu wollen, ein Mädchen nach dem andern verführt, der von Gewissensbedenken so wenig eingeengt ist, daß er sie gar nicht versteht, der ausschließlich die Phantasie zum Leitstern seines Lebens nimmt. Wie wenig die vielgerühmte französische Gleichheit sagen will, lernt man am Besten aus Dumas: alle seine Helden sind Edelleute, von einer ganz andern Race als das gemeine Volk, welches nur dazu bestimmt ist, mit Füßen getreten zu werden. Sie sind unwiderstehlich für jede Frau, tapfer von Temperament wie von Sitte, mit dem Degen zu den tollsten Kunststücken bereit, brutal in dem Inhalt ihrer

Wünsche, aber gewandt und schicklich in den Formen, und von absoluter Sicherheit in jedem Punkt des äußerlichen Ehrenkatechismus. Daneben im Allgemeinen lustig und mit dem Leben zufrieden.

Auch Dumas, obgleich illegitimer Sohn, fühlte sich in erregter Stimmung nicht blos in Bezug auf seine Lebensart, sondern in Bezug auf das Blut als Edelmann. Er nannte sich dann Marquis de Pailleterie: den Titel hatte sein Vater als napoleonischer General geführt. Aber ebenso gern konnte er darüber spotten, und als man ihn einmal nach seiner Abstammung fragte, sagte er: mein Vater war Mulatte, mein Großvater Neger, mein Urgroßvater Affe. Der Scherz machte ihm eben so viel Vergnügen als die Gasconnade, und das unterscheidet den französischen Aufschneider vom spanischen.

Sein öffentliches Auftreten wird durch dieselbe Ungenirtheit charakterisirt, die sich in seinen Schriften zeigt. Das wüste Zigeunerleben, welches er seine Helden führen läßt, hat er aus dem Bilde seiner Umgebungen entnommen: verliebte Abenteuer, Duelle ohne Sinn und Verstand, schwindelnden Erwerb und ebenso fabelhafte Verschwendung, Rücksichtslosigkeit gegen die gewöhnliche Ordnung der menschlichen Gesellschaft und Bonhomie in den individuellen Verhältnissen. Durch seine negerartige Arbeitsamkeit hat er sich einen Erwerb bereitet, zu dem sich unsre deutschen Autoren in ihren kühnsten Träumen nicht erheben. Diesen Erwerb hat er theils als großer Herr durch unsinnige Verschwendung, theils als Kind seiner Zeit durch schwindelnde Speculationen verschleudert. Er ritt nur die ersten arabischen Vollblutpferde, hatte ein Schloß, das er Montechristo taufte, mit aller Verschwendung eines grand seigneur ausgestattet, und bemühte sich in allen Stücken so zu leben, wie er seine Helden schilderte. Besonders stolz war er auf seine Fechtkunst, welche auch in seinen Romanen eine große Rolle spielt. In früheren Romanen begnügte man sich, zu berichten, daß mit großer Bravour und Erbitterung gekämpft wurde und daß schließlich der eine oder der andre unterlag; Dumas dagegen zählt mit allem Aufwand technischer Kunstausdrücke sämmtliche Stöße und Finten auf, so daß ein Duell, welches nur fünf Minuten dauert, öfters einen Raum von zehn Seiten einnimmt; er läßt denn auch öfters merken, daß er als Sachverständiger spricht, und wurde als solcher in dem Proceß Beauvallon, bei welchem Lola Montez zuerst in die Oeffentlichkeit trat, in Rouen von den Richtern vernommen.

Salvandy, der damals Unterrichtsminister war, forderte ihn auf,

ruft Henry Lemor entzückt aus: „O Volk, du weissagst! durch dich wird Gott seine Wunder thun, dich mit dem heiligen Geist anhauchen! du kennst nicht die Entmuthigung, du kennst nicht den Zweifel. Darum habe ich meine Bücher verbrannt, darum wollte ich ins Volk zurückkehren, und unter den Armen und Einfältigen im Herzen den Glauben und den Eifer suchen, den ich verloren hatte, indem ich unter den Reichen aufwuchs . . . Ist es nicht Pflicht, sich freiwillig in jene Ohnmacht des Elends zu stürzen, in dem unsere Brüder schmachten?“ Nachdem er sich lange mit diesen Zweifeln umhergetrieben, entschließt er sich endlich doch zur Heirath, spricht aber vorher in Thränen und Rührung: „Ja wir wollen uns lieben! aber nicht mit jenem Egoismus zu zweien, den man Liebe nennt, sondern um gemeinsam zu leiden, gemeinsam zu beten, gemeinsam zu suchen, was wir arme im Sturm verschlagene Vöglein thun können, um diese Pest, die unser Geschlecht aufreibt, zu beschwören, und unter unsere Fittige einige Flüchtlinge zu sammeln, die gleich uns vor Traurigkeit gebrochen sind.“

Noch weit doctrinairer ist „Le péché de Mr. Antoine“ 1846; die Figuren sind Typen, und die Gruppirung eine symmetrische nach der Tendenz. Auf der einen Seite der junge Enthusiast, der einsame, von der Welt geschiedene Denker und der geniale Sohn des Volks, die alle, wenn auch auf verschiedenen Wegen, zur Einsicht in die Nothwendigkeit und Möglichkeit des Communismus gelangen; auf der andern, als Vertreter der alten Gesellschaft, der strebsame Industrielle, dessen gesunder Menschenverstand als höchster Grad des Fanatismus dargestellt wird: Tendenzfiguren ohne individuelles Leben. Da die Dichterin aus begreiflichen Gründen nicht angiebt, auf welche Weise unter den Menschen die Gleichheit der Genüsse und Rechte hergestellt werden soll, so müssen wir dem Raisonnement des als herzlos und fanatisch dargestellten Bürgers beipflichten, der bis zur Auffindung eines solchen neuen Hebels bei der alten Triebkraft aller historischen Entwickelung, dem durch Verstand gemilderten Egoismus, stehn bleibt, wir müssen in seinem unruhigen und gewaltsamen Vorwärtsschreiten eine höhere sittliche Kraft und eine größere Wohlthat für die menschliche Gesellschaft anerkennen, als in dem träumerischen Brüten des vornehmen Herrn, der communistische Schriften liest, sich von ihrer Richtigkeit überzeugt, und sein ungeheures Vermögen nach seinem Tode zur Gründung eines Phalanstère bestimmt, wie es zuweilen vorkommt, daß Geizhälse ihre Ersparnisse einem Hospital vermachen, die aber viel zu

träge sind, um auch nur für den ihnen zunächst liegenden Kreis der Gutsangehörigen Sorge zu tragen. In dem harten, entschlossenen Charakter des Industriellen sieht G. Sand nur die negative Seite, die Tyrannei, die Gemüthlosigkeit und — die schlechten Manieren des Parvenu. Denn das ist die Hauptsache. Der ideale Mann des Volks haßt nur diejenigen Reichen, die mit ihm gleichen Ursprungs sind; der gebornen Aristokratie versagt er seine Huldigung nicht. Mit einer Wärme, die stark an Walter Scott erinnert, wird die edle Romantik des armgewordenen Adels, wie die vornehme Pracht des reichen Aristokraten der Mesquinerie des strebsamen Bourgeois entgegengesetzt, und wenn auch hin und wieder eine gewisse Ironie hervortritt — gerade wie bei W. Scott — so ist doch die Ehrfurcht und Befangenheit vor der Majestät feudaler Verhältnisse das leitende Gefühl. — Jappeloup, der ideale Mann des Volks, hat einen viel zu umfassenden Horizont. Daß der gesunde Menschenverstand und der Instinct, die sich durch unnütze Reflexionen nicht verwirren lassen, nicht selten die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn aus dem Felde schlagen, ist richtig, und von W. Scott in seinem Ochiltree, dem lange nicht erreichten Vorbild Jappeloup's, vortrefflich entwickelt; aber alles weitere Einmischen tieferer Empfindungen und Gedanken verkehrt das Verhältniß.

Neben der neuen socialistischen Tendenz hat G. Sand die alte Romantik nicht vergessen. — „Isidora" die Courtisane, sucht, gleich V. Hugo's Marion, einem Geliebten gegenüber die Maske einer tugendhaften Frau anzulegen, um eine reine Liebe einzuflößen und zu empfinden. Daß sie in diesem Bestreben, welches sie anfangs unendlich glücklich machte, scheitern muß, und daß sich dieses bittere Gefühl über ihr ganzes späteres Leben breitet, ist die Strafe ihrer Schuld. Alice, die Tugendhafte, ist vielleicht der reinste Charakter, den G. Sand gezeichnet hat. Der Geliebte beider Frauen, Jacques Laurent, unterscheidet sich nicht wesentlich von den übrigen unstäten Idealisten, die trotz ihrer weiten Blicke zu keinem festen Halt kommen. — In „Lucrezia Floriani" ist jenes Ideal der unendlichen Aufopferung, welches die spätere Periode G. Sand's bezeichnet, auf die Spitze getrieben. Lucrezia, eine berühmte Schauspielerin, hat eine Reihe von Liebesverhältnissen, die zwar nicht die äußerliche Weihe des Sacraments, aber wenigstens eine Art von sittlichem Inhalt haben. In allen diesen Verhältnissen opfert sie sich auf und wird betrogen; sie erzieht ihre Kinder vortrefflich, sorgt für ihren Vater, einen alten Fischer, dessen harte, wunderliche Gestalt gut gezeichnet ist, bleibt mit den Vätern

ruft Henry Lemor entzückt aus: „O Volk, du weiſſagſt! durch dich wird Gott ſeine Wunder thun, dich mit dem heiligen Geiſt anhauchen! du kennſt nicht die Entmuthigung, du kennſt nicht den Zweifel. Darum habe ich meine Bücher verbrannt, darum wollte ich ins Volk zurückkehren, und unter den Armen und Einfältigen im Herzen den Glauben und den Eifer ſuchen, den ich verloren hatte, indem ich unter den Reichen aufwuchs . . . Iſt es nicht Pflicht, ſich freiwillig in jene Ohnmacht des Elends zu ſtürzen, in dem unſere Brüder ſchmachten?“ Nachdem er ſich lange mit dieſen Zweifeln umhergetrieben, entſchließt er ſich endlich doch zur Heirath, ſpricht aber vorher in Thränen und Rührung: „Ja wir wollen uns lieben! aber nicht mit jenem Egoismus zu zweien, den man Liebe nennt, ſondern um gemeinſam zu leiden, gemeinſam zu beten, gemeinſam zu ſuchen, was wir arme im Sturm verſchlagene Vöglein thun können, um dieſe Peſt, die unſer Geſchlecht aufreibt, zu beſchwören, und unter unſere Fittige einige Flüchtlinge zu ſammeln, die gleich uns vor Traurigkeit gebrochen ſind.“

Noch weit doctrinairer iſt „Le péché de Mr. Antoine“ 1846; die Figuren ſind Typen, und die Gruppirung eine ſymmetriſche nach der Tendenz. Auf der einen Seite der junge Enthuſiaſt, der einſame, von der Welt geſchiedene Denker und der geniale Sohn des Volks, die alle, wenn auch auf verſchiedenen Wegen, zur Einſicht in die Nothwendigkeit und Möglichkeit des Communismus gelangen; auf der andern, als Vertreter der alten Geſellſchaft, der ſtrebſame Induſtrielle, deſſen geſunder Menſchenverſtand als höchſter Grad des Fanatismus dargeſtellt wird: Tendenzfiguren ohne individuelles Leben. Da die Dichterin aus begreiflichen Gründen nicht angiebt, auf welche Weiſe unter den Menſchen die Gleichheit der Genüſſe und Rechte hergeſtellt werden ſoll, ſo müſſen wir dem Raiſonnement des als herzlos und fanatiſch dargeſtellten Bürgers beipflichten, der bis zur Auffindung eines ſolchen neuen Hebels bei der alten Triebkraft aller hiſtoriſchen Entwickelung, dem durch Verſtand gemilderten Egoismus, ſtehn bleibt, wir müſſen in ſeinem unruhigen und gewaltſamen Vorwärtsſchreiten eine höhere ſittliche Kraft und eine größere Wohlthat für die menſchliche Geſellſchaft anerkennen, als in dem träumeriſchen Brüten des vornehmen Herrn, der communiſtiſche Schriften lieſt, ſich von ihrer Richtigkeit überzeugt, und ſein ungeheures Vermögen nach ſeinem Tode zur Gründung eines Phalanſtère beſtimmt, wie es zuweilen vorkommt, daß Geizhälſe ihre Erſparniſſe einem Hoſpital vermachen, die aber viel zu

träge sind, um auch nur für den ihnen zunächst liegenden Kreis der Gutsangehörigen Sorge zu tragen. In dem harten, entschlossenen Charakter des Industriellen sieht G. Sand nur die negative Seite, die Tyrannei, die Gemüthlosigkeit und — die schlechten Manieren des Parvenu. Denn das ist die Hauptsache. Der ideale Mann des Volks haßt nur diejenigen Reichen, die mit ihm gleichen Ursprungs sind; der gebornen Aristokratie versagt er seine Huldigung nicht. Mit einer Wärme, die stark an Walter Scott erinnert, wird die edle Romantik des armgewordenen Adels, wie die vornehme Pracht des reichen Aristokraten der Mesquinerie des strebsamen Bourgeois entgegengesetzt, und wenn auch hin und wieder eine gewisse Ironie hervortritt — gerade wie bei W. Scott — so ist doch die Ehrfurcht und Befangenheit vor der Majestät feudaler Verhältnisse das leitende Gefühl. — Jappeloup, der ideale Mann des Volks, hat einen viel zu umfassenden Horizont. Daß der gesunde Menschenverstand und der Instinct, die sich durch unnütze Reflexionen nicht verwirren lassen, nicht selten die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn aus dem Felde schlagen, ist richtig, und von W. Scott in seinem Ochiltree, dem lange nicht erreichten Vorbild Jappeloup's, vortrefflich entwickelt; aber alles weitere Einmischen tieferer Empfindungen und Gedanken verkehrt das Verhältniß.

Neben der neuen socialistischen Tendenz hat G. Sand die alte Romantik nicht vergessen. — „Isidora" die Courtisane, sucht, gleich V. Hugo's Marion, einem Geliebten gegenüber die Maske einer tugendhaften Frau anzulegen, um eine reine Liebe einzuflößen und zu empfinden. Daß sie in diesem Bestreben, welches sie anfangs unendlich glücklich machte, scheitern muß, und daß sich dieses bittere Gefühl über ihr ganzes späteres Leben breitet, ist die Strafe ihrer Schuld. Alice, die Tugendhafte, ist vielleicht der reinste Charakter, den G. Sand gezeichnet hat. Der Geliebte beider Frauen, Jacques Laurent, unterscheidet sich nicht wesentlich von den übrigen unstäten Idealisten, die trotz ihrer weiten Blicke zu keinem festen Halt kommen. — In „Lucrezia Floriani" ist jenes Ideal der unendlichen Aufopferung, welches die spätere Periode G. Sand's bezeichnet, auf die Spitze getrieben. Lucrezia, eine berühmte Schauspielerin, hat eine Reihe von Liebesverhältnissen, die zwar nicht die äußerliche Weihe des Sacraments, aber wenigstens eine Art von sittlichem Inhalt haben. In allen diesen Verhältnissen opfert sie sich auf und wird betrogen; sie erzieht ihre Kinder vortrefflich, sorgt für ihren Vater, einen alten Fischer, dessen harte, wunderliche Gestalt gut gezeichnet ist, bleibt mit den Vätern

ihrer Kinder, wenn sie sie auch nicht mehr achten kann, in freundschaftlichem Verhältniß und erträgt die Lästerungen der Welt mit der Sicherheit eines selbständigen Charakters. Zuletzt kommt sie doch in ein Verhältniß, in dem sie untergeht. Der Prinz Carl Roswald, einer jener abstracten Idealisten, die in einem intensiven Traumleben schwelgen, faßt eine glühende Liebe zu dieser Frau, deren Principien er eigentlich verdammen muß. Da aber seine Liebe nicht mit Vertrauen verknüpft ist, quält er sie in einem Verhältniß, das zehn Jahre dauert, durch den fortwährenden Wechsel von Mißtrauen, Vorwurf, Reue und Liebe zu Tode. Sie stirbt an den kleinen Nadelstichen seiner Eifersucht, denkt aber nicht daran, sich diesem Verhältniß zu entziehn, obgleich sie ihn zuletzt nicht mehr liebt, weil sie es für ihre Bestimmung hält, sich für ihn aufzuopfern.

Um diese Zeit kam der Socialist Grün nach Paris, der Jünger Feuerbach's und Stirner's, um sich die Verkündiger des neuen Evangeliums anzusehn. Sein Buch: „Die sociale Bewegung in Frankreich und Belgien", enthält eine ebenso komische als treffende Schilderung der modernen Weltverbesserer. Nur einer findet Gnade vor seinen Augen: es ist Proudhon, der nach seiner Erklärung einige der Hauptwahrheiten der Hegel'schen Philosophie durch den Instinct des Genies anticipirt hat, und den er nun über den Entwickelungsgang derselben bis auf die Charlottenburger Ausläufer unterrichtet und in die Mysterien des Humanismus — die Idee Gottes sei nur der Schatten der Menschheit — einweiht.

Proudhon's neues Werk: „Système des Contradictions économiques ou Philosophie de la Misère" 1846 zeigt unverkennbar die Einflüsse dieser Unterweisung. Es giebt eine Philosophie der Geschichte vom nationalökonomischen Standpunkt, eine Logik, Metaphysik und Psychologie, und entwickelt zugleich die neue Methode der Wissenschaft, das von Hegel gefundene Gesetz der Antinomie: jedes Positive schlägt in sein Gegentheil um, und so schreitet die Menschheit durch eine Reihe von Contrasten fort. Z. B. die Theilung der Arbeit fördert das Werk, dafür macht sie den Arbeiter zur Maschine u. s. w., das Eine ist so nothwendig wie das Andre. Er widerlegt mit Glück die Einseitigkeiten der Anhänger und der Feinde der Concurrenz, aber nur um die Einen wie die Andern mit verstärktem Nachdruck wieder aufzunehmen. „Entre l'hydre aux cent gueules de la division du travail et le dragon indompté des machines, que deviendra l'humanité?"

Um diese Frage zu beantworten, geht er von der Hypothese Gott

aus, die ſich ihm im Lauf der Unterſuchung in eine ſchreckliche Gewißheit verwandelt. Gott treibt die Menſchheit aus einem Gegenſatz in den andern, und bei dem beſten, edelſten Willen des Menſchen iſt jeder Fortſchritt der Fall in ein tieferes Elend. „Si quelqu'un a mérité l'enfer, c'est Dieu!“ — Alle-Kämpfe des Lebens ſind auf den einen, unendlichen zurückzuführen, den Kampf zwiſchen Gott und dem Menſchen, dem Grenzenloſen und dem Begrenzten. Gott hat den Menſchen von ſeinen Leiden weder erlöſen, noch ſich ihm offenbaren können, „précisément parce qu'il est Dieu, parce qu'il ne voit pas la catégorie condradiction, parce que son intelligence ne tombe pas sous la loi du temps et la loi du progrès, que sa raison est intuitive et sa science infinie. La providence en Dieu est une contradiction dans une autre contradiction.“ Weil Gott unendlich iſt, ſind ſeine Güte, ſeine Freiheit, ſein Wiſſen der Gegenſatz von dem, was die Menſchen Güte, Freiheit und Wiſſen nennen; Gott iſt „un être essentiellement anticivilisateur, antilibéral, antihumain. Dieu et l'homme, s'étant distribué les facultés antagonistes de l'être, semblent jouer une partie dont le commandement de l'univers est le prix: à l'un la spontanéité, l'immédiateté, l'infaillibilité, l'éternité; à l'autre la prévoyance, la déduction, la mobilité, le temps. Dieu et l'homme se tiennent en échec perpétuel et se fuient sans cesse l'un l'autre: tandis que celui-ci marche sans se reposer jamais dans la réflexion et la théorie, le premier, par son incapacité providentielle, semble reculer dans la spontanéité de sa nature.“ Der Ausgang dieſes Kampfes kann nicht zweifelhaft ſein. „Dieu ne saisit pas ce qui arrive, parce que ce qui arrive est au-dessous de lui, au-dessous de son horizon. Nous, au contraire, nous voyons a la fois le bien et le mal, le temporel et l'éternel, l'ordre et le désordre, le fini et l'infini; nous voyons en nous et hors de nous, et notre raison, parce qu'elle est finie, dépasse notre horizon.“ Das Endliche iſt alſo beſtimmt, über das Unendliche zu triumphiren.

Proudhon erhebt ſich endlich zu folgendem Dithyrambus an Gott: „Ton nom, si long-temps le dernier mot du savant, la sanction du juge, la force du prince, l'espoir du pauvre, le refuge du coupable repentant, eh bien! ce nom incommunicable, désormais voué au mépris et à l'anathème, sera sifflé parmi les hommes, car Dieu, c'est sottise et lâcheté; Dieu, c'est hyprocrisie et mensonge; Dieu, c'est

tyrannie et misère; Dieu, c'est le mal! .. Esprit menteur, Dieu imbécile, ton regne est fini! ... Dieu, retire-toi; car dès aujourd'hui, guéri de ta crainte et devenu sage, je jure, la main étendue vers le ciel, que tu n'es que le bourreau de ma raison, le spectre de ma conscience."

Proudhon empfindet ſeine Entdeckung als eine That, die Newton überbiete. „La profondeur des cieux n'égale pas la profondeur de notre intelligence." Er trennt ſich von ſeinen Freunden jenſeit des Rheins, wenn auch mit Bedauern. „L'humanisme n'est que le théisme retourné; c'est une religion plutôt qu'une science; la porte est donc rouverte au mysticisme, au fanatisme, et nous retournons sur nos pas; moi au contraire, en reconnaissant un Dieu, je proclame qu'il est l'ennemi de l'homme et que nous devons le combattre à outrance.. Il m'est impossible, plus j'y pense, de souscrire à cette déification de notre espèce, qui n'est au fond chez les nouveaux athées qu'un dernier écho des terreurs religieuses, qui sous le nom d'humanisme, réhabilitant et consacrant le mysticisme, ramène dans la science le préjugé, dans la morale l'habitude, dans l'économie sociale la communauté, c'est-à-dire l'atonie et la misère, dans la logique l'absolu, l'absurde. Il m'est impossible d'accueillir cette religion nouvelle à laquelle on cherche en vain à m'intéresser en me disant que j'en suis le Dieu. Et c'est parce que je suis forcé de répudier, au nom de la logique et de l'expérience, cette religion, aussi bien que toutes ses devancières, qu'il me faut encore admettre comme plausible l'hypothèse d'un être infini, mais non absolu, en qui la liberté et l'intelligence, le moi et le non-moi existent sous une forme spéciale, inconcevable, mais nécessaire, et contre lequel ma destinée est de lutter, comme Israël contre Jéhovah, jusqu'à la mort!"

Wenn jede dieſer Aeußerungen noch vor nicht langer Zeit den Scheiterhaufen nach ſich gezogen haben würde, ſo giebt der Geiſt unſerm Seher zuweilen auch andre Dinge ein: er rechtfertigt die Vorſehung Gottes, er begeiſtert ſich für die innere Miſſion und die vornehmen Damen, die ſich daran betheiligen: „O saintes et courageuses femmes! vos coeurs ont devancé les temps, et c'est nous, misérables practiciens, faux philosophes, faux savans, qui sommes responsables de l'inutilité de vos efforts. Puissiez-vous ignorer à jamais ce qu' une dialectique suscitée de l'enfer, car c'est la société qui l'a mise en mon

âme, me forcera tout-à l'heure à dire!“ Der Gottesläſterer iſt im Grund ein weicher Menſch, und er weiß es. „Qu'on ne juge pas de la dureté de mon coeur par l'inflexibilité de ma raison.“ „Je ne puis m'empêcher de penser que les histoires de miracles, de prédictions, de charmes, ne sont que des récits défigurés d'effets extraordinaires produits par certaines forces latentes, ou, comme on disait autrefois, par des puissances occultes. Notre science est encore si brutale et si pleine de mauvaise foi; nos docteurs montrent tant d'impertinence pour si peu de savoir, ils nient si impudemment les faits qui les gênent, afin de protéger les opinions qu'ils exploitent, que je me méfie de ces esprits forts, à l'égal des superstitieux. Oui, j'en suis convaincu, notre rationalisme grossier est l'inauguration d'une période qui, à force de science, deviendra vraiment prodigieuse; l'univers, à mes yeux, n'est qu'un laboratoire de magie où il faut s'attendre à tout.“ —

Um Proudhon richtig zu beurtheilen, muß man in Anſchlag bringen, daß er trotz ſeiner Orginalität im Geſchmack ſeiner Zeit ſchreibt. Bei der Wahl ſeiner Ausdrücke beſtimmt ihn mehr die dramatiſche Wirkung als die wiſſenſchaftliche Genauigkeit. Der große Eindruck ſeines erſten Buchs ging aus der verwegenen Sprache hervor; geht man auf den Grund der Sache ein, ſo ſind ſeine Forderungen nicht ſo unmäßig, als man nach dem lärmenden Ausdruck erwarten ſollte. Ja die Sätze dieſes ſeltſamen Proteus ſind zuweilen ſo verſtändig, ſie dringen ſo tief in den Kern der Sache ein, daß man außer Faſſung geräth, wenn man hart daneben die unerhörteſten Abſurditäten findet. Um den Ungeſtüm ſeines Herzens, über deſſen Berechtigung ſein eigner Verſtand ihn zweifelhaft macht, vor ſich ſelbſt zu legitimiren, wendet er folgenden Kunſtgriff an. Er analyſirt die Begriffe des geſellſchaftlichen Lebens, die ihrer Natur nach nur einen relativen Sinn haben, in der Weiſe, wie man metaphyſiſche Begriffe analyſirt, und treibt ſie zu den äußerſten Conſequenzen, woraus ſich nothwendig ein innerer Widerſpruch ergiebt. So hat er es in ſeiner erſten Schrift mit dem Begriff des Eigenthums gemacht, den er fälſchlich als etwas Abſolutes auffaßt; was er aber an die Stelle deſſelben ſetzen will, der Beſitz, die Nutznießung, iſt nichts Andres, als was man im gewöhnlichen Leben Eigenthum nennt. Das Eigenthum wird in jedem Augenblick durch den Staat, der es beſteuert, daran erinnert, daß es nichts Abſolutes ſei. Ebenſo macht er es mit dem Begriff der Souverainetät

oder Regierung überhaupt, der er den Begriff der Anarchie als das letzte Ideal der Menschheit entgegenstellt. Setzt man statt Regierung: Despotismus, statt Anarchie: Freiheit, so kann man ihm in den meisten seiner Ansichten beipflichten; nur machte es einen sonderbaren Eindruck, wenn er zwischen der Gütergemeinschaft und dem unbedingten Eigenthum noch einen Mittelweg ängstlich sucht, der doch im wirklichen Leben schon gefunden ist. Ja wenn man seine frevelhaften Aeußerungen über die Religion näher untersucht, so bekämpft er im Grunde nichts Anderes, als die Herrschaft der Geistlichkeit, die den Menschen entwöhnt, für sein irdisches Wohl zu sorgen.

Die folgende Gegenüberstellung des christlichen und des socialistischen Glaubensbekenntnisses klingt noch arg genug, aber es ist doch nichts mehr darin gesagt, als was in den Bildern Béranger's alle Welt gesungen hat. „Nous ne croyons plus à la présence réelle, à la procession du père et du fils, à l'éternité des peines, au jugement dernier; nous nous moquons des miracles rapportés dans la légende évangelique aussi bien que de la grace efficace; nous rompons, en toute sécurité de conscience, la loi du jeûne et, quand a sonné pour nous la dernière heure, nous rendons paisiblement le dernier soupir sans prendre congé du prêtre. Mais le système de Copernic, de Galilée et de Newton s'enseigne dans toutes nos écoles, sans crainte de l'inquisition; mais la philosophie de l'histoire et des langues n' a plus à redouter les censures de l'église; mais le dogme de la souveraineté du peuple efface celui de l'infaillibilité du pape; mais nous pouvons, socialistes, poser en face de l'égalité devant Dieu l'égalité devant le travail, et, à côté du droit divin de propriété, proclamer le droit humain de la solidarité sociale. Que ceux qui parlent de restaurer parmi nous la religion et la foi nous disent à laquelle de toutes ces libertés ils en veulent.“ Damit ist im Grund nichts Anderes gesagt, als daß die moderne Cultur den kirchlichen Zuständen des Mittelalters vorzuziehen sei. Aus dem falschen belletristischen Geschmack und aus der Neigung zu revolutionairen Wirkungen gehen dann die Kraftausdrücke hervor. Aber so sehr er sich gegen die Sentimentalität und die philanthropischen Uebereilungen seiner Zeitgenossen verwahrt, so ängstlich er die Schärfe seiner Logik durch Cynismen in der Weise Rabelais' und durch eine höhnische Ironie zuspitzt, er selber verfällt mehr als alle Uebrigen in den Fehler, sich den Sinn der Worte, die er anwendet, nicht klar zu machen.

„Lecteur, pour mieux assurer ton jugement, je voudrais te rendre insensible à la pitié, supérieur à la vertu, indifférent au bonheur!“ — Das hat er Bruno Bauer abgelernt. — Voller Sehnsucht nach Ideen, hat er eine Idee nach der andern aufgelöst, ihm bleiben nur die Thatsachen und vor diesen graut ihm. — „La révolution du 19. siècle ne se fera pas par les hommes, elle sera l'oeuvre de la fatalité. Sainte fatalité, ayez pitié de nous!.. Comme l'antique Némésis que ni les prières ni les menaces ne pouvaient émouvoir, la révolution s'avance d'un pas fatal et sombre sur les fleurs que lui jettent nos dévots, dans le sang de ses défenseurs et sur les cadavres de ses ennemis!“

Proudhon's Ideen fehlt nur, daß sie nicht an ihrer richtigen Stelle stehn, nicht durch die nothwendige Beobachtung der Gegensätze beschränkt werden: er läßt einen Begriff nur dann gelten, wenn er ihn in seinen äußersten Consequenzen verfolgen kann. So existirt für ihn der Staat nur in der Form des Absolutismus; nach dem Fall des absoluten Königthums giebt es keinen Staat mehr. Ebenso ist es mit der Religion, sobald man ein einzelnes Dogma aufgiebt, mit der Philosophie, sobald sie ihre scholastischen Formen von sich wirft, mit dem Eigenthum, sobald man ihm Steuern auflegt, mit dem Capital, sobald irgendwo sich ein Credit feststellt. Mit der Formel entweder = oder! beseitigt er alle Widersprüche der Wirklichkeit. Die Wirklichkeit beruht durchweg auf einer Reihe von Compromissen, Proudhon erklärt jeden Compromiß für eine logische Unmöglichkeit. Sehr verschieden von den früheren Dogmatikern sieht er das Ideal nicht in der feststehenden Form, sondern in dem stetigen Fortschritt, aber bei ihm beruht der Fortschritt nicht auf einer organischen Entwickelung, sondern in einer ewigen Reihe von Contrasten. Jede neue Stufe widerlegt, zertrümmert ihre vorhergehenden. Diese Hegelianische Formel wendet er auf alle bestehenden Zustände an. Seine Resultate sind eine Reihe von Negationen: keine Regierung, kein Staat, keine Autorität, kein Glaube, kein Eigenthum, kein Zins, kein Capital, mit einem Wort keine feststehende Einrichtung; alle politischen und socialen Institute werden durch den freien Vertrag zwischen den Einzelnen ersetzt, der sich nur auf bestimmte Zwecke bezieht und nur diejenigen bindet, die sich ihm anschließen. Aber schon wenn Proudhon die bindende Kraft des Vertrags über die Unterzeichnung desselben wahren will, muß er eine andere Autorität suchen als die des Vertrages selbst. Der Contract bedarf einer

ſittlichen, ja einer rechtlich conſtituirten Grundlage, um die Willkür des Augenblicks zu überdauern.

In einem neuen Evangelium ſeines Geiſtesverwandten Michelet's „le Peuple“ wird zum Schluß der Gott, an den man glauben ſoll, geradezu mit dem Vaterland, der Glaube ſelbſt mit dem Nationalgefühl identificirt. Der wahre Repräſentant des franzöſiſchen Volks iſt das franzöſiſche Heer, welches durch das militäriſche Gefühl das Volk adelt und ihm jene auf perſönlicher Ehre baſirende Gleichheit einflößt, ohne die eine echte Demokratie nicht beſtehn kann. Dies echte Volk iſt nur durch das Zwitterweſen der Bourgeoiſie in ſeinem wahren Beruf aufgehalten: nur die zu große Nachſicht gegen die Induſtrie hat 25 Millionen Krieger abgehalten, den Rhein wieder zu erobern. — Michelet hatte Heine's Vorausſagungen nicht blos wahr gemacht, ſondern bei weitem überholt.

In der Kammer war jetzt Ledru Rollin der Führer der Wüthenden; mit ihm wollte ſich Thiers nicht gern einlaſſen, um ſo feſter verband er ſich mit der „dynaſtiſchen Linken“, und adoptirte ihr Stichwort der Wahlreform für die er 17. März 1846 eine glänzende Rede hielt. Viel bedeutender aber auf die Bildung des öffentlichen Geiſtes wirkte ſein großes hiſtoriſches Werk, deſſen erſte Bände eben erſchienen.

Hatte man ſeine „Geſchichte der Revolution“ als Vorarbeit für ſeine ſpätere politiſche Wirkſamkeit betrachten können, ſo ſieht dagegen ſein Wirken als Deputirter und Miniſter beinahe ſo aus wie eine großartige Vorſtudie zu der „Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs“. Für das unmittelbare Gedeihen des Landes war es ein zweifelhafter Vortheil, daß er nach der Reihe ſo ziemlich alle Miniſterien übernahm. Zwar arbeitete er ſich ſchnell genug hinein, aber das Land trug die Koſten. Ganz anders, wenn man es als eine Vorbereitung für den künftigen Geſchichtſchreiber betrachtet. Nie hat ein Hiſtoriker unter ſo günſtigen Umſtänden ſeine Aufgabe übernommen, als der ehemalige Miniſter, dem nun alle Zweige der Verwaltung bekannt waren, und dem ſich alle Archive aufſchloſſen. Nicht leicht wird ſich eine Regierung entſchließen, über einen erſt kürzlich vergangenen Zeitraum, der noch mit allen Intereſſen der Gegenwart ſtark verwachſen iſt, einem Schriftſteller ſo liberale Aufſchlüſſe zu geben, wenn dieſer Schriftſteller nicht bereits in den Kreis der Eingeweihten gehört. Zudem war dieſe Periode für das Talent unſeres Geſchichtſchreibers viel mehr geeignet, als die erſten Jahre der Revolution. Die

Ideen hatten Schiffbruch gelitten, es handelte sich nur noch um Interessen und Actionen, und zwar um große Thaten, welche die Einbildungskraft so beschäftigten, daß aller Parteigeist davor verstummte.

„Ich hatte immer eine große Vorliebe, bis auf den Grund zu untersuchen, wie man es bei einer aufgeregten Zeit gemacht hatte, um so viel Menschen, Geld und Material in Bewegung zu setzen. Die Geheimnisse der Verwaltung, der Finanzen, des Krieges und der Diplomatie haben mich angezogen und gefesselt, und ich bin überzeugt, daß dieser rein technische Theil der Geschichte bei ernsthaften Männern wenigstens ebenso viel Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß, als der dramatische Theil. Die Begeisterung für große Thaten bleibt eine eitle Declamation, wenn sie nicht auf einer ausführlichen positiven und klaren Analyse der Art und Weise beruht, wie diese Thaten ausgeführt sind." Indem er nun die Frage aufstellt, welche Eigenschaft am meisten zu einem guten Geschichtschreiber befähigt, findet er, daß alle anderen Gaben durch die „Intelligenz" ersetzt werden: einen schnellen, klaren und sichern Blick in die Dinge. Diesen Blick haben die Franzosen in der That in einem hohen Grade; sie wissen sich schnell in die Dinge zu finden und sie zurecht zu legen. Freilich sind sie zu unruhig, um etwas Dauerndes zu schaffen, was eine unausgesetzte, für den Augenblick wenig lohnende Thätigkeit voraussetzt. Dafür gelingt es ihnen aber schneller als irgend einer andern Nation, dem Bestehenden eine gefällige Façon zu geben, mit der man vorläufig zufrieden sein kann. In der vorbereitenden Kritik sind sie zuweilen ungenau und unvollständig, aber sie machen sich sehr genau die Fragen deutlich, die sie an die Geschichte zu stellen haben, sie ordnen dieselben ohne alle Anstrengung in einer logischen Folge, und so gestaltet sich jede neuerworbene Erkenntniß bei ihnen sofort zu einem Bild, das man in allen Theilen klar übersieht, und dessen wesentliche Züge bestimmt hervortreten.

Ein gelungenes Unternehmen, auch das verwegenste, abenteuerlichste, zu verurtheilen, dazu ist Thiers zu sehr Franzose. Charakteristisch ist, daß ihn die Freude über seine eigne Fähigkeit, den administrativen und finanziellen Maßregeln des Kaisers zu folgen, so hinreißt, daß er seine eignen politischen Principien darüber ganz vergißt. Zuweilen fallen sie ihm wieder ein, und er sucht dann auszugleichen, verfällt aber regelmäßig in Sophistik. Befremden muß z. B. bei dem alten Voltairianer die warme Apologie des Concordats; freilich sind seine Gründe durchaus politischer Art. „Jede menschliche Gesellschaft bedarf eines religiösen Glau-

bens, eines Cultus. . . . Mitten in den Widersprüchen des Lebens empfindet der Mensch das gebieterische, unwiderstehliche Bedürfniß, sich über alle diese Gegenstände einen abgeschlossenen Glauben zu bilden, gleichviel, ob wahr oder falsch, erhaben oder lächerlich. . . . Einen solchen Glauben kann man nicht erfinden, wenn er nicht seit Jahrhunderten besteht. . . . Man durfte aber auch nichts erfinden, denn dieser Glaube bestand in der alten Christusreligion, in der Einheit der katholischen Kirche. Sie war im Sturm der Ereignisse einen Augenblick verschwunden; sobald aber das Bedürfniß des Glaubens wiedergekehrt war, fand sie sich im Grund der Seele wieder. . . . Voltair und Friedrich der Große hatten die Religion mit ihren Spöttereien verfolgt, und das Jahrhundert hatte sich ihnen angeschlossen. Nur der General Bonaparte, der ebenso viel Geist hatte als Voltaire, und mehr Ruhm als Friedrich, konnte durch das Beispiel seiner Ehrfurcht diese Spöttereien beschämen."

Der schriftstellerische Ruhm mußte Thiers für den mangelnden politischen Erfolg entschädigen: trotz seiner leidenschaftlichen Angriffe wuchs die conservative Partei zusehends, zwei neue Attentate (16. April. 28. Juli 1846) sowie die Flucht Ludwig Napoleon's aus Ham (25. Mai) trugen zu ihrer Verstärkung bei. Auch als die Frage der spanischen Heirathen auf die Tagesordnung gesetzt wurde, wo Guizot auf die Gefahr eines Bruchs mit England hin zum erstenmal den diplomatischen Schlaukopf gespielt hatte, was ihm nun die Opposition sehr verdachte, wurde die letztere, obgleich durch Montalembert verstärkt, mit 248 : 84 Stimmen geschlagen (21. Januar 1847), und Guizot, der in der gewissenhaften Beobachtung der Charte seine einzige Aufgabe, in der Kammer den einzigen legitimen Vertreter Frankreichs sah, glaubte nicht an eine ernste Gefahr. Nur die dumpfen Bewegungen in den untern Schichten der Gesellschaft machten ihm Sorgen.

„Nur mit Schreck und Grausen," schreibt Heine, der bereits durch eine Lähmung an das Krankenlager gefesselt war, April 1847, „denke ich an die Epoche, wo diese finstern Bilderstürmer (die Communisten) zur Herrschaft gelangen werden; mit ihren schwieligen Händen werden sie erbarmungslos alle Marmorstatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen so theuer sind, sie werden all jenes phantastische Spielzeug und Flitterwerk der Kunst zertrümmern, das der Poet so sehr geliebt; sie werden meine Lorbeerhaine fällen und dort Kartoffeln pflanzen; die Lilien, welche nicht spannen noch arbeiteten, und doch so herrlich gekleidet waren wie

König Salomo in all seiner Pracht, sie werden dann ausgerauft aus dem Boden der Gesellschaft, falls sie nicht etwa die Spindel zur Hand nehmen wollen; die Nachtigallen, diese unnützen Sänger, werden fortgejagt, und ach! mein Buch der Lieder wird dem Gewürzkrämer dienen, um daraus Düten zu drehn, in die er Kaffee schütten wird für die alten Weiber der Zukunft. Ach ich sehe dies alles voraus, und mich beschleicht unsägliche Trauer, wenn ich an den Untergang denke, mit dem das siegreiche Proletariat meine Verse bedroht, die ins Grab sinken werden mit der ganzen alten romantischen Welt."

„Und dennoch, ich bekenne es offen, übt dieser selbe Communismus, der all meinen Interessen und Neigungen so feindlich ist, einen Zauber auf meine Seele, dessen ich mich nicht erwehren kann; zwei Stimmen erheben sich zu seinen Gunsten in meiner Brust, zwei Stimmen, die sich nicht wollen geschweigen lassen, die im Grunde vielleicht nur diabolische Anreizungen sind. Aber, wie dem auch sei, sie beherrschen mich und keine exorcirende Gewalt vermag sie zu bezwingen. Denn die erste dieser Stimmen ist die Stimme der Logik. Der Teufel ist ein Logiker! sagt Dante. Ein schrecklicher Syllogismus hält mich umstrickt, und wenn ich den Satz nicht widerlegen kann, daß alle Menschen das Recht haben zu essen, so bin ich genöthigt, mich auch all seinen Consequenzen zu unterwerfen. Indem ich daran denke, laufe ich Gefahr, den Verstand zu verlieren; ich sehe alle Dämonen der Wahrheit mich triumphirend umtanzen, und zuletzt ergreift eine hochherzige Verzweiflung mein Gemüth, und ich rufe aus: sie ist seit lange gerichtet, verurtheilt diese alte Gesellschaft. Geschehe ihr, wie recht ist! Werde sie zertrümmert, diese alte Welt, wo die Unschuld zu Grunde ging, wo die Selbstsucht so herrlich gedieh! Und gesegnet sei der Gewürzkrämer, der einst aus meinen Poesien Düten machen wird, um Kaffee hineinzuschütten für die armen, biedern, alten Weiber, die sich in unsrer jetzigen ungerechten Welt vielleicht solche Annehmlichkeit versagen mußten."

„Die zweite der gebieterischen Stimmen, die mich bestricken, ist noch mächtiger und dämonischer als die erste, denn es ist die Stimme des Hasses, des Hasses, den ich einer Partei widme, deren furchtbarster Gegner der Communismus, und die aus diesem Grunde unser gemeinsamer Feind ist. Ich rede von der Partei der sogenannten Nationalitätsrepräsentanten in Deutschland, jener falschen Patrioten, deren Vaterlandsliebe nur in einer einfältigen Abneigung gegen die Fremde und gegen die Nachbarvölker

besteht, und welche Tag für Tag ihre Galle namentlich über Frankreich ausschütten. Ja diese Ueberbleibsel oder Nachkömmlinge der Teutonen von 1815, die nur ihr altes Costum ultradeutschthümlicher Narren modernisirt haben; ich hab' sie all mein Lebtage verabscheut und bekämpft, und jetzt, wo das Schwert der Hand des Sterbenden entfällt, fühle ich mich getröstet durch die Ueberzeugung, daß der Communismus, der sie zuerst auf seinem Wege findet, ihnen den Gnadenstoß geben wird. Und sicherlich wird es kein Keulenschlag sein, sondern durch einen einfachen Fußtritt wird der Riese sie zertreten, wie man ein elendes Gewürm zertritt. Aus Haß gegen die Verfechter des Nationalismus könnte ich fast Liebe zu den Communisten fassen."

Die Unruhestifter hatten ein Stichwort, mit dem sie auch das Bürgerthum köderten: die Corruption. Man beschuldigte Guizot, die Mehrheit nur durch Bestechung zu gewinnen. So viel ist richtig, daß er die Wähler durch Befriedigung ihrer Privat-Interessen an sein System zu binden suchte, und daß die Deputirten der Majorität nicht ohne Nutzen ihre Stimmen abgaben: die Opposition hatte im Grund nur soviel daran auszusetzen, daß nicht sie die Begünstigten waren. Am ärgsten wurde der Lärm, als Mai 1847 die Bestechlichkeit, deren sich ein hoher Staatsbeamter, Teste, schuldig gemacht, an den Tag kam. Von Neuem gab Lamartine bei einem öffentlichen Gastmal dem Volk das Stichwort: „La France s'attriste!" Auf die Langeweile folgte die Traurigkeit.

Jetzt kam es zur Ehrenerklärung an die Jacobiner, welche der „Traurigkeit Frankreichs" einen Ausdruck gegeben hatten. Lamartine gab sie in der „Geschichte der Girondisten". — Wenn man früher den Heroen der Geschichte einen übermäßigen Weihrauch gestreut, so glaubte man jetzt nur denjenigen Theil der Menschheit heiligen zu dürfen, dem alle Physiognomie fehlte. Unter Volk verstand man die willenlose Masse, die von den rohesten Instincten bestimmt, oder auch wohl blos von der Schwerkraft der Ereignisse getragen, mit der Wucht des blinden Schicksals in die Geschichte eintritt. Es war unter allen falschen Religionen, die bisher die Menschheit geirrt, die seltsamste, und grade diejenigen Männer, welche das absolute Recht der Individualität bis zur Caprice gesteigert hatten, die Romantiker, traten als ihre Propheten auf.

„Wenn jede der Parteien oder der Personen, die in diese Ereignisse verwickelt wurden, anstatt der Leidenschaft die Tugend zur Richtschnur ihrer Handlungsweise erkoren hätte, so hätte die Revolution ihren Lauf

majeſtätiſch und ruhig über Frankreich und Europa genommen; ſie hätte ſich wie eine Philoſophie in das Thatſächliche, in die Geſetze, in den Cultus eingeführt. Aber es ſollte anders kommen; der heiligſte Gedanke, wenn er durch die menſchliche Unvollkommenheit geht, kommt zerriſſen und blutbefleckt heraus. Aber das Verbrechen kann die Wahrheit nicht entſtellen, die Idee nicht beflecken, und trotz der Frevel, die ſie entehren, reinigt ſich die Revolution, begreift ſich und triumphirt. Denn die Gewalt der Revolution war in der Idee, welche die Menſchen zwang, ſie zu erfüllen, und nicht in denen, die ſie erfüllten; alle ihre Werkzeuge waren laſterhaft, eigennützig u. ſ. w., aber die Idee war rein und göttlich."

In ſeinen Charakteriſtiken iſt er ſelten originell, aber immer pikant. Man vergleiche z. B. die folgende Schilderung Danton's mit der in Thiers und Mignet.

„Danton war einer von den Menſchen, die aus der Gährung der Revolution hervorzugehn ſcheinen und die auf dieſem Strudel ſchwimmen, bis er ſie verſchluckt. Alles an ihm war athletiſch, roh und gemein wie die Maſſen. Er mußte ihnen gefallen, weil er ihnen glich. Seine Beredſamkeit war wie der Ausbruch der Menge; ſeine Stimme ſonor wie das Geheul des Aufruhrs; ſeine Phraſen kurz und präcis wie das Commando des Feldherrn. — Ohne beſtimmte Principien, liebte er an der Demokratie nichts, als die Verwirrung; ſie war ſein Element, er tauchte ſich hinein, nicht aus Herrſchſucht, ſondern um dieſer ſinnlichen Luſt willen, welche der Menſch in der beſchleunigten Bewegung findet, die ihn entführt. Er berauſchte ſich in dem revolutionairen Schwindel, wie man ſich in Wein berauſcht, und dieſer Rauſch ſtand ihm gut, denn er hatte das Uebergewicht der Gelaſſenheit in der Verwirrung, die er hervorrief, um ihr zu gebieten. Kaltblütig in ſeiner Leidenſchaft, humoriſtiſch ſelbſt in ſeinem Zorn, brachte er den Pöbel zum Lachen, ſelbſt wenn er nach Blut lechzte; er amüſirte das Volk, indem er es in Leidenſchaft ſetzte. Darum konnte er es auch nicht achten; er ſprach ihm nicht von Grundſätzen, von Tugend, ſondern von Kraft. Die Kraft war das Einzige, wofür er Sinn hatte; Alles war nur Mittel für ihn; er war der Politiker des Augenblicks, der mit der Bewegung ſpielte, ohne einen andern Zweck als die Luſt dieſes ſchrecklichen Spiels, ohne andern Einſatz als ſein Leben. Ein ſolcher Menſch war natürlich vollkommen gleichgiltig gegen Deſpotismus oder Freiheit; im Gegentheil machte ihn ſeine Verachtung des Volks mehr der Tyrannei geneigt. Wenn man in den Menſchen nichts Göttliches ſieht, ſo iſt das

Beſte, was man mit ihnen thun kann, ſie knechten. Man dient nur dem, was man achtet. Er hielt es mit dem Volk, weil er aus dem Volk war, weil dem Volk der Sieg gehört; er hätte es verrathen, wie er ihm diente, ohne Gewiſſensbiſſe. Der Hof kannte den Tarif ſeiner Ueberzeugungen: er bedroht ihn, um ſeinen Preis zu ſteigern. Er hatte die Hand in allen Intriguen; ſein Gewiſſen ſcheute ſich vor keiner Beſtechung: heute kaufte man ihn und morgen war er aufs neue feil. Die ungeheuern Summen, die aus dieſer unreinen Quelle floſſen, wurden ſofort leichtſinnig verſchleudert. Ein Anderer hätte ſich vor den Einzelnen und den Parteien geſchämt, die im Geheimniß ſeiner Schwäche waren: er nicht im mindeſten; er ſah ihnen ins Geſicht, ohne zu erröthen. Aber die Anderen hatten nur die Niedrigkeit des Laſters; Danton's Laſter waren heroiſch. Der Unglaube, dieſe Schwäche ſeiner Seele, war in ſeinen Augen die Stärke ſeines Ehrgeizes; er cultivirte in ihm gleichſam das Element ſeiner künftigen Größe. Er verachtete Alles, was noch irgend einen Reſpect fühlte. Ein ſolcher Mann mußte ein ungeheures Uebergewicht über die Maſſen gewinnen. Er regte ſie auf und brachte ſie zur Gährung, bereit, ſich auf jedem Meer einzuſchiffen, ſei es auch von Blut."

Wenn es irgend geht, erzählt Lamartine wie in einem hiſtoriſchen Roman; er bemüht ſich, ſinnlich zu wirken. Wenn die ſocialiſtiſchen Geſchichtſchreiber der Revolution das Intereſſe an den Perſönlichkeiten zu Gunſten der Idee zurück drängen, ſo geht Lamartine im Gegentheil im pſychologiſchen Detail auf. „Es iſt beinahe immer das ſtille Gemüth des Privatlebens, in dem der Schlüſſel für die Geheimniſſe des öffentlichen zu ſuchen iſt." Die Schilderung der Madame Roland nimmt mehr Raum ein, als die Charakteriſtik Robespierre's und Danton's. Er folgt ihr in die Träume ihrer Kindheit, belauſcht ihren Schlummer; die Fineſſen des Herzens werden bis in die Willkürlichkeiten einer augenblicklichen Laune verfolgt. Wenn er einmal auf auswärtige Angelegenheiten kommt, ſo werden nicht die politiſchen Richtungen dieſer Staaten, ſondern die Hofanekdoten erzählt. Keine Maitreſſe eines fremden Königs entgeht dem Scharfblick des hiſtoriſchen Romanſchreibers; der Maskenball, auf dem Guſtav III. erſchoſſen wurde, wird uns lebhaft vor Augen geführt; von den Gerüchten, die über den ſchnellen Tod Leopold's II. ſich verbreiteten, wird uns keines erſpart. Der Wechſel der Moden, die Mützen, Beinkleider u. ſ. w., wird mit großem Ernſt beſprochen; wenn dem kleinen Dauphin eine Jacobinermütze aufgeſetzt wird, und das arme Kind darunter

ſchwitzt, ſo wird davon ein Aufhebens gemacht, daß das Tragiſche des Moments ſich in eine völlig entgegengeſetzte Stimmung auflöſt. Es liegt im franzöſiſchen Volk, auch in ſeinen ernſthafteſten Tendenzen, des Komödienhaften genug; die Declamationen der damaligen Freiheitshelden ſchmecken oft genug nach dem Theater, aber dieſes Theatraliſche wird auch redlich ausgebeutet, und die jenen Worten entſprechenden Mienen und Geſten aus der Phantaſie des Hiſtorikers hinzugedichtet. Die ſchöne Königin bietet den reichhaltigſten Stoff, aber wenn ein ſchönes Kind unter den Fiſchweibern der Hallen ſich einmal mit reizender Naivetät laut macht, ſo wird dieſes auch nicht verſchmäht. Würde es wohl einem Geſchichtſchreiber, den ſein furchtbar erhabener Gegenſtand ganz erfüllt, einfallen, von Vergniaud zu erzählen, er habe die Gewohnheit gehabt, beim Schreiben das Papier aufs Knie zu legen ſtatt auf den Tiſch?

Schon Thiers hat ſich vorzüglich bemüht, die Emeuten in den Straßen von Paris, die Tage vom 14. Juli, 5. October, 2. Juni, 10. Auguſt durch eine anſchauliche Schilderung zu vergegenwärtigen. Wir werden geſtoßen und gedrängt, fortgetragen vom Gewühl des Pöbels, fortgewälzt von dem Strom des Aufruhrs; wir theilen ſeine Furcht, ſeine Wuth, ſeine Leidenſchaft. Aber Thiers bleibt in dem Hauptſtrom der Bewegung; Lamartine geht weiter; er ſchleicht ſich in die Schlafzimmer der Demagogen, er weiß, was ihre Frauen mit einander reden, er ſchaut in die Tiefen des Herzens, und lieſt darin die Monologe, die ſie in den Augenblicken der Drangſal halten oder doch halten könnten. Camille Desmoulins ſtürzt nur einen Augenblick nach Hauſe, um einen neuen Rock anzuziehen, man ſollte denken, das wird keiner bemerken; aber nein! Lamartine ſteht auf der Lauer, faßt raſch ſeine Hand und zählt die Pulsſchläge. Robespierre geht die ganze Nacht in ſeinem Zimmer auf und ab, Alles ſchläft, Keiner kann ihn hören, aber Lamartine iſt unter dem Bett verſteckt, zeichnet jede Miene, jeden Geſtus auf, und verzeichnet ſie in die Acten der Ewigkeit.

So zeigt ſich der Romanſchreiber in der Form der Darſtellung wie in der Auswahl der Gegenſtände. Auch wenn er zuweilen die dramatiſchen Kataſtrophen der Begebenheit durch allgemeine Theorien unterbricht, ſo iſt das nur ein lyriſcher Erguß, der den Eindruck durch ein ſchärferes Gewürz verſtärkt. Bei jeder Erzählung geht der Dichter auf Ueberraſchungen und Romaneffecte aus. In dem ſinnlichen Farbenreichthum der Portraits hat er Balzac nicht blos erreicht, ſondern überboten, er hat

aber an jedes einzelne so viel Farben verschwendet, daß sie trotz des Aufwands von Mitteln einander bis zum Verwechseln ähnlich sehn. Mit einer Virtuosität, die an die ärgsten Stellen der „Natchez" oder der „Mysterien von Paris" erinnert, werden die Greuelthaten der Revolution dargestellt; es breitet sich über diese Scenen ein banger, häßlicher Blutgeruch, der die Phantasie krank macht, und dieses Raffinement sinnlicher Schrecken ist nicht aufgewandt, um die Revolution als etwas Abscheuliches darzustellen: der Dichter bleibt ihr treu, vielleicht grade weil sie ihm zu dieser Poesie des Contrastes Gelegenheit giebt. Einen folgerichtigen Ideengang darf man überhaupt nicht suchen. Lamartine folgt blindlings seiner Stimmung oder vielmehr dem Urtheil der Quelle, die er im Augenblick ausschreibt, und hat auf jeder Seite vergessen, was er in der nächstvorhergehenden gesagt. Er beginnt die Geschichte mit Vorliebe für seine Helden, bald aber wird er ihrer überdrüssig und geht zu den Jacobinern über. „Die Partei der Girondisten trat mit der Kühnheit und der Einheit einer Verschwörung auf. Es war die triumphirende, neidische, aufgeregte, beredte Bourgeoisie, die Aristokratie des Talents, die für sich allein die Freiheit, die Macht, und das Volk ausbeuten wollte. Sie wollten die Bewegung fortsetzen, bis sie die Revolution ganz in Händen hätten, und wirkten durch Keckheit und Intrigue, während bei den Jacobinern, der Partei des Volks und der in That übergehenden Philosophie, Fanatismus und Hingebung zu Hause war. Nicht diese Partei war es, die nach Aufhebung der Aristokratie und des Clerus dem Thron am feindlichsten war, denn sie fühlte tief, wie nothwendig eine Einheit der Macht sei; sie war nicht die Erste, die von Krieg und Republik sprach, aber sie führte das Wort Dictatur im Mund. Wenn die Girondisten sich mit der constitutionellen Partei vereinigt hätten, die Verfassung mit den nöthigen Modificationen zu vertheidigen, so hätten sie ihre Partei gerettet und den Thron dominirt. Aber die Rechtschaffenheit, die ihrem Führer (Brissot) abging, fehlte auch der Partei, sie ergaben sich der Intrigue. Sie machten sich zu den Demagogen einer Versammlung, deren Staatsmänner sie sein konnten. Sie glaubten nicht an die Republik, ihr Glaube war gemacht. In der Revolution sind aber die Ehrlichen die Geschickten. Es ist schön, als Opfer seines Glaubens, es ist häßlich, als Narr seines Ehrgeizes zu sterben.

In der Anerkennung des demokratischen Princips geht Lamartine endlich bis zur Verherrlichung Robespierre's. Als dieser zu Anfang 1792 der öffentlichen Meinung gegenüber den Frieden vertheidigt, erklärt der

Geſchichtſchreiber: „er ſah ein, daß der Krieg an ſich ein Verbrechen gegen das Volk war, daß er ſelbſt bei glücklichem Ausgang zum Sturz der Demokratie führen müſſe. Robespierre betrachtete die Revolution als eine ſtrenge Anwendung der philoſophiſchen Grundſätze auf die Geſellſchaft. Ueberzeugter und leidenſchaftlicher Anhänger Rouſſeau's, war ihm der Contrat social ein Evangelium; ein Krieg, der mit dem Blut des Volks geführt wird, war nach den Lehren dieſer Philoſophie, wie er es ſtets in den Augen der Weiſen ſein wird, ein Gemetzel für den Ehrgeiz Einzelner. Robespierre glaubte Frankreich nicht in der Nothwendigkeit, zum Schwert zu greifen. Ueberzeugt von der Allmacht der neuen Ideen, deren gläubigen Fanatismus er in der Seele trug, die gegen alle Intrigue verſchloſſen war, konnte er an eine äußere Gefahr nicht glauben. Er glaubte, daß in der Gerechtigkeit einer Sache eine unbeſiegbare Kraft liege, daß Gott und die Menſchen für das Volk waren u. ſ. w." Dieſe Begeiſterung für einen der traurigſten Phraſenmacher der Revolution hört auch während der Schreckensherrſchaft nicht auf. Das Feſt des höchſten Weſens nennt Lamartine la politique élevée à la hauteur du type religieux du philosophe. Sieht man genauer zu, ſo wird man trotz des vollſtändigen Gegenſatzes in dem Temperament der beiden Männer durch eine gewiſſe Verwandtſchaft überraſcht. Beide kommen fortwährend auf die Abſchaffung der Todesſtrafe, Beide ſprechen im allgemeinen Theil ihrer Reden die edelſten und ſanftmüthigſten Anſichten über die Bedeutung der Humanität aus, Beide wiſſen in der Anwendung auf den einzelnen Fall die nöthigen Reſtrictionen zu machen. Man darf freilich den Vergleich nicht zu weit treiben. Lamartine hatte eine ariſtokratiſche Bildung, Weichheit in den Formen und daher nicht die geringſte Anlage zum Fanatismus; er zeigte ſich vielmehr ſtets als ſchöne Seele; aber die Greuelſcenen im „Fall eines Engels" und in den „Girondiſten" verrathen doch, daß in ſeiner Phantaſie noch andere Dinge ſchlummerten. Wenn nicht die Rolle Robespierre's, ſo hätte er vielleicht unter Umſtänden die Rolle Barrère's geſpielt; an idealen Geſichtspunkten hätte es ihm gewiß nicht gefehlt. So erklärt er in einem Augenblick des Enthuſiasmus, „qu' une nation ne doit pas regretter le sang qui a coulé pour faire éclore des vérités éternelles. Dieu a mis ce prix à la germination et à l'éclosion de ses desseins sur l'homme. Les idées végètent de sang humain. Les révolutions descendent des échafauds . . . Les individus sont innocents ou coupables, touchans ou odieux, victimes ou bourreaux

L'action est grande et l'idée plane au-dessus de ses instrumens comme la cause toujours pure sur les horreurs du champ de bataille.

Das Buch wurde verſchlungen und warb dem Dichter eine ganz neue Claſſe von Anhängern. Gegen die Conſervativen war man erbittert, der parlamentariſchen Oppoſition traute man nicht recht, weil ſie nur die Intereſſen des höhern Bürgerſtandes zu vertreten ſchien. Lamartine's Buch brachte Jedem, was er wünſchte, dem Republikaner, dem Socialiſten, dem Anhänger der Kirche, dem Voltairianer.

Während ihn alſo ſeine ſtaatsklugen Collegen in der Deputirtenkammer, gelinde geſagt, als einen Schwärmer betrachteten, wurde im Volk ſein Name mit der erſehnten Zukunft in Verbindung gebracht.

Mit ihm wetteiferte Louis Blanc, von deſſen „Geſchichte der Revolution" 1847 die Einleitung fertig wurde. Alle Erſcheinungen der Wiſſenſchaft, Kunſt, des öffentlichen Lebens, die man in den drei letzten Jahrhunderten wahrnimmt, werden nach den Ideen claſſificirt und als ein zuſammenhängendes organiſches Ganze dargeſtellt. Die Entwickelung der Geſchichte erfolgt in drei Metamorphoſen. Das Zeitalter der Autorität wird durch das Zeitalter des Individualismus abgelöſt (das Zeitalter der leeren Freiheit, wie es Fichte nennt), und dieſes, welches in der Reformation zugleich ſeine Quelle und ſeinen höchſten Ausdruck findet, geht endlich durch die Revolution in das Zeitalter der freien Brüderlichkeit über. Wäre das Buch zwanzig Jahre früher erſchienen, ſo hätte es trotz ſeiner ſchwerfälligen Form einen großen Erfolg gehabt; denn wie in einem Kaleidoſkop kryſtalliſirt ſich in ihm die bunteſte Fülle der Thatſachen, und man wird durch den Wechſel der Erſcheinung unterhalten, während man ſich zugleich ſchmeicheln kann, die Tiefe des ſpeculativen Geiſtes zu ergründen. Aber das Zeitalter der geſchichtsphiloſophiſchen Conſtruction war vorüber. Die Stimmung war nicht mehr contemplativ, ſie verlangte Action und raſche Bewegung.

Die Werke von Lamennais, Lamartine, L. Blanc, Michelet waren die Sturmvögel, welche die Revolution von 1848 verkündigten; ſie haben ſie freilich nicht gemacht, denn eine Revolution wird überhaupt nicht durch Bücher gemacht, aber an ſie muß man ſich wenden, wenn man den Charakter der neuen Bewegung ſtudiren will, nicht an St. Simon oder Fourier. Das Motiv der Aufregung war nicht das Phalanſtère, in welchem die Geſellſchaft wohlfeil beköſtigt werden ſollte, ſondern der Durſt nach neuen Emotionen.

Mit den Schriften Fourier's hatte sich das größere Publicum wenig zu schaffen gemacht, dagegen verschlang es E. Sue's „sieben Todsünden" (1847), die mit flacher Lebhaftigkeit die Lehren des seltsamen Mystikers dem gemeinen Verstand mundgerecht machten. — Jede der sieben Todsünden, Geiz, Stolz, Neid, Zorn, Wollust, Faulheit, Gefräßigkeit, wird in einer eignen Erzählung verherrlicht, um nachzuweisen, wie das Christenthum mit Unrecht in ihnen das Böse gesucht habe; wie es nur nöthig sei, sie an den rechten Ort zu stellen, um sie zum Besten der menschlichen Gesellschaft zu verwerthen. In der Novelle, die vom Zorn handelt, findet sich ein Gerichtsassessor in der unangenehmen Lage, durch die Berserkerwuth, die ihn von Zeit zu Zeit anwandelt, sich erhebliche Verstöße gegen seine amtliche Stellung zu Schulden kommen zu lassen. Er ohrfeigt, wer ihn verleumdet, läßt sich auf Duelle ein, haut Einen, der ihn bestechen will, auf öffentlichem Markt durch, wirft seinen Präsidenten zum Fenster heraus, erschreckt seine schwangere Frau durch einen plötzlichen Ausbruch seiner Hitze so, daß sie stirbt u. s. w. Er giebt darum sein Amt auf und wird Corsar, wo er die Kraft seines Zornes zum Nutzen seines Vaterlandes anwendet. — Auch die Wollust wird als ein Hebel der guten Sache benutzt. Eine Frau, deren Schönheit und Coquetterie so unwiderstehlich ist, daß ihr Alles zu Füßen liegt, benutzt diese Gabe, um den Guten zu belohnen und den Bösen zu bestrafen. Ein alter Österreichischer, streng militairisch erzogener Erzherzog wird durch diese Zauberin in einer Viertelstunde so umgewandelt, daß er für die italienischen Insurgenten Amnestie ertheilt, die Einwilligung zu der Heirath seines Sohns mit einer Bürgerlichen giebt u. s. w.; ein grausamer Wucherer zittert unter den Strahlen ihrer Blicke so fieberhaft, daß er so viel Quittungen ausstellt, als sie nur fordert, und daß ihn doch der Schlag rührt. Das nämliche Experiment hat in den „Mysterien von Paris" Großherzog Rudolf gegen den Wucherer Ferrand angewendet. — Auch die Faulheit ist eine Tugend! Ein junger Mann und eine junge Dame haben als das höchste Lebensglück erkannt, sich in einer Hangematte zu wiegen, sich von kühlen Lüften umspielen zu lassen, nichts zu thun und nichts zu denken. Da aber dieser paradiesische Zustand ein gewisses Capital erfordert, so halten sie vier Jahre lang in der angestrengtesten Arbeit und Entbehrung aus, bis sie sich die nöthige Summe erspart haben. Der Einfall charakterisirt die gewöhnliche Betriebsamkeit französischer Epiciers, die eine Reihe von Jahren entbehren und arbeiten, um in einem gewissen

Alter sich zur Ruhe setzen, um die Süßigkeit des Nichtsthuns genießen zu können. -- Man hat es E. Sue zum Vorwurf gemacht, daß er Bücher für das Volk schrieb, gegen die Bourgeoisie, gegen das Capital, während er sich selbst dem raffinirtesten Luxus ergab. Er hat keinen andern Begriff von Glückseligkeit, als das Fieber des Genusses. Nun sind eigentlich alle Menschen dazu bestimmt, glücklich zu sein, d. h. Champagner zu trinken, hübsche Grisetten zu küssen und sich in Schlafröcke aus Kaschmir einzuhüllen — das ist die positive Seite des Socialismus, und unter diesem Banner zieht er gegen das Reich der Selbstsucht zu Felde.

So sehn wir E. Sue, der früher für die Aristokratie schwärmte und den Bürger geringschätzte, der auf die herzlose Aufklärung schmähte und sich nach dem Glauben seiner Väter zurücksehnte, mit Felix Pyat und Louis Blanc in den vordersten Reihen der rothen Republik. Er hatte nun eine Antwort gefunden für die Frage, die ihn vorher zu Lästerungen gegen den Himmel verführte, die Frage, warum der Weltlauf mit der Tugend in Widerspruch stehe: die Selbstsucht ist der Grund, legt sie unter die Guillotine, so hält die Menschheit bei rother bengalischer Beleuchtung ein allgemeines Lucullisches Mahl. Er bedachte nicht, wie sehr er sich selber im Licht stand: abgesehn, daß die rothe Republik den vornehmen Dichter hängen würde, wegen seiner galonnirten Bedienten, seines goldnen Geschirrs und seiner ostindischen Gewächshäuser, so wäre mit der Erfüllung der Verheißung auch das aufgehoben, was die Lebensluft der Romantik ist, die Poesie des Contrastes.

Seine „Mysterien des Volks" charakterisiren auf das vollständigste diese innere Hohlheit einer Phantasie, welche ihren Inhalt in künstlichen Aufregungen verbraucht. Brutale Ergüsse des Neides gegen jeden Vorzug, Anrufungen des thierischen Instincts der Menge, eine Liederlichkeit, die sich nur schwach hinter moralischen Anwandlungen versteckt, Blasirtheit gegen jeden ernstern und tiefern Eindruck, mit einem Wort, die gemeinste Speculation auf die Sympathie für das Schlechte, das ist der Charakter dieses Buchs.

Mit größerem Adel, aber in der Sache ebenso oberflächlich, führte G. Sand das Wort für die Jacobiner. „Robespierre avait jeté comme première base de son système une pierre, brute comme une pierre druidique; mais sur cette pierre, par la suite des temps et le développement des idées, un temple pouvait s'élever qui réunirait dans son sein et la religion et la société dans une indivisible unité. Je

suppose que Robespierre et St. Just eussent vécu quelques années de plus et que leur système eût dominé, la France aurait eu un culte que chaque année aurait épuré. Le Christ n'eût certainement pas été exclu de ces honneurs rendus à la Divinité, puisque la Révolution l'avait dèjà qualifié de sansculotte Jésus, expression grossière et cependant profonde qui révélait un sentiment énergique de la vérité . . . Soyons justes enfin, et ne craignons plus de le dire: Robespierre est le plus grand homme de la Révolution et un des plus grand hommes de l'histoire. Ce n'est pas à dire qu'il n'ait eu des fautes, des erreurs, et, par conséquent, des crimes à se reprocher . . Mais dans quelle carrière politique orageuse l'histoire nous montrera-t-elle un seul homme pur de quelque péché mortel contre l'humanité?"

Indeß ging G. Sand mit ihrer großen dichteriſchen Kraft nie ganz in dieſe wüſten Doctrinen auf; namentlich in ihren Dorfgeſchichten findet man immer noch Spuren echt poetiſcher Anſchauung. Balzac hatte die Provinz und ihr Stillleben entdeckt, die Fabrikanten, Handwerker, zuletzt auch die Bauern; andere Dichter hatten ſich, um die Blaſirtheit eines glaubenloſen Zeitalters, wie Tacitus in der Germania ſeine Römer, zu ärgern, hauptſächlich auf die ſeltſamen, durch den Verſtand nicht auflösbaren Erſcheinungen geworfen, die an den noch ungebrochenen Volksglauben geknüpft waren: ſo Em. Souveſtre in „Récits de la muse populaire." — G. Sand's „la mare au diable" und „François le Champi" gehören zu den Perlen der franzöſiſchen Dichtung, namentlich wenn man ſie mit Lamartine's geſchminkten Dorfgeſchichten vergleicht, eine Rückkehr zur Schäferpoeſie des Rococozeitalters. Ihre Poeſie liegt in der glänzend ausgeführten Landſchaft, in dem maleriſchen Coſtum, in der provinciellen Sprache, für welche G. Sand eine echt poetiſche Form gefunden hat, und in den tauſend kleinen Zügen, die eine vertraute Bekanntſchaft mit dem Gegenſtand und eine umfaſſende Empfänglichkeit vorausſetzen. Geht man auf den innern Kern der Menſchen ein, auf ihr geiſtiges Leben, ſo entdeckt man manche Verſtöße gegen die Naturwahrheit. Es miſchen ſich in ihre Sprache Ideen und Vorſtellungen ein, welche den Conflict der hauptſtädtiſchen Cultur zur Vorausſetzung haben, und ein Schatten von der Sophiſtik und dem Raffinement ihrer früheren Romane giebt zuweilen der Farbe dieſer lieblichen Bilder einen falſchen Ton. So erinnert „la petite Fadette" trotz der neuen

Maske stark an Consuelo. Es ist eine Mischung von toller Koboldsnatur, tiefem, leidenschaftlichem Gefühl und einer nicht nur über ihre Umgebungen, sondern beinahe über ihr Zeitalter hinausgehenden Schärfe und Bildung des Verstandes. Der häßliche Kobold, an dem nur die blitzenden schwarzen Augen schön sind, verwandelt sich zu plötzlich in eine schöne, hochgebildete Frau, die noch dazu magnetische Kuren macht, und der melodramatische Ausgang der Erbschaft trägt nicht eben dazu bei, unsere Stimmung mit diesen Sprüngen zu versöhnen. Das Verhältniß der beiden Zwillinge, Landy und Sylvinet, ist sehr schön, die Schilderung von dem allmäligen Erwachen einer zarten und tiefen Neigung ist vielleicht zu zart und ideal für die derbe Bauernwelt.

Viel besser hat es Mérimée verstanden, in der reizendsten seiner Novellen, „Carmen" 1847 uns für ein Weib, in dem auch nicht eine Spur von Gutem und Menschlichem ist, die vielmehr den Eindruck einer wilden Katze macht, so zu interessiren, daß wir ihren Bewegungen mit derselben Spannung folgen, wie wir die graziösen Sprünge eines Tigers mit ansehn würden, wenn wir selbst außer Gefahr wären. Die Aehnlichkeit des Problems mit Manon Lescaut ist schon von französischen Kritikern hervorgehoben; auch hier wird ein guter braver Mensch durch ein leichtsinniges Weib zum Laster und endlich zum Verbrechen verlockt, aber der Unterschied fällt zu Gunsten des neuern Dichters aus. Carmen ist aus einem Guß, der Dichter macht nicht wie Prevost den schwächlichen Versuch, uns gewissermaßen menschlich für sie zu interessiren, sie ist durch und durch schlecht, aber sie ist ein echtes Naturkind, sie verbindet mit ihrer dämonischen Wildheit einen unerschütterlichen Muth, und da der Dichter selbst nie in Weichheit verfällt, so verfolgen auch wir die excentrischen Sprünge dieser sinnlosen Leidenschaft mit einem gewissen Humor, ja, wir begreifen, wie dieser Kobold einer starken aber rohen Natur ein Gefühl einflößen kann, das den Tod überdauert. Zudem wird Don José zwar ein Verbrecher, aber doch nicht so ehrlos und weibisch wie sein Vorbild der arme verliebte Chevalier. Als Carmen seinen Schmerz verhöhnt, bringt er sie um, wenn er damit auch sein eignes Todesurtheil spricht. Die glühenden Farben dieser Erzählung werden dadurch gemildert, daß uns in der Einleitung in den Irrfahrten des Antiquars, der sich die Geschichte erzählen läßt, der Abstand der Welt, zu der wir gehören, von diesem wilden Phantasiegemälde fühlbar gemacht wird, dem wir so ein unbefangenes Interesse schenken können.

XII.

Für die Franzoſen ſind die Krankheiten der Phantaſie das Gefährlichſte, weil in jedem Augenblick ſich irgend ein Idol ihrer Einbildung bemächtigen und alle Erwägungen der Vernunft betäuben kann. Tritt einmal eine ſolche Krankheit ein, ſo wird ſie ſofort epidemiſch und paralyſirt alle entgegenſtehenden Kräfte.

Für den Augenblick war die Einbildung ganz mit den Geſtalten von 1793 angefüllt: Robespierre, die Göttin der Vernunft, die rothe Mütze, die Sansculotten, die Sieger von Jemmappa. Als die Guillotine ſpielte, damals langweilte ſich Frankreich nicht, und jetzt wurde die Langeweile tödtlich.

Noch während des Jahres 1847 arbeitete Michelet ſeine „Geſchichte der Revolution" aus. Ihm iſt die Revolution der Anfang aller eigentlichen Geſchichte, die Quelle alles Rechts, die Grundlage alles Guten. Indem er aber dies Evangelium der göttlichen Gerechtigkeit zergliedert, findet ſich, daß diejenigen Männer, die man bisher als Helden und Märtyrer betrachtet, nichts weniger als gut und weiſe waren; ſie ſind zum größten Theil entweder Schwachköpfe oder Böſewichter geweſen, der wahre Held der Revolution war das Volk, der Heros ohne Namen. „Plus j'ai creusé, plus j'ai trouvé que le meilleur était dessous, dans les profondeurs obscures." — „Euer Geſammtwille," ruft er den Völkern zu, „iſt die Vernunft ſelbſt. Mit andern Worten: ihr ſeid Gott! Und wer, ohne zu glauben, Gott zu ſein, könnte etwas Großes thun? An dem Tage, wo man dieſen Glauben gewonnen, reißt man ſich, im Namen der Pflicht, ſeine theuerſte Liebe, ſein Herz aus. Seien wir alſo Gott! Das Unmögliche wird dann möglich und leicht. Eine Welt umzuſtürzen, iſt dann wenig; aber man ſchafft dann eine Welt."

Die Geſchichte der Revolution ſelbſt beginnt er mit leidenſchaftlicher Begeiſterung; bald aber ſpricht er von der Nationalverſammlung ſehr geringſchätzig. „L'assemblée nationale ne souffrait pas assez des souffrances du peuple; autrement elle eût moins traîné dans l'éternel débat de sa scholastique politique . . . Tout le monde voyait la question, l'assemblée ne la voyait pas . . . Retardée par les résistances royalistes, aristocratiques, qu'elle portait dans son sein, elle l'était encore par les habitudes de barreau ou d'académie que conservaient ses plus illustres membres, gens de lettres ou avocats . . . . On eût

pu croire que l'assemblée ne s'était point aperçue qu'il y eût une révolution. La plûpart des discours auraient servi aussi bien pour un autre siècle, un autre peuple . . . Cette assemblée était mûre pour la dissolution . . . Née avant la grande révolution qui venait de s'opérer, elle était profondément hétérogène, inorganique, comme le chaos de l'ancien régime d'où elle sortit. Malgré le nom d'assemblée nationale dont la baptisa Sieyès, elle restait féodale."

Michelet hat hiſtoriſchen Sinn genug, um es als einen krankhaften Zuſtand zu empfinden, wenn die vielköpfige geſtaltloſe Menge ſich ungeſtüm bewegt und in blinder raſender Leidenſchaft das Heft an ſich reißt; aber er berauſcht ſich in dieſen wüſten fieberhaften Vorſtellungen, man ſieht, wie er in dem Schwindel der Eindrücke alle Faſſung verliert.

Da die Oppoſition nicht darauf rechnen konnte, auf gewöhnlichem Wege die Majorität zu gewinnen, ſchrieb ſie die Wahlreform in ihr Programm, womit ſie auch das Proletariat für ſich gewann, und da ſie eben ſo wenig hoffen konnte, gegen den vereinigten Willen der beiden Kammern und der Regierung die Wahlreform auf geſetzlichem Wege durchzuſetzen, ſo wählte ſie das Mittel der Einſchüchterung. Die Reformbankette wurden angeſagt.

10. Juli 1847 verſammelten ſich 1200 Mitglieder der Oppoſition zu Chateaurouge, in der Nähe von Paris. Statt auf den König, wurde auf die Volksſouveränität getoaſtet, das „Syſtem" leidenſchaftlich angegriffen. Die Linke der Kammer hatte Verbündete, die ihr ſelbſt unheimlich wurden. Einer von ihnen ſagte: „Alles geſchieht durch das Volk, nichts für das Volk; es giebt ſein Leben für die Freiheit, es ſtirbt, ohne ſie zu erreichen; erfüllt alle Pflichten und hat keine Rechte; es giebt immer und erhält nie etwas! Soll es immer ſo bleiben?"

Gleichzeitig kamen eine Reihe von Criminalproceſſen vor die Geſchwornen, welche die innern Schäden der vornehmen Geſellſchaft aufdeckten. Es trat durch ſehr ſtrenge Strafen Remedur ein, aber das war der Oppoſition einerlei: nicht blos die Beſtechungen, ſondern Ehebruch und zerrüttete Familienverhältniſſe wurden dem „Syſtem" ſchuld gegeben.

„La France s'attriste!" ſagte Lamartine auf einem Gaſtmahl zu Macon. „Wenn das Königthum aus einer Nation von Bürgern eine Rotte von Schacherern machen will, welche die mit dem Blut ihrer Väter eroberte Freiheit an den Meiſtbietenden verkaufen, dann wird das Königthum fallen. Es wird fallen, nicht in ſeinem Blut, wie das von 1789, ſondern in

ne eigne Schlinge. Und nachdem wir die Revolution der Freiheit und Gegenrevolution des Ruhms gehabt, werden wir die Revolution des entlichen Gewissens, die Revolution der Verachtung haben."

Die Wuth steigerte sich ins Krampfhafte, als Guizot 19. Sept. 47 auch nominell das Präsidium des Cabinets erhielt. Gleichzeitig ien er in der Sonderbundsfrage sich auf Seite der Jesuiten zu stellen. as Schlimmste war, daß man bei Hof selbst unsicher wurde. Die ronrede freilich vom 28. Dec. bezeichnete die Reformbankette als das gebniß „feindlicher oder blinder Leidenschaften", aber gleichzeitig schrieb r Prinz von Joinville: „Unsre Lage ist keine gute. Nach Außen, wir der nationalen Eigenliebe einige jener Befriedigungen hätten verschaffen können, welche für unser Land so werthvoll sind, und mit deren lfe man die Aufmerksamkeit desselben von ernstlichen Uebeln ablenken an, stehn wir ebenso wenig glänzend da. Das alles ist lediglich das erk des Königs, der regieren will, dem aber die Kraft fehlt, männliche ntschlüsse zu fassen. Er ist in einem Alter, in welchem man keine Gegenrstellungen mehr annimmt." — So sah es in der königlichen Familie aus.

Die Majorität wurde allerdings 12. Febr. 1848 für das Ministerium wonnen, aber zugleich wurde das Publicum durch das Toben der Opposition fgeregt, die Guizot zurief, er wäre schlimmer als Polignac. Er hatte lichtmäßig erklärt, gegen das demagogische Treiben der Reformbankette t gesetzlichen Mitteln einschreiten zu wollen, das wurde ihm als Verechen ausgelegt.

Die Opposition lärmte nur, um ihre Furcht zu übertäuben; sie hätte en die Bankette aufgegeben, Thiers mit seinem Anhang zog sich wirkh zurück. Am leidenschaftlichsten sprach sich Lamartine aus. Eine nklage gegen das Cabinet wurde angesagt: es habe die Ehre und Inressen Frankreichs nach Außen verrathen!

Der Zusammenstoß erfolgte, der Pöbel, an seiner Spitze Emeutiers u Profession, trat auf die Barrikaden. Die Entscheidung erfolgte . Febr. dadurch, daß der alte König die Besinnung verlor und Guizot tließ. Damit war alle Einheit des Widerstands gebrochen, Thiers d O. Barrot übernahmen für einen Augenblick das Ministerium; iemand fragte nach ihnen. Alle Welt wollte rathen, keiner gehorchte. er Pöbel plünderte die Tuilerien, der König entfloh, die Herzogin von rleans mit ihren Knaben flüchtete, wie Ludwig XVI. 10. August 1792, die Kammer. Hier kam nun der große Moment für Lamartine.

la fraternité proclamée en principe entre les peuples pour abolir la guerre en abolissant les conquêtes (in einem Augenblick, wo man noch nicht wußte, ob man auf irgend ein Regiment zu rechnen habe!); ceux-là l'abolition du cens electoral; tous, le principe, non seulement de l'égalité des droits, mais encore *de la charité* (als gesetzliche Bestimmung!) entre les différentes classes de citoyens; principe appliqué par toutes les institutions d'assistance, de secours, d'association, *de bienfaisance*, (gesetzlich organisirtes Almosen) compatibles avec la liberté du capital et avec la sécurité des propriétés (also doch dem guten Willen überlassen): première charité de gouvernements qui veulent conserver la société et protéger la famille. — A mesure que ces grandes vérités démocratiques, rapidement senties plutôt que froidement discutées (das kann man sich lebhaft vorstellen!), étaient converties en décrets, ces décrets passaient en proclamations au peuple.. C'était l'improvisation d'un siècle à qui la révolution venait de rendre la parole; l'explosion raisonnée de toutes les vérités chrétiennes, philosophiques, démocratiques, qui couvaient depuis un demi-siècle dans l'esprit des initiateurs éclairés. Mais l'expérience avait mûri la pensée des hommes qui décrétaient ainsi; dans une séance aussi inspirée et aussi féconde, il n'y eut ni une témérité ni une exagération dans les actes et dans les paroles de ce gouvernement d'enthousiasme!!"

Die „Volksstimme" forderte den Krieg, um die „infamen" Verträge von 1815 zu brechen; das Rundschreiben Lamartine's vom 6. März dagegen lautete ziemlich friedfertig. Das Volk mußte also auf anderm Wege befriedigt werden. In den Clubs — einer deren nannte sich „les voraces" — wurde das ganze Costum von 1793 wieder hervorgesucht; freche Gauner und Abenteurer, zum Theil ehemalige Polizeispione, hielten donnernde jacobinische Reden, um Stellen zu erhalten, alle Irrenhäusler schienen losgelassen.

10. März wurde unter Louis Blanc's Vorsitz ein Arbeiter-Parlament in Luxembourg eingerichtet, um alle Leiden des Volks zu heben. In demselben Sinn gründete Lamennais den „Peuple constituant". Zugleich brach er in der Schrift „de la société première et de ses lois, ou de la religion", mit den letzten Resten des Systems, an dem er bisher noch durch einzelne Phrasen festgehalten hatte.

„Aucune erreur n'a jeté de perturbation plus générale et plus

profonde dans les idées humaines, que celle de l'existence d'un ordre surnaturel, dont les lois ne sont ni les lois internes de Dieu, ni les lois propres de l'univers, mais des volontés de l'Etre absolu, lesquelles, n'ayant de raison qu'elles-mêmes, ne peuvent en ce cas être conçues que comme arbitraires .... Ce système appartient originairement à l'âge poétique du genre humain, à cet âge où l'imagination, avide du merveilleux, s'efforce de résoudre le grand problème de l'homme et de ses destinées, non par les lois universelles des êtres, lois ignorées encore et que la temps seul révèle, mais par l'intervention permanente, immédiate de la *cause infinie*, (ſo reſpectwidrig ſpricht ſich jetzt der alte Prieſter über Gott aus!) dont ces lois ignorées sont le mode nécessaire d'action. Toutes les idées étant confondues, tantôt Dieu, devenu homme, agit selon les pensées et les passions humaines; tantôt l'homme, devenu Dieu, revêt ses attributs, exerce sa puissance: d'où, en dehors de toute loi, en dehors des lois naturelles de Dieu, en dehors des lois naturelles de l'homme, en dehors de tout ce qui est et peut être, ce *fantôme vide* qu'on nomme ordre surnaturel. Laissons ces *vaines rêveries*, fables surannées des peuples enfans, et cherchons, avec le secours de la raison virile et de la science certaine, les véritables bases de la législation spirituelle." Diesmal kann man dem alten Führer der ultramontanen Partei den Ruhm der äußerſten Conſequenz nicht ſtreitig machen. Alle Spur einer überſinnlichen Ordnung iſt verwiſcht, aller Glaube daran wird als ein Frevel gegen die Menſchheit bezeichnet. „Soit qu'on regarde aux conséquences qu'a, par rapport au vrai, l'hypothèse d'un ordre surnaturel, soit que l'on considère celles qu'elle entraîne à l'égard du bien ou de la vie sociale et morale, on est également contraint de la rejeter comme une des *plus pernicieuses erreurs* qui aient pu jamais s'introduire dans le monde, dont elle a été le fléau." Wir befinden uns im vollſten Pantheismus. Gott iſt das Abſolute, welches ſich nur in der endlichen Erſcheinung geltend macht. Wie die ganze Schöpfung, ſtrebt der Menſch ſeinem Ziele zu, indem er den Geſetzen ſeiner eignen Natur folgt. Er wird es nie erreichen, weil er nie unendlich werden kann. Er wird es auch in einem jenſeitigen Leben nicht erreichen. Sein Streben ſelbſt iſt ſeine Beſtimmung. „En s'opposant au libre usage de la raison, en soumettant les peuples à une puissance au-dessus de tout contrôle, en les réduisant à l'aveugle obéissance

des brutes, les révélations ont produit des maux effroyables. Maître et en quelque sorte propriétaire de l'humanité, le prêtre serait devenu sur la terre le Dieu, qu'il représentait, s'il n'avait rencontré dans l'humanité même et ses lois éternelles un obstacle heureusement invincible. Cet obstacle grandissant toujours, à mesure que croissaient les lumières, on s'est toujours aussi rapproché de l'ordre véritable, et l'on y entrera tout-à-fait quand la religion mieux conçue cessera, comme le sacerdoce, d'être aux yeux des hommes une institution surnaturelle originairement, et quand elle ne sera pour eux que ce qu'elle est en réalité, la plus haute expression de leur nature même." Das waren die Resultate eines Mannes, der mit dem leidenschaftlichen Haß gegen alles freie Denken begann.

Freilich fand die Demagogie sehr bald ihre scharfen Kritiker. 15. März begann Michel Chevalier die „Lettres sur l'organisation du travail" gegen die Socialisten, wofür er 7. April von der provisorischen Regierung abgesetzt wurde. Noch schonungsloser verhöhnte sie Proudhon. „Trente jours de dictature ont mis à nu l'impuissance et l'inanité de la démocratie. Tout ce qu'elle possédait de vieux souvenirs, de préjugés philanthropiques, d'instincts communistes, de passions discordantes, de phrases sentimentales, de tendances anti-libérales, tout en un mois a été dépensé." — Von seinem alten Stichwort „la propriété c'est le vol!" — bemerkt er: „cela se dit une fois, cela ne se répète pas. Laissons cette machine de guerre bonne pour l'insurrection!" — Er tritt für die Familie ein, verspottet das Zellensystem der Nationalwerkstätten, und verlangt für den Arbeiter nur Freiheit; er zeigt, daß die Revolution nicht blos illegal war, weil das Julikönigthum die Verfassung beobachtet hatte, sondern auch unnütz, weil der natürliche Lauf der Dinge den Fortschritt von selbst herbeiführen mußte. Die Revolution hat in diesem Fortschritt nur das Datum geändert. „Il était fatal, providentiel, si vous aimez mieux, qu'un peu plus tôt, un peu plus tard, la souveraineté du peuple se reconstituât sur d'autres bases, et abolît sinon peut-être de fait, au moins de droit, la monarchie. La revolution pouvait être aussi longue qu'elle a été brusque; elle pouvait être faite d'un commun accord entre la couronne, la classe travailleuse et la classe bourgeoise; elle pouvait s'opérer, en un mot, pacifiquement. Le progrès des idées était notoire, le peuple ne pouvait manquer un jour ou l'autre d'en déduire les consé-

quences; dans le parti conservateur même, on convenait généralement que les difficultés n'étaient plus politiques, mais sociales. Toute la question était de savoir quand et comment s'opérerait la transition. Il a plu à l'opposition de précipiter le dénoûment. Personne n'était en mesure pour la république; cela ressort chaque jour dans les actes du gouvernement." Und gleich darauf ſetzt er hinzu: „c'est encore une question, s'il n'eût pas mieux valu, pour le salut de tous, faire en trente ans ce que nous avons fait en trois jours et allonger une date glorieuse plutôt que s'exposer aux marées d'une solution embarassée." Am merkwürdigſten iſt der Angriff gegen das allgemeine Stimmrecht; man begründet es darauf, daß die bisherigen Abgeordneten, die aus dem beſchränkten Stimmrecht hervorgingen, den Bedürfniſſen des Volks nicht entſprochen haben: „Mais, s'il est ainsi d'une classe d'hommes que le libre essor de la société, le développement spontané des sciences, des arts, de l'industrie, du commerce, le consentement tacite ou l'incapacité notoire des classes inférieures, d'une classe enfin que ses talens et ses richesses désignaient comme l'élite naturelle du peuple: qu'attendre d'une représentation qui, sortie de cornices plus ou moins complets, plus ou moins éclairés et libres, agissant sous l'influence de passions locales, ne sera en dernière analyse qu'une représentation factice, produit du bon plaisir de la cohue électorale?" — Freilich zieht der Schüler Rouſſeau's die Folgerung, daß der Begriff der Vertretung überhaupt eine Lüge ſei, und verlangt eine unmittelbare Selbſtregierung des Volks, aber gleich darauf ſetzt er hinzu: „La démocratie n'est autre chose que la tyrannie des majorités, tyrannie la plus exécrable de toutes; car elle ne s'appuie ni sur l'autorité d'une religion, ni sur une noblesse de race, ni sur les prérogatives du talent et de la fortune; elle a pour base le nombre et pour masque le nom du peuple . . . La démocratie est l'ostracisme des capacités et le patriciat des médiocrités envieuses et remuantes; la démocratie est retograde et contradictoire; la démocratie est impuissante à resoudre la question sociale" . .

Als das Proletariat 16. April einen Aufſtand verſuchte, raffte ſich die Bourgeoiſie zuſammen und wehrte ihn ab. Die Nationalverſammlung, die 4. Mai — ſehr gegen den Willen Ledru Rollin's und der eigentlichen Jacobiner — zuſammentrat, war bereits die Reaction: republicaniſch geſinnt, wollte ſie doch von Theilung der Güter nichts wiſſen. Ein ziemlich

ſtarker Aufſtand, 15. Mai, mit dem Feldgeſchrei: „vive la Pologne!“ und „à la frontière!“ verfehlte ſeinen Zweck, den Tag darauf wurde die Comödie eines Verbrüderungsfeſtes aufgeführt. In Paris war die Meinung getheilt: aus den Nachwahlen, 4. Juni, ging eine ſeltſame Miſchung hervor: Proudhon, Leroux, V. Hugo, Thiers — Louis Napoleon! — Leroux brachte ſofort die Emancipation der Frauen auf das Tapet.

Nun brach die furchtbare Kriſis aus, nicht blos für Frankreich, ſondern für Europa: 13. Juni ging das Proletariat auf die Barricaden, diesmal nicht mehr unter fremder Firma, ſondern um der eignen Zwecke willen. Nach viertägiger furchtbarer, mörderiſcher Schlacht wurde es militäriſch niedergeworfen, der Belagerungszuſtand eingeführt, Lamartine und die übrigen Schönredner verſchwanden ſpurlos aus der Geſchichte. General Cavaignac richtete die Dictatur ein. 11. Sept. wurde das „Recht der Arbeit“ durch Beſchluß der Nationalverſammlung beſeitigt, gegen Lamartine's heftigen Widerſpruch, der ſich ſogar zu Reminiscenzen von 1793 verſtieg.

Die Geſellſchaft war gerettet, aber ſie hatte keine Garantien für die Zukunft. Alle Welt war überzeugt, daß dieſe für Frankreich nur durch eine monarchiſche Verfaſſung geboten werden konnten. Von den beiden Linien der Bourbons konnte vorläufig keine Rede ſein; 26. Sept. 1848 meldete Louis Napoleon ſeine Candidatur an. Man lachte über ihn, die gute Geſellſchaft hielt ihn für einen Abenteurer; aber für eine lenkſamen; ſie war daher nicht abgeneigt, ihm für den Augenblick die Präſidentſchaft zu überlaſſen, um Cavaignac und die blauen Republicaner zu beſeitigen. Aber ſie war überraſcht, als 10. Dec. ſein Name mit $5^1/_2$ Millionen Stimmen aus der Wahlurne hervorging. Die gute Geſellſchaft hatte von Beranger's Liedern nichts gehört, ſie wußte nicht, daß in jeder Bauernhütte das Bild des Kaiſers hing. Nicht einen Präſidenten verlangte das Volk, ſondern einen Kaiſer.

Ehe die Nationalverſammlung auseinanderging, ſorgte ſie noch dafür, eine Verfaſſung feſtzuſtellen, mit welcher der Präſident abſolut nicht regieren konnte. Dieſe Verfaſſung mußte er beſchwören, und that es. — Was will ein Eid in einer Nation ſagen, bei welcher der Umſturz der beſtehenden Verfaſſung, die Löſung aller ſittlichen Verhältniſſe zu einer periodiſch wiederkehrenden Krankheit geworden iſt! Welche Kinderei von den Meineidigen des Februar, auf einen Eid des December zu bauen, zu deſſen

Bruch die höchste Versuchung vorlag! — „Der Wille des Volks ist das höchste Gesetz!“ so lautete das Stichwort der Revolution: was es bedeute, hat Napoleon den Franzosen beigebracht.

„Jerôme Paturôt à la recherche de la meilleure des républiques“ von L. Reybaud ist ein artiges Bild des pariser Spießbürgers, wie er sich in dieser Krise verhielt. — Es ist nicht die Absicht, auf die Literatur der Jahre nach 1848 einzugehn: nur muß dem Vorurtheil widersprochen werden, als sei die Unsittlichkeit erst durch den dritten Napoleon erfunden; diese Jahre haben weder in Unsittlichkeit noch sonst etwas Neues geleistet. Die „dame aux camélias“ und der „Roman d'une femme“ vom jungen Dumas, Murger's „Scènes de la vie de Bohème“ und O. Feuillet's „la crise“ erschienen vor der Präsidentenwahl: in ihnen sind ziemlich alle Richtungen der neuen Literatur vertreten.

Das bezeichnende Werk der Tage ist Scribe's „le Puff“, das alte Thema der „Camaraderie“ und der „Verleumdung“. Der französischen Gesellschaft hat sich ein allgemeiner Schwindel bemächtigt, Jeder sucht sich seinen Weg durch die Lüge zu bahnen, nur die Marktschreierei macht sich geltend, in ihren üblen Wirkungen dadurch gemäßigt, daß sie allgemein ist: Jeder kennt sich selbst als einen Marktschreier, Jeder weiß, daß es alle Andern sind. Der einzige ehrliche Mann, der diesem Puff mit Staunen gegenübersteht, kommt aus Afrika, er hat bei den Zuaven gedient; die Ehrlichkeit, die in dem Gewirr der Interessen keine Stätte mehr findet, flüchtet sich ins Feldlager, die Armee wird von neuem der wahre Vertreter Frankreichs. Sie hat wenigstens ihre äußere Haltung bewahrt und giebt dem Einzelnen Gelegenheit, diejenigen Eigenschaften zu entwickeln, die in dem Gewirr der bürgerlichen Intrigue den Franzosen noch ausschließlich interessirt, Muth und Entschlossenheit. Scribe ist ein so entschieden bürgerlicher Dichter, wie man nicht leicht einen zweiten finden wird, und doch weiß er von dem Stande, dem er angehört, nichts Erbauliches zu melden; alle Arbeit, aller Unternehmungsgeist ist auf schwindelhafte Zwecke gerichtet, von zügelloser Genußsucht geleitet. Sobald er dagegen einen Soldaten einführt, ändert sich die Stimmung, er wird warm und man sieht ihm das innere Behagen an, mit dem er das frische, joviale Treiben einer Classe schildert, deren Einfluß sich die administrativen und politischen Einrichtungen des Landes entgegenstellen, und von der man doch schließlich bei jeder Krisis Hilfe erwartet.

Der ältere Dumas gründete das „historische Theater“, in welchem

er seine alten Romane dialogisirte, die Stücke dauerten 6—7 Stunden, ganze Reitergeschwader zogen über die Bühne; die Romantik hatte sich ganz ins Materialistische verloren.

Die Signatur der Zeit ist der moralische Katzenjammer; heftige Anklagen gegen die alte Immoralität, völlige Rathlosigkeit über das, was nun geschehn soll; Sehnsucht nach einer neuen oder der alten Religion, und dazwischen cynische Resignation in die Thatsachen. Dumas der Sohn u. A. wollen eine neue Sittlichkeit gründen, wie die alten Romantiker; die Apologeten der alten Sittlichkeit deklamiren zwar heftig gegen die Grundsätze, aber über die Thatsachen sind sie mit jenen einig. So behauptet O. Feuillet, einer der decidirtesten Moralisten, in dem erwähnten Stück „la crise", bei den tugendhaften Frauen komme immer eine Zeit, wo sie die Neigung haben, das Laster aus der Erfahrung kennen zu lernen. „C'est une maladie morale qui attend les meilleures femmes au seuil de la maturité, un écueil qui en fait échouer plus d'une à la vue du port . . . Tel est l'atteint du fruit maudit, que les honnêtes femmes même ne peuvent se resigner à mourir sans y avoir donné un coup de dent." Die Cur, die man gegen diese Krisis in Anwendung bringt, ist wahrhaft verzweifelt.

Sehr stark macht sich die Ernüchterung bei Ste. Beuve geltend. Als die Revolution ausbrach, hielt er in Brüssel Vorlesungen über die französische Literatur der neuern Zeit, in denen namentlich der früher vergötterte Chateaubriand ziemlich scharf kritisirt wurde: die unbefangene Nachwelt, hieß es darin, werde in Betrachtung der verschiedenen Regierungen Frankreichs meist dem Gouvernement gegen die Opposition Recht geben. Das war ein harter Widerspruch gegen die bisherige Tradition, die jedem Oppositionsmann recht gab, gleichviel welcher Partei er angehörte, und ebenso jeden, der an der Regierung theilnahm, im Verdacht hatte, ein Verräther zu sein. — In den „Causeries du lundi" gab nun Ste. Beuve eine Reihe Kritiken über die Literatur: das Werthvollste, was die Franzosen überhaupt geleistet haben, weit bedeutender als die Vorlesungen Villemain's; ein wahrer Schatz für jeden, der gründlich die Sache studiren will. Die Romantiker freilich hatten Grund, ihrem alten Verbündeten zu grollen, der ihre Verirrungen schonungsloser aufdeckte, als je einer der Classiker gethan. —

28. Mai 1849 trat die neue Nationalversammlung zusammen, diesmal ganz aus Royalisten zusammengesetzt, Anhängern der ältern und

jüngern Linie; die blauen Republicaner waren vollständig verschwunden. Bei der Präsidentenwahl hatte man an einen der ganzen Nation bekannten Namen gedacht, zu Deputirten nahm man die localen Großen, die Gutsbesitzer der Provinz. Die Begeisterung für die Geschichte von 1793 hatte den Februar hervorgerufen; sie wurde nicht mehr geduldet, seitdem man sich überzeugt, daß die Jacobiner nicht blos der Vergangenheit angehörten; als einer von der Bergpartei Robespierre loben wollte, rief ihn der Präsident zur Ordnung: es sei nicht erlaubt, Schurken zu loben.

Jetzt fing die Literatur an, die bisherigen Studien über die Bestimmung Frankreichs einer gründlichen Revision zu unterziehn. Die Februarrevolution gab anscheinend nicht blos den französischen Staatsmännern, sondern der gesammten literarischen Bewegung von 1820 ein bedenkliches Démenti. So verschieden die einzelnen Schriftsteller von einander waren, sie hatten sich durchweg in der Ueberzeugung vereinigt, die französische Geschichte enthalte einen stetigen Fortschritt zum Bessern, und das Bürgerkönigthum sei die Lösung des Räthsels der Revolution. Nun sah man sich plötzlich in das alte Chaos gestürzt. Diesem Pessimismus setzte Guizot die Ueberzeugung entgegen, daß das alte Ziel doch das richtige war. Unter den Vorwürfen, die er der Demokratie macht, ist der hauptsächliche, daß sie in den Wahn verfiele, ausschließlich die Herrschaft führen zu können. Die Demokratie beruhe auf einem Theil der Gesellschaft, der früher von den andern Schichten völlig getrennt gewesen sei; wenn er jetzt glaube, den Sieg über die andern davongetragen zu haben, so sei das ein Irrthum. Die alten Elemente bestehn in der Form der politischen Parteien noch fort, und es drängen sich neue hervor, die mit dem Stichwort der Demokratie eine andre Schicht der Gesellschaft ans Ruder bringen wollten. Man nehme die Republik für den Augenblick an, aber man könne seine Vergangenheit nicht verleugnen, und die Republik könne sich einer festen Regierung ebenso wenig entheben, als jede andre Regierungsform. Die Annahme vieler wohlgesinnten Männer, daß sich bei vollständiger Freiheit die Menschen von selbst vernunftgemäß entwickeln, sei ein Irrthum, der auf dem weitern beruhe, daß die menschliche Natur an sich gut sei. Es vermischen sich in ihr Gutes und Böses, und nach dem Sturm einer Revolution gehört ein entschlossener Wille dazu, die Gesellschaft wieder in ihre Fugen einzurenken, dem Uebel in seinem ersten Ursprung zu widerstehn. Lasse man den jetzt herrschenden revolutionairen Geist gewähren, so werde nicht die Freiheit daraus hervorgehn, sondern

der militairiſche Teſpotismus; er werde viele Anhänger finden, denn das ſei eben das Unglück der Revolutionen, daß ſie eine allgemeine Erſchöpfung hervorrufen und das Volk veranlaſſen, ſich der rohеſten Gewaltherrſchaft zu überliefern, wenn ſie ihm nur Ruhe ſchafft. Aber er werde den Bedürfniſſen Frankreichs nicht genügen, denn wer die Freiheit einmal gekoſtet, empfinde eine ſtetige Begierde danach. Der Friede könne nur daraus hervorgehn, daß die Tradition, die Verbindung mit der Vergangenheit, jene Verbindung, auf der alle Cultur beruht, wiederhergeſtellt, und daß jeder Schicht der Geſellſchaft ihre ſtaatliche Anerkennung ertheilt werde. Trotz der rechtlichen Gleichſtellung aller Bürger dauern die natürlichen Unterſchiede fort. Das Grundeigenthum, das Capital, die Arbeit, jedes von dieſen Elementen verlangt ſein Recht. Die Verachtung der Arbeit hat das alte Regiment geſtürzt; aber die Partei, welche ſich anſcheinend der Arbeiter annimmt, zerſtört vielmehr die Grundlagen der Arbeit, denn ſie untergräbt die Ordnung und die Cultur. Bis man nicht ein Mittel gefunden haben wird, jenen verſchiedenen Elementen der hiſtoriſch gegliederten Geſellſchaft einen Antheil der Central- und Localregierung zu geben, und dieſe Regierung ſtark genug zu machen, um den Leidenſchaften zu widerſtehn, ſo lange bleibt die rechtliche Gleichheit ein Wahn, und die Religion iſt nicht im Stande, Rettung zu ſchaffen.

Guizot empfiehlt die Verſöhnung der neuen Geſellſchaft mit der alten Ariſtokratie und mit der Legitimität. Zunächſt ſind es Thatſachen, mit denen man rechnen muß: „les faits traités avec tant de dédain, institutions, croyances, moeurs, royauté, noblesse, clergé, parlements, corporations civiles ou religieuses, toute cette vieille société française, n'a pas consenti à mourir. Pour en triompher, on ne s'est refusé aucun moyen, aucun excès; on a déployé contre elle le fer et le feu; quand l'oeuvre du fer et du feu a été accomplie, les vainqueurs se sont trouvés en face d'une impuissance inattendue; ils n'ont pu réaliser les plans au nom desquels ils avaient renversé l'ancien édifice pour construire le nouveau, il a fallu reprendre les pierres qu'ils avaient brisées, rentrer dans les ornières qu'ils avaient remplies de décombres: royauté, cour, noblesse, clergé, vieilles maximes et vieilles formes, tout a reparu; les éléments jeunes de la société sont empressés de revêtir les anciens costumes, de se loger sous les anciens abris.“ Aber es iſt nicht blos dieſer äußerliche Grund, der das Bürgerthum beſtimmen muß, eine Verſöhnung mit dem

Adel zu ſuchen. „Ich habe ſtets die Sache der Mittelclaſſen unterſtützt, die auch die meinige iſt; aber ſie ſind allein nicht im Stande, die Regierung zu führen, ſie können nicht zugleich nach unten und oben Widerſtand leiſten. Die Mittelclaſſen haben die Neigung, ſich mit einer augenblicklichen Leidenſchaft in Neuerungen einzulaſſen, die ihren wahren Intereſſen widerſprechen, dann wird ihnen nach dem erſten Schreck der Kriſis die Politik verhaßt, ſie ziehn ſich in das bürgerliche Leben zurück und verlangen nichts weiter, als Sicherheit ihrer Privatintereſſen.“ „Tour à tour elles s'agitent ou elles abdiquent, tantôt exigeantes, tantôt complaisantes outre mesure envers le pouvoir; et tour à tour l'ordre et la liberté souffrent également de leurs brusques oscillations. Il faut à ces dipositions de classes moyennes un contre-poids qui tantôt les contienne dans leurs ardeurs, tantôt les soutienne dans leurs défaillances: et ce contre-poids ne peut se recontrer que dans l'influence politique des classes dont la fortune est plus faite et la situation plus fixe, dont la pensée et le temps sont moins absorbés par le travail des intérêts privés, et qui, portant naturellement dans les affaires publiques plus d'esprit de suite, ne sont pas sujettes à passer si soudainement de l'opposition à la docilité et de la docilité à l'opposition.“

Das praktiſche Reſultat dieſer Auseinanderſetzung iſt die Fuſion der beiden bourboniſchen Linien, an welcher Guizot ſchon damals eifrig arbeitete, ohne ſie jedoch zu Stande zu bringen. — Dagegen meinte ein paradoxer Schriftſteller, Romieu, die moraliſche Kraft habe ſich ausgegeben, es ſei der Tag der phyſiſchen Kraft gekommen und mit ihr die Aera der Cäſaren. — Raudot ſah die Möglichkeit einer Erhebung Frankreichs aus ſeinem tiefen Fall nur in der Decentraliſation. — Barante endlich ſtellt dem Aberglauben an die Volksſouveränetät die alte Wahrheit entgegen, daß jede Souveränetät, auch die des Volks, der Moral und dem geſunden Menſchenverſtand verantwortlich iſt, daß kein Souverän, er ſei im Purpur oder in der Blouſe, ſein bon plaisir als letzten Grund ſeiner Handlungen angeben darf, daß jede Revolution ein Frevel iſt, wenn ſie nicht den ausſchließlichen Zweck hat, ein ſchreiendes Unrecht abzuwehren. Schon ahnt er, daß das ermüdete Frankreich, wie ehemals, ſich den Künſten des Deſpotismus hingeben wird. Er geht auf die Zeit zurück, in welcher der moderne Begriff der Volksſouveränetät am reinſten ausgedrückt war. „La convention, après avoir d'abord été soumise à la tyrannie sanglante de la commune de Paris, s'installa dans le pouvoir

absolu et prétendit exercer la souveraineté du peuple. Il n'y eut plus aucune division des pouvoirs, aucune garantie, aucun contrôle: tout fut concentré en une seule autorité. La convention fut législateur, juge, pouvoir exécutif, administrateur suprême, maître des personnes et des propriétés. Si le peuple est un souverain dispensé de justice et de raison, s'il peut réellement déléguer une telle souveraineté, la convention a été le type le plus correct de ce système." Zunächſt beurtheilt er dieſe deſpotiſche Gewalt vom Standpunkt des Rechts und der Freiheit, dann geht er weiter. „Laissons de côté toute idée de liberté, de justice et d'humanité: jugeons tout par le succès .... Cette assemblée a compté des hommes éloquens, sages, courageux, justement honorés; mais ceux-là ont été ou proscrits ou persécutés. Ceux que maintenant on propose à l'imitation ont pour tout titre d'honneur d'avoir été pendant quelques semaines des vainqueurs sanguinaires, pour succomber, après un instant de tyrannie, sous l'exécration publique, pour monter aux échafauds qu'ils avaient dressés. Tibère et Néron savaient durer plus long-temps." Die Reform der Verwaltung ſei wichtiger als eine Reform der Verfaſſung. Nach dem bisherigen Syſtem beſteht die conſervative Partei aus denen, die mit ihren Stellen zufrieden ſind, die Oppoſition aus denen, die höhere Stellen haben wollen. Natürlich ſind die letztern immer in der Mehrzahl, denn jeder Privatmann hat die begründete Anklage gegen die Verwaltung, daß er nicht dazu gehört. Das ganze Publicum iſt oppoſitionell, zwiſchen der Regierung und den Regierten findet kein inneres Verhältniß ſtatt. Sich ſelbſt zu regieren, fällt Niemand ein. Für jedes Uebel verlangt man Abhilfe von der Verwaltung. Die Beamten gehören nicht ihrer Provinz an, ſie bilden eine über das ganze Land zerſtreute Colonie, die nur unter ſich lebt und ausſchließlich mit dem beſchäftigt iſt, was in den miniſteriellen Bureaux zu Paris vorgeht. Dieſer paſſive Gehorſam iſt ſehr bequem; aber wenn man alle ſeine Bewegungen durch den Telegraphen beſtimmen läßt, ſo fragt man zuletzt nicht, wer ihn leitet. Man fragt nicht, ob der Miniſter, der die Verordnung unterzeichnet, durch die Thür oder durch das Fenſter in ſeine Stelle eingedrungen iſt. „Pour un employé modèle, tel que l'administration française les aime, le gouvernement tout entier, c'est telle personne assise à Paris devant tel bureau de direction générale; la charte, c'est le règlement administratif qui détermine les grades, leur hiérarchie et leur salaire.

Les petits changemens qui peuvent se passer aux Tuilerie ou au Palais-Bourbon sont accessoires."

In diesem Sinn hat Barante dann die Geschichte des Nationalconvents und des Directoriums geschrieben, und — lange vor Sybel — die Thorheiten und Frevel jener Periode ins hellste Licht gestellt.

Augustin Thierry war sehr betroffen; er gab es auf, seine „Geschichte des dritten Standes" weiter zu führen. Der Bürgerstand hatte sich unfähig gezeigt, die drohende Anarchie zu bändigen: er mußte, um seinen alten Standpunkt wieder zu gewinnen, da anfangen, wo er im vorigen Jahrhundert stehn geblieben war. Das Ereigniß machte die ganze bisherige Construction zweifelhaft. — .

Die bisherige Einigkeit zwischen den beiden leitenden Mächten, der royalistischen Nationalversammlung und dem Präsidenten, war von der Voraussetzung ausgegangen, der letztere werde leicht zu leiten sein. Man wurde zunächst den Irrthum gewahr, als er 31. Oct. 1849 das Majoritätsministerium entließ und eines nach seinem Sinn bildete. Von da an herrschte zwischen beiden das entschiedenste Mißtrauen. Als nun durch socialistische Nachwahlen in Paris (28. April 1850 Eugen Sue) das Bürgerthum geschreckt war, ließ sich 31. Mai die Nationalversammlung verleiten, durch Aenderung des Wahlgesetzes in reactionärem Sinn sich die Stütze zu entziehn, die sie allenfalls bei der Volksmasse finden konnte.

Das Verhalten dieser Opposition erscheint uns heute völlig unbegreiflich. Es war die Möglichkeit gegeben, durch Modification der Verfassung die Verlängerung der Präsidentschaft auf friedlichem Weg und dadurch eine Art Compromiß herbeizuführen, durch welchen die Volksvertretung einen immer nicht unbedeutenden Spielraum gewann. Das wollten aber die Royalisten nicht; sie lähmten nicht blos alle Bewegungen des Präsidenten, sie schädigten ihn empfindlich in seinem Ansehn. In diesem Fall mußten sie aber einsehn, daß sie sich ihn und seinen Anhang zum tödtlichsten Feind machten, und Maaßregeln gegen die Gefahr dieser Feindschaft ergreifen. Aber sie unterschätzten seine Macht, sie waren bei hellem Tage blind.

Als gegen Ende 1850 Napoleon seine Bewerbung um die Gunst der Armee offen begann, rechneten die Gegner auf den General Changarnier; als dieser 10. Januar 1851 abgesetzt wurde, rief Thiers zwar aus: „l'empire est fait!" Aber man glaubte dieser Gefahr durch ein Mißtrauensvotum (10. Febr.) und durch hohle Rodomontaden zu ent-

gehn, in denen Thiers mit V. Hugo und Changarnier wetteiferte. Die Reviſion der Verfaſſung wurde 14. Juli abgelehnt, das neue Miniſterium St. Arnaud 27. Oct. kündigte den offnen Staatsſtreich an, der dann 2. Dec. erfolgte und von einer enormen Majorität gutgeheißen wurde. Frankreich hatte zu ſeiner Ueberraſchung einen Herrn.

Frankreich bedurfte eines Despoten, aber die Art, wie der Despotismus ſich begründete, wurde ihm ſelbſt zum Verhängniß. Napoleon hatte ſeinen Staatsſtreich mit Hilfe ſeiner alten Spießgeſellen durchgeführt; er war fortan in ihrer Hand, und der Theil der Geſellſchaft, der, gleichviel mit wieviel Recht, in Frankreich für den anſtändigen gilt, war von ihm abgewendet: er hat gegen Napoleon in jener ſcheinbar unſchädlichen aber kränkenden Form frondirt, die ihn auf dem Thron vereinſamten, obgleich ſieben Millionen denſelben ſanctionirten (21. Nov. 1852). So war er genöthigt, ſeine Umgebung in den Kreiſen zu ſuchen, die ſich ſelbſt jener Geſellſchaft nicht ebenbürtig fühlten. Unter Ludwig XIV. blickte man zur regierenden Claſſe wie zu einer höhern idealen Sphäre empor, unter Napoleon verſagte man der regierenden Claſſe den Eingang zu den beſſern Cirkeln. Eine ſolche Herrſchaft wir nur durch brutale Gewalt aufrecht gehalten, und auch dieſe würde kaum ausgereicht haben, wenn man ſich nicht vor dem Unbekannten geſcheut hätte. „In welchen Sumpf würden wir gerathen, wenn Napoleon ſtürbe!“ ſagte einmal ſehr richtig das enfant terrible des Bonapartismus, der Marquis de Boiſſy.

Der Mittelpunkt der Fronde war die Academie; alle Gegner des Kaiſerreichs, welcher Richtung ſie auch angehörten, wurden darin aufgenommen. Ein Academiker, V. Hugo, gab in „Napoléon le Petit“ das Signal zur Literatur der Verachtung; das Schmähblatt würde lächerlich ſein, wenn die „gute Geſellſchaft“ es nicht ſanctionirt hätte. Nur zwei von den bekannten Academikern, Pr. Mérimée und Ste. Beuve, machten Frieden mit dem neuen Reich, was ihnen ſehr verdacht wurde.

Proudhon hatte in ſeinem Haß gegen das Chriſtenthum immer nach dem Antichriſt geforſcht, der die Zerwürfniſſe der Welt löſen könne: in „la révolution sociale démontrée par le coup d'état“ iſt er höflich genug, anzudeuten, daß vielleicht Napoleon III. dieſe Rolle ſpielen könne, wenn er ſich an die Spitze der ſocialen Bewegung ſtellte. Er entſagt ſeinem revolutionairen Wirken und begiebt ſich wieder auf das Feld der Theorie. „Pour moi, j'ai poussé de toutes mes forces à la désorganisation politique, non par impatience revolutionnaire, mais par la

certitude que., dans l'hypothèse gouvernementale où elle persistait à se tenir, la démocratie ne pouvait opérer rien de bon. Quant aux masses, si pauvre que fût leur intelligence, si faible que je connusse leur vertu, je les craignais moins en pleine anarchie qu'au scrutin. De nouveaux faits ont rendu inutile cette tactique désespérée, pour laquelle j'ai bravé longtemps l'animadversion publique."

Man mochte über die Periode von 1830—1848, die Periode von V. Hugo, G. Sand, Balzac, E. Sue und Dumas, urtheilen, wie man wollte, man mochte sie als absurd, als unmoralisch, ja als verbrecherisch bezeichnen, man konnte sich nicht verhehlen, daß sie eine große, ja ungeheure Wirkung ausübte. Jedermann hat die Mysterien von Paris getadelt, aber Jedermann hat sie gelesen, und so grob das Holz, aus dem diese und ähnliche Stücke geschnitten waren, es prägte sich der Einbildungskraft ein: diese Ideen von der Knechtschaft der Frauen, von der Verruchtheit der Bourgeoisie, von der Nothwendigkeit, ungeheure Capitalien zusammenzuschlagen, um die Feinde der Menschheit zu bekämpfen, von dem Anrecht Aller auf gleichen Genuß u. s. w. Die Epigonen behandeln dieselben Stoffe und wenden dieselben Formen an, wie ihre nächsten Vorbilder, aber mit weniger Erfolg.

Im Drama wie im Roman haben sich seit der ältesten Zeit die Franzosen die Aufgabe gestellt, die Leidenschaft zu schildern und zu analysiren; die Engländer, die sittlichen und psychologischen Zustände zu entwickeln. Diese entgegengesetzten Richtungen hatten zuletzt zu einem verwandten Resultat geführt: die französischen Apologeten der Leidenschaft und die britischen Portraitmaler der wirklichen Zustände waren schließlich principielle Kritiker der Gesellschaft geworden. In den ersten Romanen der genannten vier Dichter finden wir überall den wilden Schrei des Herzens, dessen Lästerungen nicht eigentlich dem Gesetz, sondern der Vorsehung gelten: ein Hadern mit Gott, der die Leidenschaften in das Herz gelegt und ihnen doch die Befriedigung versagt habe. Dann aber erfolgt ein plötzlicher Umschlag, sie wenden ihren Pessimismus nicht mehr gegen das Leben überhaupt, nicht mehr gegen Gott, sondern gegen die augenblickliche Einrichtung des Lebens und sein Gesetz. Sie suchen die Rechtfertigung Gottes nicht in einem unbekannten Jenseits, sondern in einer socialen Revolution.

In früheren Zeiten sonderte man die Aufgabe des Lustspiels von der Tragödie. Dem erstern übertrug man die Darstellung der Wirklichkeit,

der zweiten des Ideal. Auch durch die romantiſche Schule, welche von dem Grundſatz ausging, die Tragödie und die Komödie, das Ideal und die Wirklichkeit zu verſchmelzen, wurde dieſe Stellung nicht weſentlich geändert, denn wenn die neue Gattung, das hiſtoriſche Drama, realiſtiſch zu Werke ging, die Sitten, die ſeiner Handlung zu Grunde lagen, bis auf das Coſtum herab detaillirte, ſo war ſein geheimer Zweck doch die Aufſtellung eines Ideals: man wollte das mittelalterliche, namentlich das ſpaniſche Ritterthum zu derſelben Zeit einem proſaiſchen Zeitalter empfehlen, wo man ſich durch Spott darüber hinwegſetzte. Corneille hatte ſein Ritterthum im vollſten Ernſt aufgefaßt, die Helden, die er darſtellte, waren ſeine eignen Ideale, ihre Empfindungen und ſittlichen Grundſätze waren die ſeinigen. V. Hugo ſchildert ſeine Ritter in grotesker Geſtalt als eine Miſchung von Göttern und Narren; aber damit hörten ſie nicht auf ſeine Ideale zu ſein, denn ſein Ideal lag grade in der Vermiſchung des Erhabenen und Lächerlichen, des Göttlichen und Grotesken. Seit der Februarrevolution iſt aber eine weſentliche Veränderung im Theater eingetreten; die Tragödie bemüht ſich wetteifernd mit dem Luſtſpiel, eine Kritik der wirklichen Zuſtände zu geben: ob der Ausgang eines ſittlichen Conflicts ein peinlicher oder ein erhebender iſt, hängt mehr oder minder vom Zufall ab. Alle dieſe Dramen haben einen moraliſchen Zweck, ſie wollen vor dem Laſter warnen, aber ſie ſpeculiren doch hauptſächlich auf das neugierige Intereſſe der Pariſer für eine Welt, die ſittlichen Leuten verſchloſſen bleibt, die ſie ſich aber viel amuſanter vorſtellen, als ihr eignes Familienleben: eine Welt, wo der Einfall durch kein Geſetz, durch kein Herkommen gezügelt und der Reiz des freien Lebens durch das Raffinement eines verwilderten Luxus erhöht wird. So beſchäftigt ſich die Einbildungskraft auf das lebhafteſte mit jener Grenze, hinter der ſie alle Wunderdinge der tropiſchen Zone erträumt. Es erregt einen geheimen Kitzel, ſich die von der öffentlichen Moral gebrandmarkte, aber heimlich begehrte Welt recht lebhaft zu vergegenwärtigen.

Der zweite Lieblingsaufenthalt der modernen Bühne, die Börſe, liegt vom Demi-monde nicht weit entfernt. Die Berühmtheiten des einen Orts figuriren mit beſonderm Glück und beſonderm Eifer an dem andern. Viele glückliche Speculanten finden die angemeſſenſte Gelegenheit, ſich des Reichthums ebenſo ſchnell zu entledigen, als er erworben wurde, im Demimonde, und die Heldinnen des letzteren ſind gewitzigt genug, ihre Trophäen auf der Börſe niederzulegen. Die Art der Aufregung hat in beiden

etwas Verwandtes: ein beſtändiger ſchwindelhafter Wechſel des Glücks, eine dämoniſche Verbindung des Zufalls und der Berechnung, eine fieberhafte Anſtrengung ohne eigentlichen Inhalt, ein Rauſch des Erfolgs ohne Freude. — Ein ſatyriſches Stück von Béchard: „Les déclassés“ ſchildert die geſellſchaftlichen Gruppen, die durch den Conflict zwiſchen ungemeſſenem Ehrgeiz und beſchränkter Fähigkeit aus ihrem natürlichen Kreiſe gerückt ſind und durch ihre innere Verweſung die Geſellſchaft verpeſten: „Parvenus et déchus, je ne rencontre, je ne coudoie que cela tous les soirs dans le monde . . . Ces deux filles de laquais, mises comme des princesses, accompagnées de ce prince fait comme un laquais? En voilà qui sont classées, j'espère à force d'être déclassées! . . Et ces aimables abonnés des eaux de Clichy, les petits-fils du marquis de Monrade? . . la fausse noblesse, que sais-je encore? tribuns d'estaminets, diplomates bohèmes qui aiment mieux mourir à l'hôpital d'une ambition rentrée que de vivre honnêtement d'un métier honeste . . Coureurs de millions, obligés de s'arrêter en chemin, faute d'une paire de bottes . . . Poètes qui auraient fait de si parfaits notaires . . Oui, tous ces parvenus oublieux et égoïstes, ces impuissants ambitieux et envieux, existences déclassées!“

Alle dieſe Satiren ſind ebenſo ſicher begründet, als unfähig, zur Beſſerung beizutragen; darum hat die ernſthafte Literatur, die wiſſenſchaftliche Preſſe, offenbar eine viel größere Wirkung.

Als 1856 Tocqueville mit ſeinem neuen Werk, das alte Staatsweſen und die Revolution, hervortrat, war das politiſche Intereſſe in Frankreich ſo abgeſtorben, daß er in ſeiner Vorrede zu der Erklärung veranlaßt wird: „Viele, die mein Buch leſen, werden mich beſchuldigen, darin eine höchſt unzeitige Vorliebe für die Freiheit zu zeigen, da, wie man mir verſichert, ſie heutzutage wenig in Frankreich gilt. Nur bitte ich diejenigen, die mir dieſen Vorwurf machen, zu erwägen, daß dieſer Hang bei mir ſehr alt iſt. Ich geſtehe, daß ſeitdem ſich nichts auf Erden ereignet hat, was mich hätte bewegen können, anders zu denken. Nachdem ich die gute Meinung, die ich von der Freiheit hege, zu einer Zeit ausgeſprochen habe, wo Viele ihr noch dienten, ſo muß man mir geſtatten, ihr auch jetzt treu zu bleiben, wo Viele ſie verlaſſen.“ Die Analogien zwiſchen den früheren Entwicklungsphaſen der Revolution und den gegenwärtigen Zuſtänden treten ſehr deutlich hervor. „Ich werde auf die Mißgriffe hinweiſen, welche die Franzoſen dahin trieben, der Freiheit zu ent-

ſagen, um gleichgeſtellte Diener des Welteroberers zu werden, ich werde zeigen, wie dann eine kräftige und unumſchränktere Regierung, als diejenige, welche von der Revolution zerſtört wurde, alle Gewalt an ſich reißt und in ſich concentrirt, alle die ſo theuer erkauften Freiheiten zu Boden ſchlägt und an ihrer Statt nur noch ihre weſenloſen Schatten beſtehn läßt, indem ſie Volkswillen die Stimmen von Wählern nennt, die weder ſich aufklären können, noch unter einander ſich berathſchlagen, noch anders wählen dürfen, freie Bewilligung der Steuern den Beifall der ſtummen und geknechteten Verſammlungen; ich werde zeigen, wie dieſe Gewalt, während ſie im Volk die Fähigkeit, ſich ſelbſt zu regieren, die Freiheit, zu reden, zu denken, zu ſchreiben, alſo alles Edle und Große zerſtört, was man 1789 erkämpft hatte, dennoch es wagt, ſich mit dieſem hehren Namen zu ſchmücken."

Die Centraliſation der Verwaltung und, was damit zuſammenhängt, die Abſorption alles nationalen Lebens durch die Hauptſtadt, war nicht, wie man früher glaubte, die Folge, ſondern der Grund der Revolution. Die Revolution hat nichts weiter gethan, als die Trümmer des alten Feudalſtaats beſeitigt, die jenem modernen Abſolutismus einen mehr ſcheinbaren als wirklichen Widerſtand entgegenſetzten. Sie hat die allmächtige Staatsmaſchine deutlicher hervortreten laſſen, aber ſie hat ſie nicht geſchaffen. Nicht blos das Material, welches ſie zu ihrem Neubau anwandte, ſondern auch die Wünſche und Ideale, von denen ſie beſtimmt wurde, waren ihr von der alten Monarchie übermacht, und ſie hat im Weſentlichen nur das Werk Richelieu's und Ludwig's XIV. fortgeſetzt.

Tocqueville hat die analytiſche Methode, durch welche das innere Triebwerk des Mittelalters enthüllt war, auf das 18. Jahrhundert angewendet; dieſes ſchien uns bekannt, weil wir über die hervorragenden Perſönlichkeiten jener Zeit ausführliche Berichte beſitzen. Wir hatten jedoch nur dunkle, verworrene, oft falſche Vorſtellungen von dem damaligen Gang der Geſchichte, von der Art und Weiſe, wie die Angelegenheiten des Staats im Innern verwaltet wurden, von der gegenſeitigen Stellung und dem Wechſelverkehr der verſchiedenen Kaſten und Stände, von den Gewohnheiten, den Sitten, den Geſinnungen desjenigen Theils des Volks, der damals gleichſam noch unſichtbar und unhörbar dahinlebte. Um ſich dieſe Stufe des Lebens klar zu machen, iſt Tocqueville an die Quelle gegangen. Zunächſt haben ihm die Protokolle der Provinzialverſammlungen Licht verſchafft, dann die Cahiers, welche 1789 die drei Stände ſammeln

ließen, das Teſtament der ehemaligen Geſellſchaft Frankreichs, am wichtigſten jedoch wurden für ihn die Archive der Miniſterien und der großen Intendantſchaften, die ihm das wahre Leben der alten Staatsverwaltung, die Ideen, Leidenſchaften, Vorurtheile und Gewohnheiten der damaligen Menſchen offenbarten. Nachdem er aber auf dieſe Art Forſchungen angeſtellt, auf die man ſonſt ein umfangreiches Werk gründet, hat er den guten Geſchmack gehabt, ſie in kurze Sätze zuſammenzudrängen, die, das Reſultat einer allſeitigen Forſchung, ſich mit ihrem Gedankenreichthum dem Gedächtniß einprägen und zugleich der Phantaſie ein klares Bild geben. — Nachdem er den innern Zuſammenhang der Revolution nachgewieſen, geſteht er doch zu, daß ſich innerhalb deſſelben ein irrationelles Moment vorfindet, der franzöſiſche Volkscharakter.

„Betrachte ich dieſe Nation, ſo finde ich in ihrer Geſchichte nichts, was ſo erſtaunlich wäre, wie ſie ſelber. Sah man je auf Erden ein Volk ſo reich an Contraſten, ſo leicht von einem Extrem zum andern getrieben, ſo oft durch augenblickliche Eindrücke, ſo ſelten durch feſte Grundſätze geleitet, ſo daß es bei all ſeinen Handlungen ſtets ſich ſchlimmer oder beſſer bewährte, als man vermuthete? Bald unter dem allgemeinen Niveau der Menſchheit, dann wieder hoch über demſelben ſtehend; ein Volk, das in ſeinen Grundzügen ſo unveränderlich blieb, daß man es noch aus Schilderungen wieder erkennt, die zwei Jahrtauſende alt ſind, und zugleich ſo beweglich in ſeinen täglichen Geſinnungen und Gedanken, daß es manchmal ſich ſelbſt zu einem unerwarteten Schauſpiel wird, und was es eben gethan, mit demſelben Staunen betrachtet, wie das Ausland; ein Volk, das an ſeinem Zwecke und ſeinen Gewohnheiten mehr als alle anderen hängt, ſo lange man es ſich ſelbſt überläßt, und das, ſobald man es ſeiner Heimath und dieſen Gewohnheiten unfreiwillig entriſſen hat, bis ans Ende der Welt vorzudringen und Alles zu wagen vermag; ſeinem Temperament nach ungern gehorchend, jedoch der willkürlichen und ſogar tyranniſchen Herrſchaft eines Fürſten lieber ſich fügend, als der regelmäßigen und freien Regierung ſeiner angeſehenſten Bürger; heute ein geſchworner Feind alles Gehorſams, morgen entflammt von einer Art Leidenſchaft, zu dienen, die auch von den für die Knechtſchaft begabteſten Nationen nicht erreicht wird; an einem Fädchen geführt, ſo lange Niemand widerſtrebt, unregierbar, ſobald das Beiſpiel des Widerſtands irgendwo gegeben iſt; ſeine Herren auf ſolche Weiſe immer täuſchend, die es entweder zu ſehr oder zu wenig fürchten; niemals in dem Maße frei, daß man es aufgeben müßte, es zu

knechten, und nie in dem Grade geknechtet, daß es nicht ſeine Feſſeln noch ſprengen könnte; für Alles begabt, aber nur im Kriege ausgezeichnet; dem Zufall, der Gewalt, dem Erfolg, dem Glanz und Geräuſch mehr als dem wahren Ruhm leidenſchaftlich ergeben; mehr mit Heldenmuth als mit Tugend, mehr mit Genie als mit geſundem Menſchenverſtand begabt; eher geeignet, ungeheure Pläne zu entwerfen, als große Unternehmungen nach allen Seiten hin auszuführen; die glänzendſte und gefährlichſte Nation Europas, beſtimmt, allen übrigen abwechſelnd ein Gegenſtand der Bewunderung, des Haſſes, des Mitleids, des Schreckens, aber nie der Gleichgiltigkeit zu werden."

Anhang.

I. Verzeichniß der Geburtstage.

1783,	23.	Jan.	Henri Beyle, Grenoble; † 1842.
—	10.	April	Hortense Beauharnais, Paris Louis Bonaparte.
1784,	15.	Nov.	Jerome Bonaparte.
1785,		Febr.	Delatouche.
—	29.	Dec.	P. Lebrun, Paris.
1786,	26.	Febr.	Fr. Arago, Perpignan; † 1853.
1787,	3.	Juli	Pellegrino Rossi, Carrara; † 1848.
—	4.	Oct.	Fr. Guizot, Nismes.
1788,	6.	Jan.	Louis Vic de Cormenin, Paris.
—	22.	Jan.	Lord Byron; † 1824.
1789,	30.	Juni	Horace Vernet, Paris.
1790,	4.	Jan.	P. A. Berryer, Paris; † 1868.
—	11.	Juni	Abel Villemain, Paris; † 1870.
—	21.	Oct.	Alph. de Lamartine, Milly; † 1869.
1791,	20.	Febr.	Emile Deschamps, Bourges.
—	19.	Juli	Odillon Barrot, Bilfort.
—	24.	Dec.	Eug. Scribe, Paris.
1792,	29.	Febr.	Giach. Rossini; † 1868.
—		Febr.	Ant. Genoude, Montélimar; † 1849.
—	28.	Nov.	Victor Cousin, Paris; † 1867.
1793,	12.	Mai	J. J. David d'Angers (Bildhauer); † 1842.
1794,	16.	März	Cas. Delavigne, Havre; † 1843.
—	5.	Oct.	J. B. Lesueur, Rambouillet, Bildhauer.
1795,	10.	Mai	Augustin Thierry, Blois; † 1856.
—	31.	Aug.	Amable Voïart, Tastu 1816.
—	24.	Sept.	Ant. Barye, Paris; Bildhauer.
1796,	17.	Febr.	Bautain, Paris; Abbé.
—	30.	April	J. A. Crémieux, Nismes.
—	8.	Mai	Fr. Aug. Mignet, Aix.
—	7.	Juli	Theod. Jouffroy, im Jura; † 1842.
—			Prosper Enfantin, Paris.
—			Aug. Barthélemy, Marseille.
1797,	16.	April	Ad. Thiers, Marseille.
—	11.	Juli	Paul Delaroche, Paris; † 1856.
—	2.	Aug.	Améd. Thierry, Blois; † 1873.
1798,	19.	Jan.	Aug. Comte, Montpellier; † 1857.
—	21.	Jan.	Jos. Méry, Marseille.
—	8.	Oct.	Philar. Chasles, Chartres; † 1873.
1799,	17.	Febr.	Rud. Töpfer, Genf; † 1846.
—	27.	März	Alfred de Vigny, Loches (Touraine).
—	20.	Mai	Hon. Balzac, Tours.
—	15.	Aug.	Louis Reybaud, Marseille.
—	13.	Oct.	Heinrich Heine, Düsseldorf; † 1856.
1800,	21.	Febr.	St. Marc Girardin, Paris; † 1873.
—	12.	März	Anthony Deschamps, Paris; † 1869.

1800, 8. Mai Armand Carrel, Rouen; † 1836.
— 31. Juli Louis Viardot, Dijon.
— 12. Aug. Jacques Ampère, Lyon.
— 22. Nov Jules Bastide, Paris.
— 23. Dec. Frèd. Soulié, Foix; † 1847.
1801, 6. April Hippol. Carnot.
1802, 26. Febr. Victor Hugo, Besançon.
— 12. März J. B. Lacordaire, Recey.
— 15. Aug. Theod. Gudin, Paris.
1803, 17. Febr. Edgar Quinet. Bourg.
— 24. Juni Al. Dumas, Villers Cotterets; † 1870.
— 18. Juli L. Ant. Garnier Pagès, Marseille.
— 28 Sept. Prosper Mérimée; † 1870.
— 11. Dec. Hector Berlioz; † 1869.
1804, 26. Jan. Delphine Gay, Aachen, Girardin; † 1855.
— 5. Juli Aurore Dupin (George Sand) Dudevant.
— 10. Dec. Eug. Sue, Paris; † 1857.
— 23. Dec. Ste. Beuve, Boulogne s. m.; † 1869.
— 24 Dec. Jules Janin.
1805, 28. April H A. Barbier, Paris.
— 29. Juli Alexis de Tocqueville, Verneuil; † 1859.
1806, 13. Jan. Mich. Chevalier, Limoges.
— 27. Febr. Paul Lacroix Paris.
— 20. März Napol Nisard, Chatillon.
1807, 29. Jan. Susanne Brohan, Paris.
1808, 11. Jan. Fialin (Persigny), St. Germain; † 1872.
— 2. Febr. Ledru Rollin, Paris.
— 16. Febr. Gust. Planche, Paris; † 1857.
— 15. April Emile Souvestre, Bretagne; † 1854.
— 20. April Louis Napoleon; † 1873.
— 24. Nov. Alph. Karr, Paris.
1809, 21. März Jules Favre, Lyon.
1810, 20. Febr. Henri Martin, St. Quentin.
— 28. Mai Alex. Calame, Vevay
— 29. Mai Ch. Ct de Montalembert, London; † 1870.
— 4. Oct. Felix Pyat.
— 11. Nov. Alfred de Musset; † 1857.
1811, 19. Febr. Jules Sandeau, Aubusson.
— 11. März Urbain Leverrier, St. Lô.
— 22. Oct. Franz Liszt.
1812, 11. Aug. Oct. Feuillet.
1813 Mai Henri Blaze à Bury, Avignon.
— 28. Oct. Louis Blanc, Madrid.
1814, 1. Juni Fr. Ponsard, Wien; † 1867.
— 31. Dec. Jules Simon, Morbitran.
1815, 27. Aug. Hippol. Royer, St. Denis.
1817, 16. Dec St. René Taillandier, Paris.
1819, 21. Juni Jakob Offenbach, Köln.
1820, 3. Jan. Rachel Felix, Aargau; † 1858.
— 17. Sept. Em. Augier, Valence.
— 29. Sept. Henri Gr. Chambord.
1821, 16. März Ernest Feydeau, Paris.
— 13. Juni Albert Duc de Broglie.
— 18. Juli Pauline Garcia, Paris; † 1840 Viardot.
1822, 22. März Rose Bonheur, Bordeaux; † 1861.

1822, 20. Mai Emil Erckmann, Pfalzburg.
— 9. Sept. Jerome Napoleon.
1823, 27. Febr. Ernest Renan.
1824, 28. Juli Al. Dumas fils, Paris.
1826, 5. Mai Eugenie de Teba.
— 22. Juni Emile Montégut, Limoges.
— 18. Dec. Al. Chatrian, Pfalzburg.
1828, 14. Febr. Edmond About, Dieuze.
— 21. April Hippol. Taine.

II. Todesfälle.

1816, 30. März Ducis, 82.
— 26. Aug. Hubert Mittevoye, 33.
— 16. Nov. P. L. Ginguéné, 68. Paris.
1817, 14. Juli Me de Staël, 51. Paris.
— Et. Méhul, 54. Paris.
1818, 23. März Nic. Isouard, 41. Paris.
1820, 24. Jan. Robinet, 84. Rennes.
— 13. Febr. Duc de Berry.
— 25. April Volney, 62. Paris.
— 20. Nov. Tallien, 51.
1821, 26. Febr. Joseph de Maistre, 68.
— 17. März Fontanes, 64. Paris.
— 5. Mai Napoleon, 53. St. Helena.
1822, 17. Mai Duc de Richelieu, 56. Paris.
1823, 14. März Dumouriez, 84. London.
1824, Maine de Biran, 58.
— Theod. Géricault, 34
1825, 49. Mai Comte de St. Simon, 65.
— 28. Nov. Général Foy, 50.
1826, 26. Juni Lemontey, 64. Paris.
— 19. Oct. Talma, 63. Paris.
1827, 5. Mai Laplace, 78. Paris.
— 14. Mai Ramond, 72. Paris.
— 9. Aug. Desaugiers, 55. Paris.
1829, 5. Sept. Daru, 62. Paris.
1830, 27. Aug. Ségur d Aguessean, 76. Paris.
— 8. Dec Benj. Constant, 63. Paris.
— 31. Dec Me. de Genlis, 85. Paris.
1832, 3. März Martignac, 56. Paris.
— 4. März J. Fr. Champollion, 33.
— 13. Mai Cuvier, 63. Paris.
— 16. Mai Casimir Périer.
— 22. Juli Herzog v. Reichstadt, 22 Schönbrunn.
— 16. Nov. Bapt. Say, 65.
1834, 20. Mai Lafayette, 76.
— Sept. Arnault, 68.
— 9. Oct. Boyeldieu, 59. Paris.
1835, 15. Jan. Therese Princesse de Chimay, née Cabarrus. 60. Brüssel.
— 24. Sept. Bellini, 33. Paris.

1835, 17. Dec. Röderer, 81.
1836, 10. März Destutt de Tracy, 82.
— 16. April Adèle Ctsse de Souza, 76. Paris.
— 20. Juni Sieyès, 84.
— 26. Juni Rouget de Lisle, 76. Paris.
— 24. Juli Arm. Carrel, 36. Paris.
— 26. Oct. Raynouard, 75.
— 6. Nov. Karl X. 79. Görz.
1837, 10. Oct. Charles Fourier, 65. Lyon.
1838, 17. Mai Talleyrand, 84 Paris.
— 22. Sept. Albertine Duchesse de Broglie, née Staël.
— 17. Nov. Broussais, 66.
— 9. Dec. Montlosier, 83. Clermont.
1839, 30. Sept. Michaud, 72
1840, 3. Juni Nepom. Lemercier, 67. Paris.
— 20. Juni Cl. Daunou, 79. Paris.
— 30. Juni Lucian Bonaparte, 65. Viterlo.
— 23. Nov. Vic. de Bonald, 86. Paris.
1841, 6. Jan. P L. Bignon, 70.
1842, 1. März Theod. Jouffroy, 45. Paris.
— 15. März Cherubini, 81. Paris.
— 23. März Henri Beyle, 59 Paris.
— 25. Juni Sismondi, 69. Genf.
— 12. Nov. Gerando, 70. Paris.
1843, 10. Dec. Cas Delavigne, 49. Lyon.
1844, 15. Juli Cl. Fauriel, 71. Paris.
— 28. Juli Joseph Bonaparte, 76. Florenz.
1845, 13. März Etienne, 67. Paris.
— Ch. Nodier, 62.
1846, 8. Juni Rud. Töpfer 47. Genf.
— 25. Juni Ludw. Bonaparte, 67. Livorno.
— 4. Sept. Jouy, 82. St Germain.
1847, 7. Aug. Simon Ballanche, 71. Paris.
— 23. Sept. Fr Soulié, 47.
1848, 4. Juli Chateaubriand, 79.
— 5. Nov. Rossi, 61 (ermordet, Rom).
1849, 17. April Abbé Genoude, 57 Hyères.
— 11. Mai Me Recamier, 72. Paris.
1850, 11. Febr. Feletz, 83. Paris.
— 23. Aug. Anaïs de Raucon (Bazin).
— 26. Aug. Louis Philippe, 76. Clarement.
— 10. Nov. Jos. Droz, 77. Paris.
— 24. Dec. Fr. Bastiat, 47. Rom.
1851, 14. Jan. Gasp. Spontini, 71.
— 15. Febr. Theod. Leclercq, 74.
1852, 5. März Sophie Gay, 75. Paris.
1854, 23. Jan. Blanqui, Paris.
— 27. Febr. Lamennais, 72.
— Juli Em. Souvestre, 46.
1855, 30. Juni Delphine de Girardin, 51. Paris.
1856, 17. Febr. Heinrich Heine, 57. Paris.
— 22. Mai. Augustin Thierry.
— 4. Nov. Paul Delaroche, 59. Nizza.
— 9. Nov. Cabet, St. Louis.
— 15. Dec. Salvandy.

1857,		Mai	Alfr. de Musset, 47. Paris.
—	3.	Aug.	Eug. Sue, 52. Annecy.
—	28	Oct.	Cavagnac, 55.
1858,	4.	Jan	Rachel Felix, 38.
1867,		Jan.	Vict. Cousin, 74. Cannes.
—		Jan.	Ingres, 85.
—		Juli	Ponsard, 53. Paris.
1868,	14.	Nov.	Rossini, 76. Paris.
—	29.	Nov.	Berryer, 79 Paris.
1869,	28.	Febr.	Lamartine 78.
—	8.	März	Hector Berlioz, 65.
—	13.	Oct.	Ste. Beuve, 65.
—	29.	Oct.	Anthony Deschamps, 69.
1870,	13.	März	Comte de Montalembert, Paris.
—	8.	Mai	Villemain.
—		Oct.	Prosper Mérimée, 66. Cannes.
—	5	Dec.	Al. Dumas, 67. Dieppe.
1871,	8.	März	Dudevant (Gatte von G. Sand), 76.
—	13.	Mai	Fr. Auber, 89. Paris.
—	30.	Aug.	Paul de Kock, 78. Paris.
1872,	22.	Oct.	Th. Gautier, Paris.
1873,	9.	Jan.	Napoleon III., 65. Chislehurst.
—	25.	Febr.	Marschal Ségur, 93.
—	26.	März	Améd. Thierry, 75. Paris.
—	11.	April	St. Marc. Girardin.
—	7.	Juni	Ludov. Vitet, 71. Paris.
—		Juli	Philar. Chasles, Paris.

Inhalt.

Vorrede. Seite

Drittes Buch. Die Literatur unter Ludwig XVIII. und Karl X. 1

1. Die Regierung zwischen der Chambre introuvable und den Demokraten. — Vermittelungsversuche: die Doctrinairs, die eklektische Philosophie (Cousin) — Bruch mit der Chambre introuvable — Beranger und P. L. Courier, 1815—1816 1
2. Umwandlung der Sprache durch die Kritik — Deutsch-englische Einflüsse — H. Beyle — A. Thierry 16
   Die Clerikalen: Lamennais — de Maistre 27
   Vermittelung: Biran — Cousin 36
   Die Demokraten: Daunou — B. Constant — Beranger, 1817—1818 41
3. Der Realismus und die Kunst — Gericault — Delatouche — Beyle — Nodier — Einfluß Byron's und W. Scott's — Thierry — Die neue Geschichtschreibung 44
   Die Demokraten: Courier — Beranger, 1819 56
   Der Hof wieder zu den Ultras (Chateaubriand) — Opposition von Thierry, Guizot, Beranger, 1820 63
4. Lamartine — P. Lebrun u. a. Dichter, 1820 80
5. Fortschritte der Reaction und Demokratie bis zum Congreß zu Verona 1821—1822 — Anfänge der Romantik — Lafayette — Die Bonapartisten nach Napoleon's Tod: Beranger — V. Hugo als Royalist — Delavigne — Shakespeare-Studien — Nodier — Die Doctrinairs — Mignet und Thiers — Courier — Chateaubriand 101
6. Chateaubriand und die spanische Intervention — Leidenschaftliche Angriffe von Courier und Beranger, von Mignet (Geschichte der Revolution) und Thiers — St Simon — Die neue Romantik: V. Hugo, A. de Vigny, Lamartine (Byron's Tod), Beyle — Chateaubriand in die Opposition gedrängt — Tod Ludwig's XVIII., 1823—1824 130
7. Karl X. — Fortschritte der Romantik: Beranger, Delavigne, Leclercq, Prosper Mérimée, der Globe, Delphine Gay — Beziehungen des Globe zu St. Simon — zu den Eklektikern (Jouffroy) — 1825 159
8. Aufblühen der Geschichtschreibung: Thierry, Thiers, Guizot, Barante, A. de Vigny (historischer Roman) — Der Globe und Goethe 1825—1826 179

Seite

9. Lamennais — Weitere Fortschritte der Geschichte: Thierry, Michelet, Quinet — Deutsche Einflüsse — Mérimée — V. Hugo's neues Programm — Capefigue — Scribe und das französische Lustspiel — Delphine Gay — Ausschreitungen der Romantik, 1826—1827 197
10. Ministerium Martignac — Vorlesungen: Guizot, Cousin, Villemain, Ste. Beuve, St. Marc Girardin — Verbindungen der Romantik mit Deutschland — Deschamps — 1828 218
11. Blüthe der romantischen Schule — A. Dumas und das Theater, V. Hugo, Lamartine, Ste. Beuve, Mérimée, Beyle, J. Janin, Guiraud 1829 238
12. Das Ministerium Polignac und die Revolution 1829—1830 . . 262

Viertes Buch. Die Literatur unter Ludwig Philipp. 275

1. Erste Wirkungen der Revolution auf Frankreich und Deutschland (Heine) — Polen — Die St. Simonisten — Lamennais im Avenir — B. Constant — Wandlungen der Literatur — Revue de deux mondes — V. Hugo (Nt. Dame) — Balzac — A. Dumas 1830—1831 275
2. Ministerium Perier — Barbier, Michelet, Quinet — Beziehungen zu Deutschland — Heine in Paris — Lamartine, Chateaubriand und Beranger — Die St. Simonisten — A. de Vigny (Stello) — Die Bonapartisten — Perier's Tod, 1831—1832 303
3. Sturz der St. Simonisten — Fourier und seine Schule — Beziehungen zwischen dem Socialismus und der Romantik — Balzac, G. Sand, E. Sue — Delavigne und V. Hugo — 1832 333
4. Die Legitimisten und Clerikalen — Historische Fortschritte: Guizot, Sismondi, Thierry, Michelet, Buchez — Die Eklektiker in der Reaction — Lamennais' Abfall (Paroles d'un Croyant) — G. Sand (Lelia) — A. d. Musset — Balzac, V. Hugo und das Theater: Dumas, Scribe — 1833 361
5. Chateaubriand als Frondeur — Lamartine als Politiker — Tocqueville über die Freiheit — G. Sand, Delphine v. Girardin, Ste. Beuve, Balzac — Heine als St. Simonist — 1834 . . . 391
6. Allgemeine Verstimmung der Romantik — Nodier und die Academie A. de Vigny, V. Hugo, Balzac, Fr. Soulié, Guiraud, Quinet: Mysticismus — Kritische Angriffe: Planche, Nisard, St. Marc Girardin — Die Clerikalen — Deutsche Reaction (Menzel) — Ministerium der Linken (Thiers) — 1835—1836 419
7. A. de Musset; Confession 1836 440
   G. Sand's Scheidung: André, Simon — Balzac: le lys; illusions perdues; seine Mystik — J. Janin — Delphine v. Girardin . 448
   Dichtungen: Quinet's Napoleon, Lamartine's Jocelyn 462
   Gegner der Romantik: A. de Musset, Nisard 465
   Lammennais; Die Socialisten 469
8. Politische Wirren, Attentate, Satiren, 1836—1837 472

Seite

Das Theater, 1837: Scribe, A. de Musset, Delavigne, Dumas, Heine 476
Novellen: G. Sand, A. de Musset 484
Dichtungen: V. Hugo, Ste. Beuve 486
Hiſtoriſche Studien: Guizot, Ste Beuve, Bazin, Mignet, Michelet 488
Die Demokratie: Lamennais 493
Edgar Quinet 1838; V. Hugo: Ruy Blas; die Dichterkrankheit 496
Novellen: Bernard, Muſſet, G. Sand, Beyle, Mérimée 1838—1839 504
Transcendentale Dichtungen: Lamartine, Soumet 509
9. Die Coalition 1839; Thiers und die Rheingrenze 1840 514
Die Socialdemokraten: Cabet, Proudhon, L. Blanc, Lamennais, Conſtant 519
Ausgang der kriegeriſchen Stimmungen 1840; Gährungen 1841 527
Satiriſche Gegenwirkung: Scribe, Barbier 1841 529
Die Clerikalen: Lamennais, Genoude, Veuillot, Guiraud . . . 534
Thierry über den dritten Stand 542
Raudot über die Centraliſation 551
10. Dichtungen: Muſſet, G. Sand, V. Hugo 555
Beziehungen zu Deutſchland: Quinet 1842 561
Der Senſationsroman: E. Sue, G. Sand; Heine's Briefe . . 563
V. Hugo „Burgraves"; Rachel; Ponſard und die Antike 1842—1843 573
Die Lyriker: A. de Vigny, Brizeux, Ste. Beuve 1843 579
Die Philoſophie: Couſin, und die Clerikalen 582
La France s'ennuie 591
Poetiſche Verſuche 1841: Bernard, G. Sand, Mérimée 594
11. Guizot und die Demokraten 596
Michelet 1845 597
Der Senſationsroman 1846: E. Sue, A. Dumas, Bernard, G. Sand 600
Proudhon gegen Gott 610
Thiers Geſchichte des Conſulats 616
Die kommende Revolution 1847: Lamartine; E. Sue; L. Blanc; 618
Poetiſche Verſuche: G. Sand, Mérimée 629
12. Die Revolution und ihre nächſten Folgen — Ausſichten — Tocqueville 631

Anhang.
1. Verzeichniß der Geburtstage.
2. Todesfälle.

Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.